

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben

von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

„Suchet in der Schrift; denn ihr meinet, ihr habt das ewige Leben darinnen; und sie ist's, die von mir zeuget."
Joh. 5, 39.

 Vierzehnter Jahrgang 1886. 

St. Louis, Mo.
Aug. Wiebusch & Son Printing Company.
1886.

Inhalts-Verzeichniß.

Januar.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Juli.

August.

September.

October.

Seite

November.

December.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. Januar 1886. Nro. 1.

Vorwort.

Es ist das verflossene Jahr für unsere Theologische Zeitschrift insofern ein bemerkenswerthes gewesen, als dieselbe zum ersten Male seit ihrem Bestehen im Stande gewesen ist, ohne Mithülfe der Verlagskasse sich zu erhalten. Es ist gewiß Niemand in unserer evang. Synode, der sich nicht darüber freute. Etliche mögen sich wohl auch darüber freuen, daß der Verlagskasse nun keine Gelder mehr entzogen werden für ein, ihrer Ansicht nach, unnöthiges Unternehmen; die Leser und Arbeiter an der Theologischen Zeitschrift freuen sich darüber, daß sie nicht mehr zu ihrer Arbeit, die sie, jeder in seiner Art, an dem Blatte thun, auch noch bei der Verlagskasse betteln gehen müssen.

Wenn der, welcher nicht arbeiten will, auch nichts zu essen hat, so geschieht ihm recht, wenn man aber treulich und redlich arbeitet und doch Mangel leiden muß, so ist das beinahe unerträglich. Harte Zeiten hat unsere Theologische Zeitschrift reichlich zu erfahren gehabt, und wenn sie auch jetzt vorüber sind, so sollen sie doch unvergessen bleiben und uns die Mahnung im Gedächtniß halten: „Wer sich dünken läßt, er stehe, sehe zu, daß er nicht falle.“ Es wäre aber in der That ein Dünkel zu meinen, es sei zu einem gesicherten Bestande und zu einem segensreichen Wirken der Theologischen Zeitschrift hinreichend, wenn dieselbe nur im Stande sei ihre Kosten zu decken, oder gar einen Ueberschuß für die Verlagskasse zu erzielen. Es gehört vielmehr vor allen Dingen das dazu, daß sie immer in derjenigen Stellung verbleibe, die ihr im Ganzen des synodalen Organismus zukommt, daß sie weder ihre Stelle leer lasse, noch ihre Grenzen überschreite.

Daß die Theologische Zeitschrift im Dienste der Synode steht und nur eine dienende Stellung einnehmen kann, wenn sie überhaupt der Synode sich nützlich erweisen soll, wird an dieser Stelle nicht zum ersten Male gesagt. Auch die Redaktionsarbeit ist so wenig Ausübung einer Herrschaft als das Entwerfen eines Planes, oder die Aufstellung eines Kostenüberschlages, oder das Behauen eines Steines ein Beherrschen des Herrn ist, für den ein Haus gebaut werden soll. Ebenso ist es mit der Arbeit an der Zeitschrift. Ist irgend ein Glied der Synode zu irgend einer Mitarbeit an derselben willig und fähig, so wird diese Dienstleistung, wenn sie eine Verwerthung der empfangenen Gabe im Dienste des Herrn ist, nicht ohne Segen für den Arbeit enden und nicht ohne Frucht für die Synode bleiben. Nun geht es aber-

nicht gut, oder besser gesagt, es geht überhaupt nicht, daß man zwei oder gar auch noch mehr Herren dient, und auch unsere Zeitschrift muß, wenn sie ihre Aufgabe zu erfüllen im Stande sein soll, der ganzen Synode, und nur ihr, dienen und in diesem Dienst auf Mithülfe der Synode in allen ihren Gliedern rechnen können. Jede Arbeit, die eingesandt wird, muß dem Interesse unserer ganzen Synode dienen, wenn sie überhaupt auf Berechtigung Anspruch machen will. Wer eine Wahrheit erkannt hat, der kann sie mittheilen, und thut damit seinen Lesern oder Hörern einen Dienst. Wer dagegen nur für seine eigene Ansicht Anerkennung, für seine Absicht Unterstützung, für seine Pläne Anhänger zu erlangen suchte, der dient nicht mehr, sondern er würde sich unserer Zeitschrift bedienen, um Zwecke zu verfolgen, die unter Umständen noch nicht einmal genau erkennbar und noch viel weniger von der Synode anerkannt wären. Daß aber zu solchen Zwecken unsere Zeitschrift nicht dient, ist wohl an sich schon klar. Wenn vor zwei Jahren darauf hingewiesen wurde, daß dieselbe eine der Werkstätten unserer Synode sei, so möge jetzt hinzugefügt werden, daß in dieser Werkstätte auch Waffen geschmiedet werden können, wenn es nöthig ist, aber zum Fechtboden oder Schlachtfeld soll sie nicht werden. Dazu ist der Raum zu beschränkt.

Nun könnte man vielleicht auf die Geschichte der Israeliten hinweisen, die mit der einen Hand die Arbeit thaten und mit der andern die Waffen hielten. Man kann zwar in manchen Fällen sich damit trösten, aber solche Zeiten, in denen alles nur mit einer Hand angegriffen wird, sind doch Tage der geringen Dinge. Man kommt vor Streit zu keiner rechten Arbeit und vor Arbeit zu keinem rechten Angriff. Wer nun in solchen kümmerlichen Zeiten lebt, der wird zwar aus eigener Macht sich nicht aus denselben heraus versetzen können, aber er kann doch dagegen ankämpfen, daß er selbst nicht darin verkümmere, daß er nicht dahin gerathe, Minze, Till und Kümmel zu verzehnten, während das Schwerste im Gesetz, die großen Lebensfragen der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit und des Glaubens bei Seite geschoben werden oder als längst erledigt ganz dahinten bleiben.

Wenn der Herr sagt: Richtet nicht nach dem Ansehen, sondern richtet ein gerechtes Gericht, so gilt das heutzutage um so mehr, als die Verwirrung in Betreff dessen, was Recht und Unrecht, was Wahrheit und Lüge, Erkenntniß und Irrthum, was Reich Gottes und was Welt ist, nicht geringer, sondern größer geworden ist. Lasset Beides mit einander wachsen, hatte der Herr gesagt, und da wächst auch das Unkraut oft üppiger als die gute Frucht, und es liegt die Gefahr nahe, das hoch wachsende und üppig stehende, um seines raschen Wachsthums und seines blühenden Zustandes willen, als die rechte vom Herrn ausgestreute und mit Gedeihen gesegnete Saat anzusehen.

So wie unter den Völkern wieder ein Wettlauf begonnen hat, sich so viel wie möglich von der Erde zu sichern, so ist auch unter den verschiedenen Kirchen und Denominationen das Bestreben, sich über ein möglichst großes Gebiet auf Erden auszubreiten in den Vordergrund getreten und man ist zum Theile in der Wahl der Mittel so wenig bedenklich, daß an mancher Stelle der Ruf ertönt: „Siehe, da ist Christus; siehe, hier ist er.“

An andern Orten wird nicht mehr nur etwa noch in einer Anwandlung von Aengstlichkeit gefragt: Woher nehmen wir Brot, daß diese essen, sondern: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? d. h.: Wie schaffen wir die materiellen Mittel zur Ausbreitung unserer eigenen Kirche und wie fangen wir es an, um dabei nicht von andern überholt, oder in der Welt in den Schatten gestellt zu werden?

Wieder anderswo heißt es: Herr, laß meine Söhne sitzen in deinem Reich, einen zu deiner Rechten, den andern zu deiner Linken; man glaubt das Heil der Kirche in der Vermehrung äußerer Machtmittel zu finden, man will, anstatt in Kraft des Geistes zu wirken, durch die Gewalt fleischlicher Mächte seinen Zweck erreichen. Rom geht ja in diesem Stücke wieder mit einem neuen Anlaufe voran, und versteht es ganz vortrefflich, andere dazu zu verführen, denselben Weg zu betreten. Man gibt vor Gott geben zu wollen, was Gottes ist, um aber etwas für sich zu haben, möchte man, in irgend einer Art, etwas von dem, was des Kaisers ist. Man ist eben vielfach nicht damit zufrieden, daß das Reich Gottes in dieser Welt sich erbaut und erhält, man möchte auch die Welt in das Reich Gottes einbauen und darin erhalten. Solchem Beginnen gegenüber gilt es, die Zeichen der Zeit zu prüfen, um richtig unterscheiden zu können zwischen dem Weltwesen und dem Wesen des Reiches Gottes. Es mag nun allerdings dabei sehr oft ein Ergebniß herauskommen, das sehr wenig befriedigend ist. Man sieht, daß die Geduld und Treue, die sich in der langen irdischen Wartezeit der Kirche Christi bewähren soll, vielfach fehlt, daß man denkt: „Mein Herr kommt noch lange nicht," und daß in Folge davon der Streit unter den Dienern des einen Herrn ausbricht und die Genußsucht sich breit macht. Da möchte man oft auch sagen: Wen der Tod trifft, den treffe er und wer böse ist, sei immerhin böse, denn sollten sie nicht alle ihres Herrn Willen wissen?

Ein solches Thun wäre aber ein Dahintenlassen der Barmherzigkeit. Es gibt immer noch solche, die eben noch keine Heuchler, sondern nur erst Verblendete, solche, die noch keine Verräther, sondern nur Verlorene sind. Diese Verlorenen, weil sie verloren sind, auch noch verdammen, hieße unbarmherzig handeln. Gerade hier müssen wir auf das Wort und Vorbild unseres Herrn sehen, damit wir das Verlorene in seinem Sinne und Geiste suchen, anstatt es in pharisäischer Gesinnung zu verstoßen.

„Und den Glauben" fügt der Herr hinzu, denn Gerechtigkeit ohne Glauben wird zu einer alles Leben erdrückenden Härte und Barmherzigkeit ohne Glauben zu einer den Tod herbeiführenden Schwäche. Darum haben wir es, wenn wir auch keine Pharisäer, sondern Jünger Christi sind, immer wieder nöthig, daran gemahnt zu werden, daß wir Glauben halten. Nicht etwa deßwegen, weil es uns evangelischen Christen je an der Festigkeit unseres Glaubens- und Lehrgrundes fehlte, oder fehlen könnte; denn einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus und ein festeres und unvergänglicheres Wort als das Wort Gottes kann es nicht geben. Es kommt nur darauf an, daß wir auf diesem Grunde

stehen, an dieses Wort uns halten. „Hast du den Glauben," sagt der Apostel, „so habe ihn bei dir selber" als eine Macht, die das ganze Leben leitet und beherrscht, denn „was nicht aus dem Glauben gehet, das ist Sünde." Es gibt aber weder eine Lehre noch Werke, die den Glauben ersetzen könnten. Den Pharisäern fehlte es weder am Buchstaben des Wortes Gottes noch an Lehrweisheit und Klugheit dem Buchstaben des Gesetzes gegenüber, auch nicht an theoretischer Anerkennung des Schriftwortes, oder am Bekenntniß zu den Lehrformen und Formeln des Judenthums. Gerade an diesen Dingen hielten sie mit einer solchen Zähigkeit fest, daß sie denselben alles aufopferten. Da es ihnen aber am Glauben fehlte, so wurde ihnen das Festhalten am Buchstaben, der allerdings Klarheit genug hatte, um den Geist, der ihn allein zum lebendigen Worte machen konnte, erkennen zu lassen, zum Fallstrick und zum Gericht der Verblendung und Verstockung, so daß sie mit sehenden Augen nicht sahen und mit hörenden Ohren nicht hörten, daß mitten in der äußeren Gerichtszeit, die sie beklagten, das angenehme Jahr des Herrn angebrochen war. Wer sich nur auf seine Lehre oder seine Thaten beruft, der mag wohl zusehen, daß er den Glauben nicht dahinten lasse und daß, trotzdem er im Namen des Herrn weissagt und Thaten thut, trotzdem er den Herrn mit seinem Verstande erkennt und mit seinem Munde bekennt, er doch an jenem Tage nicht von dem Herrn anerkannt wird.

Man tröstet sich freilich oft genug mit dem Schriftwort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Ist ganz recht. Aber wer seines Glaubens leben will, von dem wird eine bessere Gerechtigkeit gefordert, als die Lehr- und Werkgerechtigkeit des Schriftgelehrten- und Pharisäerthums. Sie ist Glaubensgerechtigkeit auch darin, daß sie Glauben an die göttliche Gerechtigkeit ist, welche nicht blos da recht richtet, wo man unrecht leidet, sondern auch da, wo man unrecht handelt, welche nicht blos da den Rath der Herzen offenbart, wo Wahrheit und Treue sich enthüllen, sondern auch da, wo Lüge und Heuchelei entlarvt werden. Gerade indem der Gerechte seines Glaubens lebt, schafft er, daß er selig wird mit Furcht und Zittern, ringt er, daß er eingehe durch die enge Pforte, macht er gewaltige Anstrengungen, um Theil am Reiche Gottes zu erlangen.

Ja, sagt da wohl Mancher, man sieht es ja, wie in unserer Zeit am Reiche Gottes gearbeitet wird, wie für alle Zwecke des Reiches Gottes durch Vereinigungen von einzelnen Persönlichkeiten und Verbindungen von kirchlichen Gemeinschaften Sorge getragen wird. Jawohl. Von Moskau bis Missouri, von Rom bis Rostock, von Methodisten und Mormonen, von Reformern und Reactionären und vielen andern, die zwischen diesen Grenzen liegen, wird in den Kirchen gebetet: „dein Reich komme," und gepredigt: „Unser ist die Zukunft." Das ist auch ein Zeichen der Zeit. „Das Reich muß uns doch bleiben," singen alle protestantischen Parteien im Kampfe gegen Rom und gegen einander. Ja, Gott wird schon dafür sorgen, daß euch das Reich nicht verloren geht, wenn nur ihr selbst in demselben bleibt. Am Netze des Evangeliums wird von und nach verschiedenen Seiten gezogen, aber man

wirft oft, was man fängt, gerne in die eigenen Gefäße und da wird eben auch nur zu leicht manches Faule mit hineingeworfen, wenn es nur groß und fett ist.

Vor solchem Thun aber müssen wir uns hüten, wenn wir wahrhaft evangelisch sein und bleiben wollen. Unser Glaube, sagt der Apostel, ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, nicht unsere Lehre oder unsere Kirche. Auf dem Bekenntniß des Glaubens an Christum baut der Herr seine ewige Gemeinde. Auf dem Bekenntniß zu der erkannten und anerkannten Lehre beruht nur ihre zeitliche Form. Es ist zwar keines ohne das andere, aber beides gehört doch nur so zusammen, wie Kern und Schale. So lange jenes den lebendigen Kern bildet, ist dieses keine todte Schale. Nun gibt es zwar viele Schalen ohne Kerne, aber noch nie und nirgends hat sich ein Kern ohne Schale gestaltet. Kern und Schale sind zwar nicht eins und dasselbe, aber doch zu einer Einheit verbunden; sie bilden ein Ganzes, das nicht von außen her gesprengt werden darf, wenn es nicht zerstört werden soll, das aber dennoch in der Lebenskraft des Kernes von innen heraus wächst, nach außen Wurzeln, Blätter und Blüthen treibt und sich endlich als fruchtbar erweist.

Auch unsere Arbeit ist Säemannsarbeit und wir haben darauf zu achten, was wir ausstreuen. Des Menschen Sohn ist es, der nur guten Samen säet, der Feind säet nur Unkraut und die, welche im Dienste des einen oder andern stehen, werden den guten oder schlechten Samen um so weniger vermischt ausstreuen, je mehr sie von ihres Herrn Art an sich haben, je mehr sie durch den in ihnen wirkenden Geist geleitet, das demselben Widerstrebende auszuscheiden vermögen. Um nun aber den guten Samen möglichst rein auszustreuen, genügt es keineswegs nur nach der äußern Gestalt der Dinge zu urtheilen; sonst betrügen wir uns selbst und streuen statt des unvergänglichen, lebendigen Gotteswortes die Spreu leerer Reden und die Schalen abgestorbener Schriftgelehrsamkeit aus. Oder wir säen wohl auch das Gras vergänglicher Menschenweisheit, oder was noch schlimmer ist: wir mischen vielleicht gar im unverständigen Eifer den bösen Samen des Hasses und der Zwietracht, des Irrthums und der Heuchelei mit dem guten Samen der Wahrheit des göttlichen Wortes. Vor solchem gefährlichen Irrthum werden wir aber weder durch den Eifer um den Buchstaben der Lehre, noch durch Anhäufen einer großen Menge von eigenen Werken bewahrt, sondern allein durch den Geist Christi, der uns tüchtig macht das Amt des Geistes zu führen. Diesen Geist aber sollen die empfangen, die an den Herrn glauben (Joh. 7, 39) und im Glauben ihn um seinen Geist bitten. (Luc. 11, 13).

Wollen wir alle auch in dem nun begonnenen Jahre unsere Arbeit recht thun und unser Amt redlich ausrichten, dann müssen wir im Glauben (nicht im Schauen und nicht für menschliches Schauen) weiter arbeiten, auf Hoffnung weiter säen. Wenn uns nun auch die abgeschlossene Arbeit eines jeden Jahres zuruft: „Unser Wissen ist Stückwerk," so ist doch auch diese Stückwerksarbeit, wenn sie aus dem Glauben hervorgegangen und eben dadurch in dem Herrn geschehen ist, nicht vergeblich gewesen. Sie ist, wenn es auch durch allerlei Umwege und durch manche Hindernisse hindurch geht, ein Rin-

gen nach dem Hinankommen zu einerlei Glauben und einerlei Erkenntniß des Sohnes Gottes, ein Hinandringen und Hinaufsteigen zur Geistesklarheit des neuen Bundes. Je mehr wir uns von allem andern ab und allein dem Herrn zukehren, desto mehr wird die Decke von unsern Augen weggethan; und wenn gleich hier das Vollkommene noch nicht erscheint, so spiegelt sich dann doch in uns des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht und wir werden verkläret von einer Klarheit zur andern, als vom Herrn, der der Geist ist.

Die Vorbereitung zum kirchlichen Amte.

(Auszug aus einem Referat von Prof. C. v. Orelli.)

(Eingesandt von P. J. Schwarz.)

Um von der Vorbereitung zu diesem Amte zu reden, muß man vorerst darüber im klaren sein, welches die Aufgabe dieses Amtes sei. Sollen wir uns das mit Einem Worte sagen lassen, so sei es das Wort des Herrn an seine Jünger Ap.-G. 1, 8: Ihr sollt meine Zeugen sein bis an das Ende der Erde. Darin faßte sich einst der Apostel Amt zusammen. In diesem Worte gipfelt und erschöpft sich aber auch, was wir heute als Amt des christlichen Predigers kennen. Oder wie? Wäre etwa nur als grundlegende Thätigkeit der Apostel ein lebendiges Zeugniß von Jesu Christo erforderlich gewesen, während heute die Bekanntschaft damit wenigstens in den Christenländern vorausgesetzt werden könnte und hauptsächlich nur in den Heidenländern jene apostolische Zeugenthätigkeit ihre Fortsetzung finden sollte? Für allgemein bekannte Thatsachen, für allgemein anerkannte Wahrheiten braucht man ja keine Zeugen! Verhielte es sich so, daß innerhalb der christlichen Kirche der Prediger nicht so sehr ein Zeuge Christi als vielmehr ein Sprecher der Gemeinde wäre, welcher das, was ihr Gemeingut an religiöser Erkenntniß und Empfindung, zum Ausdruck zu bringen hätte? Man kann von sehr verschiedenen Standpunkten aus zu einer ähnlichen Anschauung gelangen: erstens vom katholischen aus ist der Priester nicht Organ des Herrn, sondern der Kirche; weil diese göttlichen Charakter hat, so handelt und redet er göttlich, soweit er kirchlich handelt. In der Kirche liegt eben nach katholischer Anschauung die Gewähr der göttlichen Wahrheit und der himmlischen Güter. Wir wissen freilich, wie wenig dieser Anspruch ernster Prüfung Stand hält. Aber auch auf protestantischem Boden begegnet uns ein ähnlicher Irrthum. Zwar die allzugroße Abhängigkeit von der Autorität der Kirche und ihrer überlieferten Lehre führt uns heute nicht eben stark in Versuchung. Aber gerade von modernem Standpunkte aus hören wir oft die Gemeinde, wie sie ist, mit ihrem Glauben, Halbglauben und Unglauben, in einer Weise erheben, als ob in ihr die Bürgschaft der ewigen Wahrheit läge und der Prediger nichts besseres zu thun hätte als sich zum Sprecher ihres religiösen Bewußtseins zu machen. Das ist nun freilich auch eine arge Illusion. Die Gemeinde der Gegenwart oder Zukunft ist gerade so wenig unfehlbar als die Kirche der Vergangenheit. Ein Prediger, welcher nur das Echo der Stimmen seiner Zeit

wiedergibt, bleibt ein Rohr, das der Wind hin und her bewegt; sein Dasein ist ein innerlich haltloses in unserer stürmisch erregten Zeit. Gerade an die heutigen Prediger ergeht daher Christi Ruf mit verstärkter Gewalt: Ihr sollt **Meine** Zeugen sein; ohne Mich könnet ihr nichts thun. Auf keine Kirche könnet ihr euch verlassen, keinem Zeit- und Volksgeiste euch anvertrauen. — Und wie nöthig in unserer Zeit das lebendige Zeugniß sei von Christo, dem für uns Gekreuzigten, wahrhaftig Auferstandenen, der da wiederkommen wird mit der Herrlichkeit seines Vaters, fühlen wir alle. Wie sehr bedürfen wir, die wir uns zu diesem Glauben bekennen, daß sein Inhalt uns allsonntäglich, wenn nicht alltäglich bezeugt werde aus Gottes Wort durch Gottes Geist. Das eben ist das Amt unserer Prediger. Von alters her führen sie den Namen verbi divini ministri, Diener des göttlichen Wortes. Wenn sie auch von der Gemeinde mit ihrem Amte betraut sind, so haben sie doch nicht Wortführer der Gemeinde zu sein, sondern Verkündiger des göttlichen Wortes, dem sie dienen, an die Gemeinde.

Dieses göttliche Wort nun wird ihnen nicht durch unmittelbare Eingebung geschenkt, sondern es ist in der hl. Schrift enthalten. Was war doch das Wesen der Reformation? Der Anschluß an das Urchristenthum. Man hat damals mit den Ueberlieferungen der Vergangenheit und den Anschauungen der Gegenwart gebrochen, um zur Quelle, die in der Offenbarung Jesu Christi liegt, zurückzukehren. Dort an jener Quelle muß noch heute ein Jeder schöpfen, der ein Zeuge Jesu Christi sein will.

Nun verstehen wir, warum zu diesem Amte ein Studium, eine gelehrte Ausbildung nöthig ist. Die Apostel bedurften einer solchen nicht; sie hatten das zu verkünden, was sie als Augen- und Ohrenzeugen erlebt hatten, wie Johannes schreibt: „Das wir gehöret haben, das wir gesehen haben mit unsern Augen, das wir beschauet haben und unsere Hände betastet haben vom Worte des Lebens." Sobald der hl. Geist über sie kam, dessen sie allerdings bedurften, um zu verstehen und zu verkünden, was sie erlebt hatten, waren sie genügend ausgerüstet für ihre ganze Lebensaufgabe. Heute steht die Sache anders. Das Zeugniß von Christo muß sich an die geschichtlich gegebene Offenbarung anschließen, die durch weite Zeiträume von uns entfernt und in Schriften fremder Sprache uns urkundlich aufgezeichnet ist. Um aus dieser Quelle zu schöpfen, hat der Prediger eine sorgfältige sprachliche und geschichtliche Vorbildung nöthig. Wir wollen nicht leugnen, daß es untergeordneten, ob auch sehr gesegneten Dienst am Worte gibt, zu welchem ein solches Maß gelehrten Studiums nicht erforderlich ist. Man denke an den Religionsunterricht in Volksschulen, Sonntagsschulen u. s. f. Wir wollen auch nicht bestreiten, daß einzelne Ungelehrte sich durch besondere Gaben des Geistes und Herzens in besonderem Maße zur Bezeugung der Heilswahrheiten befähigt zeigen. Allein das sind Ausnahmen. Sobald man sie zur Regel machen will und die wissenschaftliche Schulung vernachlässigt, so entsteht unter anderm die Gefahr, daß statt des objectiven Inhalts der Schrift ein subjectiver Geist vorherrscht, der die eigenen, oft sehr abweichenden Gefühle und Gedanken in

die Schrift einträgt. So wenig aber rationalistische Verstandeserwägungen für die Schriftbehandlung maßgebend sein sollen, so wenig soll das Wort Gottes durch fromme Gefühle und Empfindungen umgestaltet werden.

Für's erste ist also Theologisches Studium dem künftigen Träger des kirchlichen Predigtamtes unerläßlich.

Was die formale Vorbildung betrifft, so gilt: Ohne Kenntniß der alten Sprachen gibt's kein Bibelstudium, und ohne mit der Welt- und Culturgeschichte, der Philosophie und Literatur vertraut zu sein, kann man die Stellung und Bedeutung des Christenthums in der Welt nicht gebührend würdigen. Allein Eines muß gewissen falschen Ideen gegenüber nachdrücklich betont werden: Der Beruf des Pfarrers ist nicht, Träger der Weltbildung zu sein. Was er seiner Gemeinde bringen soll, das ist nicht von der Welt: die Weltweisheit lehrt es ihn nicht, die Philosophie hat es nie entdeckt; die Weltgeschichte hat es nicht erzeugt, die nationale Literatur hat es nicht hervorgebracht. Es ist vielmehr das, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz aufgestiegen ist.

Das gilt insonderheit in Bezug auf die Philosophie. Es versteht sich, daß diese ihre Stelle hat im Studienplane des Theologen. Nicht blos übt sie wie die Mathematik das logische Urtheil und erzieht zu geordnetem Denken; sie führt auch den jungen Menschen in die angestrengteste Geistesarbeit der Menschheit ein und zeigt ihm, wie sich der Menschengeist an den höchsten Problemen abgemüht hat. Auch kann der Theologe schon deshalb der Philosophie nicht entrathen, weil diese auf die christliche Theologie seit den ersten Jahrhunderten bis auf die jüngste Gegenwart von oft nur allzugroßem Einflusse gewesen ist, welchen nur der durchschauen kann, welcher mit dem Gang der Philosophie vertraut ist. Aber der Wahn muß immer wieder bekämpft werden, als ob das menschliche Denken dem Theologen den Inhalt seines Lehrens böte oder die dürftigen Begriffe des endlichen, menschlichen Verstandes für den unendlichen, göttlichen Inhalt der Schrift maßgebend sein könnten.

Die humanistische Vorbildung soll nur Mittel zum Zweck sein und deshalb die Anstellung tüchtiger Männer, welche nicht allen formalen Anforderungen dieser Art entsprechen können, nicht hindern; gibt es doch in der Kirche immer auch Posten, wo es weniger auf allgemeine Weltbildung als auf andere Gaben und Kräfte ankommt.

Was die eigentlich theologische Vorbildung betrifft, so steht selbstverständlich an der Spitze die biblische Theologie, umfassend Exegese, d. h. Bibelerklärung, biblische Geschichte, Kenntniß der biblischen Bücher nach ihrer Entstehung, Form u. s. w., die Darlegung des geistigen Inhalts der Bibel — also Bibelkenntniß nach den verschiedenen Seiten. Wir sagen absichtlich so, nicht bloß Kenntniß des Neuen Testaments, als ob das Alte nur in zweiter Linie als minder wesentlich in Betracht käme. In dieser Beziehung kann ich mich nicht einverstanden erklären mit dem trefflichen Schriftchen des dänischen Bischofs Fog, welcher (S. 103 ff.) meint, da das Neue

Testament allein das Wesen des Christenthums bestimme, könne nur in Hinsicht auf dieses grammatisch historische Beherrschung des Stoffes verlangt werden. Es beruht diese Beschränkung auf einer Illusion. Niemand kennt sein griechisches Neues Testament mit Meisterschaft, der nicht auch in der Sprache des Alten wohl bewandert ist. Denn gerade die wichtigsten Begriffe des neutestamentlichen Griechisch sind nur aus dem Alten Testament verständlich. Wenn unser Herr seine Predigt mit dem Rufe beginnt: „Die Zeit ist erfüllet, das Reich Gottes ist genaht: thut Buße und glaubet an das Evangelium" — so ist in diesem Satze Wort für Wort der alttestamentliche Sprachgebrauch vorausgesetzt. Was z. B. „Reich Gottes" sei, kann man weder aus Plato noch aus Xenophon, noch aus irgend einem griechischen Autor lernen; im Alten Testament allein finden sich die Wurzeln zu diesem Begriff. Ohne diese alttestamentlichen Wurzeln schwebt die Lehre Jesu in der Luft; man kann daraus machen, was man will. Gewiß ist der Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde ein sehr wesentlicher. Allein es ist eine sonderbare Ehrerbietung, welche neuere Theologen der Person Jesu beweisen, indem sie dieser allein Autorität für das christliche Bewußtsein einräumen und ausdrücklich die des Alten Testaments verwerfen, während Jesus selbst die „Schrift" als kanonisch für sein Leben und Wirken hingestellt hat. Gewiß ist Christus die Vollendung der göttlichen Offenbarung und diese Vollendung überragt geistig bei weitem ihre Vorbereitung im Alten Bunde, aber sie läßt sich nicht von dieser ablösen und isoliren. Vielmehr bleibt es bei dem apostolischen Wort 2 Tim. 3, 16.

Zur Erlangung der Schriftkenntniß, die wir vom Diener am Wort zu fordern berechtigt sind, ist nun allerdings ein angestrengtes sprachliches und geschichtliches Studium unerläßlich. Allein das ist nicht eine überflüssige Beschwerung mit gelehrtem Stoff, sondern ein Graben nach der Quelle, welche die gesammte Kirche und Theologie befruchtet, daher eine dankbare und fruchtbare Arbeit für Alle, die sie nicht mit Widerwillen, sondern mit treuer Hingabe treiben. Prof. v. Zezschwitz hat uns einmal zugerufen: „Die Exegese ist des Theologen erste Liebe; sie soll zeitlebens seine Liebe bleiben!" Die dieser Liebe treu geblieben sind, wissen, was sie ihr verdanken. Es lehrt denn auch die Erfahrung, daß neben der Kirchengeschichte kein theologisches Fach so oft und gerne auch später im Amt weiter bearbeitet wird wie die biblische Wissenschaft.

Mit dem heutigen Bibelstudium unzertrennlich verbunden ist die Bibelkritik, welche von Manchen nicht ohne Grund dessen angeklagt wird, daß sie nicht nur viele Zeit und Kraft nutzlos aufzehre (Prof. Delitzsch nannte sie neulich treffend die hypertrophische Leber am Organismus der heutigen Theologie), sondern auch das Vertrauen zur hl. Schrift untergrabe. Auf neutestamentlichem Gebiete zwar ist es gegenwärtig in dieser Hinsicht ruhiger geworden, seit die Hochwasser der Baur'schen Kritik sich verlaufen haben; aber um so höher gehen seit einiger Zeit die Wogen über das Alte Testament. Was soll man dazu sagen, wenn als Ergebniß der exacten Wissenschaft ver-

kündet wird, die patriarchalischen Geschichten der Genesis seien nichts als politische Tendenzdichtungen, die Weissagungen der Propheten ein bloßer Reflex von beschränkten Parteianschauungen, die „Gesetze Mose's" aber späte Fictionen, ersonnen, um priesterlichen Interessen zu dienen? Es ist keine leichte Aufgabe, vor welche sich hier der akademische Lehrer gestellt sieht. Einerseits soll er junge Leute, die oft erst ganz nothdürftig den Inhalt der Bibel kennen, ohne Rückhalt in diese verwickelten Untersuchungen über Quellen und Entstehungszeit der einzelnen Bücher einführen, anderseits seine Zuhörer vor dem Skepticismus und vorschnellem Aburtheilen bewahren. Wäre es nicht besser, diese Dinge beim akademischen Unterricht ganz bei Seite zu lassen, da doch die allerwenigsten es je zu einem selbständigen Urtheil darüber bringen werden? Dies geht schon deshalb nicht an, weil wenn vom Katheder nicht darüber gesprochen würde, jene Kritik, welche die ganze moderne Literatur durchzieht, nur um so mächtiger auf die Anfänger einstürmte. Auch ist nicht Alles Schein und Trug, was von kritischer Arbeit in der Neuzeit an der Bibel vollzogen wird. Die Kritik hat in der protestantischen Theologie ihr gutes Recht. Die Synagoge, welche den alttestamentlichen Kanon zum Abschluß brachte, kann ja für uns Protestanten so wenig die oberste Autorität sein als die kirchlichen Concilien, welche den neutestamentlichen aufstellten. Wir haben die einzelnen Schriften zu prüfen hinsichtlich des menschlicher Weise über sie Ueberlieferten. Bestätigen sich die traditionellen Angaben und Annahmen in Betreff ihrer Autoren und Entstehungszeit? Sind sie uns unversehrt erhalten? Gehören ihre einzelnen Theile ursprünglich zusammen? Dazu kommt die innere Frage, ob die einzelnen Bücher und ihre Theile in höherem oder geringerem Maße Gefäße und Organe des göttlichen Offenbarungsgeistes seien. Es gibt da zwischen Altem und Neuem Testament einen tiefgreifenden Unterschied und zwischen den einzelnen Schriften des Alten wie des Neuen mannigfache Abstufungen. Der Geist richtet alle Dinge, auch die Schrift, welche er als sein Organ sich erzeugt hat, aber als ein Gefäß, das an menschlicher Schwachheit und Mangelhaftigkeit Antheil hat. Was wir an der heutigen Schule, welche sich mit Vorliebe die kritische nennt, auszusetzen haben, ist nur das, daß sie vielfach die hl. Schrift ans einem ganz andern Geiste richtet, als der ist, aus welchem sie geboren worden und verstanden sein will. Um die Schrift zu beurtheilen, muß man die Kraft Gottes kennen. Wer jene aus lauter endlichen, menschlichen und sündlichen Factoren will entstanden sein lassen, zeigt damit, daß er die einzigartige Hoheit und Wahrheit dieser Offenbarung nicht inne geworden und somit auch nicht zum Richter über ihre geschichtlich literarische Form berufen ist. Wohl hat die Bibel von menschlicher Aburtheilung nichts zu fürchten; sie wird noch ganz sein, wenn all die modernen Systeme in die Brüche gegangen sind; aber um das heranwachsende Geschlecht muß uns oft bange werden, das mit solchen Träbern aufgefüttert wird. Wo soll dabei Saft und Kraft herkommen? Was soll dem jungen Prediger, der ein entsagungs- und verantwortungsreiches Amt antritt, Freudigkeit und Muth geben, wenn er nicht in der Bibel die Eine kostbare Perle

gefunden hat und vor Begierde brennt, sie Vielen mitzutheilen? Auch von der Widerlegung dieser oder jener kritischen Hypothese lebt die theologische Erkenntniß nicht auf. Das Richtige scheint mir: anzustreben, daß die Erhabenheit des Inhalts, die göttliche Wahrheit des Wortes zuerst dem jugendlichen Gemüth aufgehe und an dem empfänglichen Gewissen sich ausweise, dann in zweiter Linie die Fragen nach der menschlichen Form und Entstehung offen zu erörtern. Wer den göttlichen Geistesodem z. B. in einem Buch wie Jes. 40—66 verspürt hat, wird mit Gleichmuth die Untersuchung verfolgen, ob das Buch aus diesem oder jenem Jahrhundert stamme, ob es seinen menschlichen Namen mit Recht oder vielleicht durch einen Irrthum der Schriftgelehrten trage. Durch Einführung in die innere Herrlichkeit der biblischen Bücher wird Jeder auch am besten gewaffnet werden gegen solche Annahmen in Betreff ihrer Entstehung, welche der Würde und Ehre dieser Bücher wirklich widersprächen.

Hat aber der künftige Theologe in der Bibel die eigentliche Quelle zu suchen, aus welcher sein eigenes inneres Leben wie das der Kirche erzeugt und genährt werden soll, so genügt doch auch eine gründliche Bibelkenntniß zu seiner Vorbildung nicht. Zwischen jenen Begebenheiten, von denen die Bibel erzählt, und unserer Gegenwart liegen ja weite Perioden, die keineswegs leer und bedeutungslos sind, sondern zur Gestaltung unserer kirchlichen Gegenwart das meiste beigetragen haben. Die Kirchengeschichte ist also unentbehrlich, welche uns mit den Lebensschicksalen und der Geistesarbeit der Kirche bekannt macht. Diese Kirchengeschichte zeigt uns freilich zugleich das Gericht über die Kirche, wir werden da inne, wie sie immer wieder von der lautern Wahrheit abgefallen und ihrem Beruf untreu geworden ist. Aber nicht nur von den Krankheiten, welche sie immer wieder befallen, erhalten wir da lehrreiche Bilder, sondern auch vom Werke des heiligen Geistes, von der Entfaltung der Keime und Kräfte, die im Evangelium beschlossen sind; eine Wolke von Zeugen des Glaubens tritt uns entgegen, deren Vorbild uns mahnt und ermuthigt. Besonders zu empfehlen ist auch hier das Lesen und Studiren authentischer Zeugnisse. Die Schriften eines Augustin oder Tertullian, eines Luther oder Calvin geben ein treueres, lebendigeres Bild jener Zeiten und machen diese hohen Gestalten viel mehr zum geistigen Eigenthum der Leser als geistreiche Beschreibungen und Reflexionen darüber es vermögen.

In systematischer Gestalt bietet sodann die systematische Theologie die Lehre des Christenthums, gewissermaßen den Ertrag des Bibel- und Kirchenstudiums, soweit wir auf den Schultern der Vergangenheit mit den Mitteln der Gegenwart diese Lehre zu fassen und zu überblicken vermögen. Sowohl die Glaubenswahrheiten als die Lebensweisheit, Dogmatik und Ethik kommen hier in Betracht. Zwar wird bei jedem Anlaß gepredigt, nicht aus Lehren, nicht aus Dogmen bestehe das Christenthum, sondern aus frommer Gesinnung und einem Leben in der Liebe. Darauf antworte ich mit einem Bilde, welches der schon genannte dänische Bischof braucht: die Lehre bildet das Knochengerüste am Organismus des Christenthums. Gewiß

bieten die Knochen an sich nicht das Leben; dieses pulsirt scheinbar am wenigsten in ihnen, daher man vor Verknöcherung warnt. — Allein die Knochen enthalten das Lebensmark und ohne feste Knochenbildung ist überhaupt kein fester Organismus denkbar. Unschwer entdeckt man denn auch an Theologen und Gemeinden die Folgen des Mangels einer festen und einheitlichen Lehrbildung.

Wir kommen zum letzten Hauptzweig unserer Wissenschaft, der sog. praktischen Theologie. Die Bibel gibt uns im allgemeinen den Inhalt des Zeugnisses; aber in welcher Form es den Erwachsenen in der Kirche, den Kindern im Unterricht, den Kranken auf ihrem Leidenslager soll geboten werden, das müssen wir lernen; was wir als gute Haushalter jeweilen aus dem Schatz der heiligen Schrift herausheben sollen, das müssen wir überlegen. Die praktische Theologie gibt, soweit dies theoretisch geschehen kann, die formale Anleitung für Predigt, Katechese und Seelsorge. Wehe dem Prediger, der aus Leichtsinn oder Trägheit etwas anderes predigt als Gottes Wort oder dieses nicht in einer Form, die seiner würdig ist! Auch die Forderung des amerikanischen Erweckungspredigers Finney, daß man die jungen Theologen an's Improvisiren von Ansprachen gewöhnen soll, ist in dieser Hinsicht gefährlich. In zwanglosen Kreisen und an unverfänglichen Gegenständen soll gewiß das Extemporiren geübt werden, wozu die mannigfaltigen Studentenverbindungen die beste Gelegenheit bieten. Aber im Gottesdienst, wo Gottes Wort allein am Platz ist, lasse man es — Nothfälle vorbehalten — so lange, bis man gewiß ist, daß nicht der eigene Geist dem heiligen Eintrag thut. Wenn unüberlegte Einfälle da laut werden, so ist das weit schlimmer, als wenn eine Predigt eintönig geworden ist. Man kann sich — nicht ohne eigene Schuld — im letzteren Falle „langweilen“ und doch mit Achtung vor Gottes Wort und dem Prediger hinausgehen; im erstern Fall dagegen erleidet leicht die Achtung vor beiden einen Stoß. — Auch für die Seelsorge ist eine theoretische Vorschule nicht überflüssig. Auch der Seelsorger nämlich hat keineswegs nur nach augenblicklicher Stimmung oder Inspiration zu reden, so wenig als der Gärtner die einzelnen Pflänzchen nach momentanen Einfällen behandelt oder der Arzt seine Kranken. Zu einem geordneten, innerlich zusammenhängenden, planmäßigen Verfahren soll auch hiefür schon der akademische Unterricht den Antrieb geben.

Was persönliche Charakterbildung betrifft, so ist zu sagen: Als Zeuge Jesu Christi hat der Prediger das Evangelium nicht blos mitzutheilen, sondern mit seiner Person dafür einzustehen. Ihr sollet meine Zeugen sein bezieht sich nicht allein auf den Jesus von gestern als eine der Geschichte angehörende Erscheinung, sondern auf Jesus, den Christus, der da lebt, derselbe gestern und heute und in Ewigkeit. Wer dessen Zeuge sein will, muß in lebendiger Verbindung mit ihm stehen, muß an seinem Geiste Antheil haben.

Ob der junge Theologe von Kindheit auf in seinem Vaterhause etwas von der Macht dieses Geistes verspürt hat oder nicht, das ist eine wichtige,

gar oft die entscheidende Frage. Daher müssen die Hausväter und Hausmütter insgesammt mithelfen, daß die Gemeinden Hirten nach dem Herzen Gottes erhalten. Ein zweiter wichtiger Punkt ist der kirchliche Unterricht bis zur Confirmation. Hier ist das Gebiet, wo Pfarrer und auch Lehrer dafür zu sorgen haben, daß sie der Kirche würdige Diener, sich selbst tüchtige Arbeitsgenossen und Nachfolger heranbilden. Wo Unterricht und Predigt erfassen und zünden, da wird von selbst auch das Amt des Predigers dem Jüngling in seinem idealen Lichte erscheinen und leicht das Ziel seiner Wünsche werden. Der Confirmationsunterricht insonderheit, der ja zeitlich in der Regel nahe mit der Berufswahl zusammenfällt, gibt günstige Gelegenheit zur Weckung eines fruchtbaren Keims. Wenn das Herz für Christum gewonnen ist, erwacht leicht die Frage: Sollte ich nicht den Beruf haben, ihm mein Leben dienstbar zu machen? Vor menschlichem Zureden und Ueberreden hat man sich ja freilich hier besonders zu hüten; viele Halbheit und Aeußerlichkeit ist schon daraus entstanden. Ist aber ein Jüngling innerlich zu diesem Berufe gezogen, so sollen seine Berather auch nicht zu viel verlangen. Noch neulich las ich in einem Blatt der französischen Schweiz, man sollte nur bekehrte junge Leute zum Studium der Theologie ermuntern oder in den Kirchendienst treten lassen. Wer will aber da Herzenskündiger sein und getraut sich jene Scheidung im Leben durchzuführen, das sich nirgends nach Schablonen entwickelt? Ich denke, ein junger Mensch wird, wenn er auch einen Zug zu Christo erkennen läßt, sich noch manchmal von seinen Verkehrtheiten bekehren müssen, ehe er ein rechter Jünger, geschweige denn ein Knecht Jesu Christi wird. Die frühreifen Christen sind auch nicht immer die besten. Aber zwei Dinge darf man von einem Studenten verlangen, der sich für den geistlichen Beruf heranbilden will: erstens daß er auf dem Boden des evangelischen Glaubens stehe, den er in seinem kirchlichen Unterricht kennen gelernt hat; zweitens, daß er sich dieses Glaubens auch nicht schäme.

In Bezug hierauf wie überhaupt in Bezug auf den Charakter muß sich schon in der Studienzeit entwickeln, was dem Manne eigen sein soll. Hier kommt es darauf an, ob das, was Einer lernt, ihm ein äußerliches Wissen bleibt, oder ob er innerlich damit zusammenwächst in ernster Arbeit nicht nur an seinen Büchern, sondern auch an sich selbst. Das Geheimniß des Glaubens zu bewahren in einem reinen Gewissen ist erforderlich, wenn Einer freudig in den Kirchendienst treten soll. Wer ein Bischofsamt begehrt, begehrt ein köstliches Ding, sagt der Apostel. Das hohe Ziel ist es werth, daß man sich mit Fleiß und Eifer darauf rüste und sein ganzes Herz daran setze, auch gewisse Entsagungen dafür auf sich nehme.

In Bezug auf die Arbeit an sich selbst gelte der alte Spruch: Oratio, meditatio, tentatio faciunt theologum. Was den Theologen bildet, ist oratio, Gebet, ohne dessen Uebung keiner zu einem priesterlichen Amte geschickt wird, meditatio, worunter nicht bloßes schulmäßiges Denken, sondern jene Versenkung in Gottes Wort und Wege zu verstehen ist, von der Psalm 1 redet: er sinnet nach über seinem Gesetze Tag und Nacht; tentatio, Ver-

suchung kommt von selbst, zumal in diesen Jahren; aber es fragt sich, wie sie bestanden wird. Jede Versuchung, die siegreich überwunden worden, stählt den Glauben und bringt näher zu Gott, und eine Versuchung, der man erlegen ist, wird oft noch fruchtbarer, wenn die Sündennoth zu Christo treibt, und das Herz in nichts anderem als dem Evangelium den Frieden wiederfindet.

Das Gewissen.

(Referat von P. F. Franz.)

Da das Wort Gewissen eine Uebersetzung ist von dem griechischen *συνείδησις* und dem lateinischen conscientia, so drückt es aus, daß es in uns ein Mitwissen oder Bewußtsein giebt von allem, was wir denken, reden und thun. Das Gewissen steht in Verbindung mit der Rückerinnerung oder dem Gedächtniß; seine Wirksamkeit geht aber doch weiter, indem es sein Urtheil abgiebt über unsere Gesinnungen und Handlungen und ihren Werth und Unwerth bemißt. Wie das Zünglein an der Wage sofort anzeigt, in welche Schale etwas hineingekommen ist, so empfangen wir vom Gewissen sofortige Nachricht, welche Seite in uns gewonnen hat, die gute oder die böse. Gewissen ist demnach: Das Wissen von unserm Leben und zugleich das Urtheilen über unser Leben.

Eine allen Menschen gemeinschaftliche Anlage ist das Gewissen, und auch der roheste erhält bei seinen Thaten je und dann ein Urtheil der Billigung und Mißbilligung aus seinem eignen Gewissen. Selbst wo man den Namen nicht kennt, wie dann ja das alte Testament dieses besondern Ausdrucks entbehrt, ist doch die Sache da: wo Menschen sind, da sind auch Gewissen. Der verkommenste Wüstling und der ärgste Verbrecher hat noch diese Gottesgabe. Mögen sonst die Menschen verschieden sein nach Geistesfähigkeit, Leibesausstattung, Lebenslage — im Gewissen hat Gott etwas gemeinsames gegeben, das vielleicht ursprünglich in allen gleich ist. Alle menschlichen Verhältnisse gründen sich auf das Gewissen und hoffen auf den Beistand desselben. Die Erziehung wäre ohne das Gewissen eine bloße Abrichtung, die Rechtspflege könnte nicht auf Besserung, sondern nur auf Abschreckung hinzielen, der Geschäftsverkehr müßte ein Wettstreit im Betrügen werden. Es fehlt nicht an den merkwürdigsten Beispielen, wie das Gewissen seine Macht zeigte, nachdem es Jahre lang verschwunden zu sein schien. Denn unvertilgbar ist das Gewissen, und so lange noch ein Athemzug im Menschen geht, kann es seine gewaltige Stimme erheben.

Der Materialismus meint freilich, das Gewissen bestehe nur in der Einbildung, Gedanken und Beschwerden des Gewissens hängen ihm zusammen mit körperlichen Leiden, oder sind ihm die Folge von Vorurtheilen, die mit der Luft der Umgebung eingesogen wurden, und das Ergebniß der Erziehung, bei der diese Verkehrtheiten planmäßig anerzogen wurden. Muß aber nicht jeden aufrichtigen Anhänger der materialistischen Anschauung seine eigene Erfahrung Lügen strafen? Wird nicht in der Angst und Noth des

eignen Gewissens sein System zusammenbrechen, wie die Blätter eines Kartenhauses? Dem Leugner des Gewissens kann man ruhig sagen: warte, du wirst sein Dasein und seine Wirksamkeit erfahren.

Wenn nun auch über die Existenz des Gewissens kein Zweifel besteht, so sind doch die Ansichten über die Art und Ausdehnung seines Vermögens sehr verschieden. Namentlich handelt es sich da um die Frage: ist das Gewissen ein untrüglicher Richter und Rathgeber? Viele nennen das Gewissen ja geradezu unfehlbar. Und zwar ist das nicht nur des Volkes Meinung, da man oft die Rede hört: „folge deinem Gewissen", „das habe ich meinem Gewissen zu verantworten". Auch wissenschaftlich ist die Irrthumslosigkeit und Unfehlbarkeit des Gewissens schon oft begründet worden. Kein geringerer als der Philosoph J. Kant ist der Hauptvertreter dieser Auffassung. Sein Gedankengang ist ungefähr folgender:

Das Gewissen ist ihm eine ursprüngliche und unverlierbare Anlage. Es folgt Jedem wie sein Schatten, selbst wenn er ihm zu entfliehen gedenkt. Der Mensch kann sich zwar durch Lüste und Zerstreuungen betäuben, er vermag sein Gewissen für einige Zeit in den Schlaf zu wiegen, aber das zu vermeiden bringt er nicht fertig, daß sein Gewissen dann und wann zu sich selbst kommt und aus dem Schlafe erwacht, wo er alsbald die furchtbare Stimme desselben vernimmt. Er kann es in seiner äußersten Verworfenheit allenfalls soweit treiben, sich daran gar nicht zu kehren, aber hören muß er darauf. Das Gewissen braucht nach Kant keinen Leiter. Ein irrendes Gewissen ist ihm ein Unding; gäbe es ein solches, so könnte man niemals sicher sein, recht gehandelt zu haben, weil selbst der Richter in letzter Instanz noch irren könnte. So ergiebt sich denn eine zwiefache Persönlichkeit, ein doppeltes Selbst bei den Menschen: einerseits vor den Schranken eines Gerichtshofs, der doch uns selbst anvertraut ist, zitternd stehen zu müssen, andrerseits aber das Richteramt selbst in Händen zu haben, und zwar aus angeborener Autorität. Der Mensch ist also einmal Subjekt der moralischen Gesetzgebung, indem er richtet, und zugleich Objekt, indem er selbst derjenige ist, der gerichtet wird. Daß der Mensch so etwas in sich trägt, was ihn selbst, den mit Vernunft begabten Sinnesmenschen, überragt, das nennt Kant die idealische Person des Menschen. Und die letztere bringt er in Verbindung mit Gott. Nach Kants Meinung ist der Mensch zwar nicht durch seine reine Vernunft gezwungen, ein höchstes Wesen außer sich als wirklich anzunehmen, aber er wird dazu geleitet, weil die Gewissenhaftigkeit sich uns darstellt als Verantwortlichkeit vor einer von uns selbst unterschiedenen, aber uns doch innigst gegenwärtigen Macht, deren Willen wir uns als Regel unterwerfen müssen. Ein allverpflichtender Herzenskündiger hat demnach dem menschlichen Gewissen seine wunderbare Autorität über den Menschen selbst gegeben, und er muß alle Gewalt im Himmel und auf Erden besitzen, da er sonst nicht seinen Gesetzen die ihnen angemessene Wirkung verschaffen könnte. So führt Kant das Gewissen auf Gott zurück und bezeichnet es als den inneren Gerichtshof, wo Gott mit uns spricht. Weiter sagt Kant, daß es unsere Pflicht sei, unsern

Verstand über das, was überhaupt Pflicht sei, aufzuklären und auf diese Weise unser Gewissen zu cultiviren, d. h. die Aufmerksamkeit für die Stimme des innern Richters zu schärfen und alle Mittel anzuwenden, um ihm Gehör zu verschaffen, mit der äußersten Scrupolosität. So haben die Kant'sche und die vulgäre Gewissenslehre das wichtigste gemeinsam: beide berufen sich auf ein zeitliches und ursprüngliches in uns, das unsere Handlungen leitet und richtet, beide setzen uns das Gewissen als einen ehrfurchtsgebietenden Herrn hin, der zwar, weil unserm Bewußtsein angehörig, uns selbst als autonom erscheinen läßt, uns als Sinnenmenschen aber gleichwohl sich wie einer fremden Macht unterwirft. Da nun Kant dafür hielt, daß das richtende Gewissen und ebenso auch die Praxis der Zurechnung und Verantwortung empiristisch oder durch die Erfahrung nicht zu erklären und zu ergründen seien, so forderte er die Vorstellung einer transcendentalen oder intelligibeln (d. i. einer übersinnlichen) Freiheit für die praktische Vernunft, in welchem Gebiet bekanntlich bei ihm alle die Dinge Platz finden, die seiner Kritik der reinen Vernunft nicht Stand gehalten haben, wie z. B. das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Kant meint also hinsichtlich des Gewissens: seine Wirksamkeit entzieht sich der äußern Erfahrung. Wenn man nur auf die letztere achte, so erscheine überhaupt das menschliche Handeln gebunden und bestimmt, so daß man im wesentlichen den Menschen einer Marionette gleichstellen müsse, und des Menschen Freiheitsbewußtsein kommen einem vor als eine Täuschung. Aber hinter dem „Naturmechanismus" und der „Fatalität der Handlungen", wie sie die äußere Erfahrung zeige, liege für eine nicht sinnliche, für eine intellektuelle Anschauung freie Causalität, d. h. freier Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Der Mechanismus hafte nur der „Erscheinung" unter „Zeitbedingungen" an; unter dem Gesichtspunkt der „Idealität der Zeit" müssen wir, lehrt er, dem himmlisch-empirischen Subjekt ein intelligibles Subjekt, ein Subjekt an sich selbst gegenüberstellen. Ueberſetzen wir diese philosophische Ausführung Kants in die gewöhnliche Ausdrucksweise, so dürfte wohl damit gemeint sein: der Mensch ist nicht gebunden durch Umgebung und Verhältnisse, sondern frei, in dieser Freiheit aber seinem Gewissen verantwortlich. Dieser intelligibeln Freiheit correspondirt nun das unbedingt verbindliche moralische Gesetz: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Dieses Vernunftgebots werden wir uns nach Kant unmittelbar als eines Faktums der reinen Vernunft bewußt. Er denkt sich das Verhältniß also in der Art: Der Mensch als Vernunftwesen giebt sich selbst als einem Sinnenwesen das Gesetz. Das ist die Wirksamkeit des Gewissens und so hoch stellt er die Fähigkeit desselben.

Diese Auffassung vom Gewissen, wie wir sie nach Kants Vorgang darzulegen versucht haben, ist auch von christlichen Schriftstellern häufig getheilt worden. Insbesondere hat der ernstere und sittenstrengere Rationalismus sich ganz die Kant'sche Ansicht zu eigen gemacht. Es hat aber auch in der That etwas verführerisches, den Menschen auf einem so hohen Standpunkt

zu sehen, daß er in seinem Gewissen ein stets bereites und völlig sicheres Urtheil über Sittlichkeit und Unsittlichkeit habe. Da der Mensch nicht dafür erklärt werden kann, daß er sittlich gut sei, weil ja die tagtägliche Erfahrung dem widerspricht, so soll er wenigstens wissen, was sittlich gut sei. Wenn nun Kant auch Gott im menschlichen Gewissen reden läßt, so trägt doch die meiste Ehre der Mensch davon. Und darin ist der große Philosoph ein Kind seiner Zeit, daß er der sittlichen Einsicht und sittlichen Kraft des Menschen viel zutraut. In jenen Tagen wollte eben niemand mehr etwas davon wissen, daß der Mensch ohne Christus ist wie ein blinder Wandrer, der irrend umhertappt, wenn auch die Sonne am Himmel steht, oder wie einer, der ohne Licht sich einen Weg durch die tiefste Dunkelheit sucht. Auf den ersten Blick könnte man freilich meinen, daß sich die Lehre von einem unfehlbaren Gewissen mit der christlichen Heilswahrheit vereinigen ließe. Auf diese Weise würde man es auszuführen haben: das Gewissen täuscht sich nicht in seiner Erkenntniß des guten und bösen, es deckt dem Menschen seine Sünde auf. Da aber die Kraft fehlt, überall der Stimme des Gewissens zu folgen, so wird der Mensch gerade durch seine Gewissensnoth zum Heiland gebracht. So richtig das letztere ist, so wird doch durch die Annahme eines irrthumslosen Gewissens der Wahrheit des göttlichen Wortes etwas abgebrochen. Wir werden Kant gern darin zustimmen, daß das Gewissen eine unverlierbare Anlage sei, die uns überall hin begleite, und daß es nicht zum Schweigen gebracht werden könne, ja auch die Darstellung muthet uns an, daß er zwei Personen im Menschen herausfindet, eine sinnliche und eine übersinnliche, und die letztgenannte mit dem Gewissen in Verbindung bringt, aber jenen reinen und klaren Blick können wir dem Gewissen des natürlichen Menschen nicht zugestehen. Kant vergißt, daß das Gewissen abhängig ist von der Umgebung, indem sowohl gute wie schlimme Einflüsse auf dasselbe wirken können. Wie der ganze Mensch ein Produkt ist der Erziehung, welche er einerseits durch andre Menschen und andrerseits durch das Leben erhält, so ist auch das Gewissen etwas bildsames. Es ist bei allen Menschen da, allein es ist nicht bei allen Menschen dasselbe. Gleichwie die nämliche Frucht im kältern Klima rauh und herb schmecken kann, welche unter wärmerer Sonne den lieblichen Wohlgeschmack erhält, so sind die Gewissen der Menschen den verschiedensten Einwirkungen zugänglich, bei denselben Sünden reden sie dort und schweigen hier. Die Mannigfaltigkeit der menschlichen Völker und Culturzustände, Bildung, Kenntnisse u. s. w. spiegelt sich wieder in der Mannigfaltigkeit der Gewissen. Doch ist keineswegs die Feinheit der Cultur auch ein Gradmesser für die Feinheit der Gewissen. Ein großes und wichtiges Gebiet für sich ist das Gewissen, das bei der bescheidensten Weltbildung sehr ausgebildet und umgekehrt sehr ungebildet sein kann bei der anspruchvollsten Ausbildung.

Durch einen Blick in die Geschichte und Erfahrung werden wir zunächst gewonnen, die Bedeutung des Gewissens in dieser Weise zu verstehen. Wäre Kant im Recht mit seiner Vorstellung von der Irrthumslosigkeit des Gewissens, dann müßten zu aller Zeit und bei allen Völkern ziemlich viele Men-

schen den Gewissensfrieden gefunden haben, weil sie sowohl es lernten die Stimme des Gewissens zu beachten, als auch es fertig brachten demgemäß zu handeln. Wir müßten also den Anblick haben von vielen Hunderten, die, mochte auch die übrige Menschheit sich verlieren in eitlem nichtigem Treiben, in einsamer Höhe es verstanden, Leben und Gewissen in Einklang zu bringen. Aber wo sehen wir dergleichen etwas? Von allen heidnischen Philosophen kommen Socrates und Plato der christlichen Weltanschauung am nächsten. Im Kampfe gegen die rücksichtslose Genußsucht, gegen den Egoismus und die ethische Frivolität und Skepsis verfochten sie den Satz, daß das menschliche Handeln Normen unterworfen sei, die objektiven und allgemein gültigen Werth hätten. Namentlich Plato berührt sich geradezu in vielen ethischen Forderungen mit dem Christenthum. So, wenn er ausführt, daß die Seele ein für sich bestehendes, unkörperliches, einfaches Wesen sei, das belebende Prinzip alles Organischen, werthvoller als der Leib, unter dessen Fesseln sie schmachte. Weiter, wenn er fordert, daß die Seele sich von diesen Fesseln loszumachen suche und zur reinen Erkenntniß, zur Erreichung des höchsten Gutes durchdringe. Und das nennt er Ertödtung des Fleisches von der Sinnlichkeit, wobei wir unwillkürlich an Gal. 5, 24 denken müssen. Ja noch mehr. Plato hat das Verständniß, daß alles irdische Glück nichts zu schaffen habe mit dem innern Herzensglück. Den sittlich Handelnden nennt er den Gottgeliebten, und er meint: Dem Gottgeliebten muß schließlich alles zum besten dienen. Die interessante Stelle, welche an Röm. 8, 28 anklingt, steht Republ. 612 u. folg.: *τῶ δὲ θεοφιλεῖ ...... πάντα γίγνεσθαι ὡς οἷοντε ἄριστα ...... ἐὰν τ᾽ἐν πενίᾳ γίγνηται ἐὰν τ᾽ἐν νόσοις ἤ τινι ἄλλῳ τῶν δοκοῦντων κακῶν, ὡς τούτῳ ταῦτα εἰς ἀγαθόν τι τελευτήσει ζῶντι ἢ καὶ ἀποθάνοντι.* (Dem von Gott Geliebten widerfährt Alles als das möglichst beste...... wenn er in Armuth oder Krankheit, oder irgend eins der Dinge geräth, die böse scheinen, so wird für diesen ja Alles zu einem guten Ende führen, sei es im Leben oder im Tode). Trotzdem wir nun hieraus mit Bewunderung erkennen, wie sich auch im Heidenthum Wegbereiter und Vorläufer für Jesus Christus finden, so werden wir doch nicht fehl gehen, wenn wir bei diesen ausgebildeten heidnischen Gewissen in zwei Stücken etwas mangelhaftes erblicken. Einmal begreifen sie trotz alles Ernstes nicht die völlige Verkehrung, welche durch die Sünde in das Herz und das Leben der Menschen gekommen ist, sie nehmen es zu leicht mit der Sünde. Dann aber nehmen sie es auch zu leicht mit dem Besserwerden, indem sie von der sittlichen Kraft des Menschen zu viel erwarten. Ohne nun ein Urtheil über Seligkeit und Unseligkeit dieser geistgewaltigen und sittenstrengen Griechen fällen zu wollen, wird doch nicht zu viel damit gesagt sein, daß ihre innere Ruhe und ihr Gewissensfrieden keinen Vergleich aushält mit dem Glück des geringsten Christen, der die Erscheinung des Herrn lieb hat.

Die idealistische griechische Philosophie zeigt uns gleichsam den Höhepunkt, den das vom Geiste des Christenthums nicht beeinflußte Gewissen erreichen kann. Noch weniger werden wir sonstwo die Beobachtung machen,

daß das Gewissen stets sicher erkenne und urtheile. Fühlen sich selbst die edelsten Muhammedaner in ihrem Gewissen bestraft wegen der Vielweiberei, nehmen die hochgebildetsten Hindus Anstoß an ihrem Kastenwesen? Und gleichwohl sind das Dinge, zu denen das christliche Gewissen auch nicht einen Augenblick schweigen könnte. Selbst unter den christlichen Völkern findet es sich öfters, wie durch Jahrhunderte kleinere und größere Mißstände sich forterben können, eben durch die Macht der Gewohnheit und Umgebung. Haben doch wohlmeinende und liebenswürdige Leute sich zu Vertheidigern des Rechtes des Sklavenhaltens aufgeworfen, während man jetzt sagen kann, daß diese Sache gerichtet ist in dem Gewissen der Christenheit. Ja man wird wirklich von einem deutschen, französischen, englischen Gewissen reden können u. s. w., da bei jedem Volk einige Unsitten und Uebelstände nicht allzu scharf beurtheilt werden, so bei den Deutschen die Trunksucht, bei den Franzosen die Unkeuschheit, bei den Engländern die Erwerbsucht. (Schluß folgt.)

Der Religions-Unterricht.

(Eingesandt von H. Säger.)

Unter allen Unterrichtsgegenständen, welche in der Gemeindeschule zu behandeln sind, gleicht keiner an Wichtigkeit und hoher Bedeutung dem Unterrichte in der Religion; denn die ächte Religiösität ist der Mittelpunkt der gesammten Menschenbildung. Alles andere, was der Mensch im Leben treibt, berührt mehr nur seine äußeren, irdischen Verhältnisse; die Religion aber dringt tief in sein Inneres und bildet ihn von Innen heraus zu jener sittlichen Größe, welche die Schrift als das Ebenbild Gottes bezeichnet, und welche wir als des Menschen Bestimmung anerkennen müssen. Auf den Religionsunterricht hat daher die Gemeindeschule den meisten Fleiß, die größte Umsicht und Sorgfalt zu verwenden.

Als eine der größten und nicht genug zu beklagenden Verirrungen auf dem Gebiete der Pädagogik muß es angesehen werden, daß man die Wichtigkeit des Religionsunterrichtes mehr oder weniger verkennt und hin und wieder anderen Unterrichtsgegenständen mehr Fleiß und Zeit widmet, ja in manchen Bildungsanstalten und Volksschulen den religiösen Unterricht entweder ganz beseitigt hat, oder denselben durch eine dürre Moral- und Pflichtenlehre, die das Herz kalt und leer läßt, ersetzen will.

Eine traurige Folge hiervon ist die Irreligiösität (der Unglaube und Aberglaube, der Materialismus) unserer Zeit, dieser verderbliche Krebs, welcher das Mark des geistigen Lebens durchwühlt, unter allen Classen der menschlichen Gesellschaft immer weiter um sich frißt, und alles höhere geistige Leben ertödtet. Das haben denn auch alle diejenigen Geistlichen, Pädagogen und Staatsmänner, in denen Christi Liebe und daher die rechte Liebe zu ihrem Volke wohnt, erkannt und suchen durch die innere Mission dem reißenden Strome entgegen zu wirken, und deßhalb auch in der Volksschule den Religionsunterricht wieder auf die Stufe zu stellen, die ihm gebührt. Welch eine

herrliche Aufgabe für einen Lehrer, dazu berufen zu sein, daß auch durch seine Wirksamkeit, wenn gleich nur in einem kleinen Kreise, das Bessere gefördert werden soll. Möchte doch jeder Lehrer die hohe Wichtigkeit der ihm in dieser Beziehung obliegenden Arbeit und die Verantwortlichkeit, welche für ihn daraus hervorgeht, recht erkennen und durch eigene ungefärbte religiöse Bildung nach Verstand, Herz und Wandel dafür sorgen, daß er die erforderliche Befähigung zu einer zweckmäßigen Ertheilung des Religionsunterrichts erlangt, und ein Licht und ein Salz sei in dem ihm angewiesenen Wirkungskreise.

Um den Religionsunterricht auf eine fruchtbare, das geistige Leben fördernde Weise ertheilen zu können, ist es nicht genug, daß der Lehrer von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben überzeugt ist; er muß sich auch der Zwecke, welche durch den Religionsunterricht erreicht werden sollen, recht klar und lebendig bewußt sein. Zu diesen Zwecken gehört zunächst die Erleuchtung der menschlichen Vernunft zur Auffassung der höchsten Wahrheiten menschlicher Erkenntniß.

Diese Erleuchtung, welche hin und wieder als der einzige Zweck dieses Unterrichtes betrachtet wird, soll aber nicht sowohl durch ein bloßes den Verstand angenehm beschäftigendes, logisches Zergliedern und Zersetzen der hohen Wahrheiten, sondern vielmehr durch Beförderung eines wohlbegründeten, demuthsvollen, kindlichen Glaubens an Gott, den himmlischen Vater, und an Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn und Heiland, sowie an Unsterblichkeit und eine ewige Vergeltung bewirkt werden. Wo letzteres im Religionsunterrichte fehlt, da wird er zu einem todten Wissen, und hat keine religiöse Ueberzeugung, kein religiöses Denken, Empfinden und Leben zur Folge.

Sowie die Sonne nicht nur Licht, sondern auch Wärme spendet, so soll auch der Unterricht in der Religion nicht nur den Verstand erleuchten, sondern auch das Herz erwärmen. Durch die Erwärmung des Herzens für die göttlichen Wahrheiten, sowie für alles Gute und Gott wohlgefällige wird die echte christliche Frömmigkeit in den Gemüthern erweckt und gepflegt. Wo das Herz kalt bleibt beim Anhören religiöser Wahrheiten, wo der Lehrer selbst die Kraft derselben nicht am eigenen Herzen erfährt und darum nicht von Herzen zu Herzen reden kann, wo deßhalb die Herzen nichts verspüren von dem Gottesfrieden und der Gottesnähe, wodurch die Seelen so göttlichfroh und heilig gestimmt werden, da befinden sich Lehrer und Schüler nicht in der rechten Atmosphäre, deren Lebenshauch zu einem erfolgreichen Religionsunterrichte nothwendig ist.

Indem die Sonne Licht und Wärme spendet, erzeugt sie Leben und Fruchtbarkeit in der Natur. So auch der Religionsunterricht; mittelst der Erleuchtung des Verstandes und der Erwärmung des Herzens soll in dem Menschen das göttliche Leben in Gesinnung und Wandel, der wahrhaft christliche Charakter erzeugt werden. Der ganze Mensch soll nach allen seinen Beziehungen eine feste und entschiedene Richtung in seiner Denk- und Handlungsweise empfangen, eine Richtung auf das Thun des göttlichen Willens

ohne allen Zweifel, ohne alles Schwanken. Es soll in der Seele des Menschen eine Festigkeit des Glaubens zum innigen Erfassen der erkannten göttlichen Wahrheiten erzeugt werden, so daß dieser Glaube durch nichts in der Welt wankend gemacht werden kann, und soll dieser Glaube ein solch entschiedenes Handeln nach dem Willen Gottes als Frucht haben, daß der Mensch weder durch Gewinn noch Verlust, weder durch Lockung noch durch Drohung dahin sich bringen läßt, dem Leben mit Gott und dem Wandel vor Gott zu entsagen.

Das ist das erhabene Ideal, welches dem Lehrer beim Religionsunterrichte vorschweben, das hohe Ziel, zu welchem der Mensch durch die Religion geführt werden soll, und die Bahn, auf welche er schon von Kindheit an geleitet werden muß.

Nachdem wir die Wichtigkeit und den Zweck des Religionsunterrichts betrachtet haben, wollen wir nun den Umfang desselben in's Auge fassen. Der religiöse Unterricht nach den Grundsätzen des evangelischen Christenthums umfaßt ein Vierfaches.

1) Den Unterricht in der Religionsgeschichte. Hierher gehört zunächst und vor allem der Unterricht in der biblischen Geschichte, dessen Zweck darin besteht, die Jugend mit der heiligen Geschichte, wie sie in der Bibel vorliegt, als einer ununterbrochenen Kette göttlicher Veranstaltungen zur Erziehung des Menschengeschlechts für das Reich Gottes, bekannt zu machen. Hieran schließt sich dann als Fortsetzung der Religionsgeschichte ein kurzer Abriß der Kirchengeschichte, namentlich der Reformationsgeschichte.

2) Der Unterricht in einem erbaulichen und gesegneten Lesen der Bibel als der einzigen Grundlage und Quelle unseres christlichen Glaubens und Wandels, verbunden mit einer kurzen Belehrung über die einzelnen biblischen Bücher (Bibelkunde).

3) Der Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten nach Anleitung des evangelischen, oder auch des lutherischen Katechismus; auch der Religionsunterricht im engern Sinne genannt.

4) Das erbauliche Erklären, Lesen und Memoriren der für das Verständniß der Kinder passenden Verse aus unsern evangelischen Kirchenliedern.

Wir gehen jetzt dazu über, die Stufenfolge des Lehrstoffs im Religionsunterrichte darzustellen. Wenn es bei irgend einem Lehrstoffe nöthig ist, eine gewisse Stufenfolge zu beobachten, so ist dies bei dem Religionsunterrichte der Fall, welcher seiner Natur nach sich ganz an den Bildungsgang des menschlichen Geistes bei seiner Entwickelung anschließt, denselben überall und auf allen seinen Stadien begleitet, und den Menschen von Stufe zu Stufe in der Erkenntniß Gottes und im Thun des göttlichen Willens weiter führen und befestigen soll.

Die jetzt folgende Stufenfolge des Religionsunterrichtes ist berechnet für eine getheilte, vierclassige Schule. Wie die einzelnen Stufen des religiösen Unterrichts in einer ungetheilten, einclassigen Schule zu unterscheiden und mit einander zu verbinden sind, werden wir später in Kürze darzustellen versuchen.

1) **Die erste Stufe des Religionsunterrichts für die Kinder im ersten und zweiten Schuljahre, oder die Elementarstufe.**

Auf dieser Stufe sollen die religiösen Elemente, welche im Menschen selbst liegen, dem Kinde zum Bewußtsein gebracht und der Grund zum christlichen Glauben und Wandel gelegt werden.

Zu den religiösen Elementen, welche im Kinde liegen und demselben zum Bewußtsein gebracht werden sollen, gehört zunächst das Gottesbewußtsein: „Es ist ein Gott, der Himmel und Erde und auch die Menschen geschaffen hat." Ferner sollen dem inneren Auge des Kindes vorgemalt werden Gottes Allmacht, Gottes Liebe und Güte, Seine Allgegenwart und Allwissenheit, Seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, und indem das Kind darauf hingewiesen wird, wie der allmächtige Gott nach Seiner Liebe und Güte für uns sorgt wie ein Vater für seine Kinder, wie alle gute Gabe von Gott kommt, wie er uns behütet und bewahret, in der Noth uns hilft und beisteht, soll das Gefühl unserer Abhängigkeit von Gott im Kinde geweckt und die Gesinnung der Liebe und Dankbarkeit gegen unseren himmlischen Vater und des Vertrauens auf Ihn, sowie der Trieb zum Gebete in der Seele des Kindes hervorgerufen werden. Auch die Empfindung für Recht und Unrecht, für Gutes und Böses und die kindliche Furcht vor Gott soll durch die Hinweisung auf Gottes Allgegenwart und Allwissenheit, auf Seine Heiligkeit und Gerechtigkeit im Kindesherzen erweckt und gepflegt werden. (Fortsetzung folgt.)

Vom rechten Verhalten des Lehrers bei Handhabung der Disciplin.

(Eingesandt von G. H. Bräutigam, Lehrer.)

Unter Schul-Disciplin versteht man die Wissenschaft der Regeln zur Beförderung des für die Zwecke der Schule nöthigen Verhaltens der Schüler; oder als Objekt dieser Wissenschaft die Mittel und Anstalten, durch welche das zur Erreichung der Schulzwecke nöthige Verhalten unter den Schülern in den Schulen befördert wird. Sie hat als Wissenschaft und als Objekt derselben eine hohe Wichtigkeit; denn ohne sie kann weder der materielle, noch der formale Zweck der Schule erreicht werden. Eine Schule ohne Disciplin, oder mit schlaffer und schlechter Disciplin kann ihre Bestimmung nicht erfüllen, und stiftet leicht mehr Schaden als Nutzen, indem sie die Kinder moralisch verdirbt und für das Leben verwildern läßt.

Daß daher an einer guten Schulzucht viel gelegen sei, unterliegt gewiß keinem Zweifel. — Es sei eine Schulzucht nun so gut als sie wolle, sie sei noch so erprobt, so wird sie den höchsten Zweck der Erziehung nur dann erreichen, wenn sich der Lehrer bei seinem disciplinarischen Verfahren auf eine rechte und würdige Weise verhält.

Nachstehende Zeilen enthalten die Gedanken, welche ein Versuch sein sollen, das „rechte Verhalten des Lehrers bei Handhabung der Disciplin darzulegen."—

Hierbei fragen wir:

I. Was versteht man unter dem rechten Verhalten des Lehrers?

II. Erwägen wir den großen Einfluß der Gemüthsstimmung des Lehrers auf sein disciplinarisches Verfahren und die hieraus erwachsende Wirkung auf den Schüler.

III. Rathen wir: „consequentes Verfahren bei Ahndung der Uebertretungen an."

I. Fragen wir, was man unter dem rechten und würdigen Verhalten eines Lehrers verstehe, so würde man irren, wenn man damit jenes kalte, abgemessene, steife, zwar höfliche, aber trockene, mit Anmaßung und Stolz verbundene Wesen meinen wollte, mit welchem der jüngere Lehrer bald nach seiner Entlassung aus dem Seminar in die Schulstube tritt, wo er schon Ansprüche auf Ehrenbezeugungen macht, obgleich ihm der Beweis der Tüchtigkeit fehlt. — Steifheit und Stolz, beides ist Unnatur und geziemt Niemandem weniger als dem Lehrer, der gleich dem göttlichen und herrlichsten Lehrer aller Lehrer, Jesum Christum, durch Demuth und Bescheidenheit sich auszeichnen soll. — Ebenfalls würde man irren, suchte man unter dem rechten und würdigen Verhalten eines Lehrers ein anmaßendes Regieren und Herrschen, welches in Mienen, Geberden und Worten eine Würde affectirt, die man nicht hat. Nur zu bald würde der gesunde Takt der Kinder dergleichen Männer erkennen, ja recht durchschauen, und dann eher unter- als überschätzen.

Unter einem rechten, würdigen Verhalten verstehen wir ein der Wahrheit treues, consequentes, sittlich gutes Verfahren des Lehrers im Kreise seiner Schüler (die herzgewinnende Leutseligkeit und gütige Herablassung zu dem jugendlichen Gemüth), wobei er seine Stellung stets im Auge behält und Alles meidet, was mit seinem Berufe in Widerspruch treten könnte.

Man sagt oft, das Auge sei der Spiegel der menschlichen Seele. Ich möchte weiter behaupten: „Der ganze Körper ist das Bild, aus welchem man den wahren Menschen zu erkennen vermag." Hat der Lehrer an seinen Schülern, an ihren Aeußerungen und Stellungen wahrgenommen, daß nicht allein das Wort, sondern das ganze Benehmen ihres Lehrers einen wesentlichen Eindruck auf sie macht, bedenkt er darnach, welchen Segen er durch alles verbreiten, welchen Nachtheil er durch alles stiften kann, so wird er auch seine Mienen und Geberden zwar nicht ängstlich abmessen und künstlich regeln, wohl aber sorgfältig überwachen. Nicht selten gibt sich der unaufmerksame Lehrer Blößen, die sich in den Mienen und Geberden der Kinder, in ihren Spielen leicht wieder erkennen lassen und vorzugsweise geeignet sind, der Zucht hinderlich in den Weg zu treten. Eine ernste Haltung in seinem ganzen Wesen, welche die Wichtigkeit des von ihm behandelnden Gegenstandes kundgibt; je nach Umständen ein lohnender und strafender Blick; jene Liebe und Theilnahme an dem Wohl und Wehe des Kindes, welche die kleinen Herzen erwärmt und für das Gute gewinnt, jene sittlich ernste, liebevolle Gesinnung, die sich mit großer Lebendigkeit in seinem ganzen Wesen offenbart: dies gehört zu dem rechten Verhalten, welches man von einem Lehrer zu fordern be-

rechtigt ist. — Dahin gehört auch Obacht auf Wort und Stimme: Lose, sündhafte Reden, Flüche und Verwünschungen und dergleichen rohe Ausbrüche werden sich zwar vom christlichen Geiste beseelte Lehrer nie zu Schulden kommen lassen; allein außer diesen großen, groben Vergehungen können wir das Verhalten durch Ton und Stimme verletzen. Auch hier ist die Erfahrung unsere Lehrmeisterin.

Wir treffen ja manchmal Lehrer, die vergessen, daß nur ein herzliches, andächtiges Gebet vor versammelten Kindern seinen herrlichen, göttlichen Zweck nicht verfehlt; viele beten auch herzlos mit einem Schwall von Worten, die nicht geeignet sind, das kindliche Herz zu erwärmen und für das Göttliche zu gewinnen. Andere verzerren im Zorn und Aerger Gesicht und Körper und machen ihrem Herzen gar durch allerhand Schimpfworte Luft. Ja, selbst im tiefsten Schmerz darf ein Lehrer nicht vergessen, wer er ist und wo er sich befindet. Wohl ist ihm ein heiterer Sinn für sein mühevolles Amt sehr zu wünschen, und wenn derselbe auch zeitweise getrübt ist, so muß er doch immer und überall Herr seiner selbst, Herr seiner Schule, Herr seiner Zunge sein und zu bleiben verstehen. Kaum wird es nothwendig sein zu sagen, daß ein gewissenhafter Lehrer über alle seine Handlungen mit größter Sorgfalt wachen wird. — Er ist es ja, der überall mit seinem Lichte Andere erleuchten, Niemanden irre führen soll. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die zweite preußische Generalsynode, welche vom 10. bis 27. Okt. v. J. in Berlin tagte, ist für uns deßwegen von Interesse, weil dieselbe die größte deutsche evangelische Kirchengemeinschaft repräsentirt. Diese Synode hatte in 15 meist sechsstündigen Sitzungen eine Menge Vorlagen erledigt, was allerdings nur durch fortgesetzte unermüdliche Arbeit und zum großen Theil auch durch eingehende Vorarbeiten von Seiten des Kirchenregimentes ermöglicht worden war.

Freilich hatte das Uebermaß von Arbeit, das auf der Synode lag, dieselbe genöthigt, auf Fühlung mit Kirchengemeinden Berlins zu verzichten, so daß es nur sehr wenigen Synodalen möglich war, in evangelischen Kirchen Berlins zu predigen. Die Zahl sämmtlicher Mitglieder der Generalsynode betrug 198, anwesend waren 195, die sich in 3 Gruppen theilten: die Fraction der positiven Union mit 81 Gliedern, die der Confessionellen mit 57 und die Mittelpartei mit 56. Meist gingen die Positiv-Unirten mit den Confessionellen Hand in Hand.

In der ersten Sitzung wurde der Bericht des Generalsynodal-Vorstandes vorgelegt. Die Frage, welche dort die meiste Schwierigkeit verursachte: ob nämlich der Oberkirchenrath das Recht habe, für Beschlüsse der Generalsynode, die er selbst ablehne, die Vorlage an den König zur Sanction derselben zu unterlassen, ist allerdings hier in unsern Verhältnissen völlig gegenstandslos, ebenso wie die Frage nach Berechnung des Dienstalters der Geistlichen zum Zwecke der Regulirung des Diensteinkommens.

Mehr interessant ist für uns der Beschluß, daß eine landeskirchliche Collekte für die deutsche evangelische Diaspora im Auslande eingeführt werden solle. Nicht etwa, als ob diese Collekte uns direkt oder indirekt zu gute käme, sondern deßwegen, weil sich dadurch documentirt, daß die preußische Landeskirche sich über ihre territorialen Grenzen hinaus als evangelische Kirche bethätigt.

Ferner wurde über Anträge betreffend die Bekämpfung der Trunksucht verhandelt und eine Anzahl von Beschlüssen gefaßt, wonach die Staatsregierung ersucht werden sollte, in dieser Richtung vorzugehen.

Die Anträge der Provinzialsynode Pommern über Errichtung eines Vicariatsdienstes für Predigtamtscandidaten, sowie der Provinzialsynode Rheinland, die Verpflichtung der Candidaten zur praktischen Ausbildung betreffend, wurden berathen, wobei allerdings die Ansichten sehr weit auseinander gingen, so daß eine Regelung der Sache nicht möglich wurde und man sich mit dem Beschluß begnügen mußte, daß es bezüglich der praktischen Vorbildung der Candidaten des geistlichen Amtes einer Regelung bedürfe und daß in erster Linie die Einrichtung eines geregelten Vicariatsdienstes empfohlen und der Oberkirchenrath ersucht werde diese Einrichtung anzubahnen.

Die landeskirchliche Collekte für die Berliner Stadtmission wurde einstimmig bewilligt.

Bezüglich des Verhaltens sectirerischen Bestrebungen gegenüber, gingen ebenfalls die Anschauungen ziemlich weit auseinander. Generalsuperintendent Nebe von Westphalen hatte den Antrag gestellt: „Die Generalsynode wolle ihre Zustimmung dazu erklären, daß die Annahme außerkirchlich gespendeter Sakramente oder die beharrliche Betheiligung an sectirerischen Kultusacten oder Förderung sectirerischer Bestrebungen mit dem Amte eines Aeltesten und Gemeindevertreters bezw. Presbyters und Repräsentanten unverträglich ist; ferner: den Evang. Oberkirchenrath zu ersuchen ein Kirchengesetz vorzubereiten, durch welches die Kirche in den Stand gesetzt wird, gegen Kirchenglieder, die durch concludente Handlungen, welche sie an sich oder an ihren Untergebenen vollziehen lassen, ihren Abfall von der Kirche beweisen, oder welche sectirerische Bestrebungen fördern, nach vorhergegangener seelsorgerischer Einwirkung, wenn nicht Ausschließung, so doch Kirchenzucht bis zur Versagung kirchlichen Begräbnisses zu verhängen.

Trotzdem, daß die Generalsuperintendenten von Rheinland und Westphalen, in deren Provinzen diese Frage am brennendsten ist, energisch für die Vorlage eintraten, wurde beschlossen, daß nur „die zur Regel gewordene principielle Betheiligung“ an außerkirchlicher Sakramentsverwaltung zum Ausschluß vom Amte eines Gemeindevertreters berechtigen solle. Das ist allerdings eine solche Milde, daß man es beinahe als Aengstlichkeit bezeichnen könnte. Jedenfalls ist die Unklarheit über die verschiedenen Arten und Ziele der inner-, außer- und antikirchlichen Bestrebungen mit Schuld an dieser Behandluug der Sache, die anstatt eine Frage zu lösen, zwei neue schafft. Bei Sondergemeinschaften mit Tendenzen, die nicht auf Zerstörung, sondern auf Anbau irgend eines besondern Feldes innerhalb der Kirche gehen, ist die Anwendung solcher Mittel nur der Kirche selbst schädlich, indem derselben Kräfte entzogen werden, die zu ihrer Zeit und an ihrem Orte Gutes wirken, während dagegen solchen Gemeinschaften gegenüber, deren Zweck es ist, die Kirche zu sprengen, um aus ihren Trümmern sich selbst aufzubauen, ein derartiges Verfahren eine Schwäche ist, die nur dem Angreifer zu Gute kommt.

Das Diensteinkommen wurde derart geregelt, daß eine mit den Dienstjahren steigende Erhöhung des Einkommens stattfindet. Wird ein Pastor in eine Stelle berufen, die ein höheres Einkommen hat, als das, wozu er seinem Dienstalter nach berechtigt ist, so muß er einen entsprechenden Theil an einen kirchlichen Hilfsfond abgeben. Freilich konnte die Generalsynode die Frage, wie die erforderlichen Mittel zu beschaffen seien, nicht lösen, da sie selbst die gehoffte Unterstützung von Seiten des Staates nur erbitten, aber eben nicht erzwingen kann, da die Abgaben an die Hilfskasse die Anforderungen an dieselbe nicht decken und es noch nicht ermittelt ist, wie weit die Gemeinden selbst zu stärkeren Leistungen herangezogen werden können.

Die Anträge über die Sonntagsruhe wurden einstimmig angenommen. Interessant war namentlich die Rede des Commerzienraths Stumm, in welcher in klarer ruhiger Weise nachgewiesen wurde, daß die Sonntagsruhe in der Fabrikindustrie keineswegs ein unerfüllbarer frommer Wunsch sei, sondern innerhalb bestimmter Grenzen sich ganz gut durchführen lasse und an vielen Orten schon durchgeführt sei.

Das Pfarrwahlrecht, oder vielmehr der Mißbrauch sowie die Uebelstände desselben, war ebenfalls Gegenstand der Verhandlungen. Es wurde eine Reihe von Bestimmungen getroffen, um Mißbräuchen möglichst vorzubeugen. Die Wahl soll unter Leitung des Superintendenten geschehen. Die Bewerbungen sollen nicht mehr direkt an den Gemeindevorstand, sondern an das Consistorium gerichtet werden. Der Bewerber soll sich nur dann persönlich vorstellen dürfen, wenn er ausdrücklich dazu eingeladen ist und auch dann nur vor versammeltem Gemeindevorstand. Ebenso solle der Gemeindevorstand diejenigen Bewerber auswählen, die zu Gastpredigten einzuladen seien und einige andere minder wichtige Anordnungen.

Zu den Gründen, auf welche hin ein Consistorium einer Predigerwahl die Bestätigung versagen kann, suchte die confessionelle Fraction auch noch die Bestimmung hinzuzufügen, daß „wegen Mangels an Uebereinstimmung des Gewählten mit dem Bekenntniß der Kirche" die Bestätigung versagt werden könne. Merkwürdig könnte es scheinen, daß auch die positiv Unirten keine Lust zeigten, auf den Antrag einzugehen und so die Einigkeit zwischen ihnen und der confessionellen Fraction in die Brüche zu gehen drohte. Die Sache ist indeß leicht erklärlich. Der allgemeine Ausdruck „Bekenntniß der Kirche" hat eben für die confessionelle Fraction im einzelnen Falle die Bedeutung, daß das Concordienbuch als „das Bekenntniß der Kirche" anzusehen sei, und dazu wollten sich die Positiv-Unirten doch nicht verstehen. So wurde die Klippe dadurch umschifft, daß alle Bestimmungen über die Versagung der Wahlbestätigung aufgehoben wurden.

Namentlich lebhaft wurden die Debatten bei den Anträgen, die eine Mitwirkung des Generalsynodal-Vorstandes bei Besetzung theologischer Professuren und bei der Einleitung des Disciplinar-Verfahrens wegen Irrlehre verlangten.

Das Gesetz für die Versorgung der Pfarrwittwen und Waisen drohte an der Unmöglichkeit der Durchführung und aus Mangel an genügenden Grundlagen für die klare Beurtheilung der Sache zu scheitern. Es wurde auch in der That nur halbfertig angenommen und es wird immer noch fraglich bleiben, ob es dem Oberkirchenrath in Verbindung mit dem Generalsynodalvorstand gelingen wird die Angelegenheit — namentlich auch in der Abfindung mit dem Staate — befriedigend und genügend zu ordnen. Allerdings wurde die Versorgung der Wittwen und Waisen und die Pflicht dazu im Princip anerkannt, ebenso auch das, daß es sich weniger um eine Versicherung handle als um eine Pflichterfüllung gegenüber von Hilfsbedürftigen; aber bis zur Durchführung der Sache ist noch mancher Schritt zu thun.

Erwähnt möge noch werden, daß die Generalsynode sich in vorsichtiger, aber anerkennender Weise über die sog. „Probebibel" und ihre Einführung ausgesprochen hat. Ferner hat sie beschlossen, daß Geistliche, welche es unterlassen an Gemeindegliedern, die ihre Kinder der katholischen Kirche zuführen, Kirchenzucht zu üben, zur Verantwortung zu ziehen seien.

Daß sich die Generalsynode mit der Missionssache in den deutschen Kolonien, sowie mit der Angelegenheit der Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen beschäftigte, verstand sich eigentlich von selbst, wenn auch diese Dinge zu dem gehörten, worin sie zunächst nur Empfehlungen und Wünsche aussprechen konnte.

Die Encyclica Leos XIII. ist allerdings darauf berechnet von vielen Protestanten nicht verstanden zu werden, oder wenigstens ihnen gegenüber als harmlos zu erscheinen. Sie ist ein kirchen**politisch**es Dokument in des Wortes weitester Bedeutung. Unerklärlich ist es aber wie man angesichts der ganzen Encyclica behaupten kann: Dieselbe sei, kurz gesagt, das gerade Gegentheil der Politik, welche Pius IX. verfolgt habe, dessen Encykliken immerfort die moderne Civilisation als atheistisch und heidnisch verdammt hätten. Statt dessen billige er höchlich allen wirklichen Fortschritt und alle wahre Freiheit. Leider wird aber nicht gesagt, wie der wirkliche Fortschritt und die wahre Freiheit zu verstehen sei, was namentlich hier in Amerika, dem Lande der unbeschränkten Religionsfreiheit und Regierung aus Auftrag des Volkes nicht unwichtig wäre. Doch wir thun am besten, die Encyclica, deren officieller Text uns vorliegt, selbst daraufhin anzusehen.

Leo XIII. beginnt damit, daß er darthut, daß die Kirche (welche?) den Staatsinteressen nicht feindlich sei und entwirft dann, was ihm nach seiner eigenen Aussage nicht schwer wird, das Bild „eines Staates, der von der christlichen Weisheit (christiana philosophia) geleitet wird." In diesem christlichen Staat gilt natürlich: „Es gibt keine Gewalt außer von Gott."

Nur schade, daß Leo XIII. sich nicht klar darüber ausspricht, ob die protestantischen oder die Staaten mit unbedingter Religionsfreiheit auch zu denen gehören, welche von christlicher Weisheit geleitet werden. Nach römischer Anschauung wahrscheinlich nicht.

„Ist aber" heißt es weiter „in solcher Weise der Staat geordnet, so liegt es am Tage, daß er durch öffentliche Religionsübung (religione publica) seine so vielen und wichtigen Pflichten Gott gegenüber zu erfüllen hat." Wenn wir die Sache so kurz wie möglich sagen wollen, so läßt sich der deutsche Sinn der langen lateinischen Rede dahin zusammenfassen: daß der christliche Staat natürlich eine Staatsreligion haben müsse; diese kann aber nur die wahre d. h. die römisch-katholische sein. Denn auch für sie (die Staaten) gibt es keine andere Art und Weise der Gottesverehrung als die, welche Gottes Wille selbst vorgeschrieben (omminoque debent eum in colendo numine morem usurpare modumque, quo coli se Deus ipse demonstravit velle.)

„Daher sollen die Fürsten es „als eine ihrer wichtigsten Pflichten erachten der Religion (natürlich nur der wahren d. h. der römischen. D. R.) huldvoll sich zu erweisen, ihr wohlwollende Schirmherren zu sein, im Namen und kraft des Gesetzes sie zu vertheidigen und in keiner Weise irgend eine Bestimmung oder Entscheidung zu treffen, welche auf irgend eine Art sie versehren könnte."

„Welches aber die wahre Religion sei, dies zu erkennen ist nicht schwer für den, der aufrichtigen Herzens und nach reichlicher Erwägung urtheilt"......... „Für diese unermeßliche Menge („aller Geschöpfe") hat Gott selbst die obrigkeitlichen Aemter bestellt, und ihnen zu deren Regierung die nothwendigen Vollmachten übertragen. Einer aber, so war es sein heiliger Wille, sollte aller Haupt sein, höchster und untrüglicher (certissimumque) Lehrer der Wahrheit, dem er die Schlüssel des Himmelreiches übergab."... In der That Jesus Christus hat die heiligen Gewalten, die er seinen Aposteln gegeben hat, an nichts gebunden, indem er ihnen die Vollmacht übertrug im eigentlichen Sinne Gesetze zu geben und was hieraus folgt, die Gewalt zu richten und zu strafen. (judicandi puniendique potestas.)

„Und wahrhaftig, auch dies ist nicht ohne eine ganz besondere Fügung von Oben geschehen, daß eben dieser kirchlichen Obergewalt in der weltlichen Herrschaft der Päpste der beste Schutz für ihre Freiheit geboten wird."

Die einfachste Anschauung wäre nun allerdings die, daß der Kirchenstaat die Freiheit der Kirche und die Staatskirche die Freiheit des Staates sichert. Da müßte dann eben jedes in seinem Territorium verbleiben. So sieht man in Rußland die Sache an und was dem einen recht ist, das ist dem andern billig. Damit wäre aber der Papst keineswegs zufrieden. Wenn der Staat nicht Kirchenstaat sein kann und die Kirche nicht Staatskirche sein soll, dann ist eine Zwiespaltigkeit geschaffen, die leicht zu Reibungen führt. „Darum muß," meint der Papst, „zwischen beiden Gewalten eine geordnete Einigung stattfinden, für die man nicht mit Unrecht das Verhältniß der Seele zum Leibe als Bild gebraucht hat...... Was daher immer im Leben der Menschheit heilig ist,*) was immer auf das Heil der Seelen und den göttlichen Dienst Bezug hat, sei es nun dieses an sich und seiner Natur nach oder wegen seiner Beziehung zu demselben, alles das ist der kirchlichen Gewalt und ihrem Ausspruche unterstellt.......Zuweilen aber treten Zeitumstände ein, da auch auf andere Weise eine Einigung stattfindet," nämlich, um es kurz zu sagen, durch Concordate, wobei dann die Kirche in ganz besonderer Weise

*) Dazu gehört auch der Eid, und es ist nach dem vorliegenden Ausspruch nur gerechtfertigt, wenn seinerzeit der Papst die Macht beanspruchte von Eiden entbinden zu können oder dem König Johann von Frankreich das Privilegium ertheilt wurde, daß sein Beichtvater ihn von allen Eiden lossprechen könne, welche er nicht ohne Nachtheil halten könne. („Quae servare commode non possetis.")

ihre mütterliche Liebe offenbare, indem sie so viel Nachgiebigkeit und Entgegenkommen zeige, als nur möglich sei. Meist ist aber eben sehr wenig möglich.

„Es gab nun," heißt es weiter, „eine Zeit, da bildete die Lehre des Evangeliums die leitenden Gesichtspunkte in der Staatsregierung; da war der Religion Jesu Christi (d. h. dem römischen Katholicismus. D. R.) in der Oeffentlichkeit jene Auszeichnung gesichert, wie sie ihr gebührt, da blühte sie überall unter dem wohlwollenden Schutz der rechtmäßigen Obrigkeiten und Regenten u. s. w."

„Aber als im 16. Jahrhundert jene unheilvolle und beklagenswerthe Neuerungssucht war, da entstand zuerst eine Verwirrung in Bezug auf die religiöse Frage; (die Reformation. D. R.) bald jedoch im nothwendigen Fortschritt wurden auch die Philosophie und von hier aus alle Ordnungen der bürgerlichen Gesellschaft in Mitleidenschaft gezogen. Hier ist der Ausgangspunkt der neueren zügellosen Freiheitslehren, welche man unter den heftigsten Stürmen im vorigen Jahrhundert ersonnen und proclamirt hat, als Grundlehren und Hauptsätze des neuen Rechtes, das, vorher unbekannt, nicht blos vom christlichen (das ist in der Praxis Roms das kanonische. D. R.), sondern auch vom Naturrecht (das ist das des Stärkeren. D. R.) in mehr als einer Beziehung abweicht."

Es gehört allerdings die ganze päpstliche Unfehlbarkeit dazu um behaupten zu können, daß die Reformation, die eigentlich nur in Deutschland festen Fuß zu fassen vermochte, der Ausgangspunkt für die Revolution gewesen sei, welche sich auf dem Boden Frankreichs entwickelte, der doch — wie das noch in frischer Erinnerung ist — vor 200 Jahren durch den „huldvollen und wohlwollenden Schirmherrn der Kirche" Ludwig XIV. von aller Ketzerei gereinigt worden war.

Für uns hier in Amerika ist aber das nun folgende ganz gewiß wichtig: „Auf Grund solcher Principien erkennt die Gesellschaft in der Regierung nur den Ausdruck des Volkswillens, das selbstherrlich allein sein Gebieter ist, und darum seine Organe wählt, denen es die Regierung überträgt, nicht als ein ihnen zukommendes Recht, sondern als seinen Bevollmächtigten, welche in seinem Namen ihren Auftrag üben...... Es liegt am Tage, daß eine also geartete bürgerliche Gesellschaft nichts Anderes ist, als eine Massenherrschaft, und weil man sagt, alle Gewalt und alles Recht ruhe im Volke, so folgt daß eine solche Gesellschaft (civitas. Die Uebersetzung ist derber, aber nicht deutlicher. D. R.) in keiner Weise sich Gott gegenüber verpflichtet erachtet, eben darum auch keine Religion öffentlich bekennt, auch nichts weniger als bestrebt ist, nach der allein wahren Religion (der katholischen. D. R.) zu forschen und die Eine wahre den andern falschen vorzuziehen und ihr ihren Schutz angedeihen zu lassen," (wohlgemerkt: ihren, d. h. den von ihr geforderten, der namentlich darin besteht daß die andern Religionen, wozu namentlich der Protestantismus zu rechnen ist, nur so lange geduldet werden als man sie nicht zu unterdrücken im Stande ist. Die citirte officielle Uebersetzung ist hier bestimmter als der lateinische Text. D. R.) — nun kommt das Schlimmste — „sie wird vielmehr alle für gleichberechtigt erklären, so lange das Staatswesen nicht durch dieselben geschädigt wird u. s. w."

„Wo nämlich solche Theorien im Staatsleben Geltung gewinnen, da werden in demselben die Katholischen nicht nur den fremden Religionsgenossenschaften gleich, sondern selbst nachgestellt; die kirchlichen Gesetze finden keine Berücksichtigung; die Kirche, welche nach Christi Auftrag und Befehl alle Völker lehren soll, wird von dem öffentlichen Volksunterricht gänzlich ausgeschlossen."

Geradezu bewunderungswürdig ist aber die Sophistik, mit welcher die heutige Gewissens- und Religionsfreiheit behandelt wird. In der Erkenntniß, daß der Staat über innere religiöse Fragen keine Herrschaft auszuüben berechtigt ist, gerade darin, daß der Staat nicht beanspruchen will, was Gottes ist, ist die Religions- und Kultusfreiheit begründet. Nun aber kehrt der Papst die Sache um; er sagt: „Wenn man aber der Meinung ist, es sei kein Unterschied zwischen den verschiedenen und sich widersprechenden Religionsformen, (der Meinung sind die Bürger der Staaten, in denen Religionsfreiheit herrscht, noch keineswegs. Der Staat fällt hier die Entscheidung nicht. D. R.) so geht

dies schließlich, darauf hinaus, daß man für keine sich entscheiden, keine üben will. Eine solche Ansicht mag daher dem Namen nach von der Gottesleugnung sich unterscheiden, in der Sache ist kein Unterschied.“.........

„Die Bestimmungen der Päpste nun setzen es außer Zweifel,......... daß es für den Privatmann wie für den Staat ein Frevel ist die religiösen Pflichten gar nicht zu schätzen oder mit Dingen völlig ungleicher Art auf eine Stufe zu setzen, daß eine ungemäßigte Denk- (man denke! D. R.) und Preßfreiheit durchaus nicht den Bürgern von Rechtswegen zukommt und auf das Wohlwollen und den Schutz des Staates keinen Anspruch machen kann.“

Ebenso solle der Staat die Freiheit in keiner Weise schädigen und in Sachen gemischten Rechtes solle man in voller Eintracht im Hinblick auf das Verhältniß beider Gewalten (sie verhalten sich ja wie die Seele zum Leib. D. R.) zusammengehen.

Wie soll nun aber in einem solchen nach Leos XIII. Auffassung „christlichen“ Staate das Verhältniß zu den andern, natürlich falschen Religionsarten sich gestalten? Das ist eine Frage, die Protestanten jeder Art betrifft. Mit der Inquisition läßt sich gegenwärtig nicht mehr vorgehen, das sieht jeder, (auch Leo XIII.) und das n e u e R e c h t ist mit allen civilisirten Staaten so verwachsen, daß eine Wiederherstellung des alten d. h. mittelalterlichen Rechtes dieselben, sammt der römischen Kirche in ihnen, von Grund aus zerstören würde.

Die Schlangenklugheit des Papstes findet auch hier einen Weg über diesen Fels, er sagt nämlich: „In der That, wenn auch die Kirche es nicht erlaubt, den verschiedenen fremden Religionsformen dasselbe Recht einzuräumen, wie der wahren Religion, so tadelt sie deßwegen die Regierungen nicht, wenn sie wegen großer staatlicher Vortheile, oder um Uebles zu verhindern, nach Herkommen und Gewohnheit dulden, daß diese im Staate bestehen.“ (qui, magni alicuius aut adipiscendi boni, aut prohibendi caussa mali, moribus atque usu patienter ferunt, ut ea habeant singula in civitate locum.) Also „geduldet“ werden können die „fremden Religionsformen“ in einem „christlichen Staate“, aber wohlgemerkt nicht gesetzlich und rechtlich (lege atque jure), sondern nur moribus atque usu, oder wie die Uebersetzung das Wort moribus abschwächend sagt nach „Gewohnheit“ und Herkommen. Eine sittliche Verpflichtung zu solcher Duldung besteht aber nicht, sondern nur Vortheils halber, oder um Schaden zu verhüten, kann dieselbe in einem „christlichen Staate“ stattfinden. Wie man aber die verschiedenen Religionsarten duldet, das braucht Leo XIII. nicht zu sagen, das ist schon längst an den Juden bewiesen worden, welche das päpstliche Rom als Erbstück von dem kaiserlichen Rom überkommen hatte. Freilich gehört eben die ganze Zähigkeit der Judennatur dazu, um eine solche Duldung überhaupt ertragen zu können.

Wenn nun weiter gesagt wird: „Auch darüber pflegt die Kirche angelegentlich zu wachen, daß keiner gegen seinen Willen zur Annahme des katholischen Glaubens genöthigt wird, denn g l a u b e n, mahnt wohlweise Augustinus, k a n n d e r M e n s c h n u r m i t s e i n e m f r e i e n W i l l e n,“ so wäre man vielleicht versucht, mit Fingern auf die Ketzerverfolgungen hinzuweisen, um den Papst der Unwahrheit zu zeihen. Allein divide, man muß die Abtrünnigen, die Ketzer von den Nichtchristen unterscheiden. Jene zwang man nicht katholisch zu werden; wenn sie trotz allem freiwillig in ihrer Ketzerei beharrten, so strafte man sie für ihren Abfall. Diese duldet man, und es ist immer noch eine Vergünstigung, wenn man von Rom aus als unchristlich anerkannt wird.

Erinnern wir uns aber, daß weiter oben der Papst diejenige Freiheit des Denkens verdammt, bei welcher solche Resultate herauskommen, die im Widerspruch mit der „wahren Religion“ stehen. Glauben kann also ein Jeder, was er will, daß er aber nichts un- oder antikatholisches d e n k e, r e d e oder d r u c k e n l a s s e, dafür soll der „christliche Staat“ sorgen. Wie das zu machen ist, haben ja die Bischöfe gezeigt, die gegen die Infallibilität stimmten, und jetzt doch daran glauben. Sie glauben, weil sie wollen. Unterm Krummstab ist gut wohnen. Nur muß man die üble unkatholische Gewohnheit lassen können, über das Wesen des Christenthums und über die Bedeutung des Schriftwortes selbst nachzudenken und eine solche Willensstärke besitzen, sich zu einem

Glauben zu bekennen, den man nicht erkennt und über den man nicht denkt, wie ein wiederbekehrter katholischer Convertit selbst sagt: „Wir sind zu dem Schluß geführt, daß die Kirchenlehre Dogmen einschließt, die sich durch innern Widerspruch auszeichnen. Nun lehrt aber die katholische Philosophie selbst, daß widersprechende Sätze — ceteris paribus — einander aufheben, daß niemand dieselben für wahr halten kann, daß es also gläubige Katholiken nicht gibt und nicht geben kann. Fürchtet also nicht, verdammt zu werden, Katholiken, die ihr durch Zweifel gequält werdet. Jeder würde zweifeln, wenn er nur ehrlich und aufrichtig genug wäre. Und mancher zweifelt, der den Glauben simulirt."

Nun, wenn der Convertit die nöthige Willenskraft gehabt hätte, Dogmen, die sich ihm beim Denken als unhaltbar darstellen, trotz dieser Gedanken zuzustimmen, dann hätte er das Wesen des katholischen Glaubens erfaßt und hätte sich noch obendrein alles weitere Denken ersparen können.

Was aber ist der Zweck dieser päpstlichen Erörterungen über das Wesen des „christlichen Staates", welche die Völker in ihrer Gesammtheit (gentes universas) angehen? Nun ihnen ihre „Pflicht, sowohl in Hinsicht auf ihre Meinungen wie auf ihre Handlungen", klar zu machen.

„Was ihre Meinungen angeht, so haben sie allem und Jeglichem ohne jeden Zweifel beizustimmen, was immer die römischen Päpste gelehrt haben oder noch lehren werden, und auch in der Oeffentlichkeit, wo dieses erforderlich ist, sich dazu zu bekennen. Namentlich aber sollen sie bezüglich der sogenannten freiheitlichen Errungenschaften der Neuzeit auf den Ausspruch des Apostolischen Stuhles hören und alle ohne Ausnahme sich nach seinem Urtheile richten. Möge der Schein von Rechtschaffenheit, den diese an sich tragen, Niemanden täuschen; bedenke man doch nur, woher sie stammen und was das für Bestrebungen sind, denen sie verschiedenen Ortes ihre Verbreitung und Förderung verdanken."

Das ist also die Meinung, welche Katholiken haben müssen. Keiner darf sich von den Errungenschaften der Neuzeit — wozu vor allem die Reformation gehört — täuschen lassen. Wie sie zu handeln haben, wird auch gesagt:

„Wer immer des katholischen Namens würdig ist, muß ein hingebender Sohn der katholischen Kirche sein, und als solcher auch sich bekennen; Alles, was damit sich nicht verträgt, ohne Zögern von sich weisen; ...... dahin arbeiten, daß die gesammte Gesellschaft (omnis respublica, könnte und sollte wohl mit „jeder Staat" übersetzt sein. D. R.) mehr und mehr jenem Ideale des christlichen Lebens sich nähere, von dem wir oben geredet haben ......

„Bei alledem aber soll besonders Uebereinstimmung stattfinden in der Gesinnung, auch eine gewisse Gleichmäßigkeit bei den Unternehmungen angestrebt werden. Beides wird man dadurch am besten erreichen, wenn ein Jeder die Vorschriften des apostolischen Stuhles für ein Lebensgesetz erachtet und den Bischöfen gehorsam ist u. s. w.

„Vor Allem aber mögen Schriftsteller und Herausgeber von Tagesblättern diese Norm sich vor Augen halten ...... alle sollen einträchtig ringen nach dem gemeinsamen Ziele: die Erhaltung der Religion im Staate. Fanden darum früher Irrungen statt, so soll man es wieder gut machen ...... ganz besonders durch die Hingebung Aller an den Apostolischen Stuhl."

Caveant consules hätten die alten Römer gesagt, denn wir haben's hier klar und deutlich, der Greis im Vatikan will, oder soll im Auftrag der Jesuiten, die Welt regieren. Freilich die Bulle Unam sanctum, die von aller Kreatur bei Verlust ihrer Seligkeit fordert dem römischen Pontifex unterthänig zu sein, ließ sich nicht mit denselben Worten wiederholen. Der Gedanke ist dort in zu concentrirter Form, als daß ihn die Constitution unserer Zeit ohne Weiteres vertragen könnte, deßwegen wird er in etwas gewässerter und verzuckerter Gestalt von neuem eingeschenkt. Es ist aber der alte Geist und der ächte römische Saft; nur zeigt sich darin die Geschicklichkeit Leo's XIII., der ihn der Welt mehr mundgerecht zu machen versteht, als es Pius IX. je konnte. Die Welt mag also ruhig weiter schlafen und träumen; der Papst wacht ja und will mit seinen Anhän-

gern der „bürgerlichen“ Gesellschaft, die in Folge schlechter Lehren und entfesselter Leidenschaften in großer Gefahr schwebt, die höchste Wohlthat erweisen.“

Das alles aber will und kann er nur geben um den Preis der Anerkennung als Vicarius Christi, als der Eine, der die Schlüssel des Himmelreichs habe.

Christus aber sagt Marc. 13, 37: Wachet!

Die evangelische Diaspora-Conferenz, deren Protokoll der Redaction kurz vor Schluß dieser Nummer zugegangen ist, hielt am 8. und 10. September vorigen Jahres zu Eisenach ihre Jahresversammlung. Sie hat Verbindungen nach allen Welttheilen. Auch zu unserer Synode ist sie in Beziehung getreten dadurch, daß sie schon eine Anzahl junger Männer unsern Lehranstalten zugeführt hat. Ein in dem Protokoll gegebener Bericht spricht sich anerkennend über die Leistungen unseres Predigerseminars aus und gibt ein Schreiben des Vorsitzenden der Aufsichtscomite des Predigerseminars wieder, nebst Anfügung einer kurzen Notiz über das frühere und jetzige Predigerseminar, wobei allerdings durch Umrechnung der Seminarschuld in Mark die stattliche Zahl einer Viertelmillion herauskommt.

Von der Norwegischen Synode wird berichtet: Als am theologischen Seminar der Norwegischen Synode zu Madison, Wisconsin, die Zeit des Anfangs eines neuen Studienjahres war, fanden sich zwei Professoren und ein Student an Ort und Stelle. Dieser Zustand ist das Resultat des traurigen Lehrstreits über die Prädestination. Die Fakultät der Anstalt ist in sich selbst getheilt; Prof. Dr. Schmidt ist der Vorkämpfer für die luth. Lehre, und die Professoren Stub und Ylvisaker sind strenge Vertheidiger der Ansichten Missouris. Die Studenten haben entweder ihre Studien aufgegeben oder sie sind in andere Seminarien gegangen, drei nach St. Louis, zehn nach Columbus. Der Stand der Dinge ist dieser: eine kleine Mehrheit der Pastoren der Synode steht in dem Lehrstreit auf missourischer Seite, während die Gemeinden fast wie ein Mann auf der lutherischen Lehre stehen. Der Kirchenrath oder dir Executivcomite der Synode (etwa dasselbe, was in unserer Iowasynode der Synodal-Ausschuß ist) ist durch eine kleine Majorität missourisch und sowohl das Collegium zu Decorah, Iowa, als auch das amtliche Organ der Synode sind in den Händen der missourischen Partei (are managed by the same class of men). Nach späteren Nachrichten hat die Zahl der Studenten etwas zugenommen und soll jetzt sieben betragen. (L. Kbltt.)

Ein ganz neues Predigerseminar wurde von der lutherischen Michigansynode zu Manchester, Michigan, gegründet. Es wurde mit sechs Zöglingen unter Leitung von Past. Lange, der früher am Dr. Martin Luther-Collegium wirkte, eröffnet. Die Michigansynode selbst besteht aus 30 Pastoren mit 45 Gemeinden und 18 Predigtplätzen.

Eine lutherische Abendmahlsfeier innerhalb der Generalsynode aus Anlaß der Versammlung der Synode von New York und New Jersey wird folgendermaßen beschrieben: „Im Abendmahls-Gottesdienste vermißten die deutschen Brüder die äußere Würde und Feierlichkeit: kein Altar, keine Amtskleidung der fungirenden Geistlichen, namentlich aber wenig Bewußtsein von der objectiven Dignität des heiligen Sacramentes. Es war viel von der remembrance die Rede, aber wenig von der hohen Gnadengabe des HErrn. Jeder Austheilung folgte eine kurze Ansprache an die Communicanten, welche erbaulich und zum Theil rührend sein sollte. Einer der Prediger brachte sogar Alexander den Großen und seine Feldherren mit hinein. Als ob das kostbare Himmelsbrod und der Trank des Lebens erst schmackhaft und heilkräftig gemacht werden müßte durch solche armselige menschliche Zuthat! Die Spendeformeln wechselten in bunter Mannigfaltigkeit; meistens wurden die Einsetzungsworte wiederholt mit der Einleitung: „Unser Herr Jesus Christus spricht,“ wie in den unirten Kirchen Deutschlands. Ein einfaches klares Bekenntniß: „Das ist der Leib, das ist das Blut unseres Herrn Jesu Christi,“ haben wir nicht herauszuhören vermocht. Einer der Geistlichen ging bei der Austheilung des Leibes (sic D. R.) ganz stumm herum, ohne ein Wort zu sagen. Er war sehr beschäftigt mit dem Abbrechen oder vielmehr Zerbröckeln und Zerquetschen des Brotes.“

Schulnachrichten.

Lehrer F. Koch, Glied unseres Lehrervereins, hat die Schulstelle an der evang. Gemeinde in Bloomington, Ill., übernommen, nachdem Herr Pastor Severing nur kurze Zeit das Schulamt neben dem Seelsorgeramte daselbst verwaltet hat.

Die Schulstelle in Elgin, Ill., wird vacant werden und daher zu besetzen sein, weil G. H. Lang, der bisherige Lehrer daselbst, gekündigt hat.

Herr Pastor J. Silbermann in Eudora, Kansas, wünscht in der benachbarten Stadt Lawrence eine Gemeinde und Schule zu gründen, und sucht für die Schule einen passenden Lehrer; wollen hoffen, daß er den dazu geeigneten Mann schon gefunden hat.

Herr Pastor J. Jahn in Wheeling, Minn., sucht einen passenden jungen Mann als Hauslehrer für seine Kinder, der dann auch, wenn dazu tüchtig, die Gemeindeschule daselbst übernehmen soll. Vielleicht ist dieser Wirkungskreis jetzt schon besetzt.

Die evang. Lehrer von Chicago und Umgegend hielten auch im verflossenen Jahre wie im Jahre 1884 jeden Monat mit Ausnahme des Monats August, eine Localconferenz ab und kann mit Freuden berichtet werden, daß die Theilnahme an den Conferenzen immer eine recht zahlreiche und lebhafte gewesen ist. Als Beamte bei diesen Conferenzen fungirten: H. Packebusch, Präses; C. Rahn, Vicepräses und W. H. Blankenhahn, Sekretär.

Ueber folgende Themata wurden für die einzelnen Conferenzen im Jahre 1885 Arbeiten geliefert:

Januar. I. Eine Uebersetzung des Lesestücks — der ehrliche Spitzbube — ins Englische. Lehrer Packebusch. — II. Das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler. Lehrer C. Rahn.

Februar. I. Zweck und Nutzen häuslicher Schularbeiten für Schule und Haus. Lehrer G. Blankenhahn. — II. Ein Beispiel, in welchem durch die Behandlungsweise des biblischen Bildes mit der dazu gehörigen Geschichte „Jesus in Gethsemane“ die Eigenschaften des Gebets erklärt werden können. Lehrer Gersch.

März. I. Wie kann man sich bei Kindern das Lesen von guter Literatur sichern. Lehrer Holdgraf. — II. Die Fremdwörter in der deutschen Sprache. Lehrer Loke.

April. I. Kurz und gut. Lehrer C. Krüger. — II. C. Kehr, Leben und Wirken eines deutschen Schulmeisters. Lehrer Breitenbach.

Mai. I. Fröbel und sein Kindergarten. Lehrer Schleizer. — II. Was soll in den Landschulen gelehrt werden. Lehrer Holdgraf.

Juni. I. Consequenz des Lehrers. Lehrer W. Riemeier. — II. Wie ist Ruhe und Ordnung in der Schule aufrecht zu erhalten? Lehrer Holdgraf.

Juli. I. Ein Lebensbild von Bugenhagen. Lehrer Brodt. — II. Lehrervereine und Lehrerconferenzen. Lehrer Packebusch. — III. Lehrer Kunze hielt über folgenden Ausspruch von Friedrich Polack: „Die Kinder sind ein Beet voll Möglichkeiten, das unter dem Sonnenschein eines ernsten warmen Lehrerstrebens und überlegener Kraft und Weisheit des Erziehers zu schönen Wirklichkeiten aufblühen kann,“ einen Vortrag.

September. I. Das erste Jahr im Schulamt. Lehrer Helmkamp. — II. Zeichenunterricht. Lehrer Breitenbach.

Oktober. I. Wie kann der Lehrerverein dahin wirken, daß sich die in der Synode thätigen Lehrer dem Lehrerverein gliedlich anschließen? Lehrer J. Riemeier. II. Die Orthographie in der Volksschule. Lehrer Gersch.

November: Die Behandlung des Staates Illinois. (Probelection.) Lehrer W. H. Blankenhahn. — II. Pünktlichkeit. C. Rahn.

December. I. Luther und seine Kirchenlieder. Lehrer Breitenbach. — II. Eine Behandlung des Gleichnisses vom Schalksknecht. (Probelection). Lehrer Lohse.

Für das Jahr 1886 wurden folgende Beamte gewählt: H. Packebusch, Präses; C. Rahn, Vicepräses und H. Brodt, Sekretär.

Chicago, im December 1885.

W. H. Blankenhahn, Sekretär.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. Februar 1886. Nro. 2.

Das Gewissen.

(Referat von P. F. Franz.)

(Schluß.)

Noch auffallender ist es, wie in einzelnen Ständen und Kreisen das Gewissen getrübt ist. Es steht z. B. in Deutschland bestimmte Strafe, und zwar Festungsstrafe bis zu zwei Jahren, auf Duellen mit möglicherweise tödtlichem Ausgang. Wenn nun ein deutscher Offizier die Annahme eines Duells verweigert, so wird das nichtsdestoweniger seinen Abschied zur Folge haben. Ebenso ist es einem Offizier nicht erlaubt, ein Mädchen aus niedrigem Stande zu heirathen, er muß in dem Falle um seine Entlassung einkommen; dagegen ein solches Mädchen zu verführen, das würde dem Fortkommen in seiner Laufbahn auch nicht im geringsten hinderlich sein. Ueberhaupt giebt es der Vorurtheile, der Abgeschmacktheiten, ja der Unanständigkeiten gerade in besser gestellten Gesellschaftskreisen so viele, daß man meinen sollte, das Gewissen müßte sich dagegen auflehnen. Aber es bleibt alles ruhig. Das Gewissen steht eben im engen Zusammenhang mit der ganzen Lebensanschauung und Weltauffassung. Nach dem, was einer liebt, glaubt und hofft, richtet sich das Gewissen. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß dem menschlichen Gewissen ein so feines Gefühl für die Wahrheit eigen ist, daß es nur eines Anstoßes bedarf, um es aus seinem Schlafe aufzurütteln und aus seinen Sündenbahnen herauszubringen. Das Gewissen hat die größte Empfänglichkeit für die Abstellung von Irrthum und Sünde. Zudem befindet es sich in einem allgemeinen Unbefriedigtsein und in einer gewissen Friedlosigkeit, bevor es Klarheit und Gewißheit hat. Das ist das Entgegenkommen, welches alle Menschen für die christliche Wahrheit haben. Der ganze Schaden wird aber erst aufgedeckt, die Größe des Sündenunglücks wird erst verstanden, wenn das Gewissen in die Schule unsres Herrn Jesu Christi kommt. Des Heilandes erste Predigt war: „Thut Buße, und glaubet an das Evangelium". (Marc, 1, 15). Der Buße erstes Stück ist Sündenerkenntniß. Christi Werk besteht auch darin, daß er den Blick des Gewissens schärft. Die Sünde macht blind. Es heißt also dem Menschen mehr geben, als er verdient, wenn man ihm volle Klarheit über den argen Zustand seines Herzens zuschreibt. Für die eigne Erfahrung genügt es daran zu erinnern, wie jeder ernste Christ nicht nur vor seiner Bekehrung, sondern auch noch in

den ersten Anfängen seines Christenlebens Dinge mitmachte, ohne Gewissensunruhe, die ihm heute schon schwere Gewissenskämpfe verursachen würden. Auf der andern Seite quälen sich auch die Christen über Sachen und halten allerlei für Sünde, was bei größerem Wachsthum in der Erkenntniß sich als harmlos herausstellt. Das ist alles ein Beweis dafür, wie wir unser Gewissen durch Christum erziehen lassen müssen.

Man könnte meinen, die Hauptstelle im neuen Testamente über das Gewissen (Röm. 2, 14: „Denn so die Heiden rc.") stelle das Gesetz und das Gewissen völlig gleich. Paulus behandelt dort die Verantwortlichkeit der Menschen vor Gott, indem er Heiden und Juden in diesem Stücke vergleicht. Er sagt den Juden ist das Gesetz die Norm, nach der sie gerichtet werden, den Heiden aber das Gewissen. Wenn Paulus nun Gesetz und Gewissen nach Werth und Klarheit für gleichgewichtig achtete, so daß also das Gesetz auf den Tafeln und das Gesetz in den Herzen sich gar nicht unterschiede, würde er dann nicht die alttestamentliche Offenbarung als überflüssig hinstellen? Fiele damit nicht der Hauptunterschied zwischen Heiden und Juden weg? Denn ein geoffenbartes Gesetz würde ja keine Bedeutung haben, wenn die Menschen schon in sich selbst ein Gesetz hätten, das ihnen angibt, was Gottes Wille sei. Aber die Meinung des Apostels ist offenbar, daß die Heiden, die des geschriebenen Gesetzes entbehrten, nicht gänzlich ohne Rathgeber und Wegführer seien. Sie haben ein Gewissen, darum sind sie auch für ihre Thaten verantwortlich. Die Juden sind mehr verantwortlich, weil ihre Bekanntschaft mit Gottes geoffenbartem Gesetz ihre Schuld vermehrt. Nur in völliger Unwissenheit sündigen die Heiden nicht, deswegen befinden sie sich auch nicht in völliger Freiheit von Verantwortung. Zu beachten ist auch, in welcher Weise Paulus an dieser Stelle den bestimmten Artikel gebraucht. Er sagt: *ἑαυτοῖς εἰσὶν νόμος* (Sie sind sich selbst ein Gesetz). Das jüdische Gesetz hingegen wird von ihm immer *ὁ νόμος* genannt. Während das letztere „das" Gesetz, also das wahre richtige Gesetz ist, hat der Mensch in seinem Gewissen nur „ein" Gesetz.

Auch die andern Schriftstellen im Neuen Testament scheinen dafür zu sprechen, daß das Gewissen als etwas gedacht wird, das in den ganzen Fall des ersten Adam mit hineingezogen worden ist. Wenn Paulus, Act. 24, 16, von einer *ἀπρόσκοπος συνείδησις* (unverletzten Gewissen) spricht, so denkt er sich das gute Gewissen als keinen Anstoß erlitten habend, als unversehrt. Darnach macht also das Gewissen die Sünde mit, von jeder Sünde trägt es seine Mäler und Flecken davon. Darum sündigt aber das Gewissen mit, weil es sich nicht zur rechten Zeit meldet. Gottes Wort schärft und weckt aber wieder das Gewissen. 1 Cor. 8, 7 lesen wir von einer *συνείδησις ἀσθενὴς οὖσα* (schwachen Gewissen), und in demselben Kapitel Vers 12 von einer *συνείδησις ἀσθενοῦσα*. Das Gewissen ist bei Manchem noch schwach, an diesen Stellen in dem Sinne, daß es für Sünde hält, was keine Sünde ist. Paulus redet vom Essen des Götzenopfers. Wir sehen daraus, daß, wie der Mensch zu seiner körperlichen Entwickelung der Pflege und zu seiner geistigen

Entwickelung der Erziehung bedarf, so auch das Gewissen ohne Wartung und Fürsorge nicht gedeihen kann. Vgl. auch 1 Cor. 10, 25. Weiter wenn 1 Tim. 3, 9 von einem reinen Gewissen (*καθαρὰ συνείδησις*) und Röm. 9, 1 und 2 Cor. 1, 12 offenbar von einem guten Gewissen die Rede ist (Vgl. 1 Petr. 2, 19 den Ausdruck *διὰ συνείδησιν θεοῦ*) — dagegen 1 Tim. 4, 2 von einem Brandmal im Gewissen, wie Luther treffend *κεκαυστεριασμένων τὴν ἰδίαν συνείδησιν* übersetzt, so zeigt das, wie das Gewissen, welches Christo folgt, rein bleibt, aber ohne ihn Schaden leidet. In Bezug hierauf ist die Stelle Hebr. 9, 14 noch besonders wichtig. Da wird von dem Blut Christi gesagt, daß es unser Gewissen reinigt von den todten Werken, dem lebendigen Gott zu dienen (*τὸ αἷμα τοῦ Χρισοοῦ — καδαριεῖ τὴν συνείδησιν ὑμῶν ἀπὸ νεκρῶν ἔργων εἰς τὸ λατρεύειν θεῷ ζῶντι*). Deutlicher kann es wohl nicht gesagt werden, wie unser Gewissen abhängig ist von der Umgebung und durch falsche Leitung auf eine ganz falsche Bahn gebracht werden kann. Denn bei den todten Werken hatte der gesetzeseifrige Jude ein gutes Gewissen in seinem Sinn, ebenso wie heutzutage ein guter Katholik und auch mancher andre Christ bei seinen todten Werken.

Jesus Christus mit der Wahrheit seines Evangeliums ist es also, der das menschliche Gewissen zurechtbringt. Zwar auch ohne Christenthum ist das Gewissen die Stätte, wo Gott zu uns redet. Allein die Sünde hindert uns, Gottes Stimme klar zu vernehmen. So läßt sich das Gewissen oft irreleiten und hat nicht überall die rechte Erkenntniß von gut und böse. Da es aber die besondere Fähigkeit hat die Wahrheit herauszufühlen und zugleich in seiner Friedlosigkeit die Sehnsucht darnach in sich trägt, so wird der Heiland der wahre Wiederhersteller des Gewissens, das in den allgemeinen Schaden des Sündenverderbens hineingezogen ist. Er öffnet uns die Augen über unsern Zustand, und dabei gibt er uns auch für die Angst des Gewissens die rechte Hülfe. Wir können sagen: ein durch ihn geleitetes Gewissen ist unfehlbar. Mit seiner Bibel in der Hand und mit dem Geist Gottes im Herzen weiß der Christ, was seine Gewissenspflicht ist.

Das gute Recht der Union in Lehre und Leben.

(Eingesandt von P. L. Haas.)

Wenn in unseren Tagen so manches Mal unsere evangelische Kirche gehässigen Angriffen von Feinden der Union ausgesetzt ist, ja wenn man gar die Union auf gleichen Standpunkt mit dem Rationalismus und Indifferentismus zu stellen wagt, so muß wohl jeder evangelische Christ sich gedrungen fühlen, zu fragen: Sind diese Anklagen denn wirklich berechtigt? Hat denn die Union wirklich mit dem Rationalismus, mit den Leugnern der biblischen Heilswahrheit irgend etwas gemein? Wenn dem so wäre, so müßte man allen wahrhaft gläubigen Seelen in der evangelischen Kirche den Rath geben: „Macht, daß ihr so bald als möglich alle Gemeinschaft abbrechet mit der zweideutigen Union“.

Um derer willen, die das Zeug haben, sich in diesen schwierigen Fragen ein selbständiges Urtheil zu bilden, möchte Schreiber dieses sich erlauben, das göttliche und geschichtliche Recht der Union einigermaßen in's Licht zu stellen. Er will das aber nicht thun in eigenen Worten, sondern in kürzeren oder längeren theils wörtlichen, theils frei gehaltenen Auszügen aus einem Buche, das er den lieben Amtsbrüdern gar angelegentlich zum Studium empfehlen möchte. Es ist das leider unvollendet gebliebene Werk von C. A. Auberlen: „Die göttliche Offenbarung." (Basel, bei Detloff, 1861.)

In genanntem Werke führt der Verfasser die Mangelhaftigkeit der Lehrentwicklung der alten protestantischen Kirchen beider Confessionen aus und zeigt, wie nothwendig eine weitere Entwicklung und tiefere Begründung der christlichen Heilslehre ist, und wie wenig es genügt, einfach bei der Lehre der Reformatoren und der kirchlichen Symbole stehen zu bleiben. Es genügt auch durchaus nicht, daß man etwa hier einen lutherischen Lappen und dort einen reformirten herbeizieht, um eine Art von buntscheckiger Decke herzustellen, sondern es handelt sich darum, das ganze Lehrgebäude von Grund aus neu auf zu erbauen auf Grund tieferer Erfassung des Kernpunktes christlicher Lehre und auf Grund einer tiefer gehenden, centraleren und darum auch umfassenderen Schrifterkenntniß.

Die altprotestantische Lehre blieb zu sehr bei der individuellen Heilserfahrung stehen und faßte das Christenthum fast nur als Heilsordnung, nicht zugleich als geschichtliche, kosmische Macht. Das Christenthum ist aber nicht blos das Princip der Rechtfertigung des Sünders, sondern auch das Princip der Wiedergeburt des Einzelnen und der Welt, es ist das Reich Gottes. Christus ist nicht blos Heiland der Seelen, sondern hohepriesterlicher König, Ursprung und Erbherr des Universums. (Pag. 179.)

In der Lehre der Theologen wurde nicht von dem Glaubensprincip aus der ganze Lehrbau erneuert, sondern man blieb bei der Lehre von der subjectiven Heilsaneignung und dem nächsten, was damit zusammen hängt — bei der Lehre von der Gnade, der Gnadenwahl, der Gnadenordnung, den Gnadenmitteln stehen. — Diejenigen Lehren, welche nicht unmittelbar mit der Heilsaneignung zusammenhängen, die sogenannten objectiven oder speculativen Dogmen von Gott und Schöpfung, Trinität, Christologie u. s. w., auf denen vorzüglich die Auseinandersetzung des Christenthums mit dem allgemein menschlichen Selbstbewußtsein beruht, wurden im Wesentlichen unverändert aus der alten Kirche herübergenommen. Sie standen daher für das protestantische Bewußtsein nur in zweiter Linie, wie denn selbst, was in der Christologie neu gearbeitet wurde, vom Gesichtspunkt des Abendmahls ausging.

Eben damit hing die mangelhafte Fassung der Eschatologie zusammen. Man blieb in der Mitte, bei der Heilslehre im engeren Sinne stehen; die Lehre von den ersten und von den letzten Dingen trat noch zurück.

Der einseitige Pietismus und Herrnhutismus, wo man Christum fast nur als Seelenbräutigam hat und von den Reichthümern der christlichen Lehre beinahe nur Sündengefühl und Versöhnungsgenuß übrig behält, ist

nur der consequente und — noch beste — Ausläufer jener alten Einseitigkeit. Der andere Ausläufer ist Schleiermachers Standpunkt, der die objectiven Lehren und Thatsachen, vergangene und zukünftige, für unwesentlich erklärt und das Christenthum zur inneren Gefühlssache macht. Als Letztes ergibt sich dann der Standpunkt des Unglaubens, der den Glauben als Region ungewisser Ahnungen betrachtet, die da anfängt, wo das sichere Wissen und Begreifen aufhört, wenn er nicht gar alles als Schwärmerei und Illusion erklärt. (180—182).

Man kann jenen Lehrmangel auch bezeichnen als ein Zurückstellen der Auferstehung Christi gegen Seinen Versöhnungstod, ein Hervorkehren der juridischen Seite des Christenthums gegen seine medicinische, menschen- und welterneuernde Seite: Das Heil wurde nicht sowohl als Heilung des Erkrankten, als Neubelebung des Erstorbenen betrachtet, sondern als Rechtfertigung, als richterliche Lossprechung des Verschuldeten. Die Geistesmittheilung ward nur als eine Art bestätigender Anhang aufgefaßt, wie die Auferstehung Christi als Bestätigung der Rechtsgiltigkeit des Opfers Christi.

Es wurde also gerade die Hauptsache im Christenthum gar nicht recht erkannt und gewürdigt: In den Auferstandenen und Verklärten muß man sich versenken, wenn man das Christenthum in seiner universellen Bedeutung verstehen will als die Macht, wodurch nicht nur innerhalb der alten Welt Friede mit Gott erworben ist für alle gläubigen Seelen, sondern wodurch ein neues, ethisch-metaphysisches Princip hergestellt ist, das des pneumatischen, in Gott vollendeten Daseins, ein Princip, das durch nichts Anderes weder gesetzt noch ersetzt werden kann und das sich doch von selbst als die wahre Verwirklichung der Idee der Menschheit und Welt ausweist. Hier sieht man erst recht in die einzige, schlechthin unersetzliche Bedeutung, in die allumfassende, alle Sphären des Daseins zur Vollendung führende Macht des Christenthums, d. h. Christi hinein. (1 Cor. 15.)

Zwar sollte man erwarten, daß die realistische, lutherische Fassung der Lehre vom Abendmahl auf diesen Punkt hätte führen sollen, daß Christi Leib und Blut das Princip menschlicher Wesenserneuerung bis hindurch zur Auferstehung sei. Aber selbst diese reale Substanz von Christi Leib und Blut wird herabgedrückt zu einem Pfand und Zeichen der Sündenvergebung. Nur im großen Katechismus Luthers wird es eine Speise der Seelen genannt, die den neuen Menschen nähret und stärket. — Da die Lutheraner wegen ihrer Lehre, daß auch die Ungläubigen Leib und Blut des HErrn genießen, Joh. 6 gar nicht auf's Abendmahl bezogen, wo gerade vom Genuß des Fleisches und Bluts Christi als Speise des ewigen Lebens und der Auferstehung die Rede ist, so verschlossen sie eben mit ihrer grobsinnlichen Auffassung (vom Zerbeißen mit den Zähnen) sich die Einsicht in die höchste und tiefste Bedeutung der Auferstehung Christi, als welche erst die reale Substanz der Welterneuerung zur völligen Darstellung und Mittheilung herstellte in der verklärten himmlischen Leiblichkeit Christi.

Ja die Reformirten, die von dieser grobsinnlichen Auffassung nichts wollten, denen Leib und Blut nicht in die sinnlichen Zeichen hinaus fielen und darum auch nicht blos unter den Gesichtspunkt des Pfandes für die innere Gabe: Sie sind der Wahrheit näher gekommen, sofern sie eben in Christi Leib und Blut die innere himmlische Gabe selbst erkannten, wofür die sichtbaren Zeichen die Pfänder sind. Siehe Basler Confession von 1534: „...... Wir glauben festiglich, daß Christus selbst sei die Speise der gläubigen Seelen zum ewigen Leben und daß unsere Seelen durch den wahren Glauben in den gekreuzigten Christum mit dem Fleisch und Blute Christi gespeiset und getränket werden ꝛc. ......"

In beiden Kirchen wurde immerhin nur gelegentlich vom Abendmahl aus ein Blick auf den verklärten Christus geworfen. Hätte man statt dessen vom verklärten Christus aus das Abendmahl betrachtet, so hätte sich nicht nur die Abendmahlsfrage einfacher und tiefer gelöst, es hätte sich nicht nur für die reformirte Bedeutung des: „Er ist aufgefahren über alle Himmel" und für die lutherische Hervorhebung des: „Auf daß Er Alles erfüllte" (Eph. 4, 10,) eine höhere Einheit im Begriffe des Geistes (Joh. 4, 24; 2 Cor. 3, 17) ergeben, sondern es wäre dann ein neues Leben in alle hier einschlagenden Lehren, von der Heiligung, von der Kirche, von den letzten — und von den ersten Dingen gekommen.

In der Lehre von den letzten Dingen ist die Mangelhaftigkeit der altprotestantischen Theologie besonders auffallend. Es fehlt der Begriff des Ziels, sowohl der ethischen Vollendung des Einzelnen, als der ethisch-physischen Welterneuerung; und wie am Ziele, so fehlt's auch in der Entwicklung zum Ziele hin.

Die beiden Mittelglieder zwischen der Jetztzeit und dem jüngsten Gericht werden in ihrer Bedeutung gar nicht erkannt und gewürdigt. Die Hadeslehre im Unterschied von der Hölle und die Lehre vom Königreich Christi werden aus bloßer Opposition gegen falsche Auswüchse einfach verworfen. Die Lehre vom Königreich Christi wurde verkannt, weil auch Christus mehr nur als Hoherpriester denn als König gefaßt wurde.

Weil aber die Idee der Neuschöpfung nicht ergriffen wurde, so wurde auch die göttliche Offenbarung nicht übernatürlich genug, oder vielmehr das Uebernatürliche nicht voll und allseitig genug erfaßt; man vernachlässigte die großen Universalwunder des Endes wie des Anfangs. So konnten später die Wunder der Mitte als willkürliche Durchbrechungen des festen Weltzusammenhangs erscheinen. Ja schon Luther zeigt jene einseitige Art spiritualistischer Auffassung, indem er dem Ev. Johannis um der Reden Jesu willen den Vorzug gibt gegen die drei andern Evangelium, wo mehr die Wunder und Werke Christi erzählt werden. Diese erschienen ihm offenbar so sehr als nebensächlich im Vergleich zu den Reden, daß man deutlich sieht, der Blick in die welterneuernde Bedeutung der Werke Christi war ihm verschlossen.

Kahl und arm blieb ferner der Begriff Gottes selbst, weil man keinen realistischen Geistesbegriff an die Stelle des idealistischen und spiritualistischen

zu setzen hatte. Die biblisch-realistische Fassung des Göttlichen und Himmlischen wäre von der höchsten Bedeutung gewesen, dem sich immermehr geltend machenden kosmischen Princip gegenüber.

Statt dessen bewegte sich die Dogmatik in abstracten Begriffsbestimmungen vom göttlichen Wesen, wodurch uns Gott möglichst ferne und unverstellbar gemacht und Spinozas gefährlicher Satz vorbereitet wird: alle Determination ist Negation. Der Deismus, Pantheismus und Atheismus sind Ausläufer der unrealen, verflüchtigenden Definitionen vom Wesen Gottes und der himmlischen Welt. Da die Geistesherrlichkeit des verklärten Gottmenschen nicht erkannt wurde, so fehlte damit auch der Schlüssel des Verständnisses, sowohl für die Herrlichkeit Gottes des Vaters, dessen Abglanz der Sohn ist, als auch der himmlischen, wesenhaften Welt überhaupt und der Herrlichkeit der in den Verklärungs- und Vollendungszustand erhobenen Kreaturen. Dem neueren biblischen Realismus, der sich zunächst mit der Metaphysik des Geistes befaßt, ist es darum wesentlich, zugleich offenbarungsgeschichtlich und eschatologisch zu sein.

Eben so mangelhaft und unvollkommen zeigt die altprotestantische Lehre von der Sünde, die blos als formaler Ungehorsam und Uebertretung gefaßt wurde, während die materiale Seite, der Genuß der verbotenen Frucht, gar nicht weiter in Anschlag gebracht wurde. — Es wurden ferner im Schrecken über die Sünde deren Folgen so weit ausgedehnt, daß man bis zur Leugnung des freien Willens fortschritt und die Reste der Schöpfung, die trotz dem Falle noch im sündigen Einzel- und Gesammtleben sich finden, die Anknüpfungspunkte, welche das Heil im Gewissen und im Suchen der Völker hat, nicht tief genug beachtete.

Ein Lutheraner vom Schlag Missouris kann bis heute es nicht fassen, daß Gott für Wahrheit suchende Heiden, wie Socrates, Aristides u. s. w., noch in der andern Welt Mittel und Wege bereit habe, um sie zu dem Sohne zu führen, der ja allein für alle Welt der Erlöser und Heiland ist und sein kann. Ihm ist eine gottlose Lehre, so etwas auch nur zu denken!

Die Leugnung der Freiheit führte consequent zur Prädestinationslehre Calvins, der nun ja auch Missouri zugefallen ist, zum Beweis, daß man nicht ungestraft die Freiheit des Menschen in der Annahme des Heils leugnen darf. Daß die ganze Weltgeschichte nichts anderes sei, als ein Ringen zwischen der göttlichen und menschlichen Freiheit, daß Gott mit all seiner Allmacht die Hände gebunden sind, wenn der Mensch seine Einwilligung zum Guten versagt, das wird natürlich nicht erkannt, sondern frisch drauf los gelehrt: Wer erwählt ist, der muß sich bekehren und selig werden! Wo bleibt da die sittliche Verantwortlichkeit für Glauben und Unglauben?

Männer, die tiefere Einblicke in das System der Wahrheit hatten und die mehr lebendigen Glauben und christliches Leben als scholastische Rechtgläubigkeit zeigten, wie Arndt und Böhme, wurden verketzert und verdammt, weil sie nicht unter das Joch der Glaubensgesetze der Kirche sich beugten.

Ferner blieb die Stellung zur Schrift eine äußerliche, mechanische, ato-

mistische, ja fast rohe. Man wollte dem unfehlbaren Papstthum eine ebenso unfehlbare äußerliche Autorität in der Bibel gegenüber stellen. Da stellte man denn eine mechanische Inspirationstheorie auf, nach welcher, wie Hollaz sagt, der hl. Geist die Bibel wörtlich diktirt hat und die menschlichen Verfasser nicht Schriftsteller, sondern nur die Hände oder Federn gewesen sind. Dieses Buch wurde dann nur für die Zwecke des Kampfes und Streites gebraucht, man suchte nach Beweisstellen für seine schon fertige Theorie, und da wurden die einzelnen Sprüche herausgerissen aus dem Zusammenhang und ohne ein organisches Verständniß weder für das einzelne Buch, noch für das Schriftganze, noch für den großen Organismus der ganzen Offenbarungsgeschichte nach eigener Willkür ausgelegt und angewendet als Beweis für das, was man wollte und lehrte. Aus solchem Mangel eines organischen Verständnisses für die Unterschiede im Reiche Gottes auf seinen verschiedenen Stufen ist auch die verhängnißvolle Irrlehre der Prädestination hervorgegangen. — Die feinen Unterschiede in der Inspiration der verschiedenen Schriftsteller der Bibel wurden vollends nicht erkannt, die doch selbst die Juden in ihrer Anordnung des Kanons erkannten und bezeugten. Allerdings hatte Luther die mechanische Inspirationstheorie noch nicht, sondern hatte einen viel freieren Standpunkt der Schrift gegenüber — so frei, daß er bekanntlich es wagte, den Jakobibrief eine stroherne Epistel zu nennen, weil sie seinen einseitigen Standpunkt der juridischen Rechtfertigung nicht begünstigt. Was Auberlen hier als richtige Stellung zur Schrift von Seite 210 bis 221 sagt, können wir nur der ernsten Beachtung empfehlen, um nicht zu lang zu werden. Derselbe macht dann am Schluß darauf aufmerksam, „daß die hervorgehobenen Mängel in der Durchführung des materialen wie des formalen Prinzips in beiden protestanstischen Confessionen gleichmäßig sich finden. Was die eine Confession der andern vorzuwerfen hatte, war weniger bedeutend, als was beiden miteinander fehlte: Nicht jenes, sondern dies hat zum Hervortreten des Rationalismus mitgewirkt, der ja auch beiden Kirchen gemeinsam war. Man wird darum, ohne deßwegen der Unionsmacherei schuldig zu werden, immer wieder daran erinnern dürfen und müssen, daß die Mängel, deren Verbesserung, wie die Güter, deren Behauptung nach Rechts und Links es jetzt gilt, im Wesentlichen gemeinsam protestantische sind." (221 f.) (Schluß folgt.)

Praktisches Christenthum.

(Aus den Blättern für das Armenwesen.)

Das ist derzeit in vieler Munde die Forderung für die Hebung der volkswirthschaftlichen Schäden unserer Zeit; es wurde sogar zum Stichwort politischer Parteien, verlor aber eben dadurch an seinem innern Gehalt, denn die meisten, die es nachsprechen, sind sich oft sehr unklar darüber und schwebt ihnen dabei viel eher die französische Redensart der: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" vor der Seele, umgeben mit einem christlichen Glorienschein.

Das Wort war daher auch sehr geeignet, auf die Fahne eines Staatsmannes geschrieben zu werden, der die Parteien zu einem gemeinsamen Ziele zu vereinigen bestrebt ist, und zwar in bester Absicht zum Wohle seines Volkes. — Es ist ja auch wahr, im großen Völkerleben bedarf es zu dessen Schutz und freier Entfaltung seines wirthschaftlichen Lebens zwingender Gesetze und einer organischen Gestaltung des Zusammenlebens, nur scheint auf diese „gesetzliche" Gestaltung, wie sie sich seit mehr als 2000 Jahren heranbildete, das Wort „christlich" nicht mehr zu passen. — Die heidnische römische Gesetzgebung, welche in die neue Entwicklung des Völkerlebens mit herübergenommen wurde, ist heute noch die hauptsächlichste Basis der bürgerlichen Ordnung. In der alten Welt ist es nur die mosaische Gesetzgebung gewesen, welche einen „Erziehungszweck" zur sittlichen Grundlage hatte, und die deßhalb heute noch von geistreichen Fachmännern bewundert wird.

Wie wenig Erziehungsziele unsere weltliche Gesetzgebung im Auge hat, darüber sprach sich schon der alte württembergische Prälat Roos bei seiner Erklärung der Davidischen Regierungsgrundsätze (im 101. Psalm) mit den Worten aus: „Die Gerechtigkeit seiner Regierung war nicht diejenige mechanische Gerechtigkeit, die unter der Geduld Gottes noch in der bösen Welt im Schwang geht. Nach dieser mechanischen Gerechtigkeit läßt man die eingeführten Gesetze wie ein Uhrwerk ihren Gang gehen. Man übt äußerlich einige Gerechtigkeit aus, ohne den Geist der Gerechtigkeit zu haben. Ehebrecher können zu Gericht sitzen und andere Ehebrecher verurtheilen, Diebe können Richter sein und Diebstähle bestrafen; aber deßwegen hassen jene den Ehebruch und diese den Diebstahl nicht. Wiederum, was nicht förmlich geklagt wird, was nicht im Amtsstaat ausdrücklich steht und wozu einen nicht der Eigennutz oder die Gefahr, Amt und Einkommen zu verlieren, drängt, das schließt man von dem Plan dieser mechanischen Gerechtigkeit aus, darum bekümmert man sich nicht, weil man keinen Eifer für die Ehre Gottes, keinen Haß wider das Böse, keine Liebe zum Guten, keine Hoffnung der ewigen Belohnung und mit einem Wort keinen lebendigen Glauben in seinem Herzen hat. Daher kommt die Atonie, d. h. das schlaffe, lahme Wesen in allen Ständen, worüber schon viele rechtschaffene Knechte Gottes geklagt haben, und dem nicht durch menschliche Gesetze, sondern nur durch den Geist des lebendigen Gottes abzuhelfen ist."

Er würde sich heutzutage wohl noch viel schärfer aussprechen.

Der Zweck des Christenthums ist allerdings die Heranbildung von Bürgern eines Gottesreiches, jedoch „nicht von dieser Welt"; und es kennt auch keinen Zwang, sondern wendet sich lediglich an die Freiwilligkeit der Menschen, an ihre freiwillige Unterwerfung und Hingabe unter ihren Schöpfer; es verlangt die uneigennützige Erfüllung der auf dem Sinai und später in Jesu Christo geoffenbarten göttlichen Gebote, auf welche sich einst der jenseitige Richter stützen wird. Die freiwillige Unterwerfung unter diese Gebote gab auch allein dem Christenthum in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens seine weltüberwindende Kraft, was sogar Napoleon I. (der auf der

Insel Helena die Bibel zu lesen anfing) noch erkannte. Zu dem Grafen Montholon sagte er einst mit jenem ihm eigenen elektrisch wirkenden eindringlichen Tone: „Ich kenne die Menschen, und ich sage Ihnen, daß Jesus kein Mensch ist! Seine Religion ist ein Geheimniß, das für sich allein dasteht und das von einer Einsicht herrührt, die keine menschliche Einsicht ist. Es findet sich da eine tiefe Eigenthümlichkeit, welche eine Reihe von früher unbekannten Worten und Grundsätzen geschaffen hat. Jesus entlehnt durchaus nichts von unseren Wissenschaften. Man findet durchaus nur in Ihm selber das Beispiel oder die Nachahmung seines Lebens. Er ist auch kein Philosoph, denn seine Beweisgründe sind Wunder, und von Anfang an haben seine Jünger Ihn angebetet. In der That, die Wissenschaft und die Philosophie führt nicht zur Seligkeit, und Jesus allein ist gekommen, um die Geheimnisse des Himmels und die Gesetze des Geistes zu offenbaren. Alexander, Cäsar, Karl der Große und ich haben große Reiche gegründet, aber worauf haben wir die Schöpfungen unseres Genies gestützt? Auf die Gewalt. Jesus allein hat sein Reich auf die Liebe gegründet, und heute noch würden Millionen für Ihn sterben. Es ist weder ein Tag, noch eine Schlacht, welche der christlichen Religion in der Welt den Sieg verschafft haben, nein, ein Krieg ist's, ein langer Krieg von drei Jahrhunderten, begonnen durch die Apostel und fortgeführt durch die wachsende Fluth ihrer Bekenner. In diesem Kriege stehen alle Könige und alle Mächte der Erde auf der einen Seite; auf der anderen Seite sehe ich keine Armee, sondern eine geheimnißvolle Kraft einiger Menschen, die hie und da in alle Theile der Erde ausgestreut sind und die kein anderes Bundeszeichen haben, als den gemeinsamen Glauben an die Geheimnisse des Kreuzes."

Daß die Gründung eines weltlichen Reiches für das Christenthum von seinem Stifter nicht beabsichtigt wurde, geht aus seiner Unterredung mit dem römischen Landpfleger deutlich hervor, in welcher er sich zwar als einen König offen erklärt, aber mit dem ausdrücklichen Beisatz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," dennoch warb Er schon hier seine Reichsgenossen, dahin erging seine allgemeine öffentliche Aufforderung. Die Stellung des Einzelnen zu seinem Gott und Schöpfer muß nämlich schon hier auf Erden zur Entscheidung kommen, wenn man dort als Reichsbürger angenommen werden will, und diese Stellung zu Gott muß bewiesen werden durch das Verhalten zu unseren Nebenmenschen in Handel und Wandel, und zwar ohne zwingende weltliche Gesetze. Das ist dann ein praktisches Christenthum, welches schon auf dieser Erde zu einer gewissen Respekt einflößenden Sichtbarkeit gelangen muß, indem es eine totale Aenderung der Lebensanschauungen und eben damit auch eine Aenderung der ganzen Lebensweise bewirkt. Erwähnen wir z. B. nur einen charakteristischen Punkt aus dem Leben der ersten Christen, nämlich, daß sie es für eine Schande erachteten, wenn sie (die einst mit Christo die Welt richten sollen) wegen Angelegenheiten in ihrer Mitte vor das heidnische Gericht gehen sollten. (1 Kor. 6, 2 ff.) Eine solche Selbstregierung nach den Gesetzen einer göttlichen Gerechtigkeit, welcher jedes „Gewissen"

Recht geben mußte, konnte bei den Heiden eines tieferen Eindrucks nicht verfehlen. Daß es aber bei einer vom wahren, lebendigen Gott abgefallenen, nur auf's Sichtbare und nicht auf's Unsichtbare bauenden Menschheit zu einem irdischen Gottesreiche kommen werde, war nicht zu erwarten, wenigstens nicht ohne Betheiligung außerordentlicher Kräfte aus der unsichtbaren Welt. Auch die späteren Bemühungen der christlichen Kirche konnten mit äußerlichen Gesetzen und Ordnungen das Leben nur in äußere Formen einzwingen, ohne Herzensänderungen erzielen zu können. Die treibende Kraft für ein gesundes Familien- und staatliches Zusammenleben muß von innen heraus kommen, und die ist im Leben der Geister das in den Menschen von Uranfang an eingesenkte „Göttliche", welches — beschienen von der Lebenssonne in Christo — zu regem Leben sich entfaltet. — Dabei sollen jedoch alle Einrichtungen, welche dieses „bescheinen" ermöglichen, in ihrem Werthe nicht unterschätzt werden, aber im allgemeinen war den Christen eine duldende Stellung von ihrem Meister angewiesen worden. Nach innen ein Kampf mit dem eigenen „Ich", nach außen das Dulden im Aufblick zum vorangegangenen Helfer, war ihre Weisung für dieses Leben.

Die Waffen, die im Kampf sie schwingen,
Mit denen sie den Sieg erringen,
Es ist nicht ihres Armes Kraft,
Die Liebe ist's, die Bahn da schafft.

Aber welchem wahren Christen sollte nicht dennoch der Wunsch tief im Herzen liegen, daß das Gottesreich schon hier zur Geltung kommen möchte? Wie rührend drücken die nach Emmaus wandernden Jünger ihren Schmerz darüber in den Worten aus: „Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen" — und diese Hoffnung loderte neu auf, als sie ihn vor seiner letzten Verabschiedung noch einmal fragten, bis wann er das Gottesreich Israel wieder aufrichten werde. In seiner Antwort weist er den Gedanken nicht zurück als einen unerlaubten oder nie realisirbaren, sondern sagt ihnen nur, daß es ihnen nicht gebühre, die Zeit zu wissen, die der Vater seiner Macht vorbehalten habe. Im Allgemeinen erfuhren sie aber aus der Engel Munde, daß dieser Jesus, der vor ihren Augen aufgefahren, wieder kommen werde, wie sie ihn gesehen haben gen Himmel fahren; auch hatte sein Lieblingsjünger Johannes im hohen Alter noch eine Offenbarung (Kap. 20), welche die Annahme gestattet, daß für diese Erde auch noch eine Epoche bevorstehe, in der die Gottesgedanken eines sichtbaren Gottesreiches sich verwirklichen dürften. Aber auch abgesehen von allen diesen immerhin dunkel gehaltenen Stellen der hl. Schrift — welcher, von der Liebe Christi durchdrungene Mensch sollte beim Anblick des vielen Elends und Sündenjammers auf Erden, bei der zunehmenden Sittenlosigkeit, welche Verbrechen und Armuth im Gefolge hat, nicht die Verwirklichung seiner christlichen Ideale bei sich sowohl als in der Gestaltung der menschlichen Gemeinwesen herbeiwünschen?

Daher war auch vielen christlich Gesinnten das im Reichstag und in den Blättern laut gewordene Verlangen nach einer praktischen Verwerthung christlicher Grundsätze in der Reichsgesetzgebung sehr sympathisch, ohne über

die Hohlheit der Phrase: „praktisches Christenthum“ nachzudenken. Jeder denkende und beobachtende Mensch erkennt gar bald, daß die Christen sich in zwei Hauptklassen abtheilen, in solche, welche das Christenthum nur als Namen an sich tragen wie ein Kleid, und in solche, welche innerlich die in demselben enthaltenen Gottesgedanken im Herzen bewegen und sich darnach zu bilden bestreben. Diesen Unterschied deutet schon der Ausspruch Jesu an (Matth. 7, 21): „Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele zu mir sagen an jenem Tage: Herr, Herr! haben wir in deinem Namen nicht viele Thaten gethan? Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, ihr Uebelthäter!“ — Wie ist das zu erklären? Er selbst gab den Schlüssel dazu: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Aus beiden Aussprüchen geht aber hervor, daß manche sich auf Früchte berufen können, die vor Gottes Augen gar nicht als Früchte anerkannt werden. Ja, auf was wird denn dann gesehen, dürfte mancher ängstlich fragen. Auch hierauf gibt uns die hl. Schrift Antwort: „Gott siehet das Herz an“, 1 Sam. 16, die Stellung zu Ihm, dem Herzenskündiger, und wenn das nur ein sehnsüchtiges Verlangen wäre (wie bei den Athenern, welche dem unbekannten Gott einen Altar bauten). Der Glaube, — und gerade der rechtgläubige darf kein todter Glaube sein, sondern ein lebendiger, der nicht nur im Verstand sitzt, sondern im Herzen, wo er dann auch den Willen bestimmt. Die zwei wichtigsten Gebote sind nach der Angabe des Herrn selbst: „Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Das ist das größeste und vornehmste Gebot. Das andere aber ist ihm gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“

Wer das im Herzen bewegt und darnach in allem Thun und Lassen seinen Willen bestimmt, der wird gegen außen hin auch die rechten Thaten vollbringen, die Gott wohlgefallen, denn ihr Fundament ist die Liebe, da kann und darf es nicht mehr vorkommen, daß Einer den Andern im Handel und Wandel übervortheilt, da dürfen keine Unverträglichkeiten unter sonst als ganz rechtgläubig anerkannten Leuten mehr vorkommen, so daß ein Zusammenwohnen unter einem Dach nicht möglich erscheint; da dürfen Eltern und Lehrer in der Züchtigung der Kinder nicht ihrer Leidenschaft den Lauf lassen; da dürfen Herrschaften ihre Dienstboten nicht als Maschinen ansehen, sondern haben sie auf dem Herzen zu tragen und für ihr geistliches und leibliches Wohl zu sorgen (ohne daß damit ihre bürgerliche Einzelstellung verrückt zu werden braucht). — Wer von dieser Nächstenliebe durchdrungen ist, der vermag, wenn es ihm als ein Gebot vor die Seele tritt, seinem Gott alles zu opfern, denn er steht im Dienst der Liebe.

Die ersten Zeiten des Christenthums strahlten auch diese Liebe (wie aus einem Prisma das Licht) je nach den individuellen Anlagen in den verschiedensten Farben aus, so daß selbst die Heidenwelt erstaunt ausrief: „Seht, welche Liebe!“ — Aber Gott sei Dank! sie ist bis heute noch nicht erloschen,

wenn sie auch des mangelnden Druckes wegen nicht mehr so auf der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens hervortritt. Wenn ein dogmatischer Kritiker des verstorbenen Pfarrers Blumhardt in Boll, indem er ihn mit seinem Zeitgenossen und Freunde, dem Prälaten Kapff, vergleicht und von ihm sagt: „So weit auch Kapffs Herz war: Blumhardts Wohlwollen umschlang doch noch weitere Millionen. Das edle Vertrauen Kapffs zu den Menschen, das oft genug bitter enttäuscht wurde, war durch Blumhardts sonnigen kindlichen Optimismus noch weit überboten. Seine Liebe glaubte in der That alles und hoffte alles. Das ganze Volk und die ganze Menschheit mit weitem Herzen umfassend und ihre Noth fürbittend auf priesterlichem Herzen tragend, wie es nur ein Christ kann, war er ein Kosmopolit und ein Patriot, beides im wahren christlichen Sinn" (A. Ev. Kztg. No. 10 vom Jahr 1880), so hat er die Quelle wahrheitsgetreu angedeutet, aus der Blumhardt seine unermüdliche Menschenliebe schöpfte und hat damit das Beste an Blumhardt mit wenigen Worten charakteristisch angezeigt.

Wo solches Christenthum wurzelt, da wird es auch „praktisch", d. h. da gestaltet sich auch das gesellschaftliche Leben der Menschen schon nach außen viel günstiger. Das wußte schon David aus Erfahrung, wenn er sagte: „Ich bin alt geworden und habe noch nie gesehen den Samen des Gerechten nach Brot gehen!" Aber die besten Gesetze helfen nichts, wenn der Wille sie zu befolgen fehlt. Die israelitische Gesetzgebung wurde einem gläubigen, auf Gott bereits vertrauenden Volke gegeben. Das praktische Christenthum im Staate kann nicht eher organisch eingeführt werden, bevor die überwiegende Mehrzahl der Staatsbürger ihr Christenthum im Leben nicht „praktisch" zu verwerthen weiß. „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein." Von diesem Standpunkte aus müssen alle Bemühungen beurtheilt werden, das Christenthum im Staatsleben zu verwerthen.

Von diesem Standpunkte aus haben auch schon von Zeit zu Zeit gottbegeisterte thatkräftige Männer unseres Vaterlandes es versucht, „Gemeinwesen auf christliche Grundsätze aufzubauen," wie z. B. der Leineweber Rapp von Iptingen, Notar Hoffmann in Kornthal; weniger prinzipiell Gustav Werner, Pfarrer Flattich in Münchingen, Pfarrer Machtolf und Blumhardt in Möttlingen; auch ist hier der Pfarrer Oberlin noch zu erwähnen; und es dürfte nicht ohne Interesse sein, das Wirken einiger dieser Männer hier eingehender zu betrachten.

In unsern speziellen Gesichtskreis fallen die vier letztgenannten hier insoferne zunächst weniger, weil sie auf diesem Gebiete nicht organisatorisch zu Werke gehen wollten, dessenungeachtet aber doch dem ganzen öffentlichen Leben in ihren Gemeinden ein edleres Gepräge zu geben und dieselben sozial zu heben verstunden, und müssen wir auf sie gerade deßhalb verweisen, weil sie nach unserer Ansicht den wichtigeren naturgemäßeren Weg dabei einschlugen, was die Gefahr, auf Abwege zu gerathen, wesentlich verminderte. Alles „Stürmische" und "Drängende" ist naturwidrig. — Die gewaltsame Einführung des Christenthums zur Zeit Karls des Großen trug sicherlich nicht

zur innerlichen Bekehrung der Menschen bei, sondern bewirkte nur um so schneller jene Mischung von Namenchristen mit wirklichen Christen. Jetzt, wo infolge der heidnisch liberalen Zeitanschauung manche gesetzliche Schranke christlicher Zucht gefallen ist, tritt auch die Opposition wieder kecker hervor, und wird die Scheidung dieser beiden, bisher gewaltsam zusammengehaltenen Menschenklassen offenbar, was scheinbar auf eine Abnahme des Christenthums hindeuten könnte, aber deßhalb doch nicht bange machen darf, sondern als eine neue Epoche in der Entwicklung des Christenthums anzusehen ist, die allerdings zu entscheidenden Krisen führen muß, auf welche auch bereits in neuerer Zeit viele hervorragende Gläubige der Christenheit ahnend verweisen.

Es wird nun zunächst auf die von Rapp gegründete Kolonie Oekonomy in Pennsylvania, sowie auf die Kolonie Zoar in Ohio verwiesen. So interessant die Darstellung aber auch sein mag, so kann dieser Abschnitt wohl ausgelassen werden, da die Rappsche Kolonie auf dem Aussterbeetat steht und auch Zoar seit 1817 nicht wesentlich gewachsen ist.

Auch die von dem am 8. Dezember vorigen Jahres im Alter von 70 Jahren verstorbenen Christoph Hoffmann gegründete Tempelgesellschaft kann hier übergangen werden, da in Folge der in der Gemeinschaft selbst eingetretenen Spaltung das Ziel derselben verrückt und ihre Wirksamkeit geschädigt sein muß.

Einen glücklicheren Erfolg hatte die Arbeit des Vaters des letztgenannten, des Notars Hoffmann, die in der Organisation der Kornthaler Gemeinde bestand. Hoffmann hatte die Aufgabe vor sich, „die in der württembergischen Kirche gährenden Elemente, denen zum weitaus größten Theil ein gesunder Kern ächter Glaubensfreudigkeit und Leidenswilligkeit, sowie ein ernstes Ringen nach Heiligkeit innewohnte, in ein abgesondertes Bett zu leiten, die oppositionellen Kräfte zu lokalisiren, dem Lande zu erhalten und die Kirche vor Zerklüftung zu bewahren.“ Er hat auch, so weit es seinerzeit möglich war, diese Aufgabe gelöst, indem sich in der Gemeinde Korntal die drei neben einander bestehenden religiösen Richtungen, die altkirchlichen Pietisten, die Michelianer (deren Haupt, Michael Hahn, die Gemeindeordnung mit ausarbeiten half und selbst Vorsteher der neuen Gemeinde wurde) und die Herrenhuter mit einander verbanden und vereinigten. Ohne auf die Einzelheiten der Organisation einzugehen, wollen wir nur das hervorheben, daß diese Bildung den Beweis lieferte, wie das lebendige Christenthum allein nicht nur die sicherste Grundlage des ökonomischen Wohlstandes ist, sondern vor allem auf sittlichem Gebiet, wie keine andere Macht solche Zustände herbeizuführen vermag wie sie hier zu Tage treten, so daß während der ersten 45 Jahre weder ein Civil- noch Criminal-Prozeß in Kornthal geführt wurde.

Aehnliche Verhältnisse zeigt auch die Herrnhuter Gemeinde Königsfeld im Schwarzwald, von welcher 1876 amtlich bezeugt wurde, daß in derselben im Laufe von 50 Jahren keine polizeiliche Bestrafung, geschweige ein schwerer Straffall, keine Vergantung, keine uneheliche Geburt, keine Eheklage, kein Prozeß und kein Bettler vorgekommen sei.

Namentlich aber ist die Wirksamkeit von Gustav Werner bemerkenswerth und zwar um so mehr, als sein Arbeitsfeld keineswegs von den geistigen Schranken eines neuformulirten kirchlichen oder gar sektirerischen Bekenntnisses, noch von dem Zaun einer besonderen politischen Gemeindeordnung oder staatlicher Privilegien eingeschlossen und dadurch äußerlich geschützt ist.

Wenn irgend einer jener idealen Kämpfer auf dem Gebiete des christlichen Socialismus auf seine Fahne das Losungswort: „praktisches Christenthum" zu schreiben berechtigt war, so war es der württembergische Theologe Gustav Werner, geb. den 12. März 1809. Der Sohn des hochgeachteten verstorbenen Finanzkammerdirektors v. Werner in Reutlingen. — Begeistert für das Studium der Theologie und ausgestattet mit einer von seinem Vater geerbten auf das Praktische gerichteten Seite, fesselte ihn schon auf der Unistität der Inhalt der Bergpredigt, welcher sich so recht auf's praktische Leben anwenden läßt.

Während seiner sechsjährigen Vikariatszeit (1834—40) ging eine große Klärung in ihm vor in Betreff seiner ganzen Lebensanschauung und seines persönlichen Wirkens. — Das Mitleiden mit den Armen, Kranken und Verlassenen und das unerschütterliche Vertrauen auf die göttlichen Verheißungen, trieben ihn auf eine ganz eigenthümliche Bahn des Wirkens, ohne alle Ahnung davon, wie weit ihn dieses noch führen werde. Das württembergische Wochenblatt für Papierfabrikation berichtet hierüber: „Durch Tod eines armen Wittwers wurden sechs Kinder ihres Ernährers beraubt. Werner hielt am Grabe des Verstorbenen eine Rede, wie sie nur selten gesprochen werden wird. Er trat darin aus dem gewöhnlichen Rahmen einer Grabrede heraus und ermahnte die Umstehenden eindringlich, sich der armen Waisen anzunehmen. Allein die feurigen Worte des Jünglings fanden keinen Widerhall. Nun war für ihn der Anlaß gegeben, aus dem predigenden Vikar den Mann der That zu machen. Ohne lange zu überlegen, nahm er in seine bescheidene Wohnung und bei seinem kärglichen Einkommen eines dieser verwaisten Kinder auf, und gab so der Gemeinde ein Beispiel dafür, was die erbarmende Liebe vermag. Er ließ sich von seinem Pfarrer das Äquivalent für die freie Verköstigung in Geld ausbezahlen und theilte die knappen Mittel zwischen sich und dem Kinde.

So etwas hatten die Leute noch nicht erlebt. Es war dieses eine Predigt von solcher Wirksamkeit, daß sich Herz und Hand vieler Ortseinwohner aufthaten, um dem „Vikarskinde" allerlei Naturalgaben zukommen zu lassen, und zwar so reichlich, daß der junge Mann ein weiteres Kind aufnehmen konnte, und so fort, bis er mit Hilfe einer christlich gesinnten ältern Person ein kleines Waisenhaus, zunächst nur für 11 Kinder, zu errichten im Stande war." Als ihm der Raum zu enge wurde, entschloß er sich, getragen von der Hilfe seiner begeisterten Gemeindegenossen, zum Bau einer Rettungsanstalt, die heute noch dort besteht.

Seine unermüdliche Sorge für Linderung der Noth seiner Nebenmen-

schen, die sich auch in zündender Rede kundgab, erwarb ihm in den weitesten Kreisen des Volkes das unbedingteste Vertrauen. Die Liebe war ihm der Schlüssel, mit dem er den Eingang in die Herzen auch der rohesten Menschen sich erzwang, und dies erklärte er auch als das Wesentliche seiner „Johanneischen Richtung": denn ohne die Liebe wäre er ja nach dem eigenen Ausspruch des Apostels Paulus (1 Kor. 13, 2), selbst, wenn er einen Berge versetzenden Glauben hätte, doch „nichts." Die Liebe sei der Weg zum Glauben, nicht umgekehrt. Die Liebe gewinne die Seelen, weil die Liebe jeder Mensch verstehe, während für die Glaubensdogmen das entsprechende Gefühl sich oft später entwickle. Neben der dogmatischen Richtung sei es daher auch Aufgabe der Kirche, die Johanneische Richtung in sich aufzunehmen und zu pflegen, wenn in ihr wahrhaftiges christliches „Leben" erhalten werden solle.

Das religiöse Interesse, das seine Predigten allenthalben erweckten, trug daher gleich von vornherein dieses Gepräge „socialer Hilfsthätigkeit." Wo immer sein Wort zündete, wurden Beiträge gesammelt, Arme unterstützt und die Rettung verwahrloster Kinder in Angriff genommen, wobei ihn zunächst der Gedanke leitete, daß ein großer Theil des Elends und der Verbrechen in einer schlechten Erziehung der Jugend liege.

Der sich stets mehrende Andrang Hilfesuchender bewog ihn endlich, seine Stelle als Vikar niederzulegen und seine ganze Zeit und Kraft der ihm neu erwachsenen Aufgabe zu widmen. Er siedelte daher im Jahre 1840 nach Reutlingen über — wie er selbst einmal erwähnte — mit einem Groschen in der Tasche, wo er zunächst in einer Miethwohnung ein Rettungshaus für verwahrloste Kinder gründete, welches, als der Anfang und Mittelpunkt seines großartigen Unternehmens, später das „Mutterhaus" genannt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Religions-Unterricht.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Die Grundlage zu diesem Unterrichte ist die anschauliche Darstellung der Natur und der nächsten Umgebung des Kindes, sowie seines Verhältnisses zu seinen Eltern, Geschwistern, Mitschülern, Lehrern u. s. w., so viel dasselbe davon fassen kann. Die Lehrform ist demnach die der Anschauung und des leichten Dialogs, verbunden mit den in diesem Kindesalter so nöthigen Sprechübungen. Es ist zu empfehlen, die Entwickelung dieser religiösen Elemente anzuknüpfen an kleine Bibelsprüche, Liederverse und Gebete, die durch Vorsagen und Nachsprechen dem Gedächtnisse der Kinder eingeprägt werden, und hie und da durch passende, kleine moralische Erzählungen die religiösen Wahrheiten zu beleuchten. Vorzugsweise ist aber dahin zu sehen, daß dem Kinde nur Weniges auf einmal und das Wenige immer nur in den einfachsten Ausdrücken und in einem recht gemüthlichen Tone mitgetheilt werde. Nicht Begriffserklärungen und Definitionen, sondern das Wecken

und Pflegen des religiösen Sinnes und Wandels der Kleinen ist es, das durch diesen ersten religiösen Unterricht erzielt werden soll.

Folgende Bibelsprüche, Liederverse und Gebete könnten vielleicht auf dieser Unterrichtsstufe benutzt werden:

1 Mose 1, 1: Am Anfang schuf Gott ꝛc. — 1 Mose 1, 27: Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. — Luc. 1, 37: Bei Gott ist ꝛc. — Ps. 145, 15. 16: Aller Augen warten ꝛc. — Hiob 10, 12: Leben und Wohlthat hast ꝛc. — 1 Joh. 4, 19: Lasset uns Ihn lieben ꝛc. — Ps. 107, 1: Danket dem Herrn, denn ꝛc. — Ps. 50, 15: Rufe mich an in der Noth ꝛc. — Ps. 37, 5: Befiehl dem Herrn ꝛc. — Ps. 94, 9: Der das Ohr gepflanzet hat ꝛc. Ps. 5, 5: Du bist nicht ein Gott, dem ꝛc. — 1 Mose 17, 1: Ich bin der allmächtige Gott ꝛc. — 1 Mose 39, 9: Wie sollt ich denn ein ꝛc. — Ps. 37, 37: Bleibe fromm und halte ꝛc.

Das dritte Gebot.

Das vierte Gebot. Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.

Das fünfte Gebot. Col. 3, 20: Ihr Kinder seid gehorsam ꝛc.

Das sechste Gebot.

Das achte Gebot. Eph. 4, 25: Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit.

Verse aus unserem evangelischen Gesangbuche: 430, 1. 9: Wach auf mein Herz ꝛc. — 438, 7: Laß deinen Segen auf ꝛc. — 450, 1: Müde bin ich, geh' zur ꝛc. — 458, 1: Wir danken Gott für ꝛc.

Gebete: Ach, lieber Gott, ich bitte dich, ein frommes Kind laß werden mich. — Komm Herr Jesu, und sei unser Gast, und segne, was Du uns bescheeret hast.

Jetzt ein Beispiel von einer Unterredung mit den Kindern. 1 Mos. 1, 1: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Diesen Bibelspruch sagt der Lehrer vor und läßt denselben einigemal von den Kindern wiederholen. Die Entwickelung:

Gott schuf heißt: Gott machte.

Was heißt: Gott schuf? — Gott machte.

Was hat Gott gemacht? — Gott hat Himmel und Erde gemacht.

Wer hat Himmel und Erde gemacht? — Gott hat Himmel und Erde gemacht.

Was scheint bei Tage am Himmel? Die Sonne.

Was leuchtet bei Nacht am Himmel? — Der Mond und die Sterne.

Wer kann die Sterne zählen? — Niemand kann sie zählen.

Gott hat den Himmel gemacht heißt: Gott hat Sonne, Mond und Sterne gemacht.

Was heißt: Gott hat den Himmel gemacht? — Gott hat Sonne, Mond und Sterne gemacht.

Auf der Erde wohnen die Menschen; auf der Erde leben viele Thiere (man läßt einige nennen); auf der Erde wachsen Bäume und viele andere Pflanzen (man läßt einige nennen); in der Erde sind Steine, Eisen, Gold, Silber und andere Dinge.

Diese vier Sätze läßt man die Kinder wiederholen.

Wer hat die Erde und alle Dinge, welche darauf und darin sind, gemacht? — Gott hat sie gemacht.

Es ist ein Gott da, der Himmel und Erde gemacht hat.

Dieser Satz wird von den Kindern wiederholt.

Am Schlusse dieser Unterredung wird der betrachtete Bibelspruch durch Vorsagen und Nachsprechen dem Gedächtnisse der Kinder eingeprägt.

1 Mose 1, 27: Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde. Vom Lehrer vorgesagt und von den Schülern wiederholt.

Wen schuf Gott? — Gott schuf den Menschen.

Was heißt: Gott s ch u f den Menschen? — Gott m a ch t e den Menschen.

Wer hat dich und alle Menschen geschaffen? — Gott hat sie geschaffen.

Ihm zum Bilde heißt: Der Mensch ist ein Bild von Gott.

Was heißt: Ihm zum Bilde? — Der Mensch ist ein Bild von Gott.

Der Bibelspruch wird dem Gedächtnisse eingeprägt.

Ich glaube, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat; ich glaube, daß Gott m i ch geschaffen hat.

Diese zwei Sätze werden von den Kindern wiederholt.

Unser Gott, der Himmel und Erde und auch die Menschen geschaffen hat, ist ein sehr starker Gott.

Was für ein Gott ist unser Gott? — Unser Gott ist ein sehr starker Gott. Dafür sagt man: Unser Gott ist a l l m ä ch t i g.

Wie ist unser Gott? — Unser Gott ist a l l m ä ch t i g.

Luc. 1, 37: Bei Gott ist kein Ding unmöglich. Wird wiederholt.

Wenn z. B. der Vater eines Kindes sehr krank ist, und der Arzt sagt: „Es ist unmöglich, daß der Vater wieder gesund wird;" bei wem ist es doch nicht unmöglich, den Vater wieder gesund zu machen? — Bei Gott ist es nicht unmöglich.

Der Bibelspruch wird dem Gedächtnisse der Kinder jetzt übergeben.

In ähnlichen Unterredungen und Sprechübungen, anknüpfend an die oben gegebenen Bibelsprüche u. s. w., mögen die religiösen Elemente den Kleinen zum Bewußtsein gebracht werden.

In den so vorbereiteten Kindern muß dann der Grund zu dem christlichen Glauben und Wandel gelegt werden. Der Boden, auf welchen diese Elemente erbaut werden müssen, kann kein anderer sein als die biblische Geschichte. Das historische Gewand ist dasjenige, welches die Kinder in diesem Lebensalter am meisten anspricht; es ist zugleich auch dasjenige, unter welchem das Reich Gottes in die Welt eingeführt worden ist. Es entsteht nun die Frage: Mit welchen Geschichten soll der Lehrer beginnen, mit denen des A. T., oder mit denen des N. T.? Wir antworten: Mit denen des A. T.; und zwar aus folgenden Gründen: a.) So wie das N. T. durch das A. T. vorbereitet ist, so muß auch die Geschichte des N. T. durch die Geschichte des A. T. vorbereitet werden. Darum führen wir unsere Kinder sachgemäß zuerst in die vorbereitenden Geschichten des A. T., in die Geschichte des Volkes

Israel ein. b.) Die kindlichen Erzählungen des A. T. sind den Kindern meistens angenehmer als die tiefgehenden Geschichten des N. T.

Die merkwürdigsten und das kindliche Gemüth am meisten ansprechenden Geschichten aus dem A. und N. T. sind auf dieser Stufe zu behandeln, wobei von einer chronologischen Reihenfolge und von einer systematischen Ordnung noch abzusehen ist.

Wir dürfen ferner nicht außer Acht lassen, daß der Zweck des biblischen Geschichtsunterrichts nicht ausschließlich das Kennen und Wissen der Geschichte ist; sondern es handelt sich hierbei wesentlich um die religiöse Bildung des Kindes, um die für den kindlichen Verstand faßliche Darstellung der in der Geschichte enthaltenen göttlichen Wahrheiten, sowie um die Erwärmung des kindlichen Gemüthes für dieselben, und um die dadurch zu erzeugende sittliche Bildung des Charakters der Kinder. Gelegentlich können die leichtesten und am häufigsten wiederkehrenden religiösen Begriffe aufgeklärt werden, ohne jedoch eigentliche Definitionen zu geben. Die Wirkung und Belebung des religiösen Gefühls muß auf dieser Unterrichtsstufe noch immer die Hauptsache sein; auf religiöses Wissen ist hier noch wenig zu sehen.

Die Lehrform beim Unterrichte in der bibl. Geschichte ist naturgemäß die erzählende. Nicht v o r l e s e n, sondern v o r e r z ä h l e n soll der Lehrer die Geschichte, und zwar auf dieser Stufe in einem recht gemüthlichen Tone und mit möglichster Einfachheit und Klarheit im Ausdrucke. Die rechte Herzensstellung des Lehrers zur Geschichte, sein lebendiges Interesse an derselben ist das Hauptererforderniß zu einer für das Kind segensreichen Darstellung der Geschichte. „Vom Herzen zu Herzen" darf hier nicht fehlen. Insbesondere ist darauf hinzuweisen, daß die Kinder auch auf dieser Stufe schon in das Wesen der Bibelsprache einzuführen sind. Es hat daher der Lehrer beim Erzählen einer bibl. Geschichte am Bibelworte soweit als möglich fest zu halten, dabei aber in möglichst einfachen Sätzen zu erzählen und die dem Kinde unverständlichen Ausdrücke entweder ganz wegzulassen, oder statt derselben andere, den Kindern verständlichere Ausdrücke zu gebrauchen; auch wohl hie und da einen ganzen Satz für das Verständniß der Kinder umzuändern. Man hüte sich dabei vor vielen und weitläuftigen Erklärungen, wodurch dem Kinde der Kern der Geschichte und die segensreiche Einwirkung derselben auf sein Gemüth verloren geht, sodaß das Kind, wie man sich auch bei andern Gelegenheiten ausdrückt, vor den vielen Bäumen den Wald nicht sieht. Was die Bibel oft mit nur kurzen, aber tief bedeutsamen Worten erzählt, hat der Lehrer in einer den Kindern verständlichen Sprache mit der erforderlichen Lebendigkeit, und zugleich mit der nöthigen Ruhe, Herzlichkeit und Wärme auszumalen, sodaß die Kinder nicht nur mit äußerlicher Ruhe, sondern mit rechter Herzensstille aufmerken. Wenn sämmtliche Kinder einer Classe mit solcher Herzensstille den Worten des Lehrers lauschen, so ist das ein Zeichen, daß der Lehrer gut erzählt.

Bei der Wiederholung der biblischen Geschichte in der nächsten Stunde ist auf dieser Stufe den Kindern die Geschichte erst noch einmal vom Lehrer

zu erzählen, und zwar möglichst mit denselben Worten. Darnach wird die Geschichte vom Lehrer abgefragt, und zwar so, daß die Kinder mit den Worten und Sätzen der Geschichte zu antworten haben. Erst darnach kann man die Kinder anleiten, die Geschichte nachzuerzählen. Der Lehrer helfe dabei durch leitende Fragen und verhüte, daß das Wiedererzählen seitens der Kinder nicht zu einem gedankenlosen Hersagen der einzelnen Sätze der Geschichte sich gestalte, wobei wohl das Gedächtniß geübt, aber Verstand und Herz der Kinder leer ausgehen würden.

Was nun die Anwendung der biblischen Geschichte auf das Herz und Leben der Kinder betrifft, so bleibt auf dieser Elementarstufe die Geschichte selbst immer das Wichtigste, und eine, das eigene Herz des Lehrers bewegende und daher von ihm mit kindlich gläubigem Gemüthe erzählte biblische Geschichte bleibt nicht ohne Eindruck auf die Kinderherzen. Zum Schlusse spreche der Lehrer das, was er und die Kinder mit ihm beim Erzählen der Geschichte als den Mittelpunkt derselben erkannt und empfunden haben, in einem kurzen Bibelspruche oder Liederverse aus, und präge denselben durch Vor- und Nachsprechen dem Gedächtnisse der Kinder fest ein, wobei auf ein genaues, langsames und richtig betontes Aufsagen zu sehen ist.

Ein Versuch in der Behandlung einer biblischen Geschichte in der Elementarstufe:

Die Schöpfungsgeschichte.

„Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Diese Worte werden von den Kindern wiederholt.

Gott hat Himmel und Erde in sechs Tagen gemacht. Am ersten Tage sprach Gott: Es werde Licht! Und es ward Licht. Am zweiten Tage machte Gott das blaue Himmelsgewölbe. Bis jetzt waren noch Erde und Wasser mit einander vermengt, und die Erde war noch nicht trocken. Aber am dritten Tage sammelte sich auf Gottes Wort das Wasser an einem besonderen Ort; diesen Ort nannte Gott das Meer. Die Erde war jetzt trocken. Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut und Bäume. Und es geschah also. Und am vierten Tage schuf Gott die Lichter am Himmel: die Sonne, den Mond und die Sterne. Am fünften Tage schuf Gott die Fische und alle Thiere, die im Wasser leben, und die Vögel unter dem Himmel. Am sechsten Tage schuf Gott alle Thiere, welche auf dem Lande leben. Dann sprach Gott: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei. Und Gott schuf zwei Menschen: Adam, den Mann, und Eva, das Weib. Unser Gott hat Himmel und Erde gemacht. Unser Gott ist allmächtig: So Er spricht, so geschieht es, so er gebietet, so stehet es da. Ps. 33, 9. Die letzten zwei, dem Bibelspruche voranstehenden Sätze werden von den Kindern wiederholt, und der Bibelspruch dem Gedächtnisse eingeprägt.

Nachdem in der nächsten biblischen Geschichtsstunde die obige Geschichte wiederholt worden ist, mag dann noch Folgendes hinzugefügt werden:

Und Gott sah an Alles, was Er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr

gut. Die Kinder wiederholen diese Worte, und der Lehrer fügt hinzu: Ja, Alles, was unser Gott macht und thut, ist sehr gut.

In wie viel Tagen hat Gott Himmel und Erde gemacht?

In sechs Tagen.

Wie viel Tage hat die Woche?

Die Woche hat sieben Tage.

Wollen jetzt hören, was Gott am siebenten Tage that. Gott ruhete am siebenten Tage; und Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn. Die Kinder wiederholen diese Worte. Darum nennen wir den siebenten Tag den Ruhetag oder den Sabbathtag. Sabbathtag heißt: Ruhetag.

Was heißt: Sabbathtag?

Sabbathtag heißt Ruhetag.

Wir Christen feiern den ersten Tag in der Woche, den Sonntag, als Sabbathtag. Am Sonntage sollen wir ruhen und den Tag heiligen. Das vierte Gebot: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. Dieser erste Satz des vierten Gebotes wird dem Gedächtnisse der Kinder übergeben.

In ähnlicher Weise können auf dieser Elementarstufe die folgenden biblischen Geschichten behandelt werden:

Das Paradies. Abrahams Beruf. Abrahams Friedfertigkeit. Joseph und seine Brüder. Joseph wird verkauft. Joseph wird der zweite Herr über Egyptenland. Jakob zieht nach Egypten. Jakobs Tod und Begräbniß. Moses Geburt und Jugendzeit. Moses führt die Israeliten aus Egypten. Moses Tod. Josua führt die Israeliten in's Land Kanaan. Samuels Geburt und Jugend. David und Goliath.

Jesu Geburt. Die Weisen aus dem Morgenlande. Der zwölfjährige Jesus. Die Auferweckung des Jünglings zu Nain. Die Speisung der fünftausend Mann. Der Herr Jesus ruft die Kindlein zu sich. Maria zu Jesu Füßen. Die Salbung Jesu durch Maria. Jesus wird gekreuzigt, stirbt und wird begraben. Der auferstandene Jesus erscheint der Maria Magdalena. Jesu Himmelfahrt.

Aus den genannten Geschichten ist den Kleinen nur das zu erzählen, was ihre Fassungskraft nicht übersteigt und dem kindlichen Gemüthe angemessen ist. Auch die Verbindung der einzelnen Geschichten kann und muß hie und da des Verständnisses wegen in möglichster Kürze dargestellt werden. Eine sehr genaue Vorbereitung auf die biblische Geschichtsstunde seitens des Lehrers ist auf dieser Elementarstufe insonderheit nothwendig.

Vom rechten Verhalten des Lehrers bei Handhabung der Disciplin.

(Eingesandt von G. H. Bräutigam, Lehrer.)

(Schluß.)

II. Manche Lehrer glauben genug gethan zu haben in Bezug auf Zucht, wenn sie auf Gehorsam, Ruhe in den Lehrstunden halten, wenn sie die Uebertretungen in der vorgeschriebenen Ordnung tadeln oder strafen, Fleiß und

Folgsamkeit belohnen, wenn sie ihre Schüler zum Guten auffordern und vor dem Bösen warnen; aber sie denken nicht daran, daß hierbei unendlich viel, ja fast jeder gute Eindruck von ihrer eigenen Gemüthsstimmung abhängt. Was nützen weise Worte, was bezwecken gute Lehren, wenn sie nicht aus einem kindlichen und ruhigen Gemüthe hervorgehen und dem weichen Kinderherzen zum unverwüstlichen Eigenthum gemacht werden. Wohlwollen, Vertrauen, Liebe, Achtung ꝛc., sind durchaus gegenseitig, und daß der Lehrer von seinen Schülern geliebt werde, ist ebenso nothwendig, als daß er sie liebe. Aus der Liebe entspringt sofort der willige und nicht der blinde sklavische Gehorsam. Die genannten und alle andern sittlichen Tugenden, welche aus dem Gehorsam hervorgehen, wird der Lehrer aber nur dann auf eine wahrhaft erziehende und bildende Weise pflegen können, wenn sein Gemüth selbst von Güte, Offenheit, Sanftmuth, Empfänglichkeit, Selbständigkeit, überhaupt von theilnehmenden Gefühlen beseelt ist. Diese Gemüthstugenden, von Seiten des Lehrers, welche ihm auch seinen sittlichen Werth geben, wirken mächtig auf das jugendliche Gemüth. Sie sind gleichsam für dasselbe, was die milden Strahlen der lieblichen, Alles belebenden Frühlingssonne für die neu erwachte Natur sind.

Um einen Lehrer von heiterem, reinem, edlem Gemüthe sammeln sich die Schüler mit Lust; sie hängen an seinem Auge und Munde, sein Ausspruch gilt ihnen als unwiderleglicher Beweis. Was er von ihnen verlangt, thun sie mit Freuden, was er aufgibt, arbeiten sie gerne und es gelingt ihnen. Sein Erziehen faßt Wurzeln. — Nur die gegenseitige Liebe, die zwischen Lehrer und Schülern aus einem sittlich reinen, guten und frommen Gemüthe quillt, ist das rechte Klima, welches alle Früchte des Unterrichts, wie der Zucht, zur Reife bringt. Welch ein trauriges Bild bietet dagegen ein Lehrer dar, der sich in entgegengesetzter Gemüthsstimmung befindet, in welchem Unreinheit des christlichen Sinnes, Leerheit des Geistes, Armuth des Herzens, Wankelmuth, Unselbständigkeit, Bosheit, Rachsucht ihre Stätte aufgeschlagen, der von bestimmten Aufwallungen und Leidenschaften ohne Halt hin und her geworfen wird! Nur Zwang treibt die Zöglinge in die Schule, die sie unter jedem ersinnlichen Vorwande zu versäumen suchen. — Zerstreuung, Ungehorsam, Lieblosigkeit, Widersetzlichkeit sind unausbleibliche Folgen hiervon. Dies erstreckt sich weiter auf das Betragen außer der Schule, es reißt eine verdorbene Lebensweise ein, die Schüler verwildern, die Aufmersamkeit und das Zugewendet- und Hingegebensein des Geistes an den Gegenstand wird untergraben und somit ist das ganze Erziehungssystem verloren, gleich dem Samen in dem Gleichnisse von viererlei Acker, der auf den Weg fiel und ward zertreten.

Unleugbar ist freilich, daß tüchtige Berufskenntnisse von Seiten des Lehrers zu einer gedeihlichen Schulzucht ein Haupterforderniß sind. Allein die Erfahrung zeigt, daß die gründlichsten Kenntnisse des Lehrers, selbst Fleiß und Eifer an Werth verlieren, wenn sie nicht aus den rechten Beweggründen hervorgehen. Der beste Lehrgang, die zweckmäßigste Lehrform reichen nicht

hin, die Zucht recht nützlich zu machen, wenn der Lehrer arm und leer an Empfindungen ist. Daher mag es auch kommen, daß so manche Lehrer mit ihrem Aufwande von Kenntnissen das nicht leisten, was man von ihnen verlangt, während andere Lehrer, von denen wenig gesprochen wird, deren Namen weder am literarischen Himmel, noch sonst in irgend einer Schrift prangen, bei stillem Fleiße alle Anforderungen erfüllen. — Dort erstickt Ruhm und Stolz die Liebe, hier aber wissen die Lehrer neben dem Verstande sich auch der Herzen ihrer Schüler zu bemächtigen. Ein wahres Sprichwort sagt: „Nur was vom Herzen kommt, das geht wieder zu Herzen," und diese unumstößliche Wahrheit gilt besonders hier. Das Kind muß mit Hülfe der Zucht dahin geführt werden, daß es den wichtigen Zweck seines Erdenlebens kennen lerne. Dies muß der heiligste Ernst, muß die innigste Freude eines gewissenhaften Lehrers sein, und daß dem so ist, muß das Kind in allem Thun des Lehrers erkennen.

Wenn nun der Lehrer voll Wärme und von Menschenliebe durchdrungen ist, so wird derselbe als ein gewissenhafter Lehrer sich ferner angelegen sein lassen, eine im Ernste, wie in der Freundlichkeit sich aussprechende Milde und Liebe mit Wort und That zu vereinigen, wenn anders er die Herzen der Kinder an sich ziehen und die Zucht erfolgreich sein soll. Alles, was der Lehrer in Absicht auf Zucht thut, muß mit Liebe und mildevollem Sinne geschehen, denn nur die Liebe des Lehrers erweckt bei den Kindern Zutrauen, Lust und Offenheit. Diese Milde und Liebe, die einen so wohlthätigen Einfluß auf die Zucht üben, findet sich nur bei dem Lehrer, dessen Gemüth mit Sanftheit, Ruhe und Selbstbeherrschung erfüllt ist. — Soll also eine Schulzucht gedeihlich werden, so muß der Lehrer freundlichen Ernst mit Würde, verbunden mit Milde, sich selbstaufopfernde Liebe und unermüdliche Geduld in allem Thun und Treiben blicken lassen. Alle Härte und herrische Laune sei aus der Schule verbannt, denn durch sie wird dem Kinde der Aufenthalt in der Schule verleidet, ja wird vielleicht sogar zur Strafe.

Die alte Unterrichtsregel: „Verbinde mit allem deinen Thun kindliches Gemüth und einen kindlichen Sinn," bleibe darum in Ehren und eine Richtschnur für alle Leser, die da berufen sind, väterliche liebreiche Erzieher der unmündigen Jugend, nicht allein für diese Welt, sondern auch für die Ewigkeit zu sein.

III. Unsern Schulen ist ohne Ausnahme die Aufgabe gestellt, die ihnen anvertraute Jugend nicht blos zu unterrichten, sondern auch zu erziehen. Dies ist aber unmöglich ohne Anwendung von Zuchtmitteln. Der Lehrer soll daher die Uebertretungen nicht ungeahndet lassen, denn er vertritt die Elternstelle und hat einst Rechenschaft dafür abzulegen. Er soll den Leichtsinn bändigen, den Eigensinn brechen, Ausgelassenheit zügeln, Trägheit, Unlust und Mißmuth bekämpfen, Rath und Ermuthigung durch freundliches Zureden einflößen, sich in das Unvermeidliche schicken, darin fest ausharren und sich nicht durch bittere Erfahrung wankend machen lassen. Ich verbinde nun mit der Nothwendigkeit der Strafe die weitere Ueberzeugung, daß in die-

ser Beziehung zahlreiche und große Fehler begangen werden. Eigene Erfahrungen und Beobachtungen sowohl, als auch die Mittheilungen von kompetenten Freunden, haben mich gerade in diesem Punkte die verschiedenartigsten Verwirrungen wahrnehmen lassen. Strafen sind aus der Schule unmöglich ganz zu verbannen, ja sogar zu Zeiten nothwendig; allein ebenso scheint mir doch die Beschränkung der Strafe auf ihr richtiges Maß durchaus nothwendig zu sein. Es soll und muß von der Strafe ein äußerst mäßiger Gebrauch gemacht werden. Verliert ein Lehrer dies aus den Augen, so kann allerdings zu seiner Befriedigung die Folge die sein, daß aus dem lebensfrohen und frischen Kinde ein schlaffer, ruhig vor sich hinbrütender Schüler wird, der zwar keine Störung mehr macht durch seinen Muthwillen, aber leider daneben auch alle Kraft und allen Lebensmuth verliert und an Leib und Geist offenbar zurückgeht. Ist also Strafe nothwendig, so ist vor allen Dingen darauf zu sehen, daß sie mit weiser Mäßigung und Einschränkung angewandt werde, um nicht auf einer Seite mehr zu verderben, als auf der anderen gut zu machen. — Ferner darf der Lehrer eine Art von Strafe nicht auf verschiedene oder gar alle Schulvergehen anwenden. — Man trifft hie und da Schulen, in welchen alle und jede Verfehlungen mit einer und derselben Strafe geahndet werden. — Eifrige Lehrer, die streng auf Wiederholung des Gelernten, auf Ordnung in den Lehrstunden, auf gesittetes Betragen in der Schule, zu Hause und auf der Straße sehen, verfallen leicht in den schon gerügten Fehler der verderblichen Anhäufung dieser Strafart. Aber wie überhaupt durch die würdige Haltung des mit seinem Gegenstande unausgesetzt und lehrreich beschäftigten, pünktlichen Lehrers viele, sehr viele Strafen verhindert werden können, so wird er, wenn sie dennoch nöthig werden, gewiß darauf sehen, daß sie nicht blos dem strafbaren Schüler wehe thun, sondern, wo möglich, in einer Art von Zusammenhang mit seinem Vergehen stehen. Von allem Andern abgesehen, muß die Ausdehnung einer Strafe auf alle Vergehen, ihre übermäßige Anhäufung, alle in ihrem Gefolge befindlichen Uebel herbeiführen; mithin wird auch schon aus dieser Rücksicht die Beschränkung einer Strafe auf einzelne Fälle und Vergehen zu rathen sein. — Wird dies von dem Lehrer nicht berücksichtigt, so ist wohl das Kleinste das, daß eine auf solche Weise vollzogene Strafe alle Bedeutung verliert, das Größte aber, daß der Lehrer die abschreckendsten und widerwärtigsten Erfahrungen wird machen müssen. Anstatt der Liebe wird sich bei dem auf bezeichnete Weise bestraften Schüler jenes unverschämte Räsoniren in's Blaue hinein, jenes Waschen und Klatschen, jenes freche Critisiren aller Anordnungen und Verordnungen, welche die Schulzucht betreffen, jenes kecke Absprechen und Tadeln, ja Schelten auf und brutaler Trotz gegen den Lehrer, ja selbst bübische Verhöhnungen des Lehrers einstellen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick in das Leben der Familien; sie liefern ja ihre Kinder ab in die Schulen. Grund und Boden soll durch häusliche Erziehung gegeben sein, auf dem die Schule fortbauen soll. Dies könnte ja geschehen, wenn nur ein Umstand nicht störend in den Weg träte

und die Leistungen der Schule auf ein Minimum reduzirte. Der Jammer liegt darin, daß die Kinder aus der Schule in's Vaterhaus zurückkehren, täglich, wenn die Eltern am Orte der Schule selbst wohnen, oder doch in den Tagen der Ferien, wenn die Kinder auswärts untergebracht sind; der Versäumnisse gar nicht zu gedenken. Da wird nur zu häufig in einer Stunde niedergerissen, was in Hunderten Treue, Sorgfalt, Wachsamkeit aufgebaut hat. Wie aber das zugehe, wie das möglich sei, daß da, wo entschieden harmonisches Zusammenwirken naturgemäß stattfinden sollte, von Seiten des Hauses ein entgegengesetztes, feindseliges, allen Einfluß der Schulzucht vernichtendes Verfahren eintreten könne, dies begreift nur derjenige, dem es vergönnt ist, einen Blick in's Familienleben zu werfen, den darin herrschenden Geist überhaupt, insbesondere aber die unglaubliche Verkehrtheit und Verblendung in Behandlung der Kinder zu beobachten.

Man höre nur, wie der gewissenhafte Lehrer im Beisein der Kinder, die seine Schüler sind, vom Richterstuhl des Hauses schnöde verurtheilt, wie er mindestens gehofmeistert wird, seine Maßregeln gemißbilligt werden, wie die Mama den von Herzen guten Jungen beklagt, daß er bestraft worden, daß der pedantische Schulmeister keine Rücksicht nehme auf das Naturell des Kindes, das nun einmal nicht sei, wie bei anderer Leute Kindern und desfalls eine zartere Behandlung und schonende Rücksicht verdiene. Weiter höre man, wie der Papa über Tisch seiner sträflichen Jugendstreiche gedenkt, die lustigen Kniffe belacht, die er sich erlaubt, um der wohlverdienten Strafe zu entgehen, wie er den Lehrer gefoppt, hinter's Licht geführt, fremde Arbeiten zu seinen eigenen gestempelt oder Andern mit seinen Arbeiten aus der Noth und den Schwulitäten des Examens geholfen, u. s. w. Wer muß da nicht in das Klagelied (Ebels) einstimmen und sagen: „O wie viel Segen gäbe es doch, wenn Väter und Mütter so gescheit wären, daß sie mit der Schule gemeinsame Sache machen müßten." O, ihr lieben Eltern, dann gäbe es manchen ungerathenen Sohn weniger in der Welt, und mancher Kummer würde von euren Herzen weichen. Und o, ihr würdigen Schulmänner, die ihr in die Verlegenheit versetzt werdet, nicht zu wissen, wer schwieriger zu behandeln sei, ob der ungezogene Sohn oder der unerzogene Vater! Es ließe sich doch wohl denken, ja es mag sogar wohl vorkommen, was wir übrigens nicht wünschen, daß ein Lehrer die namenlose Verkehrtheit und Verblendung beginge, das Vergehen eines seiner Schüler gar nicht zu ahnden, weil er befürchten muß, desfalls mit den kurzsichtigen und liebesbethörten Eltern in Conflict zu gerathen. Wir können nicht umhin, nochmals Consequenz anzurathen. Hat ein Schüler, sei er wer wolle, sich Uebertretungen zu Schulden kommen lassen, so sollen sie geahndet werden. Soll aber diese Ahndung ihren Zweck nicht verfehlen, so muß diese in der Ordnung, mit Vernunft, gekräftigt durch sittlichen Ernst, nach Maß des Vergehens, in herzlich liebevoller Theilnahme an dem Wohl und Wehe des strafbaren Schülers geahndet werden, so daß der also bestrafte Schüler sich bewußt wird, solche Strafe verdient zu haben. Nicht aber soll stundenlang moralisirt, in die Kinder getobt, gepoltert, geschnaubt und ge-

droht werden, noch weniger die Zöglinge wegen eines Vergehens tagelang zornig und mürrisch behandelt werden.

Gäbe es nun einen Lehrer, der allen Anforderungen der Disciplin Genüge leistete, der alle disciplinarischen Fälle ohne Verstöße zu behandeln wüßte, so würde doch in vielen Fällen der Lohn für seine Liebe und Treue, für die unsägliche Mühe und Arbeit, die ihm sein Amt auferlegt, um die ungeschlachten, rohen und flatterhaften Massen zu wahren Menschen und Christen heranzubilden, nur Undank sein. Dr. Luther sagt ja schon: „Die Welt ist ein solcher roher Haufe, der die Wohlthaten so hinnimmt und dieselben mit Lästerungen und Undank vergilt!" — Und ein alter Schulmann, der schon längst verewigte Schmitthenner, sagte kurz und treffend also: „Niemand hat einen schwereren Beruf als der Schulmann; wenn er Alles thun könnte, was er schuldig ist, so ist dabei sein Dank — Undank, und sein Lohn — Armuth."

Ich füge noch bei: „Nur eine außerordentliche Liebe zur Schule und zur Jugend selbst, und eine von ächter, innerer Religiösität ausgehende Neigung, für die nächste Generation zu arbeiten, kann die unsägliche Mühe, die mit dem Lehrerstande verbunden ist, erträglich machen." Auf Belohnung kann und darf der Lehrer, wie ich aus meiner dreiundzwanzigjährigen Erfahrung sehr gut weiß, nicht rechnen, kaum auf Anerkennung. —

Besitzt aber ein Lehrer jenes würdevolle Verhalten, jenen väterlichen Ernst und jene mütterliche Liebe zu seinem Amte, so lassen sich manche Mißgriffe ausgleichen, und selbst Mangel an intellectueller Vollkommenheit wird von seinen Schülern übersehen, weil sittliche Unbeflecktheit Achtung abzwingt. Was läßt sich aber wohl Höheres und Besseres von einem Menschen sagen, als daß er durch sein Verhalten, durch sein Beispiel, eine Seele gerettet, und durch Aufmerksamkeit auf sich selbst sowohl, als auf seine Schüler, der christlichen Kirche und der menschlichen Gesellschaft ein würdiges Glied zugeführt habe.

Darum lassen wir die Beschwerden des Schulstandes dahinten und frisch und froh an's Werk, meine Freunde und Collegen! Lassen wir den Muth nicht sinken, sondern blicken wir auf zu dem, der auch uns einst belohnen wird für die Treue, mit welcher wir mit dem uns anvertrauten Pfunde hier gewuchert haben!

Kirchliche Rundschau.

Ueber die Confessionellen auf der letzten preußischen Generalsynode gibt einer ihrer Führer, Dr. Meinhold, einen Bericht, in welchem er sowohl die Absichten derselben, als auch ihre Ansichten über das Verhältniß zu den Positiv-Unirten, sowie zu den Reformirten in's Licht zu stellen sucht, und außerdem noch das von dieser Partei in der letzten Sitzung der Generalsynode Erreichte mit dem von Manchen Erwarteten vergleicht und sich in einigen Punkten darüber entschuldigt, daß die Vertreter der Partei manchen Erwartungen nicht entsprochen haben. Er sagt unter Anderm:

„Es ist uns wohl der Vorwurf gemacht worden, daß wir uns nicht „lutherische Fraction" nannten oder „Fraction der Lutheraner". Aber dies ist einfach unmöglich,

weil die große Mehrzahl der „Freunde der positiven Union" ihrem Glaubensstandpunkt, wie ihrer Lehre und ihrem Bekenntniß nach, auch Lutheraner sind (wenn sie sich auch nicht so nennen), und nur über Sinn und Bedeutung der Union von den unsrigen abweichende Anschauungen hegen. Der Gedanke, welcher von einem der unsern vor der Synode an uns gebracht wurde, wir sollten fordern, daß die Generalsynode erkläre, die luth. Kirche bestehe innerhalb der preußischen Union zu Recht, konnte von uns nicht aufgenommen werden. Die Thatsache ist ja richtig; durch Wangemann in seiner Una sancta auf's Unwidersprechlichste nachgewiesen, daß sowohl thatsächlich als auch rechtlich troß der Union die luth. Kirche innerhalb der evang. Landeskirche Preußens fortbesteht. Indessen das ausdrücklich auszusprechen, würden sowohl der evang. Oberkirchenrath als auch die Generalsynode abgelehnt haben; der Antrag würde durch Tagesordnung erledigt worden sein, d. h. wir würden eine Niederlage erlitten haben. Und das mußte vermieden werden, konnte auch mit Fug und Recht. Es ist für Jeden, welcher offene Augen hat, klar ersichtlich, daß in ganz Norddeutschland das luth. Bekenntniß das in zunehmender Herrschaft begriffene ist. Die reformirten Gemeinden werden gerade durch die Union von der luth. Strömung nach und nach aufgesogen werden, was auch von vielen Reformirten ausgesprochen und beklagt wird. Aus diesem Grunde mußte ich auch einen Antrag zurückhalten, welchen ich zu stellen beabsichtigte, daß nämlich die Anstellung von reformirten Candidaten an luth. Gemeinden und umgekehrt für nicht weiter als zulässig erklärt werde. Denn es wurde mir von Freunden, die der Sache kundig sind, entgegengehalten, daß dadurch die reformirten Gemeinden in die größte Verlegenheit versetzt würden, da dieselben in Ermanglung reformirter Candidaten ohne Widerstreben lutherische zu ihren Pastoren nähmen."

Mit einer solchen Offenheit haben sich die luth. Kirchenpolitiker innerhalb der preußischen Landeskirche wohl selten ausgesprochen. So lange man von der Union eine Verschmelzung des lutherischen mit dem reformirten Wesen fürchtete, so lange stellte man sich der Union gegenüber auf den legalen Rechtsstandpunkt, um jedem Eindringen einer nicht lutherisch-orthodoxen Wahrheit zu wehren. Nun, da man glaubt, die kirchenregimentliche Union dazu benützen zu können, um reformirte Gemeinden lutherisch zu machen, ist sie ganz willkommen.

Was seiner Zeit einmal von einem Theologen ausgesprochen wurde: „Guerike gab zu, daß auch in der preußischen Landeskirche ein lutherisches Gewissen Ruhe finden könne, wenn nur Christus gepredigt würde, worunter freilich auch der Gedanke steckte, daß es eigentlich besser sei, in der Landeskirche zu bleiben und diese allmählich mit Sprengung der Union lutherisch zu machen, — ein Gedanke, den später so viele Theologen und Kirchenmänner in Preußen verfolgten, weil es ja klar ist, daß durch eine äußerliche Separation des Lutherthums der Trieb seines Weiterschreitens gelähmt wird," — das hat sich auch hier wieder als Wahrheit erwiesen und man könnte eigentlich nur noch fragen: Welche geistige Berechtigung haben diese Lutheraner noch zu einer Union, an deren kirchlicher und geistiger Auflösung sie ausgesprochenermaßen arbeiten, anstatt an ihrer Erfüllung zu einer einigen wahrhaft evangelischen Kirche mitzuhelfen? Merkwürdig ist nur die Ungenirtheit, mit der man es ausspricht, daß es dieser Fraction vor allen Dingen darum zu thun ist, ja keine Niederlage zu erleiden, d. h. auf dem Wege zur Erlangung der angestrebten Machtstellung ja nicht zurückzugehen. Es wird so gehandelt, als ob seiner Zeit der Prophet gesagt hätte: „Trachtet nach Macht!" während doch gilt: „Trachtet nach Recht!"

Die Theologische Fakultät in Berlin hat in diesem Halbjahr einen Bestand von 726 immatrikulirten Studenten, die höchste Ziffer seit ihrem Bestehen erreicht. Auch die Gesammtzahl aller Studenten überhaupt (5,343) ist größer, als sie vorher je gewesen war.

Ueber **die Mission der Brüdergemeinde** wird berichtet, daß unter den 17 Provinzen drei eine Erweiterung erfahren haben. Die Indianermission in Nordamerika ist durch Besitzergreifung von West-Alaska bereichert, wohin auf Veranlassung der im Osten missionirenden Presbyterianer und nach eingehender Prüfung im vorigen Jahre nunmehr drei Missionare, W e i n l a n d, J o h n K i l l b u c k und T o r g e r s e n von San

Francisco aus abgefahren sind, um mit einer Station am Kuskokwimfluß zu beginnen. In der Kapstadt baute man eine Herberge zur Heimath, um für die Gemeindeglieder ein zeitweiliges Unterkommen zu haben. Der Anfang ist gering, nur 20 bis 30 Schlafstellen sind erst vorhanden. Auch für Zusammenkünfte am Abend bietet sie geeigneten Platz. Endlich in Asien ging Miss. Redslob von Poo aus über Himalaya nach Leh, um auch in Kaschmir den Grund zu einer Gemeinde zu legen. Den meisten Kostenaufwand hingegen hat die Errichtung einer neuen Station Yulu auf der Mosquitoküste verursacht, so daß die Gesellschaft leider mit einem Minus von beinahe 30,000 Mk. ($7,200) ihre Jahresrechnung hat schließen müssen. Bei weitem die meisten Gemeindeglieder hat die Stadt Paramaribo, über 8,000 Kommunikanten, für welche bereits die vierte Kirche im Bau ist. Zusammen enthalten die 17 Provinzen 101 Stationen, die von 144 Missionaren und 25 eingeborenen Arbeitern besorgt werden. Im Ganzen standen 81,553 Personen in Pflege der Unität.

Die Evang. Missionsgesellschaft zu Basel zählte laut ihrem 70. vom 1. Juli 1885 datirten Jahresbericht auf ihren drei Missionsgebieten Ostindien, Westafrika und China am 1. Januar d. J. an Gemeindegliedern: in Indien 8,224, in Afrika 6,108, in China 2,721, zusammen 17,053, was gegen das letzte Jahr einen Zuwachs ausmacht: für Indien 244, für Afrika 541, für China 114, zusammen 899. Auf den Listen der Taufbewerber für das nächste Jahr stehen in Indien 388, in Afrika 211, in China 128, zusammen 727. Die Schulen hatten in Indien 4,447, in Afrika 1,962, in China 389, zusammen 6,798 Schüler, was einen Zuwachs ergibt: für Indien 117, für Afrika 276, zusammen 393. Im Ganzen befinden sich auf den verschiedenen Missionsfeldern in Indien 65 Missionare, 50 Frauen und 2 Jungfrauen; in Afrika 25 Missionare, 12 Frauen und 1 Jungfrau; in China 12 Missionare und 8 Frauen, zusammen 102 Missionare, 70 Frauen und 3 Jungfrauen. Zu diesem europäischen Personal kommen eingeborene Pastoren, Katechisten, Evangelisten, Lehrer und Lehrerinnen, in Indien 290, in Afrika 134, in China 65, zusammen 489. Ausgesandt wurden im Laufe des Jahres 22 junge Missionare: nach Indien 7, nach Afrika 7, nach China 1, als Pastoren nach Amerika 4, nach Australien 2, und einer tritt als Judenmissionar in die Londoner Mission ein. Die Finanzlage der Gesellschaft ist keine günstige. Den Einnahmen von 899,379 Frs., zu welchen Bayern 12,412 Frs. und Württemberg 278,146 Frs. (31½ Pr., die Schweiz liefert 42⅘ Proc., Basel allein 10¾ Proc.,) ganz Deutschland überhaupt 433,868 Frs. (49½ Pr) beiträgt, steht eine Ausgabe von 966,030 Frs. gegenüber, sodaß das Jahr 1885 mit dem Deficit des letzten Jahres eine Gesammtschuld von 81,257 Frs. aufweist. Nicht weniger als 17 Pr. der Gesammtkosten werden von der Missionshandlung und Missionsindustrie gedeckt. Es wurden vom Reingewinn ca. 54,000 Frs. bar an die Generalkasse abgegeben und überdies 28 europäische Laienmissionare von ihr unterhalten.

Die Synode der reformirten Freikirchen Frankreichs, die vom 5. bis 11. Nov. in Sainte-Foy abgehalten wurde, ist insofern von Interesse auch für weitere Kreise, als sie bei der Besprechung von innerkirchlichen Fragen sich gewissen in den Volkskirchen geltenden Grundsätzen näherte. So wurde, um der allzu großen Lehrfreiheit eine Schranke zu setzen, die Abfassung eines Katechismus in Aussicht genommen. Ferner will man die Gemeinden neu organisiren und in diesen Organismus nicht allein die bewußt erweckten oder bekehrten Gemeindeglieder fassen, sondern auch die Unbekehrten, die Kinder und andere, die bisher als der Kirche noch nicht angehörig betrachtet wurden. Im übrigen befinden sich diese Kirchen, besonders infolge einer in Amerika gesammelten Kollekte, in günstigen materiellen Verhältnissen. Sie haben indessen beklagen müssen, daß von den 57 Theologiestudirenden, die sie seit ihrem Bestehen in ihren Studien unterstützt haben, 19 in den Dienst der Staatskirche übergegangen sind. Die 2600 Mitglieder, welche diese Kirchen zählen, haben etwas mehr als 200,000 Frs. für ihre kirchlichen Bedürfnisse zusammengelegt, die sich auf 238,000 Frs. belaufen haben. Es waren bei der Synode 53 Delegirte aus Frankreich zugegen, worunter nur 22 Laien; außerdem hatten die Freikirchen der Schweiz, von England, Schottland und Nordamerika sich in Sainte-

Foy vertreten lassen. E. de Pressensé hielt bei dieser Gelegenheit vor ungefähr 2000 Zuhörern einen glänzenden Vortrag über die Grundlage des evangelischen Glaubens.

Die deutschen evangelischen Gemeinden A. K. der Redemption und La Villette in Paris haben sich im Jahre 1884 nicht vergrößert, da die schlechten Geschäftsverhältnisse und die noch immer andauernde Arbeitslosigkeit, sowie die Cholera viele abgehalten haben, sich in Paris niederzulassen. So erklärt es sich, daß die Zahl der kirchlichen Akte nicht in gleichem Maße wie früher gestiegen ist. Die Zahl der Kommunikanten im letzten Jahre betrug in der Redemption an 950 und in La Villette 755. Infolge des geringen Zuzuges ist auch der Jünglingsverein schwächer geworden, als er in den letzten Jahren war. Dagegen stehen die Schulen in erfreulicher Fortentwickelung. Zwei Lehrer mußten sich auf Anordnung der staatlichen Schulinspektion um das französische Lehrdiplom bewerben; es werden dadurch die deutschen Schulen den französischen in ihren Rechten völlig gleichgestellt, wenn auch die innere Einrichtung unverändert und der Unterricht auf Gottes Wort gegründet bleibt. Die Kasse schließt für das letzte Jahr ohne Defizit ab, hauptsächlich infolge eines besonderen Gnadengeschenkes von 3000 Mark, das der Deutsche Kaiser außer dem regelmäßigen Beitrag von 2400 Mark bewilligte, sowie einer Gabe von 2000 Frs. von Seiten des Großherzogs von Hessen für die Schulen. Von den übrigen Gaben muß ein großer Theil in den Fonds für Mägdeherberge und Gouvernanten-Heim gelegt werden, zu dessen Bau 125,-000 Frs. nöthig und erst 42,000 Frs. gesammelt sind. Hiezu kommt allerdings noch eine jüngst gemachte Schenkung von 34,000 Frs. von Seiten eines Freundes dieses Werkes in Sachsen, sodaß sich der Fonds für diese Werke im Ganzen auf ca. 85,000 Frs. beläuft; an diese Schenkung knüpft sich jedoch die Bedingung, daß die noch fehlenden 45,000 Frs. bis Ende 1886 beschafft sein müssen, widrigenfalls die Gabe zurückgezogen wird. Da außerdem noch das alte Defizit von 17,000 Frs. bleibt, so ist der Kassenbestand geringer, als er am Anfang des Jahres war.

Ueber den Bestand der Waldenserkirche macht Prof. Emilio Comba in Florenz folgende Angaben: Die Beiträge der Gemeinden, welche circa 15,000 Kommunikanten aufweisen, beliefen sich 1869 auf 7175 Francs, 1885 auf 60,977 Frs.; davon mußten unterhalten werden 59 Kirchen, 36 Missionsstationen (ausschließlich der des Miss. Weizecker unter den Bassutos), ein theologisches Institut mit drei Professoren und 16 Studenten, eine Gelehrten-Schule mit 7 Professoren und 75 Schülern, eine höhere Töchterschule, eine Lateinschule, drei Hospitäler, ein Waisenhaus, eine Industrieschule, 250 Elementarschulen mit 6500 Schülern, 170 Sonntagsschulen mit 4500 Schülern, 7 eremitirte Geistliche, 118 Mitarbeiter und mehrere religiöse Zeitschriften. Die freiwilligen Beiträge belaufen sich auf ca. 100,000 Frs. Daß das nicht hinreicht, ist klar. Die Gemeinden sind also auch fernerhin auf die Unterstützung des Auslandes angewiesen.

Von religiösen und kirchlichen Bewegungen innerhalb des Judenthums wird folgendes berichtet: Aus der jüdischen Synagogengemeinde zu Berlin sind ca. 500 bis 600 orthodoxe Juden ausgetreten und haben sich behufs dauernder Einrichtung eines besonderen Gottesdienstes unter dem Namen „Israelitische Synagogengemeinde" (Adass Jisroel) vereinigt. Durch kgl. Verordnung vom 9. September v. J. sind dieser Vereinigung die Rechte einer Synagogen-Gemeinde beigelegt worden. Berlin hat also fortan zwei gesonderte Synagogen-Gemeinden, eine große und eine kleine, und die letztere wird nunmehr auch wohl einen gesonderten Friedhof erhalten. Es ist dies das erste Beispiel, daß eine größere Anzahl orthodoxer Juden aus der Orts-Synagogengemeinde ausgetreten ist. — Nach dem Vorgang der jüdischen Gemeinde in Magdeburg haben mehrere Gemeinden in Nord- und Mitteldeutschland schon seit zehn Jahren eine Form des Kol-Nidre-Gebets*), das alljährlich zu Beginn des abendlichen Gottesdienstes des Versöh-

*) Das Kol-Nidre-Gebet ist allerdings berüchtigt genug, um gründlich geändert zu werden. Ist doch in dem weltlichen Gerichtsverfahren bei Abnahme eines Eides von einem Juden vielfach auf das Kol-Nidre Rücksicht genommen worden, indem in den Eid die Erklärung eingeschlossen wurde, daß dieser gerichtliche Eid von den Schwörenden nicht unter die Eide des Kol-Nidre gerechnet werde. Es wird nämlich in diesem Gebete gesagt: „Alle meine Gelübde und Verbindlichkeiten, Strafen und Eide,

nungstages gebetet wird, eingeführt, die statt der dreimaligen Wiederholung des Textes jedesmal einen andern Text (Pflichten gegen Gott, gegen die Nebenmenschen und gegen sich selbst) unterlegt. Auch J. Hamburger in Lissa schlug vor einiger Zeit in der „Allg. Zeitung des Judenthums" eine veränderte Formel vor, mit der Begründung: „In krassem Aberglauben wurzelt die Verehrung, die dem Gebete zu Theil wird. Wer vor seinem ethischen Gefühl nicht erröthen und sein sprachliches nicht beleidigen lassen will; wer die jüdische Wissenschaft fernerhin nicht auf den Kopf gestellt sehen und die staatliche Gesetzgebung nicht wider die Judenheit herausfordern will, der, ich bitte, komme her und thue, so er nichts besseres weiß, wie hier geschehen." — Die Einrichtung, daß in denjenigen öffentlichen Schulen, welche von einer größeren Zahl jüdischer Schüler oder Schülerinnen besucht werden, ein jüdischer Religionsunterricht, und zwar auf Kosten der Stadtschulkasse hergestellt wird, verbreitet sich in den preußischen Städten immer mehr. — In vielen jüdischen Gemeinden werden jetzt Orgeln eingeführt und verwendet. Rabbiner-Versammlungen, wie schon die erste, 1869 zu Leipzig gehaltene jüdische Synode, erklärten sich einstimmig nicht blos für die Zulässigkeit der Orgel, sondern auch, daß ihre Einführung wünschenswerth sei. Logen Bene-berit bestehen schon mehrere in Deutschland (drei in Berlin, drei in Stettin und Breslau, je eine auch in anderen Städten). Neuerdings ist eine solche auch in Posen eingerichtet worden. Es sind ausschließlich jüdische Vereine, die sich mit einem Formenwesen gleich den Freimaurern umgeben. — Die Zahl der dem jüdischen Gemeindebund angehörigen Gemeinden ist jetzt auf 18[illegible]1 gestiegen. — Das ständige Hülfcomite in Memel für die Nothstände russischer Juden hat seit dem Jahre 1882 sich mit der Unterstützung von auswandernden russischen Juden beschäftigt und bis jetzt 3250 Personen befördert. — Die diesjährige Versammlung deutscher Rabbiner sollte nach dem Beschluß der vorjährigen in Berlin am 7. und 8. Oktober in Breslau stattfinden. Sie mußte aber auf das nächste Jahr verschoben werden, da nicht mehr als Sechszehn ihr Erscheinen angemeldet hatten.

Die mit so großem Geldaufwand von Engländern unternommene Judenkolonie Artuf bei Jaffa in Palästina muß als vollständig gescheitert betrachtet werden. Um für die, namentlich zur Zeit der Judenhetzen in Rußland und Rumänien stark angewachsene Zahl von Proselyten, zugleich aber auch für arme Judenfamilien eine Unterkunft und ein Arbeitsfeld zu schaffen, wurde mit englischem Gelde bei dem verlassenen Dorfe Artuf im Jahre 1883 ein Areal angekauft und eine beträchtliche Zahl von provisorischen hölzernen Wohnungen und in ihrer Mitte ein Gemeinde- und Schulhaus gebaut. Allein die Ansiedler, welche mehr auf die englischen Unterstützungsgelder als auf die Frucht ihrer Arbeit rechneten, fügten sich nur mit Widerwillen in die Anordnungen des Vorstehers, der infolge dessen schon im Juli d. J. seine Stellung verließ. Gegenwärtig sollen nur noch zwei Familien ohne Aufsicht und Leitung in Artuf wohnen. Die Kolonie muß somit als völlig gescheitert betrachtet werden. Ob es möglich ist, sie in beschränkterer Ausdehnung unter Leitung des englischen Past. Kelk in Jerusalem fortzuführen, muß die Zukunft lehren. Mit der Kolonie sind auch die „Tidings from Zion" in Jerusalem, von den Missionaren der Londoner Judenmission, Kelk und Friedländer herausgegeben, im Juli v. J. eingegangen.

Eine eigenthümliche Art der Appellation an ein ökumenisches Concil ist durch zwei Bilder veranlaßt worden. Das Wiener „Diöcesanblatt" hat einen vom 8. Nov. datirten Protest des Cardinal Erzbischofs Ganglbauer gegen Wereschagins im Künstlerhause zu Wien ausgestellte Gemälde „Die heilige Familie" und „Die Auferstehung Christi" veröffentlicht, weil diese zwei Bilder, „auf einseitig citirte und im Sinne Renans falsch gedeutete Bibelstellen basirend, das Christenthum in seinen Grundlagen angreifen und den Glauben an die Erlösung der Menschheit durch den menschgewordenen Gottessohn in unwürdiger Weise zu untergraben suchen." Wereschagin hat nun von seinem Wohnort Maisons-Lafitte in einem offenen Briefe gegen den Protest des Cardi-

---

welche wir von diesem Versöhnungstage bis auf den folgenden geloben, schwören und zusagen, die sollen aufgelöst, erlassen, vernichtet, unkräftig und ungültig sein. Unsere Gelübde sollen keine Gelübde, unsere Schwüre keine Schwüre sein."

nals Ganglbauer als das einzige Mittel zur Lösung des „Widerspruches zwischen dem Text des Evangeliums und den Lehren der Kirche“ die baldige Einberufung eines ökumenischen Concils bezeichnet, das „diese und ähnliche Fragen von ebenso großer Tragweite erörtern möge.“ Es ist — sagt die „Nordd. Allg. Ztg.“ — wohl das erste Mal, daß ein Maler an ein Concil appellirt. —

In Württemberg ist auf eine eigenthümliche Thätigkeit des Ultramontanismus hingewiesen worden, der darauf ausgeht, dieses vorwiegend protestantische Land unter seine Herrschaft zu bringen. „Bekanntlich,“ so wird berichtet, „ist der regierende kinderlose und kränkliche König ultramontanen Einflüssen so zugänglich, daß wiederholt im Lande die Meinung entstand, er sei zum Katholicismus übergetreten. Es wird glaubwürdig versichert, daß, als nach dem vaticanischen Concil Bischof Hefele Miene machte, bei seinem Widerspruch zu bleiben, was für das katholische Deutschland von den erheblichsten Folgen hätte sein können, die protestantische Regierung es gewesen sei, die ihn zur Unterwerfung gedrängt und so um den Preis augenblicklicher „Ruhe im Lande“ dem Ultramontanismus das schwäbische Erbe gesichert habe. Neuerdings macht eine andere Angelegenheit die Freunde des evangelischen Bekenntnisses unruhig. Als paritätisches Gegenstück des Tübinger Stiftes, in dem die evangelischen Theologen vorgebildet werden, hat der vorige König Wilhelm ein katholisches Convict daselbst gestiftet, das „Wilhelmsstift“. Dasselbe lebt von regelmäßig zu bewilligenden Staatsgeldern, und hätte, da die katholische Bevölkerung nur ein Drittel beiträgt, halbsoviel Zöglinge aufzunehmen, wie das evangelische Stift. Nun nimmt es aber seit einer Reihe von Jahren regelmäßig mehr Zöglinge auf, als jenes. Es steht, wie berichtet wird, seit Jahren unter vollständig jesuitischer Leitung und erzieht einen so verhetzten Clerus, wie er nur immer aufzutreiben ist. Das möchte nun noch sein; aber nun zeigt sich die Erscheinung, daß dieses jesuitische theologische Convict zugleich als Pflanzschule für höhere Staatsbeamte dient. Ein großer Bruchtheil jener in der Ueberzahl aufgenommenen Zöglinge tritt nach genossener freier Station und Bildung aus dem geistlichen Stande aus, um in's Verwaltungsfach überzugehen; dem Vernehmen nach wird schon vorher durch die Leiter des Convicts die nöthige Zeit für cameralistische Studien neben den theologischen gegeben. Die den evangelischen Stiftern gegenüber streng eingehaltene Bestimmung, daß sie im Falle des Abgehens von der Theologie die genossenen Beneficien zurückzuzahlen haben, wird den katholischen gegenüber, dem Vernehmen nach, sehr liberal gehandhabt, und so sieht sich das altevangelische Württemberg vor die Möglichkeit gestellt, in nicht allzuferner Zeit von einer Mehrzahl auf Staatskosten jesuitisch geschulter katholischer Oberamtmänner, Cameralsverwalter, vielleicht auch Minister, regiert zu werden. Dies birgt um soviel mehr Gefahren in sich, als der Versuch, das evangelische Kirchenwesen selbständig zu machen, namentlich es finanziell aus der Verwaltung der politischen Gemeinde zu lösen, im Landtag gescheitert ist und außerdem nach dem Tode des gegenwärtigen Königs und seines nächsten kinderlosen Nachfolgers die Regierung an eine katholische Linie fallen wird.“

Die berufenen Vertreter der evangelischen Kirche im Landtag, die Prälaten, haben diesen, gegen die evangelische Kirche gerichteten, Umtrieben gegenüber ein sehr höfliches Schweigen beobachtet.

Welche Elasticität Rom besitzt, um sich einerseits da zu fügen, wo es nicht anders geht, aber auch andererseits einen Druck auszuüben, wo es nur irgend möglich ist, hat sich neuerdings wieder bei zwei Anlässen gezeigt. Der erste derselben betraf die Einsegnung einer gemischten Ehe. Ein evangelischer Offizier hatte sich mit der Tochter eines katholischen Beamten verlobt; der Hochzeitstag war bestimmt, und die von auswärts geladenen Gäste bereits eingetroffen. Der Bräutigam hatte auf einer evangelischen Trauung neben der katholischen bestanden, womit auch der Vater der Braut einverstanden war. Da wird die Hochzeit plötzlich abbestellt und den Gästen wird mitgetheilt, daß der römische Priester sich geweigert habe zu trauen, falls eine evangelische Trauung folge und auch der zur Entscheidung angerufene Bischof von Paderborn telegraphirt habe: „Auf keinen Fall doppelte Trauung.“ Da alle Vermittlungsversuche fehlschlugen, so

telegraphirte der Vater der Braut an den Bräutigam, daß eine evangelische Trauung nicht stattfinden könne, worauf dieser antwortet: Dann sei auch sein Kommen unnöthig. Die Braut war in Folge der durch den ganzen Handel verursachten Aufregung derart erkrankt, daß man für ihr Leben fürchtete. Merkwürdig aber ist die Sache um so mehr, als man sich auch in diesem Falle zu einer andern Nachgiebigkeit herbeigelassen hatte. Der römische Priester würde nämlich entgegen der sonstigen Ordnung, auch ohne das eidliche Versprechen katholischer Kindererziehung getraut haben, weil in Folge einer Cabinetsordre von Friedrich Wilhelm IV, welche einen solchen Eid für entehrend erklärt, kein preußischer Offizier denselben ohne Verlust seiner Stellung leisten kann.

Der andere Fall fand in Karlsruhe statt. Dort besteht unter dem Protektorat der Großherzogin in der Luisenschule (eine Unternehmung des badischen Frauenvereins, in welcher Mädchen aus allen Theilen des Landes und von allen Konfessionen im Alter von 16—18 Jahren Fortbildungsunterricht erhalten) die Einrichtung, daß, während der Religionsunterricht konfessionell getrennt ertheilt wurde, einmal wöchentlich eine gemeinsame Andacht sämmtlicher Zöglinge stattfand. Diese wurde abwechselnd von dem Prälaten Doll und dem röm.-kath. Dekan und Stadtpf. Benz gehalten. Dieselbe war auf besonderen Wunsch der Großherzogin eingeführt, und dieser Gebrauch seit vielen Jahren geübt worden. Jetzt ist, nachdem die klerikale Presse schon auf diese Praxis aufmerksam gemacht hatte, durch Erlaß des erzbischöflichen Ordinariats dem Dekan die weitere Betheiligung an der simultanen Andacht untersagt worden. Zugleich soll Erzbischof Orbin ein Entschuldigungsschreiben an die Großherzogin gerichtet haben, in welchem er das Verbot durch die Grundsätze der röm.-kath. Kirche motivirt.

Schulnachrichten.

Die mit dem 1. Februar vacant gewordene Schulstelle an der evang. Paulsgemeinde in Elgin, Ill., ist durch Lehrer Conrad Held, Glied unseres Lehrervereins, wieder besetzt worden.

Herr Pastor A. H. Becker, 218 Delord Str., New Orleans, La., sucht für seine Gemeindeschule einen tüchtigen und entschieden christlichen Lehrer. Gehalt: 45 bis 50 Dollars.

Für den ersten Unterricht im Rechnen ist mit dem Beginne dieses Jahres 1886 folgendes Rechnenbuch, das man auch eine Rechnenfibel nennen kann, erschienen:

Elementary Lessons in Arithmetic. Von Prof. H. Brodt am Elmhurst College.

Die schon vor mehr als 50 Jahren in manchen Lehrerseminarien Deutschlands vertretene Methode, den ersten Unterricht im Rechnen nicht mit den Ziffern zu beginnen, sondern die richtige Vorstellung der Zahlen, das Zählen, die ersten Rechnenoperationen und Zehnersystem mittelst Anschauung konkreter Dinge (Gegenstände im Schulzimmer, Striche, Punkte u. dgl. an der Wandtafel, Kugelapparat u. s. w.) dem Verständniß der Kinder klar zu machen, wird gegenwärtig von allen seminaristisch und sonst gebildeten Lehrern als die allein richtige und erfolgreiche Methode anerkannt und angewandt. Das hier angezeigte Rechnenbuch, welches in zwei Ausgaben (die eine für den Lehrer zu 25 Cents, die andere für die Schüler zu 20 Cents) erschienen ist, hat den Zweck, beim ersten Unterrichte im Rechnen nach oben genannter Methode Lehrern und Schülern ein Hülfsbuch in die Hand zu geben, durch dessen zweckmäßigen Gebrauch besagter Unterricht erleichtert und gefördert wird.

Nach genauer Durchsicht und Prüfung dieser Rechnenfibel sieht man, daß ihr Inhalt die Ergebnisse eines auf diesem Gebiete erfahrenen und erprobten Schulmannes darbietet, so daß dieselbe nach Inhalt und Ausstattung sich selbst empfiehlt.

Zu beziehen durch den Verfasser.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. März 1886. Nro. 3.

Das gute Recht der Union in Lehre und Leben.

(Eingesandt von P. L. Haas.)

(Schluß.)

Wenn confessionelle Lutheraner bei ihren Gliedern den Eindruck zu erwecken suchten, als ob die Union ursprünglich eine Folge des Rationalismus oder der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit sei, so machen sie sich damit einer groben Geschichtsfälschung schuldig. Nicht der Rationalismus, sondern das wiedererwachte Glaubensleben und die Freude und Liebe des hl. Geistes führte Christen der verschiedensten Confessionen zusammen zu gemeinsamer Erbauung und gemeinsamen Glaubenswerken, lange ehe es eine preußische Union von zwangswegen gab.

Hingegen kann umgekehrt der confessionelle Lutheraner, wenn er will, bei Auberlen sich belehren lassen, wie aus der todten Rechtgläubigkeit und aus dem mangelhaften Eindringen in die ganze Tiefe und Weite des Christenthums, wie es vorstehend angedeutet wurde, der Rationalismus, der Deismus, der Pantheismus, der Atheismus, wenn nicht hervorging, so doch sehr wesentlichen Anstoß dazu bekam.

Statt die Union in den Geruch des Unglaubens zu bringen, sollten namentlich die Lutheraner vor Allem von ihrer hohen Geistlichkeit herabsteigen und Buße thun für ihre Sünden gegen die Bruderliebe, womit sie den Geist Christi betrübt und den HErrn gelästert haben; Buße thun für ihre eigenen Versäumnisse in Lehre und Leben, denn dieses Zurückbleiben in so wesentlichen Stücken der christlichen Heilswahrheit ist ein selbstverschuldetes, es ist eine Vernachlässigung der Wahrheit, als deren Anwälte und Herolde sie sich doch aufzuspielen suchen.

Wenn die alten Väter noch nicht die Fülle und Allseitigkeit im ganzen Gebiet der Theologie besaßen, die wir heutzutage haben können, so wollen wir ihnen das nicht allzusehr zum Vorwurf machen. Es war eben der Standpunkt einer noch unvermittelten Kindheit im Erkennen der Wahrheit und es war wohl eine längere Entwicklungsperiode nöthig, um den höheren Standpunkt zu gewinnen. Aber um so mehr haben Jene Unrecht, welche uns zumuthen, einfach zu jenem mangelhaften und engherzigen Standpunkt der alten Väter zurückzukehren und uns verleiten wollen, die Schrift im Lichte vollerer und tieferer Erkenntniß zu lesen und zu verstehen. Ein muthwilliges Ver-

schließen gegen das eindringende bessere Licht muß es genannt werden, wenn man Alles, was nicht mit den alten Glaubensgesetzen harmonirt, von vornherein verwirft. Es ist das ganz der rabbinistische Standpunkt der Pharisäer, die um der Aufsätze und Traditionen der Aeltesten willen das Christenthum verwarfen, das doch so tief in der Schrift begründet war.

Sollte es einem Lutheraner so durchaus unmöglich sein, zu der Erkenntniß zu kommen, daß es eine ethische Ungerechtigkeit und eine Lieblosigkeit ist, zu verlangen, daß alle Christen jetzt schon auf ganz gleicher Erkenntnißstufe stehen sollen? Wie es Schwache im Glauben gibt, so gibt es auch Schwache im Erkennen der Wahrheit. Wenn nun der Lutheraner glaubt, stark zu sein im Glauben und im Erkennen, sollte er nicht nach Röm. 14 und 15, 1 den Schwachen in Liebe ertragen lernen, statt ihn zu verurtheilen und wider ihn so böse Reden zu führen, wie er thut? Er nimmt's eben noch bis heute leicht mit dem Jakobibrief, der Stellen enthält wie Kap. 3, 13—18 und Kap. 4, 11 und 12. Die Einheit der Christen kann hier, so lange unsere Erkenntniß Stückwerk ist und bleibt, nie bis auf das ganze Lehrgebäude in seiner theologischen Zuspitzung hinaus sich erstrecken, sondern es kann sich dabei nur um die S u b s t a n z d e s G l a u b e n s handeln.

Es darf nicht das ganze Lehrgebäude als ein Conglomerat coordinirter Lehrsätze betrachtet und dem Christen einfach als Gesetz aufgehalst werden.

Johannes nennt uns im 1. Brief Kap. 4, 1—3 selbst den K a r d i n a l s a t z a l l e r c h r i s t l i c h e n L e h r e und hier kann es sich nur handeln um Annahme oder Verwerfen. Aber nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen! Der eingeborene Sohn kann nur geliebt oder gehaßt werden! W e r i h n l i e b t — darf ein Missourier es wagen, ihn vom Himmel auszuschließen, ihm den Brudernamen zu weigern, weil er die Concordie, besser Discordie, nicht unterschreibt?

Wahrlich, der Missourier macht sich der Schriftfälschung schuldig, wenn er 2 Joh. 9—11 auf die anwendet, die doch Christum lieben als den Sohn Gottes. Denn 2 Joh. 7 zeigt deutlich, daß Johannes nur von solchen redet, die den Sohn verleugnen in Wort und Wandel. Und verleugnet nicht der exclusive Lutheraner Christum im Wandel, wenn er dem die schuldige Bruderliebe verweigert, der gleichfalls den Sohn Gottes lieb hat? Der Fluch Pauli 1 Kor. 16, 22 trifft doch immer die, die Christum nicht lieben.

Wer mit uns in dem genannten Kardinalpunkte einig ist, dem dürfen wir nach der Schrift den Brudernamen nicht wehren, wie auch Gerok sehr schön ausgedrückt hat in seinen Palmblättern: „Was wehret ihr den Brudernamen dem Jünger, der mit euch nicht geht? Was lästert ihr den guten Samen, den eure Hand nicht ausgesät? Ein großer Herr braucht manches Knechtes, viel Hände kämpfen für sein Reich und im Gedränge des Gefechtes ist f ü r euch, wer nicht wider euch!"

Alle Lehre ist zu entwickeln aus dieser genannten Kardinallehre und dieser unterzuordnen. Wer Christum liebt, und nur immer völliger und tiefer in die Erkenntniß Christi in Leben und Lehre einzudringen sucht, der

wird vom Geist des Herrn selbst von Stufe zu Stufe höher geführt. Der Grad der Demuth und Bescheidenheit aber, womit ein Bruder seine ihm gewordene Erkenntniß ausspricht, wird den Maßstab abgeben für die Beurtheilung der Wahrheit derselben. Je hochmüthiger, anspruchsvoller und herrschsüchtiger aber ein Bruder seine ihm gewordene Erkenntniß geltend macht und auch seinen Brüdern aufzuzwingen sucht, um so mehr gibt er dem Bruder gerechten Anlaß, mißtrauisch zu sein gegen ihn, weil er den Geist Christi betrübt.

Die lutherische Richtung übersieht nach Auberlen (Seite 355) einen sehr wichtigen Punkt. Das ist die Unterscheidung zwischen Religion und Theologie, zwischen der einfachen, auf den göttlichen Heilsthaten beruhenden Heilswahrheit und dem ausgebildeten Dogma, womit weiter die Unterscheidung von fundamentalen und nichtfundamentalen Artikeln zusammenhängt. Nur das erstere Element bildet den Glaubensgrund der Kirche, das letztere ist Sache der theologischen Schule. Hierin darf und soll Freiheit und Mannichfaltigkeit herrschen innerhalb der Kirche. Nun ist es aber eine vor aller Augen liegende Thatsache, daß in der Reformationszeit und ihren Bekenntnißschriften, zumal den lutherischen, beiderlei Elemente mit einander vermengt wurden. So sind Lehrpunkte kirchentrennend geworden, bei welchen füglich verschiedene Auffassungsweisen innerhalb Einer Kirche neben einander bestehen könnten. Hierauf beruht das prinzipielle Recht der Union, und diese in harten Krisen theuer erkaufte Erkenntniß kann nicht ungestraft wieder aufgegeben werden. — (Den besten Beweis dafür geben uns die Kämpfe der Lutheraner unter einander, die sich dieser Wahrheit verschließen.) — Sonst kommt man dahin, wohin ein Lutheraner gerathen ist, daß man den Jakobusbrief vom Kanon ausschließen muß, weil er nicht in paulinischer Weise lehrt, während in Wahrheit das Nebeneinanderbestehen von Paulus und Jakobus in der Urkirche, wie im Kanon, auch für das Verhältniß von Luther und Calvin höchst lehrreich ist. Weiter geschieht es dann, daß, wenn auf verhältnißmäßig Secundäres ungehöriger Werth gelegt wird, innerhalb der nämlichen Kirche Spaltungen entstehen müssen. So haben wir jetzt eine Reihe innerlutherischer Kämpfe, welche denen zwischen Lutherisch und Reformirt oder zwischen Union und Konfession an Bedeutung nicht nachstehen und oft mit noch größerer Heftigkeit geführt werden. Es sind die Gegensätze des separirten und landeskirchlichen, des hochkirchlich-katholisirenden und des niederkirchlich-evangelischen, endlich des streng symbolisch-orthodoxen und progressiven Lutherthums.*)

Hierin rächt sich die Uebersehung des Unterschieds von Fundamentalem und Nichtfundamentalem und damit ist der Weg angezeigt, auf welchem die hochgehende kirchliche Strömung zur Mäßigung und Besonnenheit zurücklenken muß, wenn die Kirche nicht ihren ökumenischen Charakter verlieren und zu einer Reihe von Parteien oder Sek-

*) So schrieb Auberlen vor 25 Jahren in Deutschland; wenn er erst die Kämpfe der Lutheraner Amerikas in den letzten Jahren gekannt hätte!

ten herabsinken soll. Das Confessionelle ist nicht, wie es sich jetzt so oft geberdet, die Spitze und Vollendung des Christlichen, Evangelischen, sondern eine menschlich-geschichtliche Erscheinungsform desselben. Als solche hat es ein Recht zur Existenz, trägt aber auch den menschlichen Charakter der Schwachheit und Einseitigkeit an sich. Wenn das Lutherthum das verkennt und nur von seiner eigenen Herrlichkeit wissend, die Brüder und ihre Gaben mißachtet, so kann man dies zwar als das andere Extrem zu früherer Unterdrückung einigermaßen erklärlich finden, muß aber die also Redenden in Liebe und um ihrer eigenen Kirche willen an das Wort des Herrn erinnern, welches der Geist auch den Gemeinden sagt: Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden.

Wem es wirklich darum zu thun ist, sich den ganzen Reichthum des Evangeliums der evangelischen Kirche zuzueignen, der wird sich vor Ueberschätzung und blos gesetzlicher Geltendmachung der Symbole zu hüten haben. Er wird sich der Anerkennung nicht entziehen können, daß dieselben für die Kirche zu viel und für die Theologie zu wenig enthalten. Nur die Glaubenssubstanz, nicht die einzelnen Ausführungen und Sätze darin sind maßgebend. Wer alle diese, und wer nur diese geltend machen will, thut der kirchlichen Wahrheit auf ihrer jetzigen Erkenntnißstufe gleichermaßen Eintrag. Manche kirchliche Lehrsätze wissen wir jetzt in lebensvoller Weise zu fassen; Anderes fügen wir aus der allseitiger erforschten Schriftlehre, welche ja viel reicher ist als die Kirchenlehre, neu hinzu. Leicht kann es sich dann herausstellen, daß die neue schriftmäßige Gesammtanschauung der Wahrheit hier eine lutherische, dort eine reformirte Auffassung richtiger und in einem dritten Falle beide unrichtig findet. Luther ist nicht von dem allgemein menschlichen Loos des Irrens ausgenommen gewesen, und die reformirten Reformatoren haben auch den Geist Gottes gehabt. Wer das von vorn herein leugnet und gar nur Einen Reformator kennt, — mit dem läßt sich auch nicht weiter darüber streiten. Demgemäß wird man jetzt eine dreifache Schicht zu unterscheiden haben. Das Fundament bildet die evangelische Heilswahrheit, wie sie in den beiden Principien des Protestantismus kurz zusammengefaßt und in dem Consensus beider Kirchen weiter ausgeführt ist. Wer von diesem Consensus gering denkt und geringschätzig redet, der mag wohl zusehen, was er thut. Eine zweite Schicht ist die geschichtliche und nationale oder provinziale Eigenthümlichkeit einzelner Kirchenabtheilungen, welche, sei sie nun lutherisch oder reformirt oder unirt ausgeprägt, innerhalb der evangelischen Gesammtkirche freie Entfaltung für sich in Anspruch nehmen darf, nur daß zwischen den Brüdern brüderliche Gemeinschaft und nicht Neid und Zank, Beißen und Fressen sei. (Jak. 3, 14 ff. Gal. 5,15.) Die dritte Schicht endlich ist die der theologischen Geistesarbeit, welche, nicht durch menschlich-geschichtliche Autoritäten, sondern allein durch Gottes Wort gebunden, die Wahrheit, die nur Eine ist, immer völliger zu erforschen hat, damit wir Alle,

die auf Einem Glaubensgrunde stehen, auch mehr und mehr zu einerlei Erkenntniß hinankommen." So weit Auberlen.

Wir haben dem Gesagten wenig mehr beizufügen, was sich eben auf diese letztgenannte dreifache Schicht beziehen soll. Unser Bekenntnißparagraph erkennt die erste Schicht, den Consensus, an, wenn er sagt: „Insofern dieselben mit einander übereinstimmen." Der Paragraph weiß aber auch, daß sie in manchen Stücken nicht übereinstimmen und wie ist's nun damit zu halten? Unsere Gegner meinen wir müßten in diesen Punkten sagen, was richtig und was falsch sei. Das könnte aber doch offenbar nur in einem wissenschaftlichen Werke geschehen, denn es kommt das der dritten Schicht die Auberlen nennt, zu; ein Bekenntnißparagraph aber ist nicht der Ort für theologische Auseinandersetzung. Unsere Gegner machten sich darum der Unredlichkeit und Unaufrichtigkeit gegen ihre eignen Leute schuldig, wenn sie ihnen das vorenthalten, was der Paragraph darüber sagt. Es paßt eben nicht in ihren Kram, was dort gesagt ist. Was steht denn dort? „In ihren Differenzpunkten aber hält sich die deutsche evangelische Synode von Nordamerika allein an die darauf bezüglichen Stellen der heil. Schrift und bedient sich der in der evang. Kirche hierin obwaltenden Gewissensfreiheit." Das heißt ein Missourier „Mum Mum sagen" und Zweizüngigkeit. Gibt es Stellen der hl. Schrift, die man verschieden auffassen und auslegen kann, so müßte der Vorwurf ja aber nicht uns, sondern die hl. Schrift selbst treffen, weil sie sich so unklar ausgedrückt hat, daß man nicht gewiß sagen kann, welche Auslegung die allein richtige ist. Wir geben Freiheit in der Auslegung, d. h. in der „theologischen Zuspitzung" der Lehre, nicht aber in der Substanz des Glaubens. Wer einfach beim Schriftausdruck sich zufrieden gibt, ohne tiefer eindringen zu wollen in das geheimnißvolle, Wie, — darf der in so liebloser Weise verdächtigt werden?

Endlich die von Auberlen genannte zweite Schicht betreffend muß gesagt werden, daß das Gesagte in den Ländern Europa's zutrifft, wo Alles schon geschichtlich geworden ist und feststeht. Hier aber, wo alles noch im Werden ist, und wo thatsächlich gar oft Christen aus den verschiedensten Ländern zusammenkommmen, hier wo ein großer Theil der Eingewanderten aus unirten Landestheilen, andere aus reformirten, die Minderzahl aus confessionell lutherischen Ländern kommt, hier wo so oft jede Partei für sich zu schwach ist, um eine Gemeinde zu bilden, Eigenthum zu erwerben und einen Prediger zu unterhalten, wo also die Existenz der Gemeinde geradezu von einer friedlichen Vereinigung aller Theile abhängt, hier ist das geflissentliche Nähren des confessionellen Parteihasses und das Zerreißen der schon in Liebe vereinigten Brüder ein so großes Verbrechen, daß es nur als ein diabolisches Werk bezeichnet werden kann. Der HErr sei Richter zwischen euch und uns!

Kirchenvisitationen in unsrer Synode.

Eingesandt von P. G. Berner.

Eine Besprechung des obigen Themas an dieser Stelle dürfte wohl ganz in der Ordnung sein, um damit auf die Nothwendigkeit, den Segen und die Ausführbarkeit von Kirchenvisitationen für unsre Synode hinzuweisen. Für die Dauer werden wir uns wohl schwerlich der Einführung derselben entziehen können, wenn die gesunde, sittlich-religiöse Entwicklung unsrer Synode nicht bald auf die eine oder andere Art Störungen erleiden soll. Auch wollen wir nicht vergessen, daß vor ca. zwanzig Jahren so eine Art Kirchenvisitationen bei uns eingerichtet gewesen und durch den Synodalpräses ausgeübt worden sind. Dieselben sollen für die Pastoren, Gemeinden und die Synode von großem Segen gewesen sein. Durch das rasche Wachsthum der Synode und die große Ausdehnung, die sie anno 1872 durch die Vereinigung mit den beiden andern vereinigten evang. Synoden dieses Landes erfahren hat, ist man leider ganz von den Visitationen abgekommen, gewiß nicht zum Vortheil des lebenskräftigen inneren Wachsthums unsrer Kirche. Wohl ist in den letzten fünfzehn Jahren fast unsere ganze Zeit und Kraft in der Lösung andrer nicht minder wichtiger Fragen aufgegangen, doch ist es gleichwohl zu bedauern, daß man die Kirchenvisitationen hat wieder eingehen lassen. Ging ihre Ausführung über die Kräfte des Synodalpräses hinaus, so hätte sich wohl dafür eine andere, wenn auch vorerst noch so mangelhafte Form finden lassen. Wie alle größeren Körper, so sind auch wir der Gefahr des Formalismus und der Veräußerlichung, dem Todfeind alles wahren geistlichen Lebens, ausgesetzt. Als eines der wirksamsten Präservative dagegen wären Visitationen, oder geistliche Gemeindebesuche zu empfehlen. Die im Dienste unsrer Synode ergrauten ehrw. Väter mögen sich ja mit uns, dem jüngern Geschlechte, über das sichtliche Wachsthum des von ihnen vor mehr als vierzig Jahren im Glauben gepflanzten Bäumchens freuen und Gott von ganzem Herzen danken, daß er ihr Beten und Predigen, ihre Mühe und Arbeit, ihr Ringen und Kämpfen so sichtbar gesegnet hat. Allein beim Rückblick auf die vorigen Zeiten und beim Hinblick auf die Gegenwart, wo alles so ganz anders geworden ist und wo mit der zunehmenden Schwerfälligkeit des synodalen Körpers die kleineren Körpern besonders eigene Gemüthlichkeit und Harmonie der Seelen in der Selbstgenügsamkeit mit der Zugehörigkeit zu einer so großen und weitverbreiteten Synode mehr und mehr unterzugehen droht: bei dem Gedanken an alles das mögen Manche derselben zuweilen etwas heimweherisch gestimmt werden. Wie dem nun auch sei, so viel ist gewiß: das Evangelium von Jesu Christo ist für uns noch die Gottesstraße zur Seligkeit, in Demuth beugen wir uns unter die Autorität des Wortes Gottes, auf unsern Kanzeln und unter denselben wird unsern Gemeinden gesunde, geistliche Nahrung geboten, so daß Jeder, der als begnadigtes Gotteskind leben und sterben will, bei uns alle Bedingungen dazu findet. Das

schließt aber nicht aus, daß wir nicht je und je zu unsrer Arbeit der Aufmunterung, Belehrung und Stärkung durch Andere bedürften. So müßte dann unser Personenleben, unser Gemeindeleben und unsere amtliche Wirksamkeit einen kräftigen Impuls erhalten, wenn Jemand in der Synode das Amt und die Pflicht hätte, uns alle paar Jahre einmal zu besuchen, und in unser Wirken in Kirche und Schule Einsicht zu nehmen und von dem sittlich-religiösen Leben unsrer Gemeinden ein richtiges Bild zu gewinnen. Natürlich dürfte der Visitator nicht mit der Amtsmiene eines Büreaukraten oder gar Inquisitors erscheinen, sondern als ein, das Wohl seiner Kirche und Brüder im Herzen tragender und bewegender Freund, der in Kirche und Schule, im Pfarrhaus und in der Gemeinde durch allerlei Fragen sich nach dem Befinden, den Verhältnissen, Schicksalen und Erfahrungen der Seinigen in theilnehmender Liebe erkundigt, durch den sie gewarnt und ermahnt, ermuntert und ermuthigt, aufgerichtet und getröstet, belehrt und im Glauben befestigt würden. Daß regelmäßige Gemeindebesuche in diesem Sinne für uns Pastoren, für unsere Gemeinden und die Synode überhaupt sich als fruchtbringend und segensreich erweisen müßten, wird schwerlich Jemand in Abrede stellen wollen. Sie böten ohne Zweifel ein sehr probates Hülfsmittel zur Abstellung von allerlei Uebelständen, die sich so gerne in unsere Gemeinden einschleichen, zur Verhinderung des so häufigen Stellenwechsels, zur Wachsamkeit für die Sicheren, zur Stärkung der Schwachen u. s. w. So wie die Dinge jetzt liegen, sind eigentlich unsere Distriktspräsidenten am meisten zu bedauern. Alljährlich sollen sie ihren Distrikten und alle drei Jahre der Generalsynode ein möglichst treues Bild über den religiösen Zustand der ihnen unterstehenden Gemeinden entwerfen, woher aber die Farben dazu nehmen? Der Synodale ist zur Zeit nur gehalten, dem Distriktssekretär einen statistischen Bericht zu liefern und weiß der Präses von dem geistlichen Leben in den Gemeinden und manchen so tief in's innere Leben derselben eingreifenden Fragen fast nichts oder empfängt blos darüber sporadische Mittheilungen. Diesem Uebelstande könnte durch die Verpflichtung der Synodalen zur Einreichung eines jährlichen Amtsberichtes in etwas abgeholfen werden, aber ein Nothbehelf und dazu ein recht schwacher, bliebe das immer. Wie viele Brüder wären denn im Stande, über ihre eigene Arbeit einen völlig objektiven Bericht auszufertigen? Dann erinnere ich mich noch gut einer Zeit, wo solche Berichte zum nicht geringen Theil auf die Selbstglorification des Verfassers hinausliefen. Die reformirte Kirche dieses Landes hat an Stelle der Visitationen die Einrichtung getroffen, daß in den Klassikalversammlungen dem Pastor eine Reihe Fragen über seine Gemeinde und umgekehrt, dem diese Gemeinde vertretenden Aeltesten eine Anzahl Fragen über die Wirksamkeit des Pastors vorgelegt werden, die mündlich in öffentlicher Versammlung zu beantworten sind. Dadurch werden meines Erachtens Visitationen nichts weniger als ersetzt, auch liegt die Gefahr sehr nahe, daß diese Fragen in ganz mechanischer Weise gestellt und ebenso beantwortet werden. Zu helfen

vermögen allein Gemeindebesuche, die von Synodalwegen an Ort und Stelle vorgenommen werden. Nur durch sie läßt sich ein wenigstens annähernd richtiges Bild über die Wirksamkeit eines Pastors und seiner Erfolge damit erreichen. Der redliche, treue, fleißige und gewissenhafte Bruder wird dieselbe nicht fürchten, während sie für den Lässigen eine Triebfeder zur Treue und zum Fleiße wären. Dazu kommt, daß durch persönliche Anwesenheit und persönliches, mit Ernst und Liebe gepaartes Eingreifen oft die schwierigsten Probleme in kurzer Zeit gelöst werden.

Kirchenvisitationen in diesem Sinne sind bekanntlich nicht neu, sondern so alt als die Kirche selbst. Schon der Apostel Petrus hat die neuerstandenen, judenchristlichen Gemeinden besucht, um sie zu stärken und zu befestigen. So wurde Barnabas von der Gemeinde in Jerusalem an die neugesammelte Gemeinde in Antiochien gesandt, sie alle zu ermahnen, daß sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben wollten. Auch Paulus hat die von ihm gegründeten Gemeinden in Syrien und Cilicien besucht und sie gestärkt. Wie er einen solchen Gemeindebesuch auffaßt, ersehen wir aus Röm. 1, 11 und 12: „Mich," schreibt er dort, „verlangt, euch zu sehen, auf daß ich euch mittheile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken, das ist, daß ich sammt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben, den wir untereinander haben." Damit ist ein **Visitations-Programm** für alle Zeiten gegeben. Der Zweck des Besuchenden soll sein, die Gemeinde und den Pastor zu stärken und selbst gestärkt zu werden. Consistorialrath Kirchner bemerkt dazu: „Der Besuchende will der Gemeinde ein Herz voll theilnehmender und mitfühlender Liebe entgegenbringen, er will etwas geistliche Gaben mittheilen, nicht weil er's besser könnte oder wollte als der Pfarrer, sondern weil man bei einem Besuch etwas mitbringen muß und weil die Bezeugung der schon aus des Pastors Mund wiederholentlich vernommenen Wahrheit, noch dazu durch einen ihr nur selten gegenüberstehenden und überdies noch mit besonderer Amtsautorität bekleideten Manne, der Gemeinde dazu dienen kann, sie in ihrem Glauben zu stärken, ihr zu bezeugen, daß das die rechte Gnade Gottes ist, darin sie stehet (1 Petri 5, 12), unter Umständen aber auch, sie zu erwecken, sie aufzurütteln, zu reinigen; er will aber auch mitbringen für die dieser Gemeinde von Amtswegen Dienenden, für Pastor, Lehrer und Aeltesten ein Wort des Trostes, des Zuspruchs, der Aufrichtung, der Ermuthigung, des Rathes aus Erfahrung, der Bitte, der Mahnung; er will endlich durch sie selbst getröstet werden."

Müßten Kirchenvisitationen nach diesem Programm für unsere Synode nicht eine reiche Quelle des Segens werden? Und wenn in dem Geist und in der Weise visitirt würde, müßte dann nicht das Wort seinen odiösen Klang, den es für Manche noch haben mag, verlieren? Allein selbst bei allem Menschlichen, Verkehrten, Anstößigen, das sich dieser Einrichtung bald weniger, bald mehr anhinge, gäbe uns das noch kein Recht, sie kurzer Hand abzuweisen. Das Kirchenregiment der evang. Kirche Deutschlands können wir uns z. B. ohne Kirchenvisitation gar nicht gut denken.

Wohl liegen die kirchlichen Verhältnisse drüben wesentlich anders als hier, allein gerade die Unabhängigkeit der hiesigen Kirche und ihre Freiheit legt ihr die Pflicht einer Controlle durch ihre Organe um so mehr nahe. Unsere Mutterkirche in Deutschland könnte vermöge ihrer 400jährigen Geschichte, ihrer wohlgeordneten Einrichtungen, ihres tüchtig ausgebildeten Pfarrstandes eher ohne Visitationen fertig werden als wir, die, immer noch im Werden begriffen, um so mehr ordnender, sachkundiger, erfahrener, leitender Hände bedürfen — Hände, die mit Geschick und Sicherheit die Zügel zu führen vermögen. Man sieht es ja, wohin diejenigen Gemeinden gerathen, die von kundiger Hand sich nicht wollen führen und leiten lassen. Gar zu leicht werden sie das Opfer geistlicher Charlatane. Und ist nicht zu befürchten, daß gerade solche Gemeinden und auch Pastoren, die, auf ihre amerikanische Freiheit fußend, von Kirchenvisitationen nichts hören wollen, diese zunächst nöthig hätten? Dazu wollen wir nicht vergessen, daß die Mutter Synode nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht hat, nach ihren Kindern zu sehen und sich derselben anzunehmen und nur mißrathene Kinder könnten ihr das streitig machen. Wie viel Mißverständnisse könnten durch Gemeindebesuche beseitigt, Mißhelligkeiten geschlichtet und Streitigkeiten verhindert werden! Wie ganz anders müßten sich unsere Gemeinden zur Synode stellen, wenn alle paar Jahre ein Bevollmächtigter in ihrer Mitte erschiene und durch väterliche, liebevolle Besprechungen mit dem Pastor, dem Lehrer, dem Kirchenvorstand, der Gemeinde, durch Ansprachen in Kirche und Sonntagsschule die herzliche Theilnahme der Synode an dem Wohl und Wehe der Gemeinde bekundete! Anstatt der Klage: „Die Synode will von uns nichts als Geld,“ würde ihr mehr als jetzt das Zeugniß gegeben: „Die Synode meint es gut mit uns, sie trägt uns auf mütterlich liebendem Herzen, sie denkt an uns, kümmert sich um uns, sieht nach uns, steht uns bei. Sie will nicht blos das Unsrige, sondern vor allem uns selbst. Und wie lange wird es dann noch dauern, bis alle die von synodalen Pastoren bedienten, der Synode nicht angeschlossenen Gemeinden gewonnen wären?

Schwieriger ist die Frage der Ausführung solcher geistlicher Gemeindebesuche zu beantworten. Es geht uns damit wie mit mancher andrer Sache, deren Nutzen und Segen auf der Hand liegt, allein unüberwindlicher Schwierigkeiten wegen nicht in's Werk gesetzt werden kann. Und am Ende ist die Einrichtung von Kirchenvisitationen in unsrer Synode doch nicht so schwierig als es scheint. Wenigstens sollte man annehmen dürfen, daß für uns nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, was andere Kirchengemeinschaften unsres Landes längst haben und wieder andere zur Zeit in Angriff nehmen. Zu dem früheren Modus, nach dem der Synodalpräses die Gemeinden besuchte, können wir nicht zurückkehren, auch für den Fall nicht, daß der Präses keine Gemeinde zu bedienen hätte. Die Synode ist zu groß dazu. Dagegen könnten die Distriktspräsidenten damit betraut werden. Bei der jetzigen Eintheilung der Distrikte könnte das freilich nur dann geschehen, wenn diejenigen Präsidenten, deren Distrikte unverhält-

nißmäßig groß sind, nicht genöthigt wären, eine Gemeinde mit zu bedienen. Diese wären dann in der Lage, mindestens alle zwei Jahre einmal die Runde in ihren Distrikten zu machen. Ihr Gehalt und ihre Reiseauslagen würden sehr wahrscheinlich durch die Visitations-Collekten gedeckt werden können. Da indeß eine Neueintheilung der Distrikte auf der diesjährigen Generalsynode proponirt ist, vermuthlich in der Weise, daß keiner der Distrikte mehr als 50 Pastoren zählt, so wäre die Möglichkeit einer höchstens alle drei Jahre wiederkehrenden Visitation durch die Distriktspräsidenten gegeben, ohne daß einer derselben gezwungen wäre, seine Gemeinde aufzugeben. Das Jahr hindurch müßte der Distriktspräses bei 50 Gemeinden etwa siebenzehn Male von seiner Gemeinde abwesend sein, wo er dann theils durch die Pastoren des Distrikts, theils durch einen Vikar zu vertreten wäre. Doch könnte er auch öfters den Vicepräsidenten die Visitation vornehmen lassen, so daß er nicht genöthigt wäre, seine Gemeinde gar zu oft zu verlassen. Sämmtliche daraus entstehende Auslagen wären von der Visitations-Collekte zu bestreiten.

Ein andrer Plan wäre, bei der folgenden Generalsynode die Pastoral-Conferenzen und den Besuch derselben obligatorisch zu machen und ihnen legislative Gewalt zu geben, so daß z. B. eine ihrer Hauptobliegenheiten die Kirchenvisitation durch ihren Präsidenten wäre. Würden dann die Conferenzen so eingetheilt, daß keine derselben mehr als 15 Pastoren zählte, so ließen sich die Gemeindebesuche ohne besondere Anstrengungen und Opfer in drei Jahren ausführen. Nach jedem Besuch hätten die Conferenz-Präsidenten an die des Distrikts das Ergebniß zu berichten. Uebrigens dürfte der erstgenannte Modus diesem zweiten vorzuziehen sei. Bemerkt sei nur noch, daß die Gemeinden der Distriktspräsidenten durch den Synodalpräses zu besuchen und alle Visitationen in der Regel Sonntags und nur ganz ausnahmsweise an Wochentagen abzuhalten wären.

Damit einstweilen genug. Der Gegenstand ist jedenfalls von solcher Wichtigkeit, daß er weiterer Besprechung werth wäre. Vielleicht hat einer der Brüder einen besseren Plan vorzuschlagen.

Praktisches Christenthum.

(Aus den Blättern für das Armenwesen.)

(Fortsetzung.)

Die alte gewerbliche vormalige Reichsstadt Reutlingen war der rechte Boden für seine socialen Bestrebungen. Im neugegründeten Rettungshaus ließ er alsbald neben den Schularbeiten von den Kindern industrielle Handarbeiten betreiben, als Mittel der Erziehung, wie auch des Erwerbs für den äußerst sparsam gehaltenen Haushalt.

Es gestaltete sich in demselben gar bald eine wohlgeleitete und ökonomisch einträgliche Strickwaarenmanufactur. Der Erlös, sowie die immer reichlich fließenden freiwilligen Gaben, die ihm zuflossen, gestattete auch bald den Ankauf eines eigenen Anstaltsgebäudes und einiger Grundstücke zu land-

wirthschaftlichem Betrieb. Freilich war eine solche Erweiterung auch dringend geboten, da die Kinderzahl auf 100 gestiegen, immer noch zunahm.

Die dadurch mit den entferntesten Gegenden des Landes entstandenen Berührungen veranlaßten ihn zu öfteren Reisen und bildeten ihn selbst zum Reiseprediger aus. Bekannt ist das liebliche, in der Stuttgarter Gemäldegallerie befindliche Bild von Maler Heck, der uns eine solche in einer Scheune gehaltene Predigt vor Augen stellt.

Auf diesen Reisen wurde er aber auch immer mehr mit den socialen Nothständen des Volkes bekannt, und suchte er, wo es immer die lokalen Umstände ermöglichten, zu deren Abhilfe Werke socialer Hilfsthätigkeit anzuregen. Nirgends blieb es bei ihm beim bloßen Wort.

Neben den Opfergeldern, die ihm bei seinen Vorträgen auf seinen Rundreisen zufielen, bildeten seine Anhänger, besonders in den Städten, Vereine, die ihm regelmäßige Beiträge sammelten und zusandten. — Noch inniger aber schlossen sich einzelne, ja sogar Familien an, die sich ihm mit Hab und Gut (Haus und Hof) und ihrer ganzen Arbeitskraft zur Verfügung stellten und ohne Lohn bei ihm arbeiten wollten, und wenn auch einige davon das Eigenthumsrecht auf ihr beigebrachtes Vermögen sich noch vorbehielten, so verlangten sie doch keine Zinsreichung daraus. — Für Werner entstund hieraus selbstverständlich die Verpflichtung ihrer Versorgung. Die nächste Folge davon war, daß er diesen Mitarbeitern an seinem Werke auch Arbeit zu bieten hatte, die er zunächst in der Befriedigung der eigenen Anstaltsbedürfnisse fand. — Die anfängliche Rettungsanstalt: „zur Gotteshilfe" erweiterte sich auf diese Weise zu einem: „Bruderhaus", deren erwachsene Familienmitglieder als die „Hausgenossen" bezeichnet wurden, denn sie bildeten alle zusammen eine große Familie, die an einem Tische miteinander dasselbe aßen, was die Kinder auch bekamen. Ueberhaupt war äußerste Sparsamkeit und Einfachheit auch in der Kleidung Grundsatz bei Werner und seiner Frau (die Ehe blieb kinderlos), welche hierin in allem mit gutem Beispiel vorangingen. Das ganze Leben dieser Doppelanstalt, wie sie sich nach und nach unter der unmittelbaren Leitung Werners in Reutlingen gestaltete, bekam dadurch ein eigenthümliches Gepräge, da um das Rettungshaus herum sich nun noch der Selbstbetrieb mehrerer Handwerke bildete, obgleich die Zwecke der Rettungsanstalt vorerst noch den Kern von Werners Bestrebungen bildete.

Allein das Erbarmen und Mitleiden Werners mit den Nothleidenden aller Art glich einem uferlosen Meer. Er konnte Niemanden zurückstoßen, der von anderen verlassen, seine Hilfe anflehte. So kam es bald, daß ihm nicht nur verwahrloste Kinder, sondern auch nach Leib und Seele verkommene Erwachsene, auch körperlich und geistig gebrechlich Arme angeboten wurden, die von der Welt verstoßen, den Gemeinden zur Last fallen und nicht selten zu Verbrechern werden, während die letzteren in einem geordneten Gemeinwesen ihren Kräften entsprechend sich immer noch nützlich machen können; und die ersteren durch den Einfluß einer geordneten Arbeit unter dem Einfluß einer christlichen lebensheiteren (nicht kopfhängerischen) Umgebung und den

auf das Leben angewandten ergreifenden Hausandachten Werners wieder zurecht gebracht werden sollten. Das Gefühl, durch die Arbeit sich anderen nützlich machen zu können, sollte in allen die eigene Werthschätzung erhöhen, und sie den göttlichen Erziehungsgedanken mit den Menschen wieder zugänglich machen.

Diese Methode erwies sich ihm auch je länger je mehr nicht nur ökonomisch als das billigste, sondern auch das an moralisch hebender Kraft wirksamste System der Armenunterstützung. — Dieses alles drängte ihn von Jahr zu Jahr, seine Grenzpfähle immer weiter hinauszustecken. Ebenso dehnten sich auch seine industriellen Anstalten aus.

Mit unseren gewöhnlichen Kinderrettungsanstalten können die Wernerschen Anstalten in keiner Weise verglichen werden. Aber auch ganz abgesehen von den verschiedenen Pfleglingen, die hier Aufnahme finden, haben seine Rettungsanstalten den großen Vorzug vor allen anderen Anstalten, daß er die Erziehung der Kinder bis in's 17. und 18. Lebensjahr fortsetzen kann.

Werner hatte im Hinblick auf die Zukunft dieser Kinder nicht nur die Angewöhnung an Arbeitsamkeit während der Schulzeit im Auge, weßhalb er diesem Zwecke — wie auch in der berühmten Zellerschen Anstalt in Beuggen — täglich ebensoviel Zeit widmen ließ, wie den Schulzielen, sondern er faßte auch ihre industrielle Fortbildung nach dem 14. Lebensjahre in's Auge. Bei der neueren Gestaltung des gewerblichen Lebens, bei der allgemeinen Lösung aller sozialen Bande zwischen Meistern, Gesellen und Lehrlingen, beunruhigte ihn stets das Schicksal dieser Knaben, die, auf sich selbst angewiesen, nach Leib und Seele so leicht zu Grunde gehen. Nach Auflösung der Gewerbeinnungen entfiel den meisten Handwerksmeistern der Muth, Lehrlinge zu halten, über die sie keine Macht mehr hatten. Die Lehrlinge sanken herab zu Posselbuben, die es für erlaubt hielten, beim ersten ernstlichen Verweis davon zu laufen, und dies nicht schwer nahmen, da sie in Fabriken leicht Arbeit fanden.

Dem guten „Vater" Werner, wie sie ihn alle nannten, machte das manche schwere Sorgen; und er kam auf denselben Gedanken, den auch der vormalige Seminarrektor Dr. G. A. Riecke in seiner „Erziehungslehre" ausgesprochen hat, nämlich die „Lehrzeit" dieser Knaben noch in die Erziehungsaufgabe unserer Rettungsanstalten mit hereinzuziehen. Werner war es vorbehalten, diesen Gedanken auszuführen, da mit seinen Anstalten viele Handwerke verbunden waren. Hier konnten sie unter seinem unmittelbaren Einfluß noch weitere 3—4 Jahre verbleiben. Aus dieser „Lehrlingspflanzschule" gingen mit den Jahren viele tüchtige Arbeiter hervor, die später als Werkführer oder Meister entweder in den Werkstätten des Hauses blieben, oder anderwärts gute Stellungen sich erwarben. In diesen Werkstätten, die jetzt zum Theil einen ausgebreiteten Ruf haben, ist stets einer Anzahl von 40—50 Lehrlingen Gelegenheit geboten, eine tüchtige Fachausbildung zu bekommen. — Durch diese Lehrlingsschule wurde Werner in den Stand gesetzt, die Lehrlinge nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch in allen Zweigen ihres Berufes

unterrichten lassen zu können. Für fähigere Lehrlinge ist Gelegenheit zum Unterricht in der Geometrie, Maschinenlehre, technischem Zeichnen (der Sprache des Handwerks) gegeben. Der unschätzbarste Werth liegt aber in der damit verbundenen Charakterbildung, welche seit Einführung der Gewerbefreiheit und schrankenloser Aufhebung der Innungen allen Grund und Boden verloren hatte. „Hier durften sie den ganzen Puls des wirthschaftlichen Lebens in der großen Familie der Hausgenossen mitfühlen. An Freude und Leid trugen sie mit, sie lernten den Werth ihres Mitarbeitens und Mitsparens kennen, kurz, sie befanden sich in einer Schule wirthschaftlicher Selbstständigkeit, welche keine gewöhnliche Rettungsanstalt zu gewähren vermag."

Aber nicht nur für die Lehrlinge war er besorgt; auch die „Gebrechlichen und Alten," denen nur eine halbe Arbeitskraft zu Gebote stund, behielt er stets im Auge. Zunächst waren es, wie wir sahen, die landwirthschaftlichen Betriebe, wo er sie vielfach verwenden konnte, aber er konnte sie auch in einzelnen Industriezweigen mit seinen Kindern beschäftigen, wie z. B. bei dem gleich anfangs mit den Kindern eröffneten „Strickwaarengeschäft," das eine große Ausdehnung bekam; ferner bei der „Düten- und Cartonagefabrikation," der Wollenspinnerei in Altenstaig ꝛc.

Bis zum Jahr 1869 hatte er in sämmtlichen Anstalten gegen 230 solcher Leidenden untergebracht, von welchen die Hälfte mit ihrem Arbeitswerth ihre Verpflegungskosten zu decken vermochten, während für die übrigen von ihren Angehörigen oder Gemeinden Kostgelder bezahlt werden sollten, von ersteren aber oft nur sehr ungenügend bezahlt werden konnten.

Angesichts dieser steigenden Noth erweiterte sich auch bei Werner der Horizont seiner Bestrebungen, denn die „Liebe hofft alles, duldet alles und wird nicht müde." Seinem weitgehenden Blicke konnte es zwar nicht entgehen, daß auf dem industriellen Gebiete der Großbetrieb in den Fabriken schwere Gefahren für das sittliche Wohl des Volkes in sich berge, aber doch konnte er sich auch die Vortheile des Fabrikbetriebs nicht verhehlen, infolge dessen so viele Produkte, die den Lebensgenuß erhöhen, durch die wohlfeilere Produktion nun auch den ärmeren Volksschichten zugänglich gemacht werden.

Zwei Gesichtspunkte bewegten daher sein Inneres. 1) Könnte ich nicht durch den Betrieb größerer industrieller Etablissements vielen Arbeitslosen Arbeit verschaffen und zugleich meine Arbeiterbevölkerung unter die innere Zucht des christlichen Geistes bringen, der ja doch allein fähig ist, dem Zerfall unseres Volkslebens Einhalt zu thun. Und 2) könnten nicht die Gewinnüberschüsse zur Bestreitung des Defizits in den anderen Anstalten verwendet werden, welche wegen ihrer Gebrechlichen ꝛc. nur mit halber Kraft arbeiten und auch nur halbes zu leisten vermögen?

Auf diese Weise könnte ich die Fabriken auf doppelte Weise in den Dienst der Armenpflege und inneren Mission stellen.

Das erschien ihm als eine weitere Durchführung seines Grundprinzips einer auf „christlicher Nächstenliebe ruhenden gegenseitigen Hilfeleistung," was dann auch ein gegenseitiges Erziehen in der Gottesfurcht zur Folge haben müßte.

„Damit trat Werner in den Kreis der Großindustriellen" ein, freilich (wie ein Artikel im 2. Heft des Arbeiterfreundes v. J. bemerkt) in einem ganz anderen Sinne und „aus ganz anderen Absichten," als es so viele Fabrikanten der Gegenwart sind. „Ihn leitete von Anfang an kein anderer Gedanke, als der der erbarmenden Menschenliebe. Immer weitere Mittel zur Beschäftigung und Versorgung armer schwachbegabter oder sonstwie einer Stütze bedürftiger Menschen zu schaffen, war und blieb seine Hauptsorge, zu welcher er sich durch die große Zahl Bittsuchender auch fortwährend auf das Aeußerste angetrieben fühlen mußte."

Er trat nicht leicht an den Gedanken dieser Ausdehnung seiner Arbeit heran, aber die Liebe Christi trieb ihn dazu, und die Gelegenheit, im Jahr 1850 in Reutlingen eine verlotterte Papierfabrik billig kaufen zu können und die ihm in seinen bisherigen Werkstätten der Bauhandwerke zu Gebote stehenden Arbeitskräfte gaben den endlichen Ausschlag.

In seiner Eröffnungsrede der Reutlinger Papierfabrik, berichtet ein industrieller Fachmann im „Arbeiterfreund," sprach sich Werner in erstaunlich klarer Rede und zielbewußt über die gesellschaftlichen Fragen des modernen Staates aus, so daß man beim Durchlesen dieser Rede nicht anders glauben könnte, als sie wäre erst gestern verfaßt worden, wenn nicht die Jahreszahl 1851 vorgedruckt wäre. Seit jener Zeit ist es ein heißes Verlangen Werners gewesen, unter die Bevölkerung seiner Fabriken einen guten Geist zu pflanzen. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Geist des Christenthums allein fähig sei, der zersetzenden Macht eines wilden Materialismus, wie er unter dem Volk geflissentlich geschürt wird, entgegenzutreten und die Elemente wieder durch gegenseitiges Vertrauen zu verbinden." Werner hoffte dadurch unter den Fabrikarbeitern einen Geist der Gemeinschaftlichkeit zu erzielen, ihre Lage verbessern und die Arbeit mit dem Kapital in ein für beide Theile gerechtes Gleichgewicht bringen zu können.

Nun hatte er ein abgeschlossenes Gemeinwesen, in welchem nach seinen eigenen Worten „die göttlichen Rechte und Gesetze in allen menschlichen Verhältnissen in eine richtige und zeitgemäße Anwendung kommen und so ein Muster geschaffen werden sollte, an dem die Menschen abnehmen könnten, wo sie es in ihrem inneren und äußeren Leben verfehlen und wie sie es besser machen können." (Pfingstbericht vom Jahr 1876).

Aber all das wäre nicht durchzuführen gewesen, wenn ihm in seinen „Hausgenossen" nicht so tüchtige Arbeiter und opferwillige Charactere zur Seite gestanden wären, die ihn auch in den schwersten Zeiten nicht im Stiche ließen. Hierauf weist besonders ein Artikel der „allgemeinen Schweizerzeitung 1881" mit den Worten hin: „Welch denkwürdiges Zeichen ist es von der Macht der sittlich religiösen Idee, daß auch in unserem blasierten Jahrhundert sich noch Leute fanden, meist aus dem kleinen Handwerkerstand und einige Landleute, die von dem persönlichen Einfluß eines Mannes unwiderstehlich angezogen, Hab und Gut und sich selbst einsetzten, oft über menschliche Kräfte arbeiteten, in bedrängten Zeiten mit ihrem Führer darbten, ohne an-

dern Lohn als das Bewußtsein, um Gotteswillen an einer hohen Aufgabe mitzuarbeiten, nämlich an der Darstellung eines wenn auch dürftigen, aber harmonischen, den inneren Frieden bietenden Zusammenlebens, dessen höchste Würze die anregenden und erbauenden Worte des Stifters waren."

Als „Hausgenossen" dieser Art traten gleich anfangs eine Anzahl Jungfrauen ein, deren Dienste Werner selbst in einem Briefe mit den Worten anerkennt: „Ohne die Frauenhilfe hätte ich nie vollbringen können, was ich durch und mit ihr erreicht habe." — „Zum Liebesdienst an Armen, Kranken und Kindern ist vor allem das Weib berufen, das besonders in der protestantischen Kirche seine volle Geltung noch nicht errungen hat, und oft noch müßig und verachtet am Wege steht." — Vom Jahr 1850 an fanden sich auch Männer ein, theils in der Landwirthschaft, theils in den gewerblichen Werkstätten im Mutterhaus, die nach und nach große Ausdehnung annahmen. Der Eintritt eines schweizerischen Mechanikers (Schlatter) gab Anlaß zur Gründung der jetzt blühenden mechanischen Werkstätte und Gießerei, die sogar einen europäischen Ruf genießt. — „Allen Respekt" — sagt der Artikel der „allgemeinen Schweizerzeitung," aus dem wir diese Notizen entnehmen — „vor dieser sozialen Leistung meist einfacher Leute aus dem Volke, unter der begeisterten Führung eines großen Mannes!"

„Was von wohlthätigen Beiträgen einlief, wurde, wie das eingelegte Vermögen der Hausgenossen, zu Bauten, Landankäufen und als Betriebskapital zur Vermehrung und Ausdehnung der Anstalten verwendet. Jede Anstalt half der anderen mit ihren Landprodukten, ihren Fabrikaten, ihrem Gelderwerb brüderlich aus, und auch die Entbehrungen, die nicht ausblieben, wurden gemeinsam getragen. Alle Anstalten wurden so oft als möglich — wenigstens alle 14 Tage — von Werner besucht, oft mit großen und beschwerlichen Fußwanderungen bei Nacht und Schneegestöber. Und wo er hinkam, erheiterten sich die Gesichter, denn die Grundstimmung in allen seinen Anstalten war keine kopfhängerische, sondern die eines frohen Lebensmuthes." „Wir haben selbst" — sagt der Schreiber des schweizerischen Berichtes — „gesellige Abendunterhaltungen und ländliche Feste mitgemacht; und die liebevolle Andacht, mit der Groß und Klein an den Lippen des „Vaters Werner" hing, beeinträchtigte durchaus nicht das behagliche Verzehren des nachherigen einfachen Mahles oder das frohe Lachen über einen humoristischen Vortrag. Wahrhaft rührend ist die kindliche Anhänglichkeit der ganzen großen Familie an ihr Oberhaupt, welches in treuherziger, ächt schwäbischer Einfachheit, in väterlicher Milde ohne strenge Zuchtmittel und stramm formelle Disziplin doch die größte Autorität ausübt."

Im Bruderhaus bot das Erwerbsleben je länger je mehr ein buntes Bild, denn es wurden außer seinen Rettungsanstalten folgende Zweige darin betrieben: Maschinenfabrikation mit Eisen- und Metallgießerei, Bandweberei, Buchbinderei, Gerberei, Silberwaaren- und Strickwaarengeschäft, Wollspinnerei, Tuchweberei, eine Gravieranstalt, Holzdreherei, Papierfabrikation, Messerschmiede, Nagelschmiede, mehrere Mahl- und Sägemühlen, Ziegelhütte,

dann 12 Kramläden, 16 landwirthschaftliche Betriebe mit zusammen 1282 Morgen Feld, welche Betriebe alle sich auf 25 Ortschaften vertheilten (in Reutlingen allein 11).

Nach der im Jahre 1862 infolge der eingetretenen Krisis aufgenommenen Zählung betrug der Personalbestand 1120 Personen. Hiebei ist es interessant zu erfahren, daß zur Erhaltung einer Anzahl von 716 zu „versorgenden" Personen, noch die weitere volle Arbeitskraft von 408 arbeitsfähigen Personen erforderlich war, die aus christlicher Nächstenliebe ohne Lohn arbeiteten, und kommen somit auf je einen der Zeit und Kraft der Sache Opfernden ca. $1\frac{3}{4}$ Personen, welche versorgt werden konnten. Ferner ergab sich, daß die Zahl der zu versorgenden Kinder (und Lehrlinge) um das Doppelte übertroffen wird von der Zahl der hilfsbedürftigen Erwachsenen und darunter wieder doppelt so viel männlichen als weiblichen Geschlechts.

Wir kommen nun an einen großen Wendepunkt in Werners Anstaltsleben. — Die Papierfabrik in Reutlingen rentierte nicht, die Wasserkraft war zu ungenügend. Werner faßte daher den kühnen Entschluß, an geeigneterem Orte einen Neubau in größtem Maßstab auszuführen. Hiezu erwarb er im Uracher Thal bei dem Dorfe Dettingen eine Wasserkraft mit dem erforderlichen Areal. „Es war ein hartes Ringen, bis die Mittel beisammen waren, und seinen geschäftserfahrenen Freunden war es bange um ihn." Allein auch die herbsten Erfahrungen prallten an Werners unerschütterlicher Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Durchführung dieses seines Rettungsplanes ab und an seinem kindlichen Vertrauen auf die göttliche Hilfe. Wiederum waren es insbesondere die „Hausgenossen" und seine „Vereine," die ihm treu zur Seite stunden, und das Vertrauen selbst weniger bemittelter Leute, die ihm ihre Ersparnisse übergeben hatten; denn noch fehlte unter den Kapitalistenkreisen das Vertrauen zu diesem großartigen Unternehmen, selbst als der Bau im Jahr 1861 fertig da stund und der Betrieb begonnen werden konnte, denn es fehlte nunmehr an dem erforderlichen Betriebsfond. Hierüber sagt das mehrerwähnte in Biberach erscheinende Wochenblatt für Papierfabrikation, welches dem verdienten Manne aus Anlaß seines 50jährigen Jubiläums einen Leitartikel widmete: „Mit dem Eintritt in den gewerblichen Großbetrieb kamen auch die Erfordernisse für größere Geldsummen (hinreichender Betriebsfond), die durch Anlehen zu beschaffen waren und verzinst werden mußten. Zudem kam noch, daß Werner in der Darreichung seiner Wohlthaten an Arme aller Art immer über seine Kräfte that; und so entwickelte sich nach und nach ein pekuniärer Nothstand, eine Unfähigkeit, den Verbindlichkeiten nachzukommen, bis im Sommer 1863 eine wirkliche Krisis hereinbrach, eine Zeit unbeschreiblicher Anfechtung für Werner und seine Hausgenossen. War es bloß die damalige Geschäftskrisis, welche die Gläubiger veranlaßte zu kündigen, und die Aufnahme neuer Anlehen hemmte, waren es Verdächtigungen oder andere Dinge, die das Vertrauen erschütterten, genug, es brach eine Panik aus und Werner mußte 1863 seine Zahlungen einstellen und beantragte selbst gerichtliche Vermögensuntersuchung."

Das waren schwere Zeiten für Werner, die wir insbesondere aus einer damals von ihm veröffentlichten Erklärung ersehen, wo es unter anderem heißt: „Nach einer höchst mühevollen Arbeit von 25 Jahren wäre ich nun am heißersehnten Ziele meiner Bestrebungen für das Wohl der Armen angelangt; jetzt nachdem die Anstalten und Geschäfte hergestellt sind, könnte ich in ihnen mit meinen Mitarbeitern erst wahrhaft Ersprießliches und Segensreiches leisten. — Doch mein Weg sollte vorher über Golgatha gehen. Nach jahrelanger Mühe, Noth und Schmach bin ich nun an dem Punkt angelangt, wo meine Sache entweder untergehen oder in reinerer, vollkommenerer Gestalt auferstehen wird; dies hängt nächst dem Willen Gottes nun vom Verhalten meiner Gläubiger, wie von dem meines Volkes ab. Es ist mein und meiner Mitarbeiter fester Entschluß, die Gläubiger vollständig zu befriedigen, was uns auch möglich ist, wenn sie uns eine allmälige Abzahlung vergönnen."

„Noch zwei Bitten drängen sich aus meinem geängsteten Herzen hervor; die erste: daß ich nicht genöthigt werde, Arme zu entlassen, für deren Unterhalt mich Gott gewiß Mittel finden läßt, ohne den Gläubigern etwas entziehen zu müssen; es wäre dies für mich ein unaussprechlicher Schmerz. Die zweite inständige Bitte geht dahin, daß die Gläubiger die Bürgen verschonen möchten, so lange die Zahlungsunfähigkeit des „Bruderhauses" nicht erwiesen ist. Ich darf hier um Rücksicht bitten; sie gilt ja einer guten Sache und guten Menschen, die mit Vertrauen und Aufopferung dieselbe unterstützt und genügend Beweis gegeben, daß sie für ihr Wort einstehen. Wenn ich bedenke, was seit Jahren treue Männer für diese Sache gethan, gelitten und gestritten haben, so hat der Gedanke, daß sie endlich noch um Hab und Gut gebracht werden könnten, etwas ganz zermalmendes für mich; und selten hat wohl Jemand mit David so inständig gefleht, wie ich: „Laß nicht zu Schanden werden an mir, die dein harren" (Ps. 69, 7).

„Ich kann nicht umhin, zum Schluß noch ein bittendes und mahnendes Wort an mein Volk zu richten; in seine Hände wird es nun gelegt werden, ob eine Auferstehung nach diesem Kreuzestod stattfinden kann, und ob es ein Haus mit seinen Zweiganstalten erhalten sehen will, das seit 25 Jahren, wie ich wohl sagen darf, Tausende von Armen und Waisen, Krüppeln und Siechen, aufgenommen, erzogen und versorgt hat, deren nun viele draußen in nützlicher Thätigkeit stehen und das Haus für ihre Rettung noch segnen, während andere im Hause bleibend versorgt sind, die draußen verkümmern müßten. — — Es sind in den letzten 10 Jahren durchschnittlich 600 „Versorgte" in unseren Anstalten versorgt worden; jeder Unbefangene kann es ermessen, welche Kosten wir aufbringen mußten zum Unterhalt unserer Anstalten und — — So trete ich denn vor mein Volk, wohl gebeugt und gedemüthigt von einer schweren Last; — aber im Herzen glüht die gleiche Liebe zum Herrn, Seinen Armen, dem Vaterlande und der Menschheit, wie in den Tagen meiner Jugend; sie ist nur geläutert worden durch die Trübsal. — Nimmt mir mein Volk etwas ab von meiner Last, dann werde ich ihm mit

Freuden den reichen Schatz öffnen, und mit geistigen Gaben vergelten, was es meinen Anstalten in leiblichen Gaben darreicht. Wie es mir aber auch ergehen möge, so werde ich dem Gott, der mich berufen, und Seinen Armen treu bleiben."

Diese Ansprache „an sein Volk" blieb nicht ohne Wirkung; und es zeigte sich, wie nicht nur bei seinen religiösen Anhängern, sondern auch bei vielen ihm ferner Stehenden sein uneignütziges Wirken große Hochachtung für seine Person gewirkt hatte. Obgleich dieses bei seinen Anhängern als selbstverständlich anzusehen ist, so mag doch hier ein Beispiel erwähnt werden. Die kgl. Gerichtsbehörde hatte sämmtliche Gläubiger der Werner'schen Anstalten zur Erklärung aufzufordern, wie groß ihre Ansprüche noch seien. Eine solche Anfrage kam nun unter anderen auch an eine bei München wohnende Gräfin B., welche, wie aus den Büchern ersichtlich, an Werner Geldanleben gegeben hatte. Die Antwort lautete: „Die Unterzeichnete erklärt, daß der edle G. W. ihr nichts schuldet, daß aber sie ihm zu ewigem Danke verpflichtet ist, weil sie bei ihm alles fand — was sie bei vielen anderen umsonst suchte — die barmherzige thätige christliche Liebe! Möge das theure Vaterland des hochverehrten Mannes seinen vollen Menschenwerth erkennen, so lange er lebe! Mögen seine württembergischen Mitbürger alle ihm nie ein Monument setzen von Erz oder Stein, mögen sie aber den Stein ihm heben helfen, der sein seltenes Herz beschwert, damit sie ihm im Leben fest und treu zur Seite stehend, sich selbst zu ehren wissen, indem sie den Werth des Mannes für ihr Vaterland zu erkennen vermögen."

Aber es gehörte, wie er wohl auch selbst fühlte, zur Rettung der guten Sache nicht nur die Hingabe seiner religiösen Anhänger dazu, sondern auch die Hinneigung der öffentlichen Meinung zu dem Werke. Er stand auf einem sozialen Boden und konnte daher mit Recht auch der öffentlichen Meinung vertrauen; denn obgleich die gerichtliche Untersuchung klar stellte, daß die vorhandenen Werthe die Schulden um 96,841 Gulden übersteigen, und die Geschäftsführung, wenn auch kaufmännisch etwas unvollkommen eingerichtet, so doch als treu und umsichtig geführt anerkannt wurde, so wäre damals durch eine rücksichtslose schnelle Liquidation das ganze Werk doch untergegangen (abgesehen von den Vermögensverlusten der solidarisch haftbaren Hausgenossen,) wenn nicht eine Anzahl achtbarer Männer in der Noth für die gute Sache Werners eingestanden wäre.

Der Leitung der Ausführung eines Schuldentilgungsplanes unterzog sich auf die uneigennützigste Weise ein Verein von Männern, die, wenn sie selbst auch nicht auf dem religiösen Standpunkte Werners sich befanden, doch von der Wichtigkeit seiner sozialen Bestrebungen überzeugt, es unternahmen, den kühnen Schiffer als erfahrene Piloten, den Kampf mit den realen Faktoren des wirthschaftlichen Lebens auf sich nehmend, sicher durch die Brandung der tobenden Wellen zu führen.

Ehre diesen edlen Männern, unter welchen der erst im vorletzten Jahr verstorbene Präsident Gustav Zeller eine hervorragende Stelle eingenommen

zu haben scheint, da sich der Verein gedrungen fühlte, am Grabe noch den Lorbeer als Zeichen des Dankes für sein treues Mitwirken niederzulegen.

So gelang es, den Konkurs zu verhüten. Werner selbst kam in das Vorstandskollegium und behielt in vollem Maße die geistige Leitung seiner Anstalten.

Sämmtliche Anstalten gingen in das Eigenthum der Gesellschaft über und wurden mit Betriebskapital, sowie mit der zur Ergänzung nöthigen Zahl gewöhnlicher bezahlter Arbeiter ausgestattet. Das oben erwähnte Wochenblatt für Papierfabrikation berichtet über diese Periode: Die Arbeit des Aktienvereins war keine leichte. Die Geschäfte des Bruderhauses waren durch die Krisis tief erschüttert und brauchten Zeit zur Erholung. Mehrere kleinere Anstalten mußten ganz eingestellt werden. (Nur die Strickwaaren-manufaktur — die älteste aller seiner Gewerbszweige — verblieb ganz in den Händen der Werner'schen Genossenschaft.) —

Am rascheſten kam die Papierfabrik unter der umsichtigen Leitung eines seiner früheren Zöglinge, des jetzigen Direktors Sautter, zu neuem Gedeihen und konnte ihre Erträgnisse an die Zentralkasse abliefern.

Der mittlere Reinertrag in den Jahren 1867—81 betrug über 15½ Prozent des darauf verwendeten Kapitals (ungerechnet die Abschreibungen von ca. 327,000 Mk.,) wovon ein Theil immer zur Abzahlung der auf den übrigen Anstalten lastenden Schulden bezahlt wurde.

Die verschiedenen Hausindustrieen kamen ebenfalls bald zu neuem Leben, so daß Werner nach und nach den Betrieb seiner Anstalten auch in finanzieller Beziehung wieder in die eigene Hand nehmen konnte, was dadurch geschah, daß er sie vom Aktienverein vererst in Pacht nahm. Im Jahre 1872 befanden sich schon wieder bis auf die zwei größten Fabriken sämmtliche Anstalten unter der finanziellen Verantwortung Werners. Heute steht nur noch die Papierfabrik unter der Regie des Aktienvereins. Die Mutteranstalt in Reutlingen mit ihren Rettungs- und Versorgungshäusern sowie ihren Fabriken ist zu imposanter Größe angewachsen. Der Aktienverein wird seine Thätigkeit in diesem Jahre (1886) vollenden und dem Bruderhaus ein unverschuldetes großes Vermögen (einschließlich der Papierfabrik) überweisen können. Das ganze Vermögen soll nach Werners Tode einer Stiftung anheimfallen: „Gustav Werner-Stiftung zum Bruderhaus," um die durch ihn geführte Sache in gleichem Sinne weiter zu führen. — Noch ist zur Ehrenrettung Werners zu bemerken, daß die vielfach von Uebelwollenden noch zu hörende Behauptung, als ob viele Gläubiger dennoch dabei schmerzliche Verluste erlitten hätten, völlig grundlos ist. Es kann dieses Gerücht nur aus der Zeit stammen, wo die Schuldenmasse verzeichnet und der Aktienverein für die aus den Zeiten der Krisis herstammenden Zinsrückstände nicht einstand, für welche jedoch Werner sich alsbald haftbar erklärte.

Diese Rückstände wurden durch die Kollektengelder des hiezu ins Leben gerufenen sogenannten „Kreuzerverein" nach und nach ganz abbezahlt und damit eine für Werner besonders drückende Nachwehe der großen Krisis getilgt.

Und nun welche Resultate liegen nach diesem redlichen 50jährigen Streben uns vor Augen? Was „Armenunterstützung“ anbelangt, wird sich kein Armenverein und keine Rettungsanstalt mit diesen Leistungen messen können.

Die „Lehrlingsschule“ ist schon an und für sich eine hervorragende Leistung und eines rastlosen Ringens würdige Krone; aber nun noch Tausenden von Armen beigesprungen zu sein, sie vor Verwahrlosung geschützt, ihnen ein menschenwürdiges Dasein bereitet, und neben all' diesen sie auf das Unsichtbare diesseits und jenseits des Grabes, auf das, was ewig und unvergänglich ist, aufmerksam gemacht, d. h. mit der Predigt vom Reiche Gottes bekannt gemacht zu haben — — die Größe dieser Leistungen entzieht sich unseren Blicken, wir haben keinen menschlichen Maßstab dafür, eben weil wir die unsichtbaren Wirkungen nicht mehr zu beurtheilen vermögen.

Stellen wir uns aber auf den volkswirthschaftlichen Standpunkt, auf den Standpunkt des christlichen Sozialismus, den Werner anstrebte, so ist ja die Verwendung der Industrie in den Dienst der Armenpflege ein keineswegs zu tadelnder Gedanke; denn gerade dieser Verwendung hat er es zu danken, daß seine Anstalten in der kritischen Zeit über Wasser erhalten werden konnten. Nur möchte ich das nicht mit dem Namen einer Organisation der Arbeit bezeichnen. (Schluß folgt.

Der Religions-Unterricht.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Die zweite Stufe des Religionsunterrichts im dritten und vierten Schuljahre.

Auch auf dieser Stufe bleibt die biblische Geschichte noch die Grundlage des Religionsunterrichts. Die auf der vorigen Stufe behandelten Geschichten werden ihrem Inhalte nach erweitert, und die Zahl der einzelnen Geschichten ist eine vermehrte; auch ist in der Reihenfolge derselben die geschichtliche Zeitfolge zu beobachten. Die Methode im Erzählen und Wiederholen des Erzählten ist dieselbe wie auf der Elementarstufe; nur ist das zweimalige Erzählen einer Geschichte, bevor dieselbe wiederholt wird, nicht nothwendig. Wenn auch schon auf der Elementarstufe darauf hingewiesen worden ist, beim Erzählen einer biblischen Geschichte so viel als möglich am Bibelworte fest zu halten, so kann solches auf dieser zweiten Stufe um so mehr geschehen, indem die Kinder nun in etwa schon in das Wesen der Bibelsprache eingeführt sind. Dabei sind die den Kindern fremden Ausdrücke und Vorstellungen kurz und verständlich zu erklären, welche Erklärungen am besten in die Geschichte, indem dieselbe erzählt wird, mit hineingeflochten werden.

Die Anwendung der biblischen Geschichte geschieht ähnlich, wie auf der vorigen Stufe, so daß die religiöse Wahrheit, welche die Geschichte enthält, zum Schluß aus dem Inhalte der Geschichte katechetisch entwickelt und dann

in einen Bibelspruch oder Liedervers zusammengefaßt und dem Gedächtnisse der Kinder übergeben wird.

Uebersicht der biblischen Geschichten, welche auf dieser Stufe zu behandeln sind.

Die Schöpfung. Das Paradies. Die Sündfluth (in möglichster Kürze). Abrahams Beruf. Abraham und Lot. Isaaks Heirath. Esau und Jakob (Jakobs Betrug, Flucht und Aufenthalt bei Laban). Jakobs Rückkehr nach Kanaan. Joseph und seine Brüder (Josephs Träume). Joseph wird verkauft und kommt nach Egypten. Joseph wird erhöht. Jakob zieht nach Egypten und wird daselbst von Joseph versorgt. Jakobs Tod und Begräbniß. Moses Geburt und Jugend. Moses Flucht und Berufung. Der Auszug aus Egypten. Die Gesetzgebung auf Sinai. Der Zug durch die Wüste. Moses Tod. Josua führt die Israeliten in's Land Kanaan. Josuas Landtag in Sichem. Die Geschichte von der Ruth. Samuels Geburt, sein Dienst an der Stiftshütte unter Eli und seine Berufung zum Propheten. Sauls Salbung und Wahl zum Könige über Israel. Sauls Ungehorsam und Verwerfung. Davids Salbung zum Könige und sein Kampf mit dem Riesen Goliath. David wird von Saul verfolgt und verschont in einer Höhle Sauls Leben. David und Jonathan. Nach Sauls Tode wird David König über Israel und macht Jerusalem zur Hauptstadt des Landes. Absalom. Salomo und der Tempelbau. Der Prophet Elia (vor Ahab, am Bache Crith, in Sarepta). Daniel, Sadrach, Mesag und Abednego (ihre Treue gegen Gottes Gebot wird von Gott gesegnet, die drei letzteren im Feuerofen). Daniel im Löwengraben.

Die Geburt Johannes des Täufers. Die Geburt Jesu. Die Weisen aus dem Morgenlande. Der 12jährige Jesus. Jesus wird von Johannes getauft. Die Hochzeit zu Kana. Petri Fischzug. Des Jairus Töchterlein. Der Jüngling zu Nain. Jesus ruft die Kindlein zu sich. Maria zu Jesu Füßen. Jesu Salbung durch Maria. Jesu Einzug in Jerusalem. Letzte Feier des Passafestes. Jesus in Gethsemane. Jesu Kreuzigung, Tod und Begräbniß. Jesu Auferstehung. Jesu Himmelfahrt.

Die dritte Stufe des Religionsunterrichts im fünften und sechsten Schuljahre.

Auf dieser Stufe ist die biblische Geschichte noch immer ein Hauptgegenstand des Religionsunterrichts. Was die Methode betrifft, so ist dieselbe einfacher als auf den zwei vorhergehenden Stufen. Jede Geschichte wird vom Lehrer ganz erzählt, und bei der Wiederholung abgefragt, oder von den Kindern nacherzählt. Daran knüpft sich dann die Besprechung über die Geschichte; der Hauptgedanke, den die Geschichte enthält, ist katechetisch zu entwickeln, und die religiösen Begriffe, welche in derselben begründet liegen, sind in ganz kurzen Definitionen fest zu stellen. Die Anwendung sei nicht zu allgemein, sondern beziehe sich speciell auf das Herz und Leben der Kinder. Dieselbe kann zeitweise in einer herzlichen Ansprache und Ermahnung an die Schüler geschehen. Zum Schluß mag der aus der Geschichte entwickelte

Hauptgedanke als religiöse Wahrheit in die Form eines Bibelspruchs oder Liederverses eingekleidet werden, welcher, nachdem derselbe den Kindern verständlich gemacht, ihrem Gedächtnisse fest einzuprägen ist.

Auf dieser dritten Stufe wird die biblische Geschichte möglichst vollständig und mit Rücksicht auf die Zeitfolge und den geschichtlichen Zusammenhang behandelt. Auch sollte das in der Schule eingeführte Historienbuch zum Gebrauch kommen, indem die behandelte Geschichte schließlich von den Kindern im Historienbuche gelesen wird, oder zur Vorbereitung auf die Wiederholung das Durchlesen derselben den Kindern als häusliche Aufgabe gestellt wird. Ja, zeitweise kann auch den Kindern die Aufgabe gestellt werden, die in der Schule zu behandelnde biblische Geschichte zu Hause im Historienbuche denkend durchzulesen und sich einzuprägen. Der Lehrer kann dann in der Schule die Geschichte ohne vorangegangene Erzählung derselben abfragen, und dabei die nöthige Erklärung der in der Geschichte enthaltenen religiösen Wahrheiten, sowie die Anwendung derselben einschalten. Diese Art der Behandlung einer biblischen Geschichte ist auf dieser Unterrichtsstufe sehr zu empfehlen, indem man dadurch einerseits Zeit erspart und andererseits die Schüler zur Selbstthätigkeit anleitet. (Fortsetzung folgt.)

Wie Merkmale hinterlassen werden.

(Ein Vortrag von Herrn Prof. E. B. Hall von Detroit vor der Lehrer-Association von Wayne County, Mich., gehalten in Wyandotte am 5. December 1885. Da derselbe so viele treffliche Wahrheiten und Winke für Lehrer enthält, so konnten wir nicht umhin, denselben mit Erlaubniß des Herrn Professors zu übersetzen, und ihn zu veröffentlichen.)

(Eingesandt von P. Schumm.)

Einst wurde eine Predigt gehalten über den Text:

„Man is a vapor, full of woes;
He cuts a caper and down he goes!"

(Ein Dampf ist der Mensch, voller Pein, mit einem Luftsprung bringt er sich um's Dasein, sein Glück, seine Existenz!)

In der Predigt wurde gesagt: „Jeder Mann macht Luftsprünge; mancher macht kluge, mancher thörichte." Seines Nachbars Luftsprünge macht er nicht, sondern seine eigenen, und Jeder ist durch seine Luftsprünge bekannt.

Sein Charakter, seine Brauchbarkeit, sein Glück und seine zukünftige Existenz hängt von seinen Luftsprüngen ab, die er macht; denn, wie er ist (sich gibt), so denkt, so handelt er. Was er thut, das kennzeichnet seine Brauchbarkeit und sein Glück; was er säet, das erntet er auch!

Es gibt ein altes, herrliches Lied, das die bange Frage manches bekümmerten Herzens ausdrückt, wenn es niedergebeugt von Arbeit und Sorge an das Ende seines Lebens denkt: „Wird man unserer gedenken, wenn wir den Weg alles Fleisches gegangen sind, und alle Hoffnungen und Träume des Lebens geflohen sind?" worauf ein anderes gleich schönes Lied antwortet:

„Nur durch unsere Thaten leben wir fort in der Erinnerung." Und wie tief empfinden wir diese Wahrheit, wenn wir der Dahingeschiedenen gedenken, ihrer lieblichen, freundlichen, glücklichen Gesichter, ihrer gütigen, aufmunternden, erheiternden Worte und edlen Handlungen, oder wenn wir uns vergeblich bemühen, ihre hitzigen, grausamen Worte und Thaten zu vergessen.

Worte und Thaten sind die Merkmale, die wir auf unserem Lebensweg hinterlassen, die unsern Charakter bezeichnen.

Du sagst von Maria Braun: „Das sieht ihr ganz gleich, wir haben nichts anderes erwartet. Sie ist für alle vorkommenden Fälle bereit und es gelingt ihr Alles, was sie unternimmt."

Warum sagst Du so? Ah, Du hast Fräulein Braun lange beobachtet; Du bist mit ihren Gewohnheiten familiär geworden, hast ihre Fähigkeiten, ihren guten Geschmack, ihre Urtheile, ihren Charakter nach ihrem Thun und Lassen ermessen und abgewogen. So, meine Freunde, werden wir alle beobachtet ohne daß wir es ahnen. Alle, die uns kennen, beurtheilen uns, und „die Leute müssen bekanntlich etwas zu reden haben."

Aber wie kommen wir zu diesen Charakterzügen und Lebenselementen, die unsere Handlungsweise, unsere Gewohnheiten, unsern Lebensgang, unsern Erfolg oder Nichterfolg, unser ganzes „Ich" kennzeichnen? Was liegt den Merkmalen unseres Charakters zu Grunde, durch welche die Leute uns kennen und beurtheilen? Wie bist Du das geworden, was Du heute bist? Wie bist Du zu einem Schüler, zu einem Lehrer geworden? Was verschaffte Dir den Platz, den Du heute in der Gesellschaft einnimmst? War es Zufall, ein Erbstück, der Wille eines andern Menschen, — oder hattest Du selbst Deine Hand dabei im Spiele?

Laß uns kurz Deine Lebensgeschichte verfolgen und die Merkzeichen derselben betrachten, die Du empfangen und hinterlassen hast, die ihren Einfluß ausübten auf Dich selbst und Andere, sammt ihrem Resultat.

Bei Deiner Geburt hattest Du Fähigkeiten, aber sie waren nicht entwickelt und ergänzt. Du hattest einen Embryo-Willen, aber er war ungeübt, noch nicht erstarkt. Du hattest ein Täfelchen, darauf Dein Charakter zu verzeichnen war, und obgleich schwache Außenlinien als Erbstücke darauf zu erkennen waren, so waren doch noch keine unauslöschlichen Merkmale darauf verzeichnet. Deine Eltern, Brüder und Schwestern waren die ersten, die Merkzeichen darauf machten, als Du noch ein kleines Kind warst, theils durch ihre Gegenwart und ihre Handlungsweise, theils durch das, was sie Dich thun ließen, oder was sie Dich verhinderten zu thun.

Aber bald fing Dein Wille an, sich geltend zu machen, etwas zu erzwingen, Denkzeichen zu hinterlassen. Du verbranntest Deinen Finger, er erhielt ein Brandmal, aber dasselbe war nicht das einzige, auch nicht das andauerndste Merkzeichen, das Du erhieltest, sondern Dich überkam eine heilsame Furcht vor dem Feuer, und das war das andere Merkzeichen, das Du behieltest.

Du lerntest englisch sprechen. Warum lerntest Du nicht deutsch oder französisch sprechen?

In Deiner Kindheit wurdest Du roh, unartig, oder fein, zartfühlend und artig; selbstsüchtig, gleichgültig, gefühllos und trügerisch, oder freigebig, gefühlvoll und gewissenhaft. Wie ist das so gekommen?

Du gingst zur Schule. Dich bewegte die Art und Weise, mit welcher Dich der Lehrer empfing und behandelte, die Charakterzüge Deines Lehrers machten ihren Eindruck auf Dich; ebenso ist Dir die Art und Weise, mit welcher Du gelehrt wurdest, unvergeßlich. Dies Alles rief eine Liebe zur Schule oder eine Apathie gegen dieselbe und gegen das Studium in Dir hervor, und beeinflußte die Festsetzung der Abkürzung oder der Fortdauer Deiner Schulzeit und Deines Studiums, beeinflußte selbst das Maß Deiner Kenntnisse. Entweder gewöhntest Du Dich an ein sorgfältiges und vollkommenes Studium, an Pünktlichkeit, an bereitwilligen Gehorsam gegenüber der gesetzlichen Autorität, an den pflichtschuldigen Respect und die Achtung gegenüber Anderer, was Dir zu ausgezeichnetem Ruf, den besten Freunden und zu einer Fähigkeit verhalf, welche Dir die besten Stellungen und Erfolg zusicherten; oder Du warst unachtsam, träge, ungehorsam, zu allen Lastern und Thorheiten geneigt, auch nicht willig, die Tugenden und den Anstand Deiner besseren Mitschüler anzunehmen, und die Folge davon ist, daß Du etliche der Laster noch besitzest.

Für wieviele dieser Merkmale Deines Schullebens ist der Lehrer verantwortlich? Für wie viele Du selbst? Sie üben noch ihren Einfluß aus über Deine gegenwärtigen Gewohnheiten bei'm Denken und Handeln, bei'm Studiren und bei'm Erlangen von Kenntnissen, bei der nöthigen Selbstbeherrschung und bei Leitung und Führung Anderer, bei Deinem Erfolg als Lehrer, in Deiner Stellung und Deinem Einfluß in der Gesellschaft.

Wir beachten die Folgen unserer Handlungsweise oft zu wenig. Es dünkt uns, als ob wir im Triebsand spielten, und unsere Denkzeichen vom Wind und von den Wellen bald hinweggefegt würden, während wir doch Linien ziehen, welche die Ewigkeit selbst nicht mehr auslöschen kann. Einmal ausgesprochene Worte, einmal geschehene Handlungen, kann Gott selbst nicht ungeschehen machen, und sie kennzeichnen Dich und mich.

Heute bist Du was Du bist, Du trägst all die Merkmale an Dir, welche Dich von Andern unterscheiden. Hattest Du je gedacht, daß es so kommen würde? Konntest Du mehr oder weniger sein, als Du bist? Und wie?

Du wirst die Tage Deiner Jugend, Deine Eltern und Geschwister nie vergessen, so wenig werden sie Dich vergessen. Wie wirst Du in ihrer Erinnerung fortleben? Durch das, was Du gethan hast.

Du wirst Deine Schulzeit, Deine Lehrer, Deine Spielkameraden nie vergessen. Was hält sie in Deiner Erinnerung? Ihr Thun und Lassen, Ihre Thaten.

Aber was hat dieses Alles mit Lehrern und mit Schulen zu thun? Sehr viel in jeder Beziehung! Wer ein erfolgreicher Lehrer sein will, muß wissen, worin seine Arbeit besteht; muß die Eigenschaften des Materials, mit dem er zu thun hat, kennen; muß auch die nothwendigen Schritte zu thun wissen, die zu dem gewünschten Resultate führen.

Erhebt der Staat Millionen von Dollars an Schultaxen nur um die Wissenschaft zu verbreiten und Gelehrte zu erhalten? Einige der vortrefflichsten Schüler sind im Staatsgefängniß oder sollten sich darin befinden. Nein, liebe Freunde, der Staat erwartet, daß mit seiner Hülfe nicht nur gute Schüler und Gelehrte herangezogen und ausgebildet werden, sondern gute Bürger. Die Sicherheit sowohl als auch die Wohlfahrt und das Gedeihen des Staates verlangt das.

Eure Pflichten gegenüber den Eltern und vor allem gegenüber den Kindern selbst, welche so wenig von der nöthigen Ausrüstung für den Kampf des Lebens verstehen, erfordern es.

Wer es nicht vergessen hat, daß er selbst ein Kind war, wer sich an die Empfindungen der Liebe, der Hoffnungen, der Sorgen, der Anfechtungen und der Entmuthigungen in seiner Kindheit erinnert, und wer die Wirkungen gütiger, aufmunternder Worte und liebreicher Handreichungen, oder auch den schädlichen Mehlthau achtungsloser Behandlung, oder eines scharfen, stechenden Verweises an sich selbst erfahren hat; der kleinen Dinge sich erinnert, die Liebe oder Haß in ihm erweckten; der Rathschläge und kleinen Begebenheiten, welche den Lebenslauf änderten und ihn zu dem machten, was er ist; — wer sich vergegenwärtigt, was das Leben sein sollte, und wer über seine eigenen Erfolge und Nichterfolge und deren Ursachen nachdenkt, der ist gerne bereit, mit Kindern zu sympathisiren, der kennt ihre Bedürfnisse, kann sie am besten controlliren und sie zur Quelle der Wahrheit führen.

Welches aber sind die Schritte, durch welche er sie am besten leitet? Sie bestehen in der Kenntnißnahme der Schüler in ihrem Wissen, ihren Gewohnheiten, ihrem Charakter. Das Wissen wird durch stete Beobachtung und durch fortgesetztes Denken erworben; die Gewohnheiten werden durch wiederholtes Nachdenken und erneuerte Handlungsweise regulirt, und Beides zusammen formirt den Charakter. Die Denk- und Handlungsweise, oder das Ueberlegen und Handeln sind die großen Bildner der Charaktere.

Der Knabe, dessen Seele in Dime-Novellen und in der Beschreibung wilder westlicher Scenen schwelgt, sehnt sich darnach, ein Jesse James zu werden.

Ein Knabe, der sich gerne in die Güte Gottes und in seine Verpflichtungen gegen Gott vertieft, wird ein Christ. Schüler gewöhnen sich daran, die Dinge durch die Augen der Lehrer zu sehen, und des Lehrers Gedanken und Eindrücke werden die ihrigen.

Ich brauche meinen lieben Collegen wohl kaum zu erklären, was von einem Lehrer in Bezug auf sein Denken, seine Sitten, seine Ausdrucksweise, seine Gewohnheiten und seinen Charakter erwartet wird. Unsere Schüler erkennen die Elemente in unserem Charakter und halten sich genau darnach. Jedermann beurtheilt den Lehrer nach seiner Schule, und innerhalb gewisser Grenzen ist die Basis der Beurtheilung richtig. Zeigt der Lehrer Kenntnisse und Fähigkeiten zu regieren und zu instruiren, seine Schule anziehend und nützlich zu machen, und legt er einen guten, sittlichen, christlichen Charakter

an den Tag, so werden seine Schüler und die Leute diese Eigenschaften bald erkennen, und wird der Lehrer und seine Schule Erfolge aufweisen. Mangeln dem Lehrer diese Eigenschaften, so wird das schnell erkannt und seine Anstellung als Mißgriff erklärt. Thatsache ist es, daß die Erziehung der Kinder ein viel breiteres Feld in sich schließt, als mancher Lehrer sich träumen läßt, damit erklärt sich denn auch sein Mißerfolg.

Das Kennen des Textbuches ist nur ein geringer Theil der Erziehung. Die Angewöhnung der Selbstbeherrschung, der Standhaftigkeit, der Ausdauer, der gewissenhaften Pflichterfüllung, des bereitwilligen Gehorsams gegen jede gesetzliche Autorität, der Achtung vor dem Oberen oder Vorgesetzten, der Freundlichkeit und Gütigkeit gegen Alle, die es verdienen, und der Bosheit gegen Niemand, sind wesentlich zur Charakterbildung der Menschheit. Kein Lehrer darf es versäumen, diese Merkmale seinen Schülern einzuprägen, wenn er seine Pflichten erfüllen will. Lehrer, welche Unordnung, Ungehorsam, halb gelernte Aufgaben, ungeziemende Aufführung erlauben, erziehen ihre Schüler in bösen Gewohnheiten und verderben sie für das Leben im Mannesalter; sie werden die Merkmale an sich tragen, so lange sie leben. Liebe Collegen, welche Denkzeichen geben wir unsern Schülern? Mit welchen Gedanken, Eindrücken, Gewohnheiten bereichern wir sie? Wie entlassen wir sie aus unserer Pflege und Obhut? Werden sie weiser, glücklicher, besser sein in Folge unserer Arbeit? Werden sie gute Bürger und gute Glieder der Gesellschaft werden? Lasset uns unserer Erziehung, unseres Wachsthums, unserer Erfolge und unserer Fehlschläge eingedenk sein; was that noth, um uns zu besseren, vollkommeneren Schülern, angenehmeren Genossen, weiseren Männern und Frauen zu machen? Lasset uns darnach trachten, in den Herzen unserer Schüler Denkmale der Intelligenz, der Ehrlichkeit, der Reinheit und des Edelsinns zu errichten, welche erhalten bleiben in allen Mühsalen und Versuchungen dieses Lebens, und obgleich wir auch den Erfolg nicht erleben werden, so werden wir doch nicht vergessen sein, wenn wir aus diesem Leben geschieden sind, sondern man wird sich unseres Wirkens mit Freuden erinnern.

Kirchliche Rundschau.

Die Botschaft, daß der Kulturkampf seinem Ende nahe sei, würde wohl gegenwärtig noch Glauben finden, wenn sie nicht schon so oft sich als unwahr erwiesen hätte. Allem Anschein nach sind die Centrumsführer selbst am wenigsten von der Aussicht auf ein baldiges Ende des Kulturkampfes erbaut, und werden, selbst wenn Leo XIII. und Bismarck Frieden schließen sollten, wohl auf eigene Faust weiter zu machen suchen.

Daß mit dem Papst selbst schon ein Abkommen möglich sei, glaubt nach der Verleihung des Christusordens an Bismarck mancher, der es vorher nicht geglaubt hat. Es bleibt nur die Frage, ob nicht der Orden mehr propter agenda als propter acta verliehen worden sei. Aus dem Schreiben des Papstes geht hervor, daß er noch mehr erwarten zu können glaubt und zwar um so eher, als es, wie Leo XIII. meint, der Klugheit Bismarcks nicht entgangen sein könne, „welche Vorzüge zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und der bürgerlichen Angelegenheit jener Macht innewohne (in ea po-

testate resideat), welche von Uns (dem Papste) ausgeübt wird, vor allem, wenn sie nach Beseitigung aller Hindernisse die Freiheit des Handelns erlangt haben wird."

Das wird allerdings dem Reichskanzler nicht entgangen sein, daß, wenn er dem Centrum gegenüber ebenso bereitwillig zum Nachgeben sein wird, als er es den Spaniern gegenüber war, der Papst seine Vorzüge zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung sehr leicht geltend machen kann. In diesem Fall könnte man aber die Macht des Papstes ebenso leicht entbehren, als man auch ohne ihn die Karolineninseln den Spaniern hätte überlassen können. Das scheint Bismarck auch gemerkt zu haben; er hat dem Papste seinen höflichsten Dank ausgesprochen, im Uebrigen aber Nichts versprochen.

Bismark soll nun aber doch nachgegeben haben, er soll eine neue Vorlage eingebracht haben, oder einbringen wollen, über deren Inhalt die Nachrichten allerdings geradezu in das Gebiet des legendenhaften sich versteigen.

In der Encyclika vom 6. Januar d. J. an die preußischen Bischöfe fordert der Papst mehr als Rom je besessen hat, nämlich daß die Priesterseminarien in den preußischen Diöcesen nach den durch das tridentinische Concil aufgestellten Satzungen eingerichtet und geleitet werden. Es hat das in Preußen noch nie stattgefunden, ebenso wie es in einer Anzahl katholischer Länder thatsächlich nicht stattfindet. Was er überhaupt damit verlangt, daß es in der Encyclika heißt „unversehrt sei ihr (d. h. der Bischöfe) Recht, die Priester nach ihrem Ermessen auszuwählen, welchen sie die verschiedenen Aemter übertragen wollen und ohne jedes Hinderniß ihr Hirtenamt in Frieden zu verwalten, ist nicht ganz klar. Wird hierin blos die durch die Anzeigepflicht und das Kulturexamen (das thatsächlich abgeschafft ist) auferlegte Beschränkung gemeint, oder stehen nach Ansicht der Kurie der freien Ausübung des bischöflichen Hirtenamtes noch andere Hindernisse im Wege? Je mehr Rom erhält, desto mehr fordert es und wo es aufhören wird vermag eigentlich Niemand zu sehen.

Es ist dieses Jahr schon wieder ein Jubiläumsjahr für die katholische Kirche; bereits das dritte in der Regierung Leo's XIII. Welche Bedeutung das Jubiläumsjahr hat, das lehrt ein Hirtenbrief eines amerikanischen Bischofs: „Das hebräische Jubiläum befreite den hebräischen Sclaven und gab ihm sein verlorenes Erbe zurück. Das christliche Jubiläum befreit den Christen von der Knechtschaft der Sünde und setzt ihn wieder auf sein Recht in den Himmel ein, wie wenn er nie gesündigt hätte.........Dem Führer des christlichen Volkes hat Gott ebenfalls seine Botschaft gegeben: Du bist Petrus u. s. w. Matth. 16, 19. Leo, der Nachfolger des Petrus, verkündigt Allen, die an Jesum Christum glauben, den Nachlaß der Sünden und der Sündenstrafen.

Folgendes sind die Bedingungen, um den Jubiläumsablaß zu gewinnen: 1. Sechsmaliger Besuch einer von dem Ordinarius zu bezeichnenden Kirche. 2. Zwei strenge Fasttage. 3. Almosen nach Vermögen. 4. Eine gute Beichte und würdige Communion.

Die Gebete müssen in der Meinung des heiligen Vaters verrichtet werden „„für die Wohlfahrt und Erhöhung der katholischen Kirche und des Apostolischen Stuhles, für die Ausrottung aller Irrlehren und die Bekehrung aller Irrenden, für die Eintracht der christlichen Fürsten (wo bleiben die Völker, die keinen Fürsten haben? D. R.), für die Einigkeit des gesammten gläubigen Volkes.""

„Die vorgeschriebenen Almosen mögen irgend einem Gegenstand der christlichen Liebe oder einem frommen Werke gegeben werden." Nach Empfehlung des Papstes soll aber, wo die Almosen nicht vom Geber besonders bestimmt sind, folgendermaßen getheilt werden: „Die eine Hälfte der in die Jubiläumsalmosenbüchsen in den Kirchen gelegten Almosen soll der Pfarrer für die Pfarrschulen verwenden, die andere Hälfte soll uns" (d. h. dem Bischof) „für die Ausbildung der Studenten der Theologie eingesandt werden."

Man sieht also, daß das Jubiläum nach zwei Seiten hin werthvoll ist für die Gläubigen wie für die Kirche.

In Belgien suchen die Ultramontanen ihre gegenwärtige Machtstellung nach Kräften auszunützen. Es wurde der Regierung von einem Abgeordneten vorgeworfen, daß sie die früher abgeschafften Kaplansstellen wieder besolde, den Kanonikern ein Ge-

halt aussetze, die Rechnungen der Kirchenvorstände planmäßig gutheiße, die Kirchhofs polizei durch unduldsame Kleriker ersetzen lasse, die Rechtsprechung in Schenkungsangelegenheiten mißachte. Der Justizminister soll auf diese Vorwürfe geantwortet, aber sich nicht von dem Vorwurf, daß er auf Mehrung der weltlichen Güter der Kirche bedacht sei, zu reinigen vermocht haben.

Auch in dem sonst ganz gut katholischen Luxemburg ist eine Art von Kulturkampf ausgebrochen. Die dortige Verfassung verbietet allen religiösen Körperschaften eine Niederlassung zu gründen, wenn sie nicht eigens für jede Niederlassung durch ein Gesetz von der Kammer und dem Ministerium berechtigt werden. Trotzdem haben die Redemptoristen mehrere Klöster gegründet. Der Staatsminister Thilges, der nach dem Sturz des Ministeriums Blochhausen die Leitung der Geschäfte übernommen hat, hat einen Gesetzesentwurf vorgelegt, nach welchem dieser Orden gezwungen sein soll, seine Klöster zu veräußern und Luxemburg zu verlassen. Die Mehrheit der Kammer soll auf Seiten des Staatsministers sein.

Der Altkatholicismus in Böhmen, der in der Diöcese Leitmeritz etwa 1500 Anhänger zählt, hat wie es scheint, unter den Maßregeln der böhmischen Regierung zu leiden. Nachdem sich nämlich zu Dessendorf im Isergebirge eine zweite altkatholische Gemeinde mit ca. 500 Seelen gebildet hat, die vorläufig noch als Filiale zur Muttergemeinde in Warnsdorf gehört, hat der Kirchenrath der letzteren den früheren röm.-kath. Kaplan in Haida und nunmehrigen altkath. Hülfsgeistlichen W. Schubert vor einigen Monaten nach Dessendorf berufen, um für die dortige altkath. Filialgemeinde so lange als provisorischer Seelsorger zu fungiren, bis dieselbe als selbständige Pfarrgemeinde anerkannt werden würde. Der Minister für Kultus und Unterricht hat jedoch dem altkath. Kirchenrath in Warnsdorf aufgetragen, den als Lokalkaplan nach Dessendorf entsendeten Hülfsgeistlichen Schubert von dort wieder abzuberufen, weil derselbe für die Pfarrgemeinde Warnsdorf und nicht für die Filiale Dessendorf bestätigt worden sei. Der warnsdorfer Kirchenrath wurde dagegen mit dem Bemerken vorstellig, daß die Versetzung des Hülfsgeistlichen Schubert in Dessendorf wegen Ertheilung des altkath. Religionsunterrichtes und der Pastorirung der Kranken nothwendig sei. Das Ministerium gab jedoch dem Rekurse keine Folge und bestimmte, daß der Hülfspriester Schubert von Warnsdorf aus die Filialgemeinde in Dessendorf zu pastoriren und die dortige Schule zu besuchen habe. Diese Ministerialentscheidung wird in Warnsdorf als die erste Regierungsmaßregel gegen die altkath. Bewegung aufgefaßt und bildet auch für die Filiale Dessendorf in der That einen schweren Schlag. Zu bemerken ist jedoch, daß nach der in Oesterreich für alle Konfessionen geltenden kirchl. Anzeigepflicht nicht nur für jede Ernennung, sondern auch für jede Versetzung eines Geistlichen die Genehmigung der Regierung nachgesucht werden muß. Hatte also die warnsdorfer Pfarrgemeinde schon bei der Berufung des Hülfsgeistlichen Schubert dessen Versetzung nach Dessendorf im Sinne gehabt, so hätte sie gleich bei der Einholung seiner Bestätigung diese für Dessendorf nachsuchen sollen. Allein der altkath. Kirchenrath in Warnsdorf besteht eben mit einer einzigen Ausnahme aus Laien, und das amtsunkundige Laienregiment ist für eine neue Religionsgenossenschaft doppelt nachtheilig. Im übrigen geht das Gerücht, daß die von dem altkath. Pfarrer Nittel von Warnsdorf schon seit längerer Zeit in vielen Städten der leitmeritzer Diöcese veranstalteten Wandervorträge über den Altkatholicismus auf Einschreiten des Bischofs fortan nicht mehr gestattet werden sollen, wenn sich in den betreffenden Orten keine Altkatholiken befinden.

Die lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen Rußlands wird dort in einer Weise und in einem Umfang gedrückt und verfolgt, wie man es kaum für möglich halten sollte. Daß der Bau lutherischer Kirchen von dem Gutachten der griechisch-orthodoxen Kirchenbehörde des Landes, d. h. von dem Bischof von Riga abhängig gemacht worden ist, erscheint noch weniger gefährlich, als das den orthodoxen Bruderschaften, wie es heißt, ertheilte Recht zur Zwangsenteignung beliebiger Grundstücke und Gebäude, welche sie für ihre Zwecke brauchen zu können glauben. In der Oeffentlichkeit ist dar-

über unseres Wissens zwar nichts bestimmtes bekannt geworden, an der Thatsache selbst wird aber kaum gezweifelt. Daß der ganze äußere Organismus der lutherischen Kirche damit dem Grundsatz der Vernichtung anheimgegeben ist, liegt auf der Hand. Die Bruderschaften brauchen sich nur die lutherischen Kirchengebäude anzueignen, und die Sache ist gemacht, da neue Kirchen ohne Erlaubniß des Bischofs nicht errichtet werden dürfen. Wer wollte sich übrigens auch daran wagen, da ja die Bruderschaften das fertige Gebäude gleichfalls „enteignen" dürften! Mit den Schulen steht es nicht besser. Auch sie kann der Pope mit Hülfe der Bruderschaft in jedem Augenblicke einziehen, dem evangelischen Pastor ist die Schulaufsicht ohnehin bereits genommen oder dies steht doch in naher Aussicht. Was hätte die Unterstellung der lutherischen Volksschulen und Seminare des Landes unter das Ministerium der Volksaufklärung sonst für einen Sinn? Bis jetzt standen diese Anstalten dem Namen nach unter dem Minister des Inneren, der sich aber nie um sie gekümmert hat, da sie von den baltischen Ritterschaften im besten Stande gehalten wurden. Wenn hierin nun auf einmal Wandel geschafft und der Minister der Volksaufklärung an die Spitze des Schulwesens gestellt wird, so hat das nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß ein grundsätzlich neues System eingeführt wird, d. h. daß die Schulen dem Einflusse der Stände und der Geistlichkeit entzogen und dem des Reiches und der griechisch-orthoxen Kirche unterworfen werden; also: Russificirung und Bekehrung. Dazu gehört aber zweierlei: ein Chor von mindestens 2000 Schulmeistern und einige hundert Popen als Schulaufseher. Die einen lassen sich so wenig aus der Erde stampfen als die anderen; selbst wenn sie mit Entblößung sonstiger Theile des Reiches herbeigeschafft würden, wäre damit doch noch nichts erreicht, weil die ungeheuere Masse der Bauern kein Russisch versteht, während die russischen Lehrer und Popen ihrerseits weder lettisch noch estnisch können. An baldigen positiven Erfolg ist also gar nicht zu denken. Negativ dagegen kann allerdings in aller Kürze viel gemacht werden, d. h. man kann den bisherigen Schulorganismus zerstören, und dies wird wahrscheinlich auch geschehen. Die Gutsbesitzer, welche die Schulen zum nicht geringen Theile auf ihre Kosten erhalten, obwohl sie dazu seit Erlaß der Landgemeindeordnung von 1866 nicht verpflichtet sind, werden natürlich keine Lust haben, für griechisch-orthodoxe Schulen mit russischer Unterrichtssprache etwas zu thun; da aber von Reichswegen keine Mittel zur Verfügung gestellt werden dürften, so kann das Ende kaum ein anderes sein, als daß die meisten Schulen eingehen und das Volk wieder in Barbarei zurückfällt.

In Amsterdam hat die confessionell-calvinistische Partei nicht nur die Lehre früherer Jahrhunderte wieder herzustellen gesucht, sondern auch zu Thaten im kirchlichen Parteikampf gegriffen, die lebhaft an die Fehden des Mittelalters erinnern. Dr. Kuyper (spr. Käuper), der Führer dieser Partei, hat sich nämlich mit seinem Anhange gewaltsam der Hauptkirche von Amsterdam, der sog. Neuen Kirche (Nieuve Kerk) bemächtigt, und hält dieselbe mit Hülfe von Bewaffneten besetzt.

Zum Verständniß dieses fast unglaublichen Vorgangs sei zunächst darauf hingewiesen, daß die reformirte Landeskirche in Holland ihre Angelegenheiten vollständig unabhängig vom Staate durch presbyteriale und synodale Organe verwaltet. In den Gemeinden selbst wie in den Vertretungskörpern sind alle kirchlichen Richtungen von den „modernsten" negativen bis zu den hochorthodoxen Anhängern der Dordrechter Beschlüsse anzutreffen. Die confessionelle Strömung ist im Wachsen und sucht nicht nur die Negativen, sondern auch die gemäßigt Positiven, die sog. „Ethisch-Irenischen," die bei den Gebildeten, sowie auf den oberen Stufen der Kirchenleitung überwiegen, zu verdrängen. Dieser hochorthodoxen Richtung kommt es, wenigstens äußerlich, zu gute, daß sie in Dr. Kuyper einen ebenso gewandten, wie energischen Führer von unbestrittenem Ansehen in der Partei hat. Früher Prediger in Amsterdam, dann parlamentarischer Leiter dieser Partei, der sog. „Antirevolutionären," beschäftigt er sich jetzt mit der Herausgabe einer politischen Tageszeitung und eines kirchlichen Wochenblattes, welche beide seine Losungen, die immer Kampfesrufe sind, seinen Anhängern zutragen; daneben lehrt er an der von ihm gestifteten freien calvinistischen Universität zu Amsterdam, deren Zöglinge bis jetzt allerdings von den kirchlichen Behörden nicht für wahlfähig erklärt worden sind.

Dr. Kuyper gehört nun auch zum Kirchenrath der großen landeskirchlichen reformirten Gemeinde in Amsterdam. Da weitaus die größte Anzahl der Mitglieder ihm unbedingt folgt, so ist er die maßgebende Persönlichkeit im Kirchenrathe, der in Folge davon, daß er die bedeutenden Kirchengüter in seiner Gewalt hat, eine große Macht ausüben kann. Um nun diese Macht sich unbedingt zu erhalten, ließ Dr. Kuyper trotz des Protestes der Minorität eine Anzahl von Beschlüssen fassen. Der letzte derselben, der eigentlich schon die Gewalt an die Stelle der Rechtsordnung setzte, hatte folgenden Inhalt: „Wenn der Kirchenrath in der Erfüllung seines Berufes, die Gemeinde bei Gottes Wort zu erhalten und die kirchlichen Bekenntnisse als Bedingung kirchlicher Gemeinschaft zu handhaben, so ernstlich behindert wird, daß er sich genöthigt sieht, in absolutem Sinne zu handeln nach dem Gebote, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen solle, oder wenn er durch Suspension oder Absetzung mehrerer seiner Mitglieder, oder aus welcher Ursache es auch sei, sich das Recht, die Gemeinde gesetzlich zu leiten, verkürzt sieht, — wenn dann eine andere (höhere) kirchliche Behörde es unternimmt, das von ihm (dem Kirchenrath) verweigerte dennoch durchzusetzen, oder einen Kirchenrath zu ernennen, — so soll die kirchliche Commission, welche die Kirchengüter verwaltet, dennoch fortfahren, den ursprünglichen Kirchenrath, der die Gemeinde bei dem Worte Gottes zu erhalten versuchte, in allen Dingen als den einzig wahren und legalen Kirchenrath anzusehen und ihm allein zu gehorchen."

Gegen diese Proclamirung des willkürlichsten kirchenräthlichen Absolutismus, schritt die vorgesetzte Behörde, der Kreis-Synodal-Ausschuß ein, der fast nur aus orthodoxen Männern besteht, und suspendirte alle Mitglieder des Kirchenrathes, welche jenem Artikel zugestimmt hatten, für so lange, bis sie ihr Votum zurückgenommen hätten.

Der Vorstand der Diöcesansynode sollte nun zunächst die Functionen des Kirchenrathes übernehmen. Die Commission für Verwaltung der Kirchengüter, zu der Dr. Kuyper gehört, versuchte einfach weiter zu amtiren und Besitz von den Räumen zu nehmen, in denen das Archiv und ein Theil der Kirchengüter aufbewahrt wird. (Kerkekamer). Nur der vom Vorsitzenden des Diöcesanvorstandes requirirten Polizei gelang es, Kuyper und seine Genossen zum Abzug zu bewegen. Die Kerkekamer wurde nun bewacht. Zwei Tage darauf indeß gelang es einigen Kuyperianern, die von Arbeitern begleitet waren, die Wächter aus ihrem Lokal wegzulocken, worauf sie sich sofort durch Durchsägen einer Thüre und Aufbrechen der Schlösser in Besitz der Kerkekamer setzten. Seither halten sie dieselbe besetzt, sie haben sich mit Betten und Lebensmitteln versehen und scheinen entschlossen zu sein, es auf eine regelrechte Belagerung ankommen zu lassen, denn die Thüren sind mit schweren Balken verbarrikadirt.

Damit haben sich die Kuyperianer in den Besitz des Archivs der Kirche, sowie aller der Documente gesetzt, welche das sehr große Vermögen der Kirche repräsentiren. So lange bis nun die Gerichte entschieden haben, sind in Folge dieses Gewaltstreiches die Kuyperianer im Besitze der betreffenden Papiere und können damit nach Belieben schalten und walten, da die Polizei, aus Furcht sich in die kirchlichen Händel zu mischen, sie ruhig gewähren läßt.

Während Dr. Kuyper so hartnäckig das Geld festhält, überläßt er die Kirche selbst für den Gottesdienst auch den Predigern der synodalen Ordnungspartei. In seinen Zeitungen aber klagt er über die unerhörte Tyrannei, welcher er und seine Freunde unterworfen seien. Was sie thäten, sei einfach zur Wahrung der bedrohten göttlichen Wahrheit geschehen. Denn unter dem Scheine und Vorwand für die richtige Verwaltung der Kirchengüter zu sorgen, beabsichtige die höhere Behörde nur aus Feindschaft gegen das Evangelium der modernen Richtung, welcher der Kirchenrath fest widerstanden, Eingang in die Gemeinde zu verschaffen.

Eine eigenthümliche Ironie liegt darin, daß der Führer einer Partei, die sich die anti-revolutionäre nennt, zu einem so rebellischen Mittel, wie der gewaltsamen Besetzung und Behauptung einer Kirche greift, sowie darin, daß er im angeblichen Interesse des Evangeliums vor allen Dingen das Geld festhält.

Eine eigenthümliche Taufstatistik, welche wir unverändert wiedergeben, bringt das „Lutherische Kirchenblatt" des Generalconcils: „Schon öfter haben wir interessante Zahlenzusammenstellungen in kirchlichen Blättern über die Kindertaufen in den englischen Gemeinden der Presbyterianer, Methodisten 2c. gelesen. Doch in unserem eigenen Haushalt müssen wir uns auch verwundern, daß unsere englischen Pastoren so eine gar geringe Anzahl von Taufen im Jahre aufweisen. Nehmen wir einige alten Gemeinden der Stadt Philadelphia. Da finden wir folgende Kindertaufen:

a. Englisch.		b. Deutsch.	
P. Dr. Seiß	7 Kinder.	P. J. E. Nidecker	165 Kinder.
P. E. E. Sibole	9 „	P. H. Grahn	196 „
P. J. L. Sibole	12 „	P. F. Weiskotten	172 „
P S. Laird	15 „	P. F. Wischan	130 „
P. W. A. Schäffer	4 „	P. F. P. Bender	244 „

Man muß ja billig staunen, wenn man dieses Zahlenverhältniß überblickt. Haben die englischen Gemeinden nur betagte Glieder, denen kein Kindersegen mehr beschert ist? Oder lassen die Gemeindeglieder ihre Kinder nicht taufen? Oder aber werden die Kinder auswärts von fremden Pastoren getauft? Die Sonntagschule von P. J. L. Sibole zählt 630 Sonntagschüler und nur 12 Kindertaufen fanden statt. Dieses Mißverhältniß vermögen wir nicht zu lösen.

In Deutsch-Pennsylvanien haben wir andere Zahlen: P. E. A. Bauer hat 166 Kinder getauft, P. B. D. Zweizig 252, P. B. W. Schmauk 120, P. T. T. Jäger 136, P. P. F. Zizelmann 109, P. J. J. Kündig 131, P. J. S. Renninger 130, P. D. K. Humbert 166, P. Z. H. Gable 150, P. F. K. Huntzinger 168, P. D. K. Kepner 121. — Sobald man aber in ganz englische Gemeinden kommt, findet man meistens geringere Zahlen im Taufregister: P. Dr. Schmucker 9, P. A. J. Weddell 18, P. J. W. Haßler 19, P. R. Hill 15, P. J. B. Rath 12, P. J. M. Anspach 20. In Lancaster und Reading findet man auch in englischen Gemeinden günstigere Zahlen."

Der Gnadenwahlstreit ist immer noch nicht ganz zu Ende. Die Gegner Missouris behandeln die Sache immer noch und auch Lehre und Wehre schreibt in der letzten Nummer folgendes darüber: „Schon seit längerer Zeit haben wir uns nicht mehr überwinden können, „Altes und Neues" oder die Ohio'schen Blätter zu lesen und so den in jeder neuen Nummer neu aufgewärmten und aufgetischten alten synergistischen Kohl zu genießen. Wir sind hierin unserm Vater Luther gefolgt, welcher u. a. folgende Erklärung abgegeben hat: „Unter allen Büchern, so die Feinde der Wahrheit wider mich geschrieben haben, hab ich keins gar ausgelesen, denn des Erasmi Diatribe; doch hab ich dieselbe auch so gelesen, daß ich oft gedachte, sie unter die Bank zu werfen. Denn alle, so bisher wider mich geschrieben haben, die haben mir in einem oder zweien Blättern Argumenta genug gegeben; die andern hab ich Pilato geopfert." (XXII, 1630.) So eben lesen wir nun in Luthardt's „Theol. Literaturblatt" vom 24. December v. J. folgende Expectoration Herrn Schmidt's in seinem Abschiedswort bei Ankündigung der Sistirung seines „Altes und Neues": „Der Irrthum der Missouri-Synode ist offenbar innerlich überwunden. Die St. Louiser ziehen es schon seit langem vor, über ihre reformatorische Entdeckung sich möglichst schweigsam zu verhalten; die Wisconsiner bekümmern sich um solche Kleinigkeiten überhaupt sehr wenig und haben die neue Gnadenwahllehre in die Rumpelkammer geworfen; die Norweger sind, was die Lehre betrifft, erst recht innerlich ge- und zerbrochen...... Nie wird Missouri sich einfallen lassen, seine angeblich reformatorische Gnadenwahllehre wieder anzupreisen. Und eine Irrlehre, welche von ihren Freunden ex professo unter den Scheffel gestellt wird, ist am Ende auch nicht so schädlich." Das „Literaturblatt" setzt hinzu: „Da somit das Blatt durch seine reichen und dankenswerthen geschichtlichen Beiträge seine Aufgabe erfüllt und seinen Zweck erreicht hat, so hat es nun zu erscheinen aufgehört." Daß das „Literaturblatt" so urtheilt, nimmt uns nicht Wunder, da es die Art der deutschen „theologischen Wissenschaft" ist, sein Urtheil über Missouri sich, wie die Papisten

ihr Urtheil über Luther aus Cochläus, aus solchen Schriften, wie Herrn Schmidt's und der notorisch verlogenen Jowaer, zu bilden. Das gilt eben jetzt in Deutschland für „objective" Geschichtsdarstellung. Daß aber Herr Schmidt mit solchen Rodomontaden, wie die obigen, die Waffen weglegt, so nimmt uns das noch weniger Wunder. Wenn Aufschneider ihre „große Retirade" antreten, gerade dann pflegen sie ihre Siegeslieder um so lauter anzustimmen. Er weiß recht gut, daß er schmählich Fiasco gemacht, nicht nur die Schlacht verloren hat, sondern durch seinen Eifer mit Unverstand sich sogar um das Amt gebracht hat und nun vollständig in jeder Beziehung bankerott geworden ist. Er weiß auch sehr gut, daß wir Missourier, was unsere Gnadenwahlslehre betrifft, heut noch so stehen, wie vor dem Ausbruch des Streites, daß wir aber erstlich nicht Lust haben, uns mit unsern Gegnern über längst Bewiesenes und längst Widerlegtes noch länger herumzustreiten, noch unseren Gemeinden eine Lehre fort und fort vorzuhalten, die nicht zur Milch-, sondern zur starken Speise gehört, wie denn der hocherfahrene Luther in seiner goldenen Vorrede zum Briefe St. Pauli an die Römer schreibt: „Ohne Leiden, Kreuz und Todesnöthen kann man die Versehung nicht ohne Schaden und heimlichen Zorn wider Gott handeln. Darum muß Adam zuvor wohl todt sein, ehe er dies Ding leide und den starken Wein trinke. Darum siehe dich vor, daß du nicht Wein trinkest, wenn du noch ein Säugling bist. Eine jegliche Lehre hat ihre Maße, Zeit und Alter." (XIV, 126.) Ganz verschwiegen werden durfte diese Lehre freilich nicht, da sie in Gottes Wort zu unserem Heil, theils zur Verzagung an uns selbst, theils zu unserer Tröstung in schweren Anfechtungen, geoffenbart ist. Daher wir sie denn nach wie vor den uns anvertrauten Seelen dann und wann, sowohl privatim als öffentlich, je nach Bedürfniß vortragen. Daß wir im Jahre 1877 u. ff. diese Lehre einmal ausführlich behandelt haben, hatte seinen Grund darin, daß sie in eine ganze Reihe von Lehren gehörte, an denen gezeigt werden sollte, daß unsere Kirche in allen ihren Lehren Gott allein die Ehre gebe und auch damit beweise, daß sie die sichtbare wahre rechtgläubige Kirche Gottes auf Erden sei. u. s. w.

Schulnachrichten.

Die Schulstelle an der von Herrn Pastor Silbermann in Lawrence, Ka., neu gegründeten evangl. Gemeinde, ist durch Lehrer Carl Topel besetzt worden.

Die Lehrerstelle an der evangl. Johannis-Gemeinde in Chicago, Jll., welche mit dem 1. Februar vacant wurde, ist durch Lehrer J. Preissel wieder besetzt worden, wobei wir zu unserer Freude mittheilen können, daß die Gemeinde in ihrem Pastor und Vorstande Herrn Lehrer Preissel hülfreich und liebevoll entgegengekommen ist.

Die evangl. Pauls-Gemeinde in Racine, Wisc., hat beschlossen, wegen der dürftigen Verhältnisse fast aller ihrer Glieder die Gemeindeschule bis zum 1. April eingehen zu lassen. Der dortige Lehrer, Herr Hans Wicht, hat sich deshalb nach einer anderen Schulstelle umzusehen.

Herr Past. W. Schäfer in Alleghany, Pa., sucht für seine Gemeindeschule einen tüchtigen Lehrer. $50 Gehalt monatlich. Wahrscheinlich ist diese Stelle jetzt schon besetzt.

Die Schulstelle an der evangl. Pauls-Gemeinde in Pekin, Jll., wird zu Ostern vacant werden, und sieht sich darum die Gemeinde für Wiederbesetzung derselben nach einem tüchtigen Lehrer um.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. April 1886. Nro. 4.

Praktisches Christenthum.

(Aus den Blättern für das Armenwesen.)

(Schluß.)

Aber gerade die Idee des „christlichen Sozialismus" war es, die sich wenigstens in dem erwarteten Umfange nicht verwirklichte. — Der Gedanke der „Association" zur gemeinschaftlichen Betreibung eines Geschäfts ist auch kein neuer Gedanke, und wurde schon vielfach mit Erfolg auch in profanen Kreisen angewendet. Der eigenthümliche Gedanke Werners war doch mehr der, gerade in das Fabrikleben und die Fabrikbevölkerung christlichen Arbeitssinn einzupflanzen, wovon er sich noch weit größere Erfolge versprach. — Daß er dieses auch in einer größeren als in der anfänglichen Ausdehnung für möglich hielt, wer will es ihm verargen bei den überraschenden Resultaten während seines noch kleineren Beginnens?

Geben wir auch zu, daß Werner eben dadurch auf falsche Wege gerieth, und indem er das Verzichten auf „Arbeitslohn" für gleichbedeutend mit dem Verzicht auf „Privateigenthum" erachtete, im Widerspruch mit den volkswirthschaftlichen Gesetzen (der Pflege des Familienlebens und der Achtung des Privatbesitzes, welch' letzteres selbst unter den Aposteln anerkannt wurde Ap. Gesch. 5, 4.) sich ein „klösterliches Zusammenwirken" als Ideal vor Augen stellte; genug, die Erfahrung belehrte ihn bald eines anderen, denn er fand zur Ausführung der großartigen Arbeiten in seinen Fabriken nicht die genügende Anzahl solch' intensiver Christen, wie er sie an etlichen seiner Hausgenossen hatte. Selbst solche Arbeiter, welche aus seiner Lehrlingsschule hervorgingen, waren ohne Lohn nicht zu halten. Er war gezwungen, zum Lohnsystem überzugehen, ja er mußte, um die Zahl seiner Arbeiter zu ergänzen, dieselben vom Arbeitermarkt beziehen.

Das gab zwar dem ursprünglichen Ideal Werners einen gewaltigen Stoß, lenkte ihn aber wieder in volkswirthschaftlich richtige Bahnen ein. Nach seiner eigenen neuesten Erklärung im „Arbeiterfreund" hat er es jetzt erkannt, daß er die industriellen Geschäfte ganz nach geschäftlichen Prinzipien verwalten lassen muß, wenn sie rentieren und den Arbeitern selbst genügenden Lohn und eine Betheiligung am Ertrag gewähren sollen. Sie führen nun abgesonderte Rechnung und verfügen über ihren Ertrag zunächst zu Gunsten

ihrer selbst. Die Angestellten erhalten gute Besoldung, auch Antheil am Ertrag, die Werkführer neben dem Lohn jährliche Gratialien je nach dem Ergebniß. Weitere Vergünstigungen für die Arbeiter sind noch in Aussicht genommen; und nur, was dann noch verbleibe, soll nach seinem Wunsch den übrigen Rettungsanstalten zu Gute kommen.

Werner betrachtete den einzelnen Armen stets vom sozialen Standpunkte aus; und deßhalb gestaltete sich sein Kampf auch als ein sozialer. Von diesem höheren Standpunkte aus bildete er sich auch seine Grundsätze über Armenpflege, die weniger den einzelnen Armen, als die Armenzustände im Auge hatten, wohl fühlend, daß wenn diese gebessert würden, die Zahl der einzelnen Armen bis auf ein Minimum zusammenschrumpfen würde. Wo immer er auf seinen Reisen Nothstände antraf, suchte er die Besitzenden zu veranlassen, den Armen ihrer Gegend Arbeit zu verschaffen, da er das Almosengeben ohne Gegenleistung für durchaus verfehlt hielt, was bei den Armen nur alles Selbstvertrauen auf die eigene Kraft ertörte und arbeitsscheue, charakterlose Leute bilde. — In solchen Fällen griff er dann organisirend ein. — Auch suchte er in einer Anzahl armer Orte neue Erwerbszweige einzuführen und sorgte für Absatz, auch das bedurfte von seiner Seite organisirende Thätigkeit. Im Jahre 1857 gründete er auf diese Weise einen Armenverein, dessen Mitglieder ihm kleinere Kapitalien als unverzinsliche Anlehen zukommen ließen, womit er bei der damaligen drückenden Arbeitslosigkeit den arbeitswilligen Armen die nöthigen Rohprodukte zur Verarbeitung zu bieten im Stande war. Auch ließ er Wege herstellen, öde Grundstücke urbar machen. Wo es ihm möglich war, veranlaßte er die Bildung von „Vereinen zu gegenseitiger Hülfeleistung", dessen Mitglieder sich bemühen, einander Arbeit und Verdienst zu schaffen, sich ihre Erzeugnisse gegenseitig abzunehmen und in Fällen der Noth einander beizustehen. Auch Darlehen in Nothfällen wurden von einzelnen Vereinen gegeben, und war somit der Gedanke der Raiffeisenschen Darlehenskassen von ihm schon längst im Kleinen zur Anwendung gekommen. Nur gründeten sich alle diese Einrichtungen auf das religiöse Bewußtsein der Leute, d. h. auf ihr „praktisches Christenthum," nicht auf gesetzliche Vorschriften, Statuten 2c. — Wer um Gottes willen nicht barmherzig sein wollte und konnte, der sollte weg bleiben; denn auch er wollte mit all seinen Arbeiten nur der göttlichen Forderung der Nächstenliebe nachkommen, der göttlichen Absicht der Erlösung der leidenden Menschheit, nicht nur vom äußeren, sondern auch vom inneren Elend der Sünde. Dazu bedurfte es aber der Weckung einer weit umfassenden Gottes- und Menschenliebe, wie sie eben rar ist auf dieser Erde; einer Nächstenliebe, wie sie Christus als das zweitvornehmste göttliche Gebot bezeichnet. (3 Mos. 19, 18 und Marc. 12, 31.)

Wir finden diesen höheren Standpunkt am klarsten von ihm selbst dargelegt in einer Ansprache, die er am 21. Stiftungsfeste in Walddorf (den 7. August 1881) hielt, wo er sagte: „Nachdem ich einige Zeit hier war, fühlte ich mich ganz besonders zur Jugend hingezogen, und hier ist es mir denn

auch immer klarer geworden, was für unsere Zeit das größte Bedürfniß sei;" denn schon damals waren Anzeichen vorhanden, welche erkennen ließen, wie der Widerchrist im Geheimen sich regt, wie er seine Heere sammelt und wie es zu einer Entscheidung in der Kirche Christi kommen wird — und heute muß ich dem Herrn danken, daß Er mir damals schon vor Augen stellte, was für ein Werk er in der Stille will ausführen lassen, daß wenn der böse Tag kommt, wo die Ungerechtigkeit überhand nimmt, und es sich darum handelt, wer das Feld behaupten soll, Christ oder Widerchrist, Glaube oder Unglaube, Geist oder Fleisch, — wir dann doch auf die Seite Christi treten können. Es wurde mir klar, der Herr will sich sein Volk sammeln, das Ihm angehört, und das Widerstand thun könnte in der entscheidenden Zeit und das Feld für Christus behalten, und mußte innerlich von der Liebe zu meinen Mitmenschen und vom Geiste Gottes getrieben — meinem Gott geloben: Ich will, so lange der Herr mir Kräfte schenkt, nicht ruhen, bis ich es so weit gebracht hätte, daß sich eine Gemeinde bilde, in welcher der Herr mit seinem Geiste sich niederlassen und durch sie unsere Mitmenschen segnen könne, denn nach der Offenbarung wird ein großes Heil von einer solchen Gemeinde ausfließen und wird sie im Stande sein, an diesen bösen Tagen Widerstand zu leisten, das Feld zu behalten und alles wohl auszurüsten."

Daher auch bei allen gläubigen Christen dieses stetige Ausschauen auf Hülfe von oben, das Sehnen nach der Zukunft des Herrn, einem Gefühl, dem das gepreßte Herz gar oft in dem stillen Seufzer: „Ach komm, Herr Jesu!" den bedeutungsvollen Ausdruck verleiht.

Wo dieses Ausschauen noch der verheißenen Hülfe von oben in den Herzen erlischt, da erlischt auch der Kampfesmuth, die Siegeszuversicht. Wenn dieser Geist der Werner-Stiftung nicht eingepfroft werden kann, dann sinkt sie eben herab zu einer wohlthätigen Pfründe, die ja immerhin vielen Armen zur Wohlthat werden wird; aber das war sicherlich nicht sein Ziel.

Diese Versuche, Gemeinden in's Leben zu rufen, deren Zusammenleben nach christlichen Grundsätzen geordnet und verwaltet würden, sind ein charakteristisches Zeichen der Zeit.

Forschen wir den Ursachen nach, so sind es in erster Linie nicht gerade die religiösen Bedürfnisse, sondern wirthschaftlich drückende Mißstände, der beschwerliche Kampf um das Dasein, zum Theil hervorgerufen durch die, auf das herrschende Prinzip der Selbstsucht basirten Erwerbsverhältnisse. Schildert doch V. A. Huber das Loos der englischen Arbeiterklassen noch vor vierzig Jahren als eine „soziale Hölle", die man mit ihren Teufeln und Verdammten nicht schwarz genug malen könne. Man hat zwar schon die menschliche Selbstsucht als das die menschliche Gesellschaft zusammenhaltende Band erklärt und als eine Triebfeder für die fortschrittliche Entwicklung der menschlichen Gesellschaft gerühmt. Sehr richtig bemerkt jedoch ein trefflicher Artikel aus den Bausteinen hierüber: „In Wahrheit hat sie (nämlich die Selbstsucht) in der Produktion den täuschenden Schein und beim Arbeiter die Verzweiflung hervorgebracht."

Der nächste Grund zu diesen Versuchen liegt also in einem Sehnen nach einer Reform unserer sozialen Verhältnisse und läßt sich der Ruf nach „praktischem Christenthum" nicht anders erklären, als daß diejenigen, welche ihn ausrufen — wenn auch nur instinktiv — von dem Gedanken durchdrungen sind, daß das Christenthum der von Gott selbst in die Welt gelegte Sauerteig sei, der das durch die Sünde verdorbene Zusammenleben der Menschen nach göttlicher Ordnung wieder umgestalten dürfte.

Der Gedanke enthält ja wohl sehr viel Wahres, nur gehen die Ansichten seiner Vertreter über das „Wie" sehr weit auseinander. „Laßt uns besser werden, gleich wird's besser sein!" ist ein bekanntes geflügeltes Wort. Im Christenthum liegt sicherlich die einzig richtige Kraft zu einer sittlichen Regeneration des Menschengeschlechts, und es ist daher auch die einzige Aufgabe der christlichen Kirche, diese Wiedergeburt in ein göttliches Leben hinein zu bewerkstelligen. Immerhin darf aber dabei nicht übersehen werden daß in Folge der Erbsünde der Nachwuchs der Menschheit immer wieder auf's Neue in Arbeit zu nehmen ist, und daß auch die Predigt nicht alle von den Erwachsenen zu einem gottgefälligen Wandel bringt. Die Kirche hat daher, ähnlich wie die Schule, immer wieder in dem nachwachsenden Geschlecht einen noch unbebauten Boden zu bearbeiten, und den Erwachsenen durch die Predigt des Evangeliums an's Herz zu kommen. Sie hat daher hier auf Erden — dem Vorbilde ihres Meisters nach — nur den Beruf „zu dienen" und gilt auch für sie die Frage: „Wie dienest du?", was in dem schon erwähnten Artikel der „Bausteine" eingehend besprochen ist, und sehr viel zum Nachdenken gibt. Das „Herrschen" ist ihr erst in Aussicht gestellt unter der unmittelbaren Führung ihres Herrn. In Welthändel hat sie sich deßhalb auch nicht zu mischen (Luc. 12, 13). Sie hat nur auf Grund des Wortes Gottes bei Armen und Reichen das Gewissen wach zu halten, und die Gotteskindschaft, sowie in Folge davon das Gefühl der Brüderschaft gegenüber allen Nebenmenschen zum Bewußtsein zu bringen. Das selbstsüchtige Ringen nach irdischem Besitz auf Kosten anderer muß als Versündigung gegen die Nächsten- und Gottesliebe gepredigt werden, auf deren Grund einst der Richterspruch erfolgen wird. Alle aber hat die Kirche zur Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit, zur Buße und zur Annahme der ihnen in Christo angebotenen Gnade und Erbschaft des ewigen Lebens anzuleiten.

Sind die Vertreter der Kirche selbst in der That Repräsentanten des Christenthums, so wird ihr Einfluß auf das ganze Volksleben auch in der wirthschaftlichen Entwicklung bald bemerkbar, wie dieses ja in den dargestellten Gemeinschaftsversuchen in der That auch sichtbar wurde. Hierher gehört auch das Wirken des bekannten Pfarrers Oberlin in Elsaß und Anderer.

Aber das weltliche Regiment zur Schlichtung der Streitigkeiten über das „mein" und „dein", die gesetzliche Ordnung des Zusammenlebens großer Menschenmassen ist Sache des Staats. Insoweit seine Organe (die Staatsbeamten) offene Augen haben für den sozialen Werth des Christenthums, werden sie ihm auch möglichst freie Bahn machen durch die Fürsorge für die

Ermöglichung der Heranbildung tüchtiger Geistlichen (in welcher Beziehung z. B. in Württemberg durch die Staatsweisheit seiner Fürsten Außerordentliches für beide christlichen Confessionen geleistet wurde), insbesondere aber in der Pflege der Schulen, in den Sonntagsschulen, in der polizeilichen Unterstützung der Handhabung der noch von früheren Zeiten herrührenden Verordnungen über die Pflege der Sonntagsheiligung 2c. Bei den Gerichten aber müßte dann der „Eid" als religiöser Akt viel seltener angewandt und viel feierlicher unter Mithülfe der Geistlichen behandelt werden. Sehr richtig bemerkt ein Artikel über „Sitte und Gesetz" in den „Bausteinen": Was helfen Gesetze ohne Sitten, die ihnen entgegenkommen? so fragt der römische Dichter mit Recht. Ohne Gottesfurcht und Gottvertrauen wird ein Volk auch mit den besten Gesetzen weder in seinen sozialen, noch in seinen politischen Verhältnissen weiterkommen. Ohne Arbeitslust und Schaffensfreude, ohne Berufsstolz und Ehrenhaftigkeit der Arbeitenden könnte keine noch so weise Gesetzgebung eine Blüthe des wirthschaftlichen Lebens bewirken. „Gute Sitte" aber ist nicht erreichbar durch bloße Verstandsbildung und Aufklärung. Der Entschluß der Selbstbeherrschung, der treuen Hingebung an die Arbeit erfordert tiefere Grundlagen. Wer die christliche Gesinnung im Volke erdrückt, der schwächt auch die triebkräftigen Keime des wirthschaftlichen Fortschritts. Die Geschichte der Menschheit enthält kein Beispiel, daß ein Volk geblüht hätte, in welchem die Religion erschüttert gewesen wäre. Auch politische Freiheit ist nur bei gottesfürchtigen Völkern denkbar, wo das, was nicht erzwungen wird und was doch geschehen muß, mit freudigem Sinn von selbst gethan, und die Last von „Pflicht und Beruf" getragen wird um Gottes willen. — Fromme Familien begründen das Glück der Völker. — Das ist daher die „ethische" Aufgabe der christlichen Kirche, die sie dem Volksleben gegenüber hat, seine „Sitte" zu läutern und zu pflegen. — Es ist aber ein jammervolles Armuthszeugniß für die Kirche, immer nur nach Gesetzen und nach Polizei zu schreien. Die Aufgabe der Kirche ist es, den rechten Geist in's Volk zu bringen." — Diese Aufgabe wird der Staat sicherlich von selbst zu fördern suchen, wenn er den sozialen Werth des Christenthums erkennt. Zu dieser Ueberzeugung kann er aber in seinen Beamten nicht gezwungen werden; wäre auch in der Wirkung gerade, wie wenn man den Hund zum Jagen tragen wollte. Eine Aenderung kann hier nur von dem sauerteigartigen Gähren des christlichen Bewußtseins erfolgen.

Danken wir Gott, daß er unserem Volke einen Staatsmann erweckt hat, der — getragen von christlichen Ideen — Gesetze durchzuführen vermochte, welche wenigstens in Etwas dem sogenannten „vierten Stande" (d. h. dem Stande der Fabrikarbeiter, welcher — früheren Zeiten gegenüber — riesengroß angewachsen, „dabei in seiner bürgerlichen Stellung mit allen Freiheiten der anderen Stände versehen, dennoch in Folge der herrschenden Erwerbsbedingungen und Arbeitsformen unter einer fortwährenden Degeneration leidet") aufzuhelfen geeignet sind. (Vergl. die Schrift von einem Nichtpolitiker: „Der vierte Stand und der Staatssozialismus." Verlag von Stirzel, Leipzig 1884.)

Es ist aber sicherlich eine ganz falsche Bezeichnung solcher, wenn auch noch so wohlthätigen derartigen Einrichtungen, wenn man sie „praktisches Christenthum" bezeichnen wollte, als ob man das Christenthum mit den eisernen Reifen des Gesetzes in das Staatsleben einbinden könnte, wie man etwa eine Faßtauge in ein Faß einbindet. Das „praktische Christenthum" wächst nur auf dem Boden der freiwilligen Unterwerfung unter die Gebote Gottes und kann mit Gesetzen nicht diktirt werden.

Dagegen wollen wir es gar nicht ableugnen, und freuen uns darüber, daß die christliche Atmosphäre, in welcher die Staatsbürger (in den sogenannten christlichen Staaten) aufwachsen, immer noch — wenn auch noch so im Geheimen — segenbringend auf die Entwicklung der weltlichen Bestrebungen für das Völkerrecht wirkt, was der berühmte Arzt des Haller Waisenhauses, Dr. Richter, in dem schönen Liede: „Es glänzet der Christen inwendiges Leben" 2c. so treffend von dem Einfluß der auch im Handel und Wandel ihren Glauben bethätigenden Christen auf das ganze große Völkerleben sagt:

> Sie wandeln auf Erden, und leben im Himmel,
> Sie bleiben unmächtig, und schützen die Welt 2c.
> — — — — — — — —
> Frohlocke, du Erde und jauchzet ihr Hügel,
> Dieweil du den göttlichen Samen geneuß'st.
> Denn das ist des Ewigen göttliches Siegel
> Zum Zeugniß, daß er dir noch Segen verheißt.

Diesen Segen verspüren auch oft staatliche und bürgerliche Anstalten und Einrichtungen, wenn sie von christlich gesinnten Vorstehern geleitet und von gleichgesinntem Personal bedient werden; wie z. B. in öffentlichen Krankenhäusern, die von „Schwestern" bedient, Arbeiterkolonien, sofern ihre Leiter die Arbeit um Gottes willen und aus christlichem Erbarmen gegen diese bedrängten Arbeiter übernommen haben. Sobald aber dieser Geist von ihnen weicht, weicht auch der Segen von ihnen.

Hier können auch christlich gesinnte Staatsbeamte oft sehr segensreich wirken, wenn sie als Wächter der öffentlichen Wohlfahrt dem Umsichgreifen des Unglaubens in Staat und Kirche mannhaft und offen entgegentreten, wie dies kürzlich der Vertreter der fürstlichen Regierung zu Gera bei der Grundsteinlegung eines neuen Gymnasiums daselbst that. Er sagte: „Vergessen Sie nicht, daß das Alterthum eine Welt von Forschern war. Die wahre Religion, die, welche rettet und lehrt, daß Gott die Liebe ist, daß wir durch Jesum Christum erlöst, durch den Glauben gerechtfertigt und durch den Heiland wieder in das rechte Kindesverhältniß zum himmlischen Vater gestellt werden, konnte auf dem Weg des Forschens der Menschheit nicht zu Theil werden; sie mußte durch eine göttliche That geoffenbart werden. — Das Alterthum ist die große Frage der Geschichte, und das Evangelium hat die Antwort darauf gegeben mit den Worten: Als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn. — Halten Sie fest an diesen Wahrheiten und nehmen Sie als Losung bei all Ihrem Unterricht das Wort der hl. Schrift: Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Die philosophischen und wissenschaftlichen

Systeme lösen sich auf und gehen vorüber wie alles Menschenwerk, aber Gottes Wort und Gottes Reich bleibet in Ewigkeit!"

Das ist denn auch eines jeden Christen Pflicht, dem Staate gegenüber sich immer freundlich zu verhalten und seinen Anordnungen, in so weit sie nicht gegen das Gewissen gehen, willige Folge zu leisten. Bedarf der Staat oder die Gemeinde seines Rathes oder seiner Kraft, so soll er sich dessen nicht entziehen, nach dem Worte der hl. Schrift, Jer. 29, 7: „Suchet der Stadt Bestes, und betet für sie zum Herrn, denn wenn ihr's wohl geht, so geht's auch euch wohl."

Wir erinnern hier nur an die Wahlen der Gemeinde- und Landesvertreter. Jeder komme seiner Bürgerpflicht nach, das gehört auch zum „unterthan sein der Obrigkeit" (Röm. 13, 1 und 1 Petri 2, 13). Wenn sämmtliche aufrichtige Christen an diesen Wahlen sich pflichtgetreu betheiligen würden, so würden viel mehr ruhig denkende und besonnene Leute gewählt werden und weniger sogenannte „Stürmer", die stets geneigt sind, das bestehende „Alte" umzustürzen und dafür ihre neueren noch unerprobten Gedanken einzusetzen. Das entspricht nicht den Gesetzen des Wachsthums, das in der ganzen Natur gültig ist. „Dieses Gesetz des Wachsthums — heißt es in einer Besprechung der Weltlage im Stuttgarter evangelischen Sonntagsblatt — verkennt der Radikalismus, der eben deßhalb es nie zu einem ersprießlichen, naturgemäßen Bauen bringt." Kommen dann dazu noch unruhige Zeiten, so ist man dem Staate, der in der Regel das erhaltende Prinzip vertritt, schuldig, dem Rufe: „Mann auf Deck!" Folge zu leisten. Das ist dann bei den christlich lich gesinnten Wählern „praktisches Christenthum!" Ein Idealstaat ist eben nicht möglich ohne Idealmenschen; und die Sozialdemokraten, welche „in Dynamit machen", sehen fürwahr nicht darnach aus.

Alles Erzwungene taugt nichts. Die Naturwüchsigkeit darf bei dem Staate so wenig als bei der Kirche gestört werden. Das ist eben das Große an der bildenden Kraft des Christentbums, daß sich dasselbe nur auf den freien Willen stützt. Wo sich aber dieser freie Wille dem göttlichen Willen unterordnet, da gestalten sich auch die äußeren Verhältnisse diesem gemäß, d. h. sie entfalten sich naturwüchsig, beim einzelnen Menschen wie im großen Völkerleben.

Wer das weiß, wie sollte er nicht gerne nach dem Ziele eines Idealstaates ausschauen, nach dem Reiche Gottes, um dessen Kommen er im Vaterunser täglich bittet?

Aber auch speziell auf die religiöse Gestaltung des Volkslebens angewandt, stehen derartige Ansichten, wie ihnen G. Werner Ausdruck gab, gar nicht vereinzelt da.

Hervorragende Theologen dieses Jahrhunderts sehen gleichfalls einer kritischen Zeit entgegen; und es tritt eben damit die soziale Bedeutung des Christenthums um so mehr hervor, weil dieses allein im Stande ist, die Waffen zu diesem Kampf zu liefern.

Bedeutungsvoll dabei ist, daß auch Christus nie in's Einzelne gehende

formale Bestimmungen getroffen, weder für die Gestaltung der Kirche noch für die Gestaltung eines Gottesreiches. Sehr richtig bemerkte daher der leider zu früh verstorbene badische Oberkirchenrath Mühlhäuser in seinem trefflichen Vortrag über die soziale Bedeutung des Christenthums: „Nur der Geist, der in alle Wahrheit führt, ist gegeben und das Ziel gezeigt, das erreicht werden soll: Ich will mein Gesetz in ihr Herz schreiben, und Ich will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein (Hebr. 8, 10). Wir stehen vor dem materialistischen Egoismus als vor einem Abgrund, der alles zu verschlingen droht. Nirgends aber als im Christenthum finden wir das, was uns heute fehlt. Es bietet für den Einzelnen wie für die ganze Gesellschaft die Lebensaufgabe, für welche zu leben der Mühe werth ist, die höchsten Ziele für das Ganze, eine volle Genüge für den Einzelnen, die natürliche organische Verbindung von ewiger göttlicher Ordnung und freier selbständiger Thätigkeit der Menschen, den weiten freien Blick, der in der Gesellschaft einen gegliederten Leib erkennt, an dem jeder als Glied dient, den Geist der Pflicht und der Treue, der Selbstverleugnung und Entsagung, die Kraft der Liebe, den brüderlichen Sinn. Es hebt die sozialen Unterschiede nicht auf, will keine revolutionären Umgestaltungen der Gesellschaft, stellt aber die Gleichheit aller vor Gott her, und die Verantwortlichkeit des Einen für den Andern. Es erhebt und stärkt durch die Macht des Glaubens; es hat Geisteskräfte und neues Leben, das sich nicht bloß auf dem religiösen Gebiete erweist, sondern seine Segnungen auch auf den irdischen Beruf und die Familie, auf Gemeinde und Staat erstreckt." — „Daß das Christenthum eine soziale Macht ist, fühlt Niemand besser als die Sozialdemokratie. Deshalb ist es eine ihrer Hauptaufgaben, das Christenthum den Menschen aus dem Herzen zu reißen. Dieser Sozialismus weiß wohl, daß er nur da Einzug findet, wo es ihm gelingt, den Menschen von der Gemeinschaft mit Gott und der göttlichen Ordnung loszulösen."

Kein Wunder, wenn ängstliche aber gottesfürchtige Gemüther nach einer baldigen Hülfe von oben sich sehnen und nach der Realisirung eines Gottesreiches ausschauen. Aber das „wie", „wann" und „wo" das vorgesteckte Ziel für die Gesammtheit erreicht werden wird, das ist unserem Auge noch verschlossen. Damit wir es jedoch nie aus den Augen lassen, hat es der Herr in den Gebetsbündel des Vaterunsers als einen aufgehobenen Finger eingebunden. Nicht blos als Ideal steht es hier, sondern als eherne Tafel der Verheißung zur Stärkung in den Tagen des bevorstehenden heißen Kampfes zwischen dem Reich der Wahrheit und dem Reich der Lüge.

Es sind dies Tage, die Jesus selbst mit den Worten bezeichnet: „Dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharret bis an's Ende, der wird selig." Wer „beharrt nun bis an's Ende?" Es sind dies die im „praktischen Christenthum" eingeübten Kerntruppen des auf dieser Erde schon eingewurzelten, wenn auch noch nicht sichtbaren Gottesreiches, von denen es in dem schönen Richterschen Liede heißt:

> Die da innerlich sind aus göttlichem Stamme,
> Die Gott durch sein mächtig Wort selber gezeugt;

Ein Funken, entzündet von göttlicher Flamme,
Ein Leben, von oben her freundlich gesäugt;
Wenn Christus, ihr Leben, wird offenbar werden,
Wenn er sich einst dar in der Herrlichkeit stellt,
So werden sie mit ihm als Fürsten der Erden
Auch herrlich erscheinen zum Wunder der Welt.

Wir sind am Ende. Blicken wir noch einmal zurück.

Es ist ja gewiß ein sehr edles Motiv, das allen diesen Versuchen frommer Christen zu Grunde lag, eine Art Gottesreich auch in der äußeren Darstellung zu verwirklichen. Sie leiden aber alle an einer gewissen Unhaltbarkeit, weil ja der Einfluß der Sünde nicht ganz ausgeschieden werden kann, sei es von außen her in den nicht zu umgehenden Berührungen mit dem Weltgeist, sei es im eigenen Innern. Es ist ja sicherlich etwas Liebliches, solche Versuche zu beobachten, so lange sie noch in der ersten Liebe stehen. Sobald diese Liebe jedoch in der zweiten Generation etwas erblaßt, so werden diese Gemeinschaften je länger je mehr das Gespötte der Welt, weil es an Anhaltspunkten dazu nicht mehr fehlt.

Das sogenannte „praktische Christenthum" bezieht sich somit mehr auf seine Lebensäußerungen d. h. auf das Verhalten des einzelnen Christen gegen seine äußere Umgebung, denn es ist dieses die natürliche Frucht seiner inneren Stellung, seiner inneren Umgestaltung in das Bild seines Herrn und Meisters. Demgemäß wird er in jedem einzelnen Falle handeln. Er hat aber nicht den Beruf, sich in die Welthändel in der Art zu mischen, als ob die Umgestaltung der menschlichen Ordnung und des gesellschaftlichen Zusammenseins seine Lebensaufgabe, eines seiner Lebensziele sein müßte. Er hat einfach dem Staat zu geben, was des Staates ist und Gott, was Gottes ist, und der Welt durch sein Benehmen zu zeigen, wie der Verkehr mit einander sein sollte, und ihr dadurch einen Stachel ins Gewissen, (das schlummernde göttliche Saatkorn,) das der Schöpfer in jedes Menschen Brust gelegt hat, zu drücken. Und wahrlich, an dieser Aufgabe hat er genug Arbeit aufzuwenden, wenn er sich darauf vorbereiten will, stets kampfbereit zu sein, wenn der Feldherr seine Getreuen in den großen Kampf gegen das Reich der Finsterniß führen will, wie das in: „Huttens letzte Tage" von C. Ferd. Mayer so treffend in den Worten bezeichnet ist:

Den Marsch des Heer's, nicht kenn' ich ihn —
Die Trommel schlägt, die Fahne weht, wir zieh'n!
Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß —
S e i n: Plan und Losung! U n s e r: Kampf und Schweiß!

Zu Matthäi 20, 1—16.

(Eingesandt von P. J. G. E n ß l i n.

Ueber das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge des Herrn wurde schon viel gelehrt und geschrieben, zumal es auch in den Perikopen den Theologen hauptsächlich zum besonderen Studium übergeben ist. Die Auslegung

desselben bedarf aber, wie so manches andere Schriftwort der Beleuchtung und Erklärung durch das Wort vom Kreuze; denn letzteres, das die ewige Gnade Gottes in Christo preist und den Kernpunkt der christlichen Wahrheit bildet, muß auch hier, trotz der verdienstlichen Arbeit und des Groschens zum Tagelohn zur vollen Geltung kommen. Die Gnade Gottes tritt zwar auch in diesem Gleichnisse schon dadurch hervor, daß Gott einen Weinberg errichtet hat, das heißt, eine Anstalt, durch welche die Ausführung des Erlösungsplanes mit der Menschheit, oder die allgemeine Gnade Gottes in Christo Jesu angebahnt, verbreitet und vermittelt werden sollte. Als besondere Gnade erscheint aber die Wahl und Berufung derjenigen Menschen, welche Arbeiter im Weinberge, oder die Segnenden in der Menschheit sein durften, 1 Mos. 26, 4, durch welche die allgemeine Gnade vermittelt werden sollte. Von der erstgenannten Gnade, nämlich von dem Heil in Christo, bezeugt die hl. Schrift, daß sie allen Menschen angeboten werden wird, Tit. 2, 11, daher auch in keiner einzigen Stelle der hl. Schrift davon die Rede ist und sein kann, daß irgend ein Mensch von derselben ausgeschlossen sein möchte. Wurde sie auch erst vor bald neunzehnhundert Jahren aufgerichtet, so wird doch kein Mensch ohne dieselbe ein Erbe des Reiches Gottes; denn sie wirkt rückwärts und vorwärts, zumal ohne sie auch die Alten nicht vollendet werden konnten, Hebr. 9 u. 10, und in keinem andern, denn in Jesu Namen das Heil ist, Act. 4, 12. So ist auch konsequenterweise kein Mensch durch Ungnade von Seiten Gottes zur Verdammniß bestimmt, dieweil alles Fleisch den Heiland Gottes sehen soll und Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, 1 Tim. 2, 4. Was so manche schon in Bezug auf die Gnade Gottes irre geführt hat, ist das, daß sie den Unterschied zwischen der allgemeinen und besonderen Gnade nicht genügend in's Auge gefaßt und auseinander gehalten haben, also einerseits die Erwählung des Samens Abrahams zum Knecht des Herrn, und andererseits die Berufung in den neutestamentlichen Weinberg für gleichbedeutend hielten. Aus dem Heilsplan Gottes mit der Menschheit ergibt sich aber ein Unterschied, nämlich: die allgemeine Gnade, welchen allen Menschen entgegengebracht werden soll, und bei der weder Verdienst noch Würdigkeit von Seiten der Menschen in Betracht kommen kann, ist eine *ewige*, Jes. 54, 8, Ps. 25, 6, denn sie war schon vor der Zeit der Welt für die Menschheit bestimmt, 1 Pet. 1, 20, und reicht auch in die Ewigkeit hinüber, wenn sie erfaßt wird. Die besondere Gnade aber, welche dem Volk Israel und auch den vorerwählten Zeugen Christi zu Theil werden sollte, ist an und für sich *eine zeitliche*; denn durch sie sollte in der Zeit die allgemeine und ewige Gnade Gottes in Christo Jesu angebahnt, vorbereitet und vermittelt werden. Sie bezieht sich darum nur auf die besondere Stellung einzelner Personen und Stämme, welche sie durch ihren Beruf in dieser Welt und Zeit der Menschheit gegenüber einnehmen sollten; aber in die Ewigkeit hinüber verbleibt sie an und für sich nicht, denn sie trägt, wenn nicht von den betreffenden Personen die Gnade Gottes in Christo Jesu im Glauben ergriffen wird, nicht das ewige Leben

ein, wie gesagt ist, Luk. 13, 20 und Matth. 8, 11: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen, aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus. In Bezug auf die ewige allgemeine Gnade sagt Gott nimmermehr: „Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarmen will, deß erbarme ich mich!" sondern vielmehr: „Gott erbarmet sich aller seiner Werke, Ps. 145, 9; Gott hat alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich Aller erbarme, Röm. 11, 32; und Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen," 1 Tim. 2, 4. Aber in Bezug auf die Berufung und Erwählung solcher Arbeiter im Weinberge des Herrn, die das Heil vermitteln sollten, lag und liegt es nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen; denn die Erwählung geschieht nach dem Heilsplan Gottes, nach welchem ein solches Verfahren nicht allgemein sein konnte, vielmehr sogar eine Verstockung und Verwerfung einzelner Personen stattfinden mußte, Röm. 9, 13 und 18, damit derselbe nach göttlicher Vorsehung ausgeführt werden mußte. Es gefiel eben Gott nach seiner Gerechtigkeit und Weisheit, die ewige Gnade durch die Vermittlung von Seiten der Menschen aufzustellen, zumal der Erlöser Mensch werden und menschlicherseits alle Gerechtigkeit erfüllen mußte, Matth. 3, 15. Wegen des allgemeinen Verderbens und Unwürdigkeit der Menschen war auch Gott in Bezug auf die Wahl an keinen Menschen gebunden, er konnte frei handeln und sich erbarmen, wessen er wollte, dieweil auch niemand, der von genannter Gnadenwahl ausgeschlossen wurde, zugleich von Gott verstoßen oder in der allgemeinen Gnade verkürzt ward. Doch gefiel es Gott, den Samen Abrahams, schon um der Verheißung willen, die er den Vätern gegeben hatte, durch Liebes- und Machtbeweise für seinen Dienst im Weinberge berufen und willig zu machen, daher derselbe auch am Berge Sinai Gott gegenüber versprach, ihm in seinem Heiligthume dienen und in seinen Geboten und Rechten wandeln zu wollen, 2 Mos. 24, 7. Für diese Arbeit, mit welcher das Volk Israel wohl nur seine schuldige Pflicht, aber doch vor allen Völkern der Erde ein besonderes that, die aber immerhin mit, oder ohne Himmelreichssinn gethan werden konnte, wurde der Groschen Tagelohn versprochen, nämlich der irdische Segen, insbesondere das Wohnen im Lande, darinnen Milch und Honig floß, und der Schutz und Schirm Gottes, der die Uebel und Plagen, welche über Egypten kamen, von ihm fern halten sollte. Zu gleicher Zeit wurde aber auch dem Volke Israel die Kehrseite dieses Vertrags vorgelegt, welche ebenfalls wie der Groschen ein irdisches Gepräge hat, nämlich Fluch und Zerstreung unter alle Völker, wenn die berufenen Arbeiter den Weinberg und die Arbeit verlassen und andern Göttern dienen wollten. Professor Beck sagt darum in seinen christlichen Reden: „In diesem Weinberg, in seiner äußeren Reichsanstalt, weist Gott den Menschen bestimmte Geschäfte an durch seine Gebote, daß sie Gott dienen sollen, wie Arbeiter mit den guten Werken, die er ihnen befiehlt; und denen, die darauf eingehen, macht er sich in seinem Gesetz verbindlich, daß jedes ihrer

Werke soll seinen gerechten Lohn haben, daß er ihnen ihren Gehorsam gegen seine Gebote, ihren gesetzlichen Verdienst vergelten wolle in diesem Leben mit dem, was recht ist, — mit dem Groschen, von dem man nicht ewig lebt." Der Zweck dieser Arbeit war nun freilich nicht der Groschen allein, sondern das Festhalten an der göttlichen Ordnung, wodurch sich der Same Abrahams für die Vorbereitung und Anbahnung des Heils würdig machen sollte; denn der Herr mußte doch ein Eigenthum, Joh. 1, 11, und einen Tempel haben, zu zu welchem er kommen und mit dem er sich in Verbindung setzen möchte, Mal. 3, 1. Denen nun, die sich hierzu würdig machen ließen, wurde darum auch das zum Groschen gezählt, daß sie Erste sein durften, das heißt solche, durch die das Heil kommen durfte und denen es zuerst und vom Erlöser selbst angeboten werden sollte, zumal sie auch durch den Gesetzesdienst am ehesten die Nothwendigkeit eines Erlösers empfinden mußten, Röm. 3, 20. In Bezug auf diesen Groschen findet sich der Herr selbst verpflichtet, nur zu den verlorenen Schafen vom Hause Israel zu gehen und zuerst die Kinder satt werden zu lassen, Matth. 15, 24. Was also der Groschen zum Tagelohne ist, ergibt sich schon aus der, das Heil in Christo anbahnenden und verbreitenden Arbeit unter dem Gesetze, durch welche nimmermehr das ewige Leben als Verdienst erlangt werden kann, zumal das Produkt der Arbeit, welches das Kapital der ewigen Erlösungsgnade in sich schließt, dem Herrn des Weinbergs gehört und nicht Lohn des Arbeiters sein kann, obgleich er es unter den, vom Hausvater gestellten Bedingungen, nämlich durch den Glauben, erlangen kann. Wer daher nicht blos einen irdischen Taglöhnersinn hatte, und den Groschen nicht als Hauptsache betrachtete, sondern vielmehr nach dem Himmelreich sich sehnte und auf die Erlösung wartete, konnte im Glauben an die Verheißung sich des Erlösers getrösten und der Hoffnung des ewigen Lebens sich hingeben. Joh. 8, 35. Die Gesetzesarbeit sollte überhaupt ein Heilsbedürfniß erwecken und muß es auch heute noch im neuen Bunde thun. Professor Beck sagt hierüber in seinen christlichen Reden: „Der Gesetzesdienst muß bei jedem Menschen vorangehen, ehe denn der Glaube bei ihm kommen kann, der in die Nachfolge Christi und in das ewige Leben führt. — Es muß sich in der Gesetzesarbeit zeigen, ob du nicht nur fleißig bist, Gott um Belohnung zu dienen, sondern ob du auch in diesem Vorbereitungsdienst den rechten Sinn annimmst, der es möglich macht, daß Gott dich erwählte für den höheren Dienst der Nachfolge Christi und für's ewige Leben."

Also nicht der Groschen zum Tagelohn, der durch knechtischen Dienst unter dem Gesetze erlangt werden kann, ist das Ziel der Arbeit im Weinberge des Herrn, sondern das Befähigtwerden zur Erlangung der Kindschaft Gottes und Erbschaft des ewigen Lebens; weßhalb Erste, das heißt solche, welche durch frühzeitige Berufung in den Weinberg des Herrn, durch Mitarbeit am Kommen des Heils und durch die Länge und Härte der Gesetzesarbeit am nächsten zu diesem Ziele haben sollten, dieweil das Gesetz Erkenntniß der Sünde bringt und ein Zuchtmeister auf Christum ist (der sich ihnen auch zuerst darstellte), mögen in Bezug auf das Erlangen der Kindschaft Gottes und

Erbschaft des ewigen Lebens L e t z t e werden, wenn sie ihren Gesetzesdienst zu hoch anschlagen und in der Blindheit des Hochmuths meinen, durch des Gesetzes Werke auch das vollbringen zu können, was sie zum ewigen Leben und Erbe berechtigt; denn nicht der Knecht ist Erbe, sondern der Sohn, das heißt der, welcher durch den Glauben an Christum die Kindschaft erlangt hat. Hingegen mögen Letzte, das heißt solche, welche in späterer Zeit, nach den Juden, oder nach längerem Sündendienst und Müssigstehen am Markte der eiteln Welt, dem Ruf zur Arbeit im Weinberge folgen, in Bezug auf das Ziel der Arbeit, den genannten Ersten zuvorkommen, wenn sie Gott das Vertrauen schenken, daß er ihnen gibt was recht ist, zumal sich durch ihre Vertrauensarbeit die Lauterkeit ihres Dienens offenbart und der Glaube beginnt, der die Gnade und Gabe des ewigen Lebens in Christo ergreift und sich zueignet. Wenn aber der höhere Zweck des Gesetzes, nämlich die Erkenntniß der Sünde und das Verlangen nach dem Heile in Christo nicht erreicht wird, und der Mensch den Werth seines knechtischen Dienstes nicht an der Heiligkeit und Gerechtigkeit, die im Gesetz gefordert werden, sondern vielmehr an den Leistungen der Letzten, oder der Zöllner und Sünder bemißt, dann findet er Ursache, gegen den Hausvater zu murren, weil Gott aus Güte auch den Letzten den Groschen darreicht und auf seiner Reichsordnung besteht: „Der Gerechte wird durch Glauben leben!" Durch ihre Gesetzesarbeit verdienen sie nicht mehr als den irdischen Groschen zum Tagelohn, und in Bezug auf das ewige Leben und Erbe sind sie den Zöllnern und Sündern gleichgestellt, die nur aus Gnaden selig werden.

Staat und Kirche im Staate New York.

Eingesandt von P. G. B e r n e r.

Dieser Gegenstand geht allerdings zunächst unsre Pastoren und Gemeinden in obigem Staate an, dürfte indeß aber auch die andern Staaten zum Nachdenken über eine Frage veranlassen, über die wir uns Alle in's Klare setzen sollten.

Die Ansicht ist so ziemlich allgemein, daß die Kirche mit dem Staate und der Staat mit der Kirche lediglich nichts zu thun habe. Man denkt sich beide gern völlig unabhängig von einander und beansprucht darum für die Kirche das Recht selbständiger Regelung und Verwaltung a l l e r ihrer Angelegenheiten ohne irgend welche staatliche Einmischung. Durch die Inkorporation suchen unsere Gemeinden ihre Existenzberechtigung zu erlangen und glauben im Uebrigen dem Staate gegenüber mit Gladstone sagen zu dürfen: „Hands off!" Das ist ein Irrthum, dessen Folgen sich in den allermeisten Gemeindeordnungen zeigen, die, vom Bekenntniß abgesehen, vielfach differiren. In der Regel unterscheiden wir zwischen s t i m m - und n i c h t s t i m m b e r e c h t i g t e n Gemeindegliedern. Das Stimmrecht erlangen unsere Glieder unter den in unsrer Synode allgemein üblichen und durch die Synodalordnung festgestellten Bedingungen, während diejenigen nicht stimmen dürfen, die sich nicht

haben förmlich in die Gemeinde aufnehmen lassen, ob sie auch sonst allen kirchlichen und finanziellen Anforderungen, die die Gemeinde an sie stellt, entsprechen. Im Uebrigen sind diese den erstern gleichgestellt. Das ist hier so im Allgemeinen Praxis und glaubte man damit auch dem Staate gegenüber auf dem Rechtsboden zu stehen. Wer nimmt sich denn auch ohne Noth die Mühe, alle die Gesetzbücher und Gesetzesakten von fünfzig oder mehr Jahren durchzustöbern und aus ihnen die auf unsere Gemeinden bezüglichen Gesetze zusammenzustellen! Dankenswerthen Aufschluß gibt uns ein Schriftchen, das Rev. S. Hunt, D. D., anno 1873 unter dem Titel: "Handbook for Trustees of Religious Corporations in the State of New York" veröffentlicht hat. Noch mehr ist dies neuerdings in Folge eines jahrelangen Prozesses lutherischerseits geschehen.

Schon am 5. April anno 1813 passirte die Gesetzgebung dieses Staates ein Gesetz, das das Verhältniß des Staates zu allen denjenigen kirchlichen Körperschaften regelt, die keinen eigenen „Charter" erlangt haben. Nach diesem Gesetz und in Gemäßheit der auf dasselbe bestimmenden richterlichen Entscheidungen unterscheidet der Staat in jeder Gemeinde zwischen einem geistlichen und weltlichen Körper. Die geistliche Gemeinde regelt, ordnet und bestimmt die geistlichen Angelegenheiten, wie die Feststellung und Abänderung des Bekenntnisses, die Anordnung der Gottesdienste, die Berufung eines Pastors, die Handhabung der Kirchenzucht und was dergleichen mehr ist. Ihre Executive ist ein Kirchenrath, der aus dem Pastor, den Aeltesten und Vorstehern besteht, wenn letztere da sind. Darin ist der Gemeinde volle Freiheit gewährt und redet der Staat ihr nichts drein. Anders verhält sich die Sache mit der weltlichen Gemeinde, die dem Staate gegenüber als Besitzerin des Kircheneigenthums repräsentirt ist. Ihre Verwaltung liegt in den Händen der Trustees, die abwechslungsweise auf drei Jahre erwählt werden müssen, und deren Zahl nicht weniger als drei und nicht mehr als neun betragen darf. Alle Personen, auch weibliche (siehe chapter 656, Laws of 1867), die bei der Organisation der Gemeinde mitgewirkt und bei späterem Anschluß derselben ein Jahr lang angehört, die Gottesdienste regelmäßig besucht (stated attendance) und zum Unterhalt der Kirche nach den Sitten und Gebräuchen derselben beigetragen haben, sind bei der Wahl der Trustees, sowie bei allen Versammlungen der weltlichen Gemeinde stimmberechtigt, d. h. sie haben bei allen, sich auf die äußeren Angelegenheiten der Gemeinde beziehenden Verhandlungen und Beschlußfassungen Sitz- und Stimmrecht. Erforderlich ist blos, daß der Sekretär eine Namensliste derselben führt. Wie es um das Bekenntniß, den Glauben und Wandel solcher Mitglieder bestellt ist, ob sie die geistliche Gemeinde je aufgenommen hat, oder ob sie von derselben ausgeschlossen worden sind, kommt gar nicht in Betracht. Sie mögen glauben, was sie wollen, sie mögen leben, wie sie wollen, sie bleiben trotzdem so lange Glieder der weltlichen Gemeinde, als sie obige Bedingungen erfüllen. Ist doch vor einigen Jahren der Fall vorgekommen, daß in einer lutherischen Gemeinde eine Anzahl Leute, die längst ihre Mitgliedschaft in der

Kirchengemeinde eingebüßt hatten, nahezu zwei Jahre ihre Mitgliedschaft in der Staatsgemeinde dadurch aufrecht zu erhalten wußten, daß sie regelmäßig und zu bestimmten Zeiten mechanisch die Gottesdienste besuchten, obgleich sie mit dem Pastor, resp. der geistlichen Gemeinde, einen Prozeß führten. Ihre Mitgliedschaft verwirkten sie erst, als sie aufhörten, ihre Beiträge zu bezahlen.

Selbst der Wahlmodus der ersten Trustees und aller ihrer Nachfolger ist durch den Staat vorgeschrieben und weicht wesentlich von dem fast allgemein üblichen ab. Die Namen derjenigen Trustees, deren Amtszeit abgelaufen ist, sind einen Monat vor Ablauf derselben dem Pastor der Gemeinde, oder im Falle die Gemeinde predigerlos wäre, den Aeltesten, oder wenn auch keine Aeltesten da wären, den Vorstehern einzuhändigen. Durch die betreffende davon informirte Person oder Personen werden dann der Gemeinde die Vakanzen mitgetheilt und die Wahl neuer Trustees anberaumt. Das muß fünfzehn Tage vor dem Wahltage an zwei aufeinander folgenden Sonntagen geschehen. Die Wahl selbst muß an dem Ort vorgenommen werden, wo die Gemeinde zu ihrem öffentlichen Gottesdienst sich zu versammeln pflegt. Mindestens sechs Tage vor ihrem Eintritt müssen solche Vakanzen ausgefüllt werden. Im Unterlassungsfalle bleiben die alten Trustees so lange im Amte, bis neue erwählt sind. Bei der Wahl selbst darf keiner der Trustees den Vorsitz führen. Diese Aufgabe fällt zwei Aeltesten zu und in Ermanglung solcher zwei Vorstehern. Die Stimmen haben sie persönlich von jedem Mitglied entgegenzunehmen und über die Wahlfähigkeit der Mitglieder zu entscheiden. Ueber das Ergebniß haben sie dann eine Urkunde auszustellen und dieselbe, mit ihrer Namensunterschrift und dem Gemeindesiegel versehen, den erwählten Trustees einzuhändigen. Nur Wahlen nach diesem Modus haben dem Staate gegenüber Geltung.

Die Rechte und Pflichten der Trustees sind bis in's Einzelne hinein bestimmt und gehen sehr weit. Wenn ich nicht fürchtete, zu viel Raum in Anspruch nehmen zu müssen, so würde ich sie hier wiedergeben. Wer sich dafür interessirt, kann sie aus oben erwähntem Schriftchen kennen lernen. Dieselben sind so complicirter Natur, daß man eigentlich nicht recht weiß, ob das Kircheneigenthum der Gemeinde oder den Trustees angehört und wer die absolute Controlle darüber hat. Und in der That ist diese Frage früher von den Gerichten verschieden beantwortet worden. Jetzt ist man zu der gewiß allein vernünftigen Ansicht gekommen, daß die Gemeinde die gesetzliche Besitzerin ist und die Trustees nur die Verwalter sind, die ihre Befugnisse überschreiten, wenn ihre Handlungsweise den Bestimmungen der Gemeinde nicht entspricht. Auch dürfen sie die Einkünfte der Gemeinde nicht zur Einführung solcher Lehren und Gebräuche verwenden, die mit der Gemeinschaft, mit der die kirchliche Gemeinde in Verbindung steht, im Widerspruch sind. Ebenso müssen sie nach einer Bestimmung vom Jahre 1875 den Gottesdienst derjenigen religiösen Gemeinschaft aufrecht erhalten, zu der die Mitglieder der geistlichen Gemeinde gehören. Auch will der Staat nicht, daß sie sich in die geistlichen Angelegenheiten der Gemeinde mischen. Alle ihre Obliegenheiten

sollen sie unter sich allein abmachen und nicht im Verein mit dem Kirchenrath. Praktisch geschieht das nicht. In der Regel werden alle Gemeindeangelegenheiten vom Kirchenrath besorgt, der nach dem Herkommen aus dem Pastor, den Aeltesten, Trustees und zuweilen auch Vorstehern besteht. Eine solche Zusammensetzung des Kirchenraths kennt das Gesetz nicht. Darum werden auch weltliche Geschäfte, die in diesen Versammlungen vorgenommen werden, als ungültig erklärt. Die Trustees können wohl bei der Berathung und Erledigung der geistlichen Angelegenheiten der Gemeinde zugegen sein, aber nicht umgekehrt der Kirchenrath. In den Trusteesversammlungen hat dieser kein Wort. Beide Körper sollen, das ist die Absicht des Gesetzes, unabhängig von einander ihre Arbeit ausrichten. Der Kirchenrath soll allein die geistlichen und die Trustees sollen allein die weltlichen Angelegenheiten der Gemeinde besorgen. Zeit und Ort ihrer Zusammenkünfte können die Trustees selbst bestimmen. Zu beobachten ist aber, daß der Präsident derselben das Recht nicht besitzt, Versammlungen seiner Kollegen zu berufen; dazu sind zwei derselben erforderlich. Dagegen hat er bei allen Trusteesversammlungen zunächst eine Stimme wie seine Kollegen und obendrein bei Stimmengleichheit die entscheidende.

Selbst die Berufung eines Pastors ist durch das Gesetz geregelt. Ist die Pfarrstelle vakant, so schlägt der Kirchenrath der Gemeinde einen passenden Mann vor. (Die Trustees haben damit nichts zu thun.) Wird derselbe von der geistlichen Gemeinde in einer zu diesem Zwecke von dem Kirchenrath anberaumten Gemeindeversammlung, die wenigstens zwei Sonntage zuvor bekannt gemacht werden muß, gewählt, dann wird die Wahl der weltlichen Gemeinde, die gleich darauf stattfinden kann, zur Bestätigung überwiesen. In der Praxis ist die Trennung in diesem Fall gegenstandslos, da ja geistliche und weltliche Gemeinde ein und dieselbe Körperschaft bildet. Es ist daher gar nicht denkbar, daß derselbe Körper seine eigenen Bestimmungen, nur weil er einen andern Namen führt, umstoßen werde. Berechtigt ist diese Scheidung nur insofern, als eben in der Wahl des Pastors als Seelsorger und Hirte der Gemeinde die geistliche Gemeinde, nur in der Gehaltsbestimmung die weltliche repräsentirt werden soll. Mit ersterem Akt hat der Staat nichts zu thun und will nichts damit zu thun haben, während er in letzterem Falle sowohl dem Pastor als der Gemeinde gegenüber gleichsam die Garantie für die Ausführung der contraktlichen Bestimmungen übernimmt. Darum sind auch die Trustees gehalten, den betreffenden erwählten Pastor von seiner Wahl in Kenntniß zu setzen und eine schriftliche Berufung, mit ihrer Namensunterschrift und dem Kirchensiegel versehen, an ihn auszufertigen. Nimmt er diesen Ruf an, so ist zwischen beiden Theilen ein Vertrag abgeschlossen, der nur durch die Bestimmungen der Berufung gelöst werden kann. Nebenbei sei hier erwähnt, daß die Festsetzung, Erhöhung und Herabsetzung des Gehalts lediglich Sache der Gemeinde ist. Der Pastor tritt bei seinem Amtsantritt an die Spitze der Gemeinde und führt im Kirchenrath (Aelteste und Vorsteher) den Vorsitz. Wo immer in

den Gesetzen und richterlichen Entscheidung einer Gemeindevertretung durch den Kirchenrath Erwähnung gethan wird, ist in der Regel der Pastor mit inbegriffen. Bekanntlich giebt es leider immer noch Gemeinden, die den Pastor von ihren Versammlungen und denen des Kirchenraths ausschließen. Irgend ein übelberüchtigtes Subjekt kann darin Sitz und Stimme haben, nur nicht der Pastor. Daß ein solches Verfahren aller göttlichen und kirchlichen Ordnung widerstreitet, braucht hier kaum gesagt zu werden. Dieser Uebelstand mag sich zum Theil auf die Auffassung der Trusteesrechte zurückführen lassen, da ja bekanntlich in den Kirchenrathsversammlungen vorwiegend nur weltliche Geschäfte erledigt werden. Nun haben die Trustees allerdings das Recht, den Pastor und jeden andern von ihren Versammlungen auszuschließen, sobald aber diese in Gemeinschaft mit den geistlichen Vertretern stattfinden, verleiht einer solchen Versammlung Niemand und nichts das Recht, den Pastor auszuschließen, am allerwenigsten unsere Synodalordnung. Ich wenigstens habe mich nie sonderlich für eine Gemeinde begeistern können, die nicht einmal ihren Pastor zur Familie zählt. Es liegt darin eine Inconsequenz, wie ich sie mir größer und auffallender gar nicht denken kann.

Beachtenswerth ist ferner, daß wenn eine Synode einen Pastor wegen falscher Lehre oder unsittlichem Betragen suspendirt, die Trustees gehalten werden können, ihm vom Tage seiner Suspension an von den Einkünften der Gemeinde nichts mehr auszubezahlen. Die Gerichte richten sich in solchen Fällen in der Regel nach den Entscheidungen der Synode, der die Gemeinde angehört und gehen nicht leicht darüber hinaus, vorausgesetzt, daß die Mehrheit der Gemeinde der synodalen Entscheidung zustimmt.

Außerdem sind noch eine Reihe anderer ins kirchliche Leben eingreifender gesetzlicher Bestimmungen vorhanden. So darf keine Gemeinde liegendes Eigenthum ohne die Erlaubniß des zuständigen Gerichts veräußern; ebenso darf Niemand mehr als die Hälfte seines Vermögens für religiöse Zwecke vermachen. Störung der öffentlichen Gottesdienste wird mit einer Strafe von 25—50 Doll. belegt. Mit der Kirche verbundene Unterstützungsvereine können kein Mitglied auf den Grund hin ausschließen, daß dasselbe die Kirche verlassen hat. Und so noch manches andere.

Das sind im Wesentlichen die gesetzlichen Bestimmungen unseres Staates für diejenigen Kirchen und Gemeinden, die nicht unter einem speziellen Charter incorporirt sind. Den ganzen Wortlaut dieser Gesetze und aller darauf bezüglichen richterlichen Entscheidungen hier zu geben, würde zu weit führen. Das Vorstehende dürfte genügen, auf den Gegensatz zwischen unsern Gemeindeordnungen und den Staatsgesetzen aufmerksam zu machen. Wir sollen ja wenn irgend möglich den Zusammenstoß mit den weltlichen Gerichten vermeiden, schon darum als ein magerer Vergleich einem fetten Prozeß immer vorzuziehen ist; allein auch für den Fall, daß nie eine unserer Gemeinden, noch einer unserer Pastoren staatliche Hilfe in Anspruch nehmen müßte, bleibt aber doch die Thatsache stehen, daß wir mit den meisten unserer Gemeinde-

ordnungen dem Staate gegenüber nicht auf dem Rechtsboden stehen. Deßhalb erhebt sich für uns die Frage: Soll der Dualismus von geistlicher oder weltlicher Gemeinde, zu dem uns die Staatsgesetze unserer Ueberzeugung entgegen verurtheilen, auch ferner für uns bestehen? Ihn müßten wir doch acceptiren, wenn wir unsere Gemeindeordnungen mit den Staatsgesetzen in Einklang bringen wollen. Die in unserem Staate vertretenen lutherischen Synoden, Missouri ausgenommen, haben den Uebelstand bereits beseitigt. Auf eine Petition hin hat ihnen die diesjährige Gesetzgebung das Recht verliehen, sich auf den Charter der niederländisch reformirten Kirche dieses Staates vom Jahr 1813 incorporiren zu lassen, den Namen ausgenommen. Derselbe lautet in der Uebersetzung: „Der Pastor oder die Pastoren und Aeltesten und Diakonen — und für die Zeit, wo kein Pastor da ist, die Aeltesten und Diakonen — jeder reformirten protestantisch-holländischen Kirche oder Gemeinde, die jetzt oder später in diesem Staate organisirt wird, sollen, nachdem sie in Gemäßheit der Gesetze und Gebräuche solcher Kirche oder Gemeinde erwählt sind, d i e T r u s t e e s jeder solchen Kirche oder Gemeinde sein. Wenn noch nicht incorporirt, sollen besagte Trustees das Recht haben, so bald als es ihnen passend erscheint, zusammen zu kommen, und mit ihrer Namensunterschrift und Siegel ein Certificat ausfertigen, das den Namen angiebt, unter dem sie und ihre Nachfolger für immer eine Körperschaft bilden wollen. Besagtes Certificat sollen sie dem Countyclerk einhändigen, der es in ein Buch, das er selbst zu stellen hat, eintragen soll. Besagte Trustees und ihre Nachfolger sollen auf Grund dieser Einschreibung, kraft dieses Gesetzes, einen Körper unter dem Namen und Titel bilden, der in dem Certificat angegeben ist. Auch sollen die Trustees irgend einer solchen Kirche und Gemeinde, die unter einem frühern Gesetz dieses Staates errichtet worden ist, ermächtigt sein, in einer mit ihrer Namensunterschrift und ihrem Siegel versehenen Denkschrift zu erklären, daß sie nicht mehr länger als Körper existiren wollen, auf Grund dessen sie aufhören ein Körper zu sein. Alles liegende und persönliche Eigenthum, das sie bis dahin verwaltet haben, soll dann in die Hände der Trustees einer solchen Kirche oder Gemeinde übergehen, die wie oben gesagt, einen Körper bildet. Doch darf der Inhalt dieser Akte nie in der Weise construirt werden, daß dadurch die Rechte anderer Kirchen, die in diesem Staate einen Charter besitzen, geschmälert würden."

Die Vortheile, die aus der Annahme dieser Akte hervorgehen, liegen auf der Hand. Die Zweitheilung von geistlicher und weltlicher Gemeinden hörte damit auf, denn dieselbe Körperschaft, der jetzt Namens der Gemeinde die Verwaltung der geistlichen Angelegenheiten obliegt, hätte zugleich in ihrer Eigenschaft als Trustees auch alle weltlichen zu besorgen. Der Kirchenrath, der nach den Sitten und Gebräuchen der Kirche zu erwählen wäre und aus dem Pastor, den Aeltesten und Diakonen bestände, bildet beides zugleich, die geistliche und weltliche Behörde der Gemeinde. Würde daher der erste und achte Distrikt unserer Synode, soweit dieselben im Staate New York vertreten sind, um Annahme derselben Akte wie die Lutheraner petitioniren, so würde

die Gewährung dieser Bitte seitens der Legislatur unsern Gemeinden das Recht verleihen:

1) Durch ihre Trustees ihre jetzige Incorporation zurückzuziehen.
2) Durch den oben genannten Kirchenrath als deren rechtmäßige Nachfolger eine neue unter demselben Namen zu substituiren.
3) Die ganze Erbschaft der derzeitigen Trustees ginge damit in die Hände des Kirchenraths über, der unter dem Vorsitz des Pastors oder eines der Aeltesten sich zu organisiren und alle Geschäfte der Gemeinde zu besorgen hätte.
4) Die Anzahl der Kirchenrathsmitglieder jetzt brauchte darum nicht vermindert zu werden. Man müßte nur die Benennung „Trustees" für einen Theil fallen lassen und dafür den Namen Diakonen substituiren. Unter den Trustees wäre fortan der ganze Kirchenrath zu verstehen.
5) Nach dieser Wandlung erhielte die jetzige Versammlung unserer Kirchenräthe, wo geistliche und weltliche Angelegenheiten erledigt werden, auch gesetzliche Berechtigung.

Uebrigens soll hier ausdrücklich bemerkt werden, daß eine dahinzielende Bittschrift und deren Gewährung nur das Recht zu einer solchen Aenderung böte, nicht aber die Pflicht, solches thun zu müssen, auferlegen dürfte. Jeder Gemeinde müßte die Freiheit gewahrt bleiben, unter dem allgemeinen kirchlichen Gesetz fortzubestehen. Die Consequenz würde dann für solche Gemeinden allerdings fordern, das sie ihre Gemeindeordnungen abändern und mit den Staatsgesetzen in Einklang bringen. Daß solches geschehen müsse, soll damit nicht gesagt sein. Man kann sich ja wohl mit dem status quo zufrieden geben, muß dann aber auch vorkommenden Falls die Folgen tragen. So viel steht fest: entschließt sich eine Gemeinde zur Abänderung ihrer Constitution, dann sollte das in der Richtung geschehen, wonach fortan jeder Dualismus von geistlichen und weltlichen Versammlungen und Vertretungen im Kirchenrath ausgeschlossen wäre.

Volksschul-Zeichenunterricht.

Referat von A. Breitenbach.

A. Geschichtliches.

I. Ueber den Volksschul-Zeichenunterricht überhaupt.

Der Volksschul-Zeichenunterricht ist nicht mehr neu. Er war schon Ende des vorigen Jahrhunderts zu finden. Die eigentliche Bahn seiner Weiterentwicklung begann in den süddeutschen Schulen und ging von hier nach Norden. Württemberg soll der Ruhm gebühren, dem Zeichnen zuerst größere Beachtung geschenkt zu haben. Mein engeres Vaterland Preußen nahm vorerst eine abwartende Stellung ein. Noch im Jahre 1854 erlauben die Regulative nur, wo die Verhältnisse es gestatten, für ältere Elementarschüler

wöchentlich höchstens eine Stunde Zeichnen anzusetzen. Erst im Jahre 1872 wird der Elementar-Zeichenunterricht durch die „Allgemeinen Bestimmungen" obligatorische Volksschuldisziplin. In jeder Elementarschule soll nunmehr auf der Mittel- und Oberstufe wöchentlich zwei Stunden Zeichenunterricht ertheilt werden, mit alleiniger Ausnahme der Mittelstufe einklassiger Schulen, welchen nur eine Stunde zugewiesen wurde.

Damit sind dem Zeichenunterrichte Thor und Thür unsrer Volksschule im alten Vaterlande geöffnet. Allein seine weitere gastliche Aufnahme und stete Beherbergung in derselben läßt auch dort jetzt noch viel zu wünschen übrig. Der Volksschul-Zeichenunterricht hat seit jener Zeit viele Freunde und Gönner gefunden. Die Schulbehörden schenken der neuen Disziplin ihre volle, ungetheilte Aufmerksamkeit. Die Schulvorstände überzeugen sich immer mehr von der Nützlichkeit und dem hohen Werthe derselben für das praktische Leben. Leiter, wie Inspektoren der Schulen, lassen es sich vielfach recht angelegen sein, dem Zeichenunterricht mehr Boden und eine festere Gestalt zu geben. Jedoch zwei Uebelstände sind es namentlich, welche dem gedeihlichen Fortgange — drüben, wie auch hier zu Lande — noch sehr hinderlich sind. Der größte Theil der Lehrerschaft ist nämlich mit dem Zeichenunterrichte selber sowohl, als auch mit der Zeichenkunst noch allzu wenig vertraut. Das Seminar bot den meisten nur Gelegenheit, das Zeichnen als etwas sehr nebensächliches kennen zu lernen. Und so kommt es denn, daß selbst treue und gewissenhafte Lehrer die Zeichenstunde nicht selten ruhig dazu benutzen, sich von den Anstrengungen voraufgegangener Arbeit zu erholen. Verzeihlich, aber Grund genug, solch Hemmniß zu verwünschen.

Weiter ist sodann bis zu dieser Stunde noch immer keine Einigung über Ziel und Methode des Zeichenunterrichts in den Volksschulen möglich gewesen. Die Ansichten gehen sogar noch sehr weit auseinander. Die „Allgemeinen Falkschen Bestimmungen" haben zwar der einklassigen Volks- und der Mittelschule ein Ziel gesetzt, lassen aber die mehrklassige Volksschule noch immer warten. Zwei arge Hindernisse! — Erfreulicherweise ist aber doch neuerdings hier wie wie dort entschieden eine Wendung zum Bessern zu verspüren. Wolle nur erst jeder Lehrer nach Vermögen steuern, so dürfen wir gewiß auch hier in unsern Schulen das beste hoffen.

II. Die verschiedenen Unterrichtsweisen beim Zeichnen.

Erste Periode: Anfang bis Mitte dieses Jahrhunderts

Beim ersten Auftreten des Zeichenunterrichts in der Volksschule wurden nur zufällig vorhandene Zeichnungen ohne jeden bestimmten Gang und Plan nachgemalt. Von einer Methode kann erst die Rede sein bei unserm Altmeister

Pestalozzi. Sein Ziel war, die freie, selbstthätige Kraft des Kindes zu entfalten und nur von innen heraus den Schönheitssinn zu wecken und zu bilden. An Strichen, Winkeln und mathematischen Figuren sollen vorerst Auge und Hand geübt und sodann die Schüler angeleitet werden, selbstkräftig aus ihrem eigenen Vorrath von Gebilden schöne, neue zu erzeugen. Obgleich Pestalozzi selbst im Zeichnen noch sehr ungeschickt, noch ungeschickter

war, als er es im Unterrichten gewesen sein soll, so bleiben doch seine Grundsätze beachtenswerth für alle Zeiten.

Ramsauer, ein Schüler Pestalozzis, vertheilte seinen Zeichenunterricht auf drei Jahre und beendete denselben mit perspektivischen Darstellungen und der Vorführung von Beleuchtungs-Gesetzen. Er bediente sich statt der Zeichenvorlagen hauptsächlich der Vorzeichnungen in größerem Format auf Wandtafeln und legte besonders Gewicht auf das Zeichnen von Blattformen. Später bereute er, nicht auch Plan- und Landkartenzeichnen geübt zu haben.

Peter Schmid, obgleich Künstler, so doch von großer pädagogischer Einsicht, und darum vom preußischen Ministerium nach Berlin berufen, Zeichenlehrer für Seminarien heranzubilden, ließ durchweg Perspektivzeichnen üben. Ohne jegliche Vorstufe mußten seine Schüler sofort Holzkörper, dann Gypsabgüsse von Köpfen und endlich Landschaften zeichnen. Es wurde mit dem Würfel begonnen. Dann folgten in lückenloser Reihe andere geometrische Körper und hierauf in verschiedenen Stellungen: Pfeiler, Nische, Mühlstein und Kugel. Um die Hand gleich an ein möglichst zartes Zeichnen zu gewöhnen, müssen von vornherein alle Striche recht fein gemacht werden. Vorlagen sind bei ihm bis zur Oberstufe gänzlich verpönt.

Die Gebrüder Ferdinand und Alexander Dupuis (Düpü) zu Paris lehrten in zwei Hauptkursen zeichnen. Der erste von diesen bestand aus dem geometrischen Linearzeichnen, während im andern menschliche Köpfe in Natur und Gyps (auch Abgüsse ganzer Menschenfiguren), Modelle von Zierathen, künstlichen und natürlichen Blumen und endlich Landschaften gezeichnet wurden. Zur Veranschaulichung von Linien, Winkeln und Kantenverhältnissen dienten Modelle von Eisendraht, Holz und Blech in bedeutender Größe und weißer Farbe. Bindfäden stellen die optischen Linien dar, und an die Stelle der beim Perspektivzeichnen sonst üblichen Glastafel tritt ein mit durchsichtigem Gewebe überspannter Rahmen. Die Uebungen wurden mit weißer Kreide auf schwarz lackirter Leinwand ausgeführt. Diese Methode wurde von ihren Erfindern in der von ihnen geleiteten Privatschule für Lehrlinge, Arbeiter und junge Mädchen mit gutem Erfolge angewandt und fand um das Jahr 1840 auch in Deutschland Eingang, wo die Drahtmodelle noch heute beliebte Unterrichtsmittel sind.

Die „stigmographische" Methode. Schon im Jahre 1803 gab man den Schülern Zeichenbogen in die Hände, auf welchen die zu zeichnenden Figuren schon theilweise oder ganz vorbereitet waren, so daß nur noch ein Nachziehen oder Ergänzen übrig blieb. Anderswo wurden ihnen mittelst Blechschablonen Vorfiguren aufgezeichnet. Diese Versuche führten im Jahre 1838 einen Oesterreicher, Dr. Hillardt, auf den Gedanken, das schon viel früher beim Schreibenlehren benutzte quadratische oder rhombische Liniennetz auch auf's Zeichnen zu übertragen. Damit war endlich das schon längst gesuchte Mittel gefunden, den Zeichenunterricht schon jüngeren und unfähigeren Kindern zu ermöglichen, um so noch viel mehr, als bislang leisten zu können. Indessen lehrte die Erfahrung bald, daß es des vollen Netzes nicht

immer bedurfte. Man verzichtete auf die Linien und begnügte sich vielfach mit den Kreuzpunkten derselben. Damit hatte nun gedachtes Lehrverfahren das Gewand erhalten, wonach es obigen Namen erhielt. Gewöhnlich fand und findet seitdem diese Lehrweise dergestalt Anwendung, daß das Netz mit zunehmender Maschenweite der ersten und die Stigmographie gleicherweise der zweiten Stufe dient. Keine Methode hat so leicht und schnell so viele Freunde gefunden als diese. Noch in der Gegenwart hat sie bei aller gerechten Anfeindung eine Menge Verehrer. Die Bequemlichkeiten, welche sie Lehrern wie Schülern bietet, sind gar zu verlockend.

Professor Domschke (Berlin) modifizirte jene Methode dahin, daß er nur ein weites Netz von etwa 6—9 Maschen anwendete und solches für die Nachzeichnung von den Kindern freihändig anfertigen läßt.

Zweite Periode: Mitte dieses Jahrhunderts bis jetzt.

Mochten jene Methoden auch allesammt links oder rechts das Ziel verfehlen, so hatten sie doch den in Rede stehenden Unterrichtsgegenstand immer mehr in den Vordergrund gebracht. Immer lebhafter wurde über ihn disputirt und gestritten. Ein Wegweiser nach dem andern entstand, und die Zahl der Leitfäden mehrte sich fast täglich, während alle bisherigen beharrlich weiter um's Dasein kämpften. Leider folgte bis heute der Gährung noch keine Klärung.

Im Ganzen ging das Bestreben dahin, das Ziel des Unterrichts auf ein geringes Maß zu beschränken. So ließ man ab im Darstellen wirklicher Gegenstände und begnügte sich mit dem Kopieren von Flächengebilden. Dafür tauchten aber verschiedene neue und wohl zu beachtende Manieren und Manipulationen beim Unterrichten auf.

Jene uralte Kopiermethode mit den gemeingefährlichen Uebeln des Durchpausens u. dgl. verschwand. Gab man auch jedem einzelnen Schüler noch seine besondere Vorlage, so wurde doch das Vergrößern oder Verkleinern dabei geübt.

Bald ließ man die Vorlagen in solcher Größe herstellen, daß eine für die ganze Klasse genügte, und aus dem Einzel- wurde Massenunterricht. Gegenwärtig werden auch diese fliegenden Blätter durch die Wandtafel ersetzt. Lehrer, welche selber die nöthige Fertigkeit dazu besitzen, zeichnen mit eigener Hand das Vorbild an die Klassentafel. Solches Zeichnen nach Vorbildern auf einer Wand- oder Klassentafel führt den Namen Wandtafelzeichnen. Dasselbe wird auf dreierlei Weise gehandhabt. Die Schüler finden entweder bei Beginn des Unterrichts die Vorzeichnung fertig vor oder sehen sie während desselben entstehen oder es findet beides statt, d. h. eine fertige Figur hängt vor und wird vor den Augen der Kinder auf eine andere Tafel übertragen.

In jedem Falle können nun wieder verschiedene Hülfsmittel Anwendung finden. Manche greifen zur Domschke'schen Manier, einige verwerthen Netz und Stigmon, andere benutzen stets ein Quadrat, während viele ein Drei-, Vier- oder regelmäßiges Viereck, ja sogar Kreis, Ellipse und Oval, je nach Form des fraglichen Vorbildes, zur Hülfe herbeiholen.

Bei alledem hat die Neuzeit noch verschiedene Manipulationen aufkommen lassen. Vielerorten ist das

A tempo-Zeichen eingeführt. Dasselbe läßt nach Besprechung der fertigen Vorzeichnung diese stückweise nachzeichnen und zwar derartig, daß alle Schüler auf ein vom Lehrer gegebenes Zeichen gleichzeitig beginnen und aufhören. Namentlich sollen hierdurch Nachzügler, welche sich sonst leicht einstellen, resp. vorfinden, ferngehalten werden.

Zeichenlehrer Schreiber in Karlsruhe und andere verbinden mit dem Wandtafelzeichnen das Helfersystem.

Belgische Schulen stellen jedes Kind an eine besondere Wandtafel oder geben ihm eine ähnliche in die Hand, um darauf zu zeichnen.

Seit mehr als 25 Jahren ist durch Schubert, einen österreichischen Zeichenlehrer, ein Verfahren bekannt geworden, welches das Auffassen mit dem Auge völlig ausschließt, und fast einzig und allein das Darstellen seitens der Schüler übt. Es wird hiernach den Kindern speziell, so zu sagen, wort- oder satzweise befohlen, was sie zeichnen sollen. Jede Entfernung, jede Linie, jede Richtung wird diktirt. Es ist dieses das Dictat- oder Dictando-Zeichnen.

Das Dictat- oder Dictando-Zeichnen, wie es genannt wird, ist sehr nahe mit dem a tempo-Zeichnen verwandt, unterscheidet sich aber von diesem namentlich dadurch, daß die Vorstellung von dem, was gezeichnet werden soll, hier durch das Ohr und dort durch das Auge vermittelt wird und daß die Uebenden beim Dictat-Zeichnen erst aus ihrer eigenen Zeichnung nach und nach erkennen, was für ein Gebild vor ihnen entsteht.

In dem geistigen Akt zwischen Auffassen und Darstellen liegt ein gutes Stück Gedächtnißübung. Ein gutes Gedächtniß hat für uns Menschen unschätzbaren Werth und spielt auch beim Zeichnen eine sehr wichtige Rolle. Das Gedächtniß ist in jedem Falle abhängig von der Anschauungsweise. Je aufmerksamer und genauer wir anschauen, betrachten, um so bewußter wird, um so fester haftet der empfangene Eindruck. Nun hat aber die Praxis im Zeichnen bewiesen, daß unsere Knaben und Mädchen recht flüchtig sehen und darum auch nur schlecht behalten. Der Weg von der Wandtafel bis zum Heft ist allermeist zu weit, um selbst den Eindruck einer einfachen Linie genügend gefangen zu halten. Wie oft muß das Auge diesen Weg passiren! Das ist aber für's Zeichnen sehr störend. Schon im Jahre 1860 wurde darum von französischen Zeichenlehrern ein besonderes

Gedächtnißzeichnen gehandhabt. Dieses besteht im Wesentlichen darin, daß man das Auge des Kindes nöthigt, statt häufig und flüchtig nur einmal, aber scharf und genau zu sehen. Das zu zeichnende Objekt wird auf Befehl des Lehrers scharf fixirt und dann während des Darstellens einfach verdeckt.

Neben allen diesen löblichen und beachtenswerthen Neuerungen auf dem Gebiete des Volksschul-Zeichenunterrichts hat sich neuerdings wieder ein Bestreben geltend gemacht, das Körperzeichnen und das Erfinden, oder besser gesagt, Komponiren, d. h. das Schaffen freier Gebilde zu

üben. Auch wird die Benutzung der Farbe warm empfohlen und immer mehr versucht, nicht nur Knaben, sondern auch die Mädchen mit der Zeichenkunst vertraut zu machen. Ein Hauptvertreter dieser Richtung ist besonders der derzeitige Gewerbeschul-Direktor Dr. Stohlmann in Hamburg. Seine Lehrweise ist unter dem Namen

Hamburger Methode bekannt. Sie hat allerdings bezüglich der speziellen Handhabung des Unterrichts nichts Neues aufzuweisen. Doch darf sie ihrer Absicht wegen unsrer Beachtung nicht entgehen. Die Hamburger Methode nimmt von Pestalozzi die prinzipielle Förderung der freien, selbstthätigen, schaffenden Kraft und den Schönheitssinn, entleiht dem Peter Schmid das Körperzeichnen, entnimmt der Kopier-Methode das Wandtafelzeichnen, borgt von Hillardt Netz und Stigmen und benutzt als Veranschaulichungsmittel die Modelle von Heimerdinger und Dupuis. Der Unterricht ist dreistufig und auf einen neunjährigen Schulbesuch berechnet. Die Unterstufe übt das gebundene Zeichnen ebener Gebilde in Netz- und Stigmenheften, die Mittelstufe das freie Zeichnen ebener und flacher Gebilde nach Wandtafeln und Modell und die Oberstufe das freie Zeichnen körperlicher Gegenstände. Bei Mädchen das Nachbilden, Verändern und Entwerfen von Mustern im Bereich des Kreuzstiches, des Litzenbesatzes und des Plattstiches. Auf allen drei Stufen geht nebenher die Betrachtung der Farben in direktem Licht, im Schatten und im Reflex, event. Anwendung derselben. Eigenthümlich ist und bleibt dabei, daß der Erfinder dieser Unterrichtsmethode nur in untern Klassen Massenunterricht will, weiterhin Bildung von größeren, später kleineren Abtheilungen und für die Oberstufe sogar Einzelunterricht empfiehlt.

Schließlich sei noch bemerkt, daß in den letzten Jahren auch Versuche mit einer Normal-Bild-Methode für den Volksschul-Zeichenunterricht angestellt worden sind. Diese Methode ist ganz analog der ähnlich benannten für den ersten Schreib-Lese-Unterricht. Sie beginnt nicht mit einzelnen Strichen oder Punkten, sondern läßt von Anfang gleich ganze Figuren nachbilden. Natürlich sind die Vorlagen dieser Methode dementsprechend ausgewählt.

Herder sagt: „Jeder Lehrer muß seine eigene Methode haben. Er muß sie sich mit seinem Verstande erschaffen haben, sonst frommt der Unterricht nicht." Dieses Wort ist unumstößlich wahr; will aber auch recht im Sinne Herders verstanden sein. Eine Methode an sich, und sei sie die beste, sichert lange nicht unbedingt gute Erfolge des Unterrichts. Diese setzen voraus, daß der Lehrer jene nicht nur recht versteht, sondern auch ebenso geschickt und sicher und gern treibt. Fleiß und Geschick sind die wichtigsten Faktoren dabei, denn: Lust und Liebe zum Dinge macht Müh und Arbeit geringe!" Fleiß und Geschick des Lehrers werden aber nur bei einer Unterrichtsmethode da zu finden sein, wo der Lehrer eine Methode anwendet, welche er nicht zufällig griff oder gar aufgedrungen erhielt, sondern die er sich selber durch eigenes Nachdenken, durch Nachfragen bei Kollegen und durch eigene Erfahrung fand und — fand. — So wollen denn auch wir im Interesse des Volksschul-Zeichenunterrichts auf jene Wahrheit hören und uns eine eigene Methode für den Zeichenunterricht in unsern Schulen schaffen.

Der Religions=Unterricht.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Fortsetzung.)

Auf der dritten Stufe des Religionsunterrichts soll nun auch der Katechismusunterricht beginnen. So wie selbst auf der folgenden vierten und letzten Stufe des Religionsunterrichts nicht alle Fragen und Antworten in unserem evangelischen Katechismus sammt allen darunter stehenden Bibelversen zu behandeln sind, so noch viel weniger auf dieser dritten Stufe. Folgender Auszug ist zu empfehlen.

Einleitung.

Frage 1. Bibelspruch 1. — Fr. 2. — Fr. 3: Wo ist uns geoffenbaret, was wir glauben sollen? In der heiligen Schrift, als in Gottes Wort. Bibelspr. 2. (nur die erste Hälfte) und 4. — Die Eintheilung des Katechismus in fünf Hauptstücke, und wovon jedes derselben handelt, beschließt die Einleitung.

Das erste Hauptstück.

Einleitende Belehrungen über den Ursprung der zehn Gebote. — Fr. 6. — Fr. 7. Bibelspr. 2. 3. 4.*) — Unter Fr. 8. Bibelspr. 1†). — Fr. 9. — Unter Fr. 10 Bibelsp. 1. — Fr. 11. — Unter Fr. 12 Bibelspr. 2. 3. — Unter Fr. 13 Bibelspr. 1. 2. 4. — Fr. 14. — Unter Fr. 15 Bibelspr. 3. — Unter Fr. 16 Bibelspr. 5. — Fr. 17. — Unter Fr. 18 Bibelspr. 2. 12. — Fr. 19. — Unter Fr. 20 Bibelspr. 1. 2. 3. 7. — Unter Fr. 22 Bibelspr. 2. 6. — Fr. 23. — Unter Fr. 24 Bibelspr. 5. — Unter Fr. 25 Bibelspr. 3. — Fr. 26. — Unter Fr. 27 Bibelspr. 5. — Unter Fr. 28 Bibelspr. 2. — Fr. 29.—Unter Fr. 30 Bibelspr. 1. 5.—Fr. 32.—Unter Fr. 33 Bibelspr. 3. — Unter Fr. 34 Bibelspr. 1. — Fr. 35. 36. und 37.

Das zweite Hauptstück.

Fr. 40. In der Antwort wird der Satz: „das heißt Leben, Licht und Liebe," nicht betrachtet. Bibelspr. 1. 2. 5.

Von Fr. 41 bis 52, welche die göttlichen Vollkommenheiten behandeln, bleiben auf dieser Stufe die Antworten unberücksichtigt, und wird der Begriff der göttlichen Vollkommenheit aus 1 oder 2 unter der Antwort stehenden Bibelsprüchen entwickelt und auf Herz und Leben der Kinder angewandt.

Aus dem 1. Bibelspruche unter Antwort 53 wird den Kindern in möglichst kurzer und einfacher Weise mitgetheilt, daß wir als Christen glauben an den dreieinigen Gott: Vater, Sohn und heiliger Geist.

Fr. 54. In Verbindung mit dem soeben Gelernten, daß wir als Christen glauben u. s. w., sind die Kinder darauf hinzuweisen, daß der christliche Glaube drei Stücke oder Glieder (Artikel) umfaßt. Die Frage ist nicht zu betrachten. Der Ausdruck: „das apostolische Glaubensbekenntniß", mag kurz

*) Fr. 6. — Fr. 7. u. s. w. meint Frage und Antwort. Fr. 7. Bibelspr. 2. 3. 4. meint die 7. Frage und Antwort und der 1., 2. und 4. Bibelspruch unter derselben 2c.

†) Unter Fr. 8. Bibelspruch 1. u. s. w. meint Frage und Antwort außer Acht zu lassen und nur den Bibelspruch für den Unterricht zu benutzen.

erklärt werden. Die drei Artikel sind den Kindern in kurzer und einfacher Weise zu erklären, bevor dieselben auswendig gelernt werden.

Der erste Artikel des christlichen Glaubens.

Fr. 55. — Die Belehrungen über die Schöpfung und die Erhaltung und Regierung der geschaffenen Dinge geschehen mit Benutzung der 56. und 57. Antwort und folgender Bibelsprüche: unter Fr. 56 Bibelspr. 1. 3., unter Fr. 57 Bibelsp. 2. 3. 4. 6.

Fr. 58. — Die Antwort ist in möglichster Kürze zu erklären und wird dann memorirt. — Fr. 59. — Fr. 60. Bibelspr. 3. 5. — Unter Fr. 61 Bibelspr. 4. 5. — Fr. 62. Bibelspr. 1. — Fr. 63. — Uuter Fr. 64 Bibelspr. 1. 3. — Unter Fr. 65 Bibelspr. 2. 4. — Unter Fr. 66 Bibelspr. 3. 4. — Fr. 67. — Fr. 68. Bibelspr. 3. — Unter Fr. 70 Bibelspr. 1. 2. 6. 8. — Fr. 71; nur den ersten Theil der Antwort: Joh. 3. 16.

Der zweite Artikel des christlichen Glaubens.

Fr. 72. — Fr. 73. — Unter Fr. 74 Bibelspr. 2. 4. — Unter Fr. 75 Bibelsp. 3. 4. — Unter Fr. 76 Bibelspr. 6. — Fr. 77. Bibelspr. 1. 4. 5. 10. — Unter Fr. 78 Bibelspr. 3. — Fr. 81. Die erste Hälfte der Antwort. Bibelspr. 4. 6. 8. — Fr. 82. Den ersten Satz der Antwort. Bibelspr. 2. 3. 6. — Unter Fr. 83 Bibelspr. 1. 4. — Fr. 84. Bibelsp. 2. 4. — Fr. 86 wird erklärt und memorirt.

Der dritte Artikel des christlichen Glaubens.

Fr. 87. — Fr. 88. Die letzte Hälfte der Antwort: „Der heilige Geist reicht uns u. s. w." — Unter Fr. 89 Bibelspr. 3. — Unter Fr. 90 Bibelspr. 4. —Unter Fr. 92 Bibelspr. 1. 2. 4. — Fr. 94. Bibelspr. 1. 2. 5. 11. 14. 20. — Fr. 95. Bibelspr. 1. 2. 4. 7. — Fr. 96. Bibelspr. 2. 5. 6. ... Unter Fr. 98 Bibelspr. 1. — Fr. 99. Die letzte Hälfte der Antwort: „und darum ein u. s. w." Bibelspr. 1. — Fr. 100. „Ihr habt nicht u. s. w." — Unter Fr. 101 Bibelspr. 2. 7. — Fr. 102. — Unter Fr. 107 Bibelspr. 3. — Fr. 108. Den ersten Satz der Antwort. Bibelspr. 3. — Fr. 109. Bibelspr. 1.— Fr. 110. Bibelspr. 1. 5. 9. — Fr. 111. Bibelspr. 1. 5. — Fr. 112 wird erklärt und memorirt.

Das dritte Hauptstück.

Fr. 113. Bibelspr. 1. 2. 4. 5. 8. 10. — Fr. 114. Nachdem die Eintheilung des heiligen Vaterunsers in die Anrede, die sieben Bitten und den Schluß den Kindern deutlich gemacht worden ist, geht man über zur Erklärung dieser Theile, nicht mit Benutzung der Antworten, sondern der unter denselben stehenden Bibelsprüche.

Unter Fr. 115 Bibelspr. 3. 5. — Unter Fr. 116 Bibelspr. 1. 3. — Unter Fr. 117 Bibelspr. 2. — Unter Fr. 118 Bibelspr. 2. 4. — Unter Fr. 119 Bibelspr. 1. 2. 6. 7. — Unter Fr. 120 Bibelspr. 1. 3. — Unter Fr. 121 Bibelspr. 1. — Unter Fr. 122 Bibelspr. 2. 4. — Fr. 123. Die Antwort wird benutzt. Bibelspr. 1.

Das vierte Hauptstück.

Fr. 124. Auf die Frage: „Was ist ein Sakrament?" möchte auf dieser Unterrichtsstufe folgende Antwort passend sein: „Ein Sakrament ist eine von Christo selbst gestiftete heilige Handlung."

Fr. 125. — Fr. 127. „Mir ist gegeben alle Gewalt u. s. w." — Fr. 128 Bibelspr. 1. — Fr. 131.

Das fünfte Hauptstück.

Fr. 134 und unter Fr. 132 folgende Bibelspr.: 2. 6. — Fr. 135. — Fr. 136 Bibelspr. 1. 3. 6. — Fr. 137. Nur den Schluß der Antwort: „Herr Jesus, dir leb' ich, dir leid' ich, dir sterb ich, Herr Jesu, dein bin ich, todt und lebendig, mach mich, o Jesu, ewig selig! Amen.

* * *

Bei dem Katechismusunterrichte ist die dialogische oder Gesprächslehrform in Verbindung mit dem analytischen oder zergliedernden Lehrgange zu verbinden, also das eigentliche Katechisiren in Anwendung zu bringen. Sehr häufig wird das katechetische Lehrverfahren beim Religionsunterrichte so angewandt, daß derselbe nur als ein Gegenstand des Wissens und der Erkenntniß behandelt wird. Dies muß im höchsten Grade gemißbilligt werden. Wie die Religion nicht blos den Verstand, sondern auch das Herz und Gemüth des Menschen angeht, und den ganzen Menschen in allen seinen Beziehungen und Verhältnissen zur höheren Entwicklung und Vollendung bringen soll, so muß auch der Unterricht in ihr auf gleicher Weise ansprechen und bilden. Daß dies bei dem katechetischen Verfahren nicht möglich sei, ist eine Behauptung, welche nur von solchen aufgestellt werden kann, welche von dem Werthe desselben noch eine sehr unvollkommene Vorstellung haben und dasselbe noch wenig zweckmäßig anzuwenden verstehen. So viel ist indes gewiß, daß nur derjenige, welcher eine gediegene und umfassende Kenntniß der religiösen Wahrheiten mit einem klaren Verstande und einem gläubigen für die Religion erwärmten Gemüthe, sowie mit einer genauen Kenntniß des kindlichen Geistes und Herzens verbindet, als Katechet das leisten kann, was von ihm gefordert wird.

Es ist ferner mit Recht ein Wahn zu nennen, wenn man meint, das Katechisiren fordere, nicht anders als in Fragen und Antworten mit den Kindern zu sprechen; denn welcher Lehrer und Pädagoge, wenn er auch nur einige Erfahrung auf dem Gebiete seiner Wirksamkeit gemacht hat, wüßte nicht, daß eine gemüthliche Ansprache in zusammenhängender Rede niemals ihren tiefen Eindruck auf Kinderherzen verfehlt, wenn dieselbe in rechter Weise und zu rechter Zeit geschieht. Man katechisire, wo es darauf ankommt, Begriffe zu erklären und zu überzeugen, man rede in zusammenhängendem Vortrage, wo das Herz gerührt, der Wille für's Gute entflammt werden soll.

Hie und da ist es nöthig, um Zeit zu ersparen, statt auf einem Umwege von vielen Fragen und Antworten einen Begriff zu erklären, den Kindern die Definition in einem kurzen verständlichen Satze vorzusagen, denselben kurz zu erklären und dann von den Kindern wiederholen zu lassen.

Auf dieser dritten Stufe des Religionsunterrichtes soll auch die Anleitung zu einem erbaulichen und gesegneten Lesen der Bibel beginnen, um die Kinder dahin zu führen, daß ihnen die Bibel für ihr späteres Leben lieb und theuer wird, und durch andächtiges Lesen in derselben ihre Seelen die geistliche Nahrung, das Brod des Lebens genießen.

Zu diesem Zwecke haben wir folgende drei Fragen zu beantworten: W a s soll in der Gemeindeschule aus der Bibel gelesen werden? W i e soll die Bibel gelesen werden? Wie soll das Gelesene e r k l ä r t und a n g e w a n d t werden?

Auf die Frage: Was soll aus der Bibel in der Gemeindeschule gelesen werden? antworten wir: Nicht die ganze Bibel, sondern der Lehrer soll eine dem kindlichen Geiste und Herzen seiner Schüler angemessene Auswahl treffen, sowohl unter den biblischen Büchern, als auch unter den einzelnen Kapiteln und Abschnitten derselben. Die Schriften des Neuen Testaments haben den Vorzug vor denen des Alten Testaments, die historischen Bücher sind den übrigen, und die Lehrbücher den poetischen und prophetischen Büchern vorzuziehen. Alle dunklen Abschnitte der hl. Schrift und insonderheit diejenigen, welche Gegenstände und Verhältnisse berühren, über welche jetzt schon mit den Kindern zu reden, unpädagogisch sein würde, sollen ungelesen bleiben. Auf dieser Stufe können im Neuen Testamente die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, und im Alten Testamente das erste Buch Mose, die erste Hälfte des zweiten Buches Mose, das Buch Josua, die zwei Bücher Samuels und die Psalmen gelesen werden; doch sind auch in den genannten Büchern manche Kapitel und Abschnitte, welche für Verstand und Gemüth der Kinder noch nicht passen, zu übergehen.

Nun die Frage: W i e soll die Bibel in der Schule gelesen werden? Nicht soll die Bibel gelesen werden, damit die Kinder das Lesen lernen, sondern die Bibel soll ihnen erst dann in die Hände gegeben werden, wenn sie fertig lesen gelernt haben. Die Bibel soll mit A n d a c h t gelesen werden.

Jede Stunde im Bibellesen soll für Lehrer und Schüler eine Andachts- und Erbauungsstunde sein. Der Lehrer gewöhne seine Schüler, die Bibel mit Ernst, mit besonderer Aufmerksamkeit und rechtem Nachdenken zu lesen. Er suche das weniger durch gegebene Vorschriften, als vielmehr durch die Art und Weise wie er selbst vor den Augen der Kinder mit der Bibel umgeht, zu erzielen. Ob und in wie weit das Bibellesen in der Schule für Lehrer und Schüler zu rechter Andacht und Erbauung dient, hängt besonders davon ab, wie das Gelesene erklärt und angewandt wird.

Darum geben wir jetzt zur Beantwortung der Frage über: Wie soll das Gelesene e r k l ä r t und a n g e w a n d t werden?

In Beziehung auf die Erklärung der Bibel in der Schule mögen folgende Andeutungen von Nutzen sein. Zuvörderst bemerken wir, daß schon ein gutes Vorlesen eines biblischen Abschnitts mit richtiger Betonung und genauer Beobachtung der Interpunktionen viel zum Verständniß desselben beiträgt. Bei der äußeren Erklärung des Gelesenen ist das Allernöthigste in

Bezug auf biblische Geschichte, biblische Geographie und biblische Alterthumskunde zu sagen. Vorzugsweise aber kommt es auf den erbaulichen und religiösen Inhalt der Erklärungen an. Diese Erklärungen sollen aber ja nicht weitläufig, sondern kurz, kräftig und herzlich sein und den Hauptgedanken in dem Gelesenen hervorheben. So viel wie möglich soll man die Bibel aus sich selbst erklären und die deutlicheren Stellen zur Erklärung der dunkleren benutzen. Wenn man ein biblisches Buch mit den Schülern zu lesen beginnt, so muß zunächst eine kurze Erklärung über den Namen des Buches, dessen Verfasser, sowie über den Hauptinhalt desselben vorangehen.

Was endlich die Anwendung des in der Bibel Gelesenen betrifft, so muß dieselbe möglichst kurz sein. Die Kinder sind dabei so zu leiten, daß sie ihren Sinn und Wandel mit dem Worte Gottes vergleichen, sich darin wie in einem Spiegel beschauen, und also erkennen, wie sie gottwohlgefällig denken, reden und handeln sollen.

Um die Schüler zu einem erbaulichen und gesegneten Lesen des göttlichen Wortes anleiten zu können, thut es noth, daß sich der Lehrer auf die Bibelstunden mit zu Gott gerichtetem Herzen vorbereitet. (Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die schwedische Augustanasynode feierte im Juni vorigen Jahres ihr 25jähriges Jubiläum. Ueber ihre Geschichte berichtet das Kirchenblatt der Iowa-Synode u. A. folgendes:

Die schwedische Einwanderung scheint zu Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre zahlreicher geworden zu sein. Eine größere Anzahl wanderte zuerst mit einem schwärmerischen Communisten, Erik Johnson, ein, der in Henry County in Illinois eine kommunistische Ansiedlung gründete, welche sich längst wieder aufgelöst hat. Kurz nach ihrer Niederlassung in Illinois kam einer der bedeutendsten Gegner jenes Schwärmers aus der schwedischen Staatskirche, Pastor L. B. Ebsjörn, herüber nach Illinois und schlug seine Heimath in demselben County auf, um allda unter seinen theilweise irre geleiteten Landsleuten und Glaubensgenossen den Namen des Herrn zu predigen. In welchem Jahre dies geschehen ist, wird nicht angegeben, es muß wohl in der letzten Hälfte der vierziger Jahre gewesen sein. Bald folgten andere Schweden in größerer Zahl, fast lauter Landleute, um hier ein besseres Auskommen zu finden, als in der Heimath, und es kamen nun auch Pastoren aus der Landeskirche herüber, um sich ihrer geistlich anzunehmen, sie zu Gemeinden zu sammeln und mit Wort und Sakrament zu versorgen. Die Pastoren und Gemeinden traten im Jahre 1850, zusammen mit norwegischen Pastoren und Gemeinden, in Verbindung mit der Nord-Illinoissynode und dadurch mit der Generalsynode. Diese Verbindung dauerte zehn Jahre; ihre Lösung erfolgte in etwas revolutionärer Weise; worauf am 5. Juni 1860 die Schweden und Norweger in Jefferson Prairie, Rock Co., Wisc., eine Versammlung hielten und auf gesunder Bekenntnißgrundlage die Augustanasynode gründeten. Es waren 27 Pastoren und 49 Gemeinden mit einer Communikantenzahl von nahezu 5000, die sich da zu einer neuen skandinavischen Synode verbanden. Zehn Jahre, bis 1870, wirkten nun Schweden und Norweger in der Augustanasynode zusammen, dann aber schieden die Norweger im Frieden aus, um eine eigene kirchliche Körperschaft zu bilden, weil beide Theile es so für besser und förderlicher erkannten. Als unterdessen im Laufe der sechsziger Jahre die Synode von Pennsylvanien die Generalsynode verließ und den Anstoß zur

Gründung des Generalconcils gab, trat die Augustanasynode 1867 diesem bei. Wie groß nach dem Ausscheiden der Norweger im Jahre 1870 die Zahl der schwedischen Pastoren und Gemeinden noch war, vermögen wir nicht anzugeben, jedenfalls ist dadurch die Zahl bedeutend verringert worden. Dennoch war die Augustanasynode zur Zeit ihrer Jubelfeier, nach weiteren fünfzehn Jahren, auf über 200 Pastoren, über 450 Gemeinden mit 60,000 Communikanten und mehr als 100,000 Seelen angewachsen. Und es ist wunderbar, was diese schwedische Synode während ihres verhältnißmäßig kurzen Bestandes im kirchlichen Wirken geleistet hat, namentlich wenn man dabei in Betracht zieht, wie unbemittelt diese Leute durchgängig hierhergekommen. In der Erkenntniß, daß es für eine kirchliche Körperschaft von höchster Wichtigkeit ist, daß sie Pastoren und Lehrer bilde und erziehe, gründeten die Skandinavier schon 1857 eine Professur auf der Staatsuniversität zu Springfield, Ills. Nach der Trennung von der Generalsynode entstand das Augustana-College in Chicago, und in Verbindung mit demselben ein theologisches Seminar, für welches in Schweden eine Collekte erhoben wurde, die nahezu $11,000 einbrachte. Später, im Jahre 1869, wurde die Anstalt nach Paxton, Ills., verlegt, und im Jahre 1875 fand sie in erweiterter Gestalt ihre bleibende Heimath in Rock Island, Illinois, wo im vergangenen Jahre im Collegium gegen 170 und im theologischen Seminar 37 Studenten sich befanden und wo eben noch ein größeres Collegebäude aufgeführt wird, dessen bedeutende Kosten durch Jubiläumsgaben gedeckt werden sollen. Wohl deutet Pastor Norelius an, daß auch bei den Schweden die Opferwilligkeit nicht gleichen Schritt hält mit der Zunahme des Wohlstandes; aber nach dem Ertrag, den frühere Collekten für solche Zwecke ergaben, ist kaum daran zu zweifeln, daß die lutherischen Schweden auch die Tausende von Dollars aufbringen werden, welche dieser Neubau in Rock Island erfordert. Außerdem hat die Augustanasynode das Gustav Adolphus-College zu St. Peter in Minnesota, Akademieen in Kansas und Nebraska und sechs oder sieben Waisenhäuser und Hospitäler in verschiedenen Conferenzkreisen. Und vom Atlantischen bis zum Stillen Meere sind diese Schweden unermüdlich thätig, um ihre lutherischen Landsleute, die sich über alle Staaten und Territorien, besonders im Norden unseres Landes, zerstreuen, in Gemeinden zu sammeln; selbst im Herzen des Mormonenthums, in Salt Lake City, haben sie einen Pastor angestellt und eine Kirche erbaut, weil die Mormonen viele Schweden in ihr Garn gezogen haben. Die Beiträge für Lehr- und Erziehungsanstalten, einheimische und äußere Mission, Werke der Barmherzigkeit und für Gemeindezwecke, die in den 25 Jahren des Bestandes gegeben worden sind, sollen die hohe Summe von fünf Millionen Dollars erreichen.

Die Pastoren, welche aus Schweden herüberkamen, wurden von keiner Gesellschaft, keinem Verein ausgesandt oder unterstützt; auch war ihnen nicht verborgen, welche Mühen und Entbehrungen ihrer warteten, wenn sie den Dienst in der Staatskirche verließen, um sich hier der Ausgewanderten anzunehmen. Es sind ihrer freilich nicht viele gewesen, die sich entschlossen, dies Opfer zu bringen, aber die kleine Zahl, die herüber kam, ist dadurch, daß sie für die schwedische Kirche hier einen festen Grund gelegt hat, derselben zu unberechenbarem Segen geworden. Sie haben auch fest zusammengehalten in einem Sinn und einerlei Meinung, also daß Lehrkämpfe nie den Frieden der Synode bedrohten. Möge der Nachwuchs, der nun aus den hiesigen Anstalten hervorgegangen ist und ferner hervorgehen wird, auch in diesem Sinn und Geist fortwirken.

Freilich, so ganz in Frieden konnte auch diese Synode sich nicht entwickeln. In den siebenziger Jahren mußte sie sich mit Fragen der Ordnung und Verfassung beschäftigen und es scheint, daß man da nicht ohne Besorgniß war. Wir erfahren nicht, worüber man nicht übereinkommen konnte und auch jetzt noch nicht zur Uebereinstimmung gekommen ist. Unterdessen ist mitten in dem Verfassungskampf eine andere Bewegung in der Synode entstanden, welche auf jenen Kampf eine abkühlende Wirkung geübt hat, da man sah, wie gut und erfolgreich ein festes Zusammenstehen ist. Es war dies die Waldenström'sche Bewegung, die sich bis in die schwedischen Gemeinden in Amerika fortpflanzte und in Folge deren allerdings einige Gemeinden zerrissen wurden, ohne daß jedoch der Bestand und das Wachsthum der Synode ernstlich gefährdet wurde.

Der im Lutherjahr 1883 begonnene Benderstreit hat bis jetzt weiter keine Früchte getragen als die, daß ein Buch erschienen, in welchem Dr. Bender nach seinen Anschauungen „das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung" darlegt. Da die Berichte über das Buch merkwürdig übereinstimmend sind, so wird man wohl annehmen können, daß die Recensenten es wenigstens nicht mißverstanden haben.

Der Verfasser hat, wie er erklärt, eine „selbständige wissenschaftliche Hypothese" gefunden, „mit deren Hilfe er alle wesentlichen Erscheinungsformen der geschichtlichen Religionen erklären zu können glaubt." Nach dem aber, was man von Lucian und Celsus im Alterthum, Strauß, Feuerbach und Darwin in der Neuzeit weiß, erscheint die Hypothese nicht sehr selbständig, und nach der Bedeutung, welche die Religion im Völkerleben gehabt hat und noch hat, nicht wissenschaftlich; ganz abgesehen von der Bedeutung der Religion für den Einzelnen. So kam es denn auch, daß das Buch von den verschiedensten Seiten sehr ungünstig beurtheilt wurde. Wenn von einem Theologen dargethan wird, daß man im Christenthum statt Erkenntniß Illusion, statt Wahrheit Selbsttäuschung, statt Realitäten Traumbilder habe, so ist das einfach theologischer Selbstmord, dem gegenüber man nur sagen kann: Laß die Todten ihre Todten begraben.

Ueber die Beendigung des Kulturkampfes weiß man nicht viel mehr Gewisses, als man schon seit längerer Zeit weiß. Wie sich die Curie zu der neuen Vorlage in Betreff der Kulturkampfgesetze verhalten wird, das ist die große Frage. Wird der Papst Windthörstlich genug sein, um den Kampf in's Endlose fortzuspinnen oder wird Windthorst päpstlich genug sein, um ihn aufzugeben? Für Windthorst ist freilich der Kulturkampf Lebensfrage, wozu wäre er denn noch da, wenn es keinen Kulturkampf gäbe? Wenn freilich die Sache so verlaufen wird, wie es in Baden geschehen ist, dann mag Windthorst im Centrum selbst Arbeit genug finden, um es vor völliger Auflösung zu bewahren. In Baden hat sich nämlich die katholische Volkspartei gespalten und der Kampf zwischen den beiden Theilen wird mit demselben Eifer geführt, wie seinerzeit der Kampf der vereinigten Partei gegen den Staat. Unter solchen Umständen ist allerdings kaum noch an Kulturkampf zu denken. Es scheint, daß eben ein Theil der Partei einen Kampf um des Kampfes willen, bei dem man nur Schaden leiden kann, nicht fortsetzen oder von Neuem beginnen mag, während eine heißblütigere jüngere Generation den Kampf zu sehr gewöhnt ist. Wenigstens sagt Dekan Lender: „Und da kommen Männer, welche dazu noch die Annehmlichkeit und Gelegenheit haben, anonym schreiben zu können; welche die badischen Verhältnisse gar nicht kennen, theilweise noch gar nicht auf der Welt waren, als wir schon mitten im Kampfe standen, und beschuldigen uns der Nachlässigkeit, der Pflichtverletzung, der Faulheit und der Preisgebung unsrer Rechte, um uns bei dem katholischen Volk zu verdächtigen, verlangen von uns den unglückseligen Kulturkampf auf's Neue anzufachen und „in das schöne friedliche Verhältniß im Volke und in der Kammer und zwischen Staat und Curie die Brandfackel hineinzuwerfen;" dazu gebe ich mich nicht her."

Die altkatholische Bewegung in Nordböhmen scheint sich auch weiter auszubreiten. Mit Anrufung der staatlichen Hülfe zur Unterdrückung derselben hat der Episcopat keine guten Erfahrungen gemacht und beräth sich nun gemeinschaftlich über Maßregeln, die zu ergreifen seien. Auch in Steiermark breitet sich die altkatholische Bewegung immer mehr aus. Die Fürstbischöfe von Graz und Laibach, Dr. Zwerger und Dr. Missia, haben sich an der Episcopatsconferenz über die altkatholische Bewegung betheiligt. Fürstbischof Zwerger hat außerdem in einem Hirtenbriefe die altkatholische Propaganda besprochen und warnt die Gläubigen eindringlich vor dieser Ketzerei. Es wird dort erklärt, daß die altkatholische Lehre lediglich zur „Erreichung weltlicher Zwecke" verbreitet werde, „damit Jene, welche einmal von der wahren katholischen Kirche abgefallen wären, künftighin im Leben und Wirken für jene weltlichen Zwecke arbeiten sollten."

Ueber eine eigenthümliche Beunruhigung der strengen Lutheraner in Baiern wird von der A. E. L. Kztg. berichtet: Im Ministerialblatt für Kirchen- und Schul-

angelegenheiten wurde nämlich mitgetheilt, daß der König die Vornahme einer Sammlung freiwilliger Gaben in den protestantischen Pfarreien, rechts des Rheins zum Zweck der theilweisen Aufbringung der Mittel für die Erbauung einer Kirche in Speyer zum Gedächtniß an die Protestation von 1529 in der Weise genehmigt habe, daß den Pfarrämtern gestattet wird, ihren Gemeinden das Projekt vorzulegen und sich zur Empfangnahme freiwilliger Gaben zum Zwecke der Durchführung desselben zu erbieten. Darauf ist nun durch einen Geistlichen an das Kirchenregiment die Anfrage gerichtet worden, in welchem Sinne der Ausdruck „den Pfarrämtern wird gestattet“ gemeint sei, und die Bemerkung hinzugefügt, daß es doch für Geistliche nicht wohl „bitter“ sein könne, für den oben genannten Zweck Gaben nicht darzureichen, sondern anzunehmen. Ein zweiter Geistlicher, einem andern Kapitel zugehörig, hat seinem vorgesetzten Dekanat bemerkt, er mache, wie es bei derartigen freiwilligen Sammlungen auch da und dort in andern Dekanatsbezirken zu geschehen scheine, von der Erlaubniß zu kollectiren diesmal keinen Gebrauch; denn eine lutherische Gemeinde von Pfarramts wegen zur Beisteuer für unirte Kirchenzwecke zu veranlassen, das stelle sich, abgesehen von allem andern, als ein Eingriff in die verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte der luth. Kirche dar. Die Oberkirchenbehörde hat nun darauf aufmerksam gemacht, daß es sich um eine an den König gerichtete Bitte handle. Der König nun, darüber werde kein Zweifel bestehen können, beabsichtige nicht die Gewährung oder Nichtgewährung dem Ermessen der einzelnen Geistlichen anheimzugeben, sondern habe auf Antrag des Oberkonsistoriums dieselbe genehmigt, und zwar derart, daß den Pfarrämtern diesseits des Rheins gestattet sein solle — nicht eine förmliche Kirchenkollecte zu erheben — sondern nur nach entsprechender Bekanntmachung freiwillige Gaben in Empfang zu nehmen. Durch diese Bewilligung sei den Bittstellern ein von dem Belieben der einzelnen Geistlichen unabhängiges Recht auf diese Sammlung gewährt, und es verstehe sich von selbst, daß der Vollzug dieser Sammlung nicht von dem Gutdünken des einzelnen Geistlichen abhänge. Es wird dann noch darauf hingewiesen, daß auch in der lutherischen Kirche Schwedens für diesen Zweck kollectirt worden sei, und daß der Aufruf zur Errichtung dieser Gedächtnißkirche von hervorragenden Männern der baierischen Landeskirche mitunterzeichnet worden sei, deren entschieden lutherische Gesinnung von Niemand in Zweifel gezogen werde.

Schulnachrichten.

Die evang. Petri-Gemeinde in Washington, Mo., will eine Gemeindeschule gründen. Sie hat zu dem Zwecke Herrn Lehrer Hans Wicht berufen, und hat derselbe daselbst bereits seine Wirksamkeit begonnen.

Die an der evang. Johannis-Gemeinde in Richmond, Va., vakant gewordene Lehrerstelle ist wieder besetzt worden durch Lehrer H. Niemeyer, weiland Glied unseres Lehrervereins.

Für eine lutherische Gemeinde in Brooklyn, N. Y., die jetzt seitens unsrer evang. Synode bedient wird, sucht Herr Pastor Katerndahl in Newark, N. Y., einen tüchtigen Lehrer, der die mit der Gemeinde verbundene Gemeindeschule genügend und mit Erfolg bedienen kann.

Berichtigung. In der Märznummer ist zu lesen:

Seite 65, Zeile 2 von unten: verbieten statt verleiten.
„ 66, „ 11 von unten: nur statt immer.
„ 66, „ 13 von oben ist „sich“ zu streichen.
„ 66, „ 22 von oben: lebensvollerer statt lebensvoller.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. Mai 1886. Nro. 5.

Wilhelm von Oranien.

Aus dem Nachlaß von Dr. Albrecht Wolters.

(Aus den Deutsch-evangelischen Blättern.)

Versetzen wir uns in das Ereigniß, welches, indem es die Zeit der Reformation abschloß, unvermerkt eine Neugestaltung des europäischen Völkerlebens eingeleitet hat, — die Abdankung des Kaisers Karl V. zu Brüssel.

„Das Glück flieht die Alten," sagte der gebeugte Monarch, als er unter dem Druck der Ereignisse seiner letzten Jahre sich zu ihr entschloß. Wir aber entnehmen ihr auch das Geständniß, daß er Mächten unterlegen ist, die er nicht verstand, und es sich nicht zumuthen wollte, mit Größen zu rechnen, die er bisher für Nullen gehalten hatte. Der Politik konnte er nicht entsagen, aber er wollte für das, was geschah, nicht mehr verantwortlich sein.

So kam es am 25. Oktober 1555 zur feierlichen Niederlegung des Regiments in seinen Erblanden, welcher bald der unfeierliche Verzicht auf die Kaiserkrone gefolgt ist. —

Die Staaten der Niederlande sind im Brüsseler Ständesaal versammelt, mit ihnen die Bischöfe, die Edelleute, die Ritter des Ordens vom goldenen Vließe; die Abgeordneten der Städte sind erschienen, weil ihr alter Herr ein letztes Wort an sie richten und seinen Sohn, Philipp von Spanien, als ihren künftigen Regenten ihnen vorstellen will. In diese glänzende Versammlung wankt der kranke Kaiser herein, in seiner rechten Hand die Krücke, während seine Linke auf die feste Schulter eines Jünglings sich stützt.

Dieser Jüngling war Wilhelm von Oranien.

Absichtlich — Jeder fühlte es — zog der Kaiser an seinem letzten Ehrentage ihn vor allen vor. Nicht erwählte er zu diesem Dienst den Angesehensten der spanischen Nation, Alba, der ihm einst den schnellen Sieg bei Mühlberg erfochten; nicht Egmont, den Größten der Niederländer, dem er den Triumph seiner Waffen über die Franzosen bei Grevelingen verdankte: der junge Oranien mußte es sein, Oranien, der noch einmal dem System, welches der Kaiser vertrat, die tiefsten Wunden schlagen, und hier, in den kaiserlichen Erblanden, einen Staat schaffen sollte, welcher das größte irdische Reich in den Staub gebeugt, Jahrhunderte lang das Meer beherrscht und die Ideen des staatlichen und kirchlichen Lebens der neueren Zeit zuerst in Gang gebracht hat.

Wilhelm von Oranien, der Sohn des armen Grafen Wilhelms des Reichen von Nassau-Dillenburg und seiner zweiten Gemahlin Juliane, Gräfin von Stolberg, wurde am 25. April 1533 zu Dillenburg geboren. Sein kinderloser Oheim Renatus von Nassau, Herr von Breda, war durch Heirath der Erbtochter in Besitz des südfranzösischen Fürstenthums Orange (Oranien) gekommen und hinterließ es sammt der Devise „Je maintiendrai!" („Fest halten!"), als er im kaiserlichen Solde gegen die Franzosen umkam, seinem Neffen Wilhelm (1544). Damit entschied sich das Geschick des Knaben, der plötzlich alle Glieder seiner Familie an Macht übertraf und, als Erbe des getreuesten Dieners, Karls V. besonderes Interesse erregte. Der Kaiser erbat den elfjährigen Jüngling als Pagen seiner Schwester, der Königin-Wittwe von Ungarn, Statthalterin in den Niederlanden, und übergab ihn dem Bruder des späteren Cardinals Granvella (Hieronymus) zur Erziehung.

Vor seiner Verpflanzung in die Niederlande stand der zwölfjährige Knabe ohne Zweifel unter den Einflüssen evangelischer Lehre. Denn sein Vater hatte dieselbe gleich anfangs, da er Luther in Worms sah (1521) liebgewonnen und auf den Rath des sächsischen Kurfürsten, des Schirmherrn Luthers, die Kirche seines Landes im milden Geiste Melanchthons reformirt. Doch scheinen die nächsten Jahre diese Jugenderinnerungen in Wilhelm für lange Zeit fast ausgelöscht zu haben. Die Königin, an deren Hof in Brüssel er weilte, liebte die Falkenjagd leidenschaftlich und that es als Reiterin allen zuvor. Ihr Hofhalt entfaltete große Pracht. Der Adel, mit dem Oranien verkehrte, als er aus ihrer nächsten Nähe entlassen war, um im Heere zu dienen, verschwendete in Ritterspielen und Gastereien sein Gut, und das glänzende Haus, welches der junge Statthalter von Holland zu Breda und Brüssel hielt, bewies daß er in den allgemeinen Strudel gerathen war und in keinem Stücke zurückzubleiben gedachte. Achtzehnjährig heirathete er die gleichalterige Anna von Buren, deren große Schätze indeß nicht hinreichten, ihn vor allmäliger Verschuldung zu retten. Dabei schwang er sich in des Kaisers Gunst immer höher empor. Häufig zu Gesandtschaften verwendet, wurde er schon 22jährig zum Oberbefehlshaber der gegen die Franzosen aufgestellten Armee ernannt.

Diese Zeit hat er selbst später verurtheilt, indem er sich anklagte: „Ich habe Jahre lang mehr an Krieg, Jagd und dergleichen, als an die Seligkeit meiner Seele gedacht; aber ich danke Gott, daß er den guten Samen, den er selbst in mich gelegt, nicht wollte ersticken lassen." Sein Vater hatte schon die Anfänge dieser Zeiten beklagt, indem er bezeugte: „Der Sohn sei in der Religion wohl erzogen, aber in den Niederlanden gewendet worden."

Die Huld, mit welcher der Kaiser ihn überschüttet, blieb ihm auch nach der Abdankung unter dem neuen Regenten, und die Thatsache, daß der mißtrauische Philipp sie ihm nicht entzog, beweist, daß Oranien dem Herrscherhause und seinen kirchenpolitischen Zielen durchaus ergeben erschien. Wurde er doch allgemein so sehr dafür angesehen, daß er, als Geisel nach Frankreich entsendet, auf der Jagd, im Grase liegend, von Heinrich II. als Eingeweihter

behandelt ward und in leichtem Geplauder das geheime Bündniß erfuhr, welches die Kronen Spanien und Frankreich zur Ausrottung der Ketzer geschlossen hatten!

Weil die stete Abwesenheit des spanischen Königs von seinen Erblanden eine Stellvertretung forderte, sandte Philipp nach dem Tode der Königin Maria von Ungarn die Herzogin Margarethe von Parma nach Brüssel. Sie war seine Halbschwester, die uneheliche Tochter Karls V. Eine machtlose Puppe in Philipps Hand, hielt sie es für gerathen, vor ihm auch willenlos zu sein. Die ihr untergebenen Behörden waren unter die getreuesten Diener der kaiserlichen Familie gestellt. Außerdem hatte der König sie für alle Fälle an Granvella, den Bischof von Arras und späteren Cardinal, gewiesen, einen Mann, der den Mächtigen gegenüber geschmeidig, sich nicht schämte, obwohl Geistlicher, von einem „häßlichen Thier, Volk genannt," zu reden. Es genügte ihm nicht, seine Feinde — er sah dieselben in den Gegnern der katholischen Kirche — zu verfolgen so lange er lebte; den zähen, trotzigen Mann beschäftigte sogar die Sorge, wie er sie noch hindern könnte, wenn er schon im Grabe modern würde. „Ich bin nur ein armer Erdenwurm," sagte er, „von allen Seiten bedroht, ein Todter; aber ich will mich bemühen, so lange zu leben, als möglich, und so, daß, wenn man mich tödtet, man damit auch noch nichts gewonnen hat."

Große Verstimmung empfing Margarethe, als sie in den Niederlanden erschien. Der nicht zahlreiche hohe und der sehr zahlreiche niedere Adel konnten es nicht fassen, daß gerade sie auserkoren seien, sich unter Emporkömmlinge zu beugen, und Philipps Benehmen machte sie besorgt. Er hatte mit wachsendem Unmuth die Ausbreitung der evangelischen Lehre in den Niederlanden bemerkt. Wie es ihm gelang, sogar in seinem ritterlichen Spanien durch Autodafes dies Höllenfeuer auszutreten, so gedachte er auch hier es zu ersticken, in einem Lande, das nur Deutsche bewohnten. Als es aber trotz aller Gewaltthat immer mehr um sich griff, fand er den Grund davon in der unzeitigen Milde, mit der seine Befehle ausgeführt wurden, und sah sich nach wirksameren Mitteln um. Sein Vater hatte gesagt: wer mir die Messe entreißt, entreißt mir das Herz: Philipp betheuerte, „er könne nicht zugeben, daß in der Religion etwas geändert werde; lieber verlöre er hundert Leben, wenn er sie hätte; er wolle kein König über Ketzer sein."

Die äußerste Strenge ist Machthabern zuweilen wohl als gelindestes Mittel erschienen, weil sie die Menschen versteinert und so zur verbotenen That unfähig macht. Daß aber auch sie nicht ausreiche, wenn das Gewissen in Frage kommt und aller Marter spottet, hätte Philipp wissen sollen, schon ehe er die Niederlande antrat.

Hatte doch Karl V. schon 1521 einen Generalinquisitor hierher geschickt, aber die protestantische Lehre nicht hindern können. Die Antwerpener Augustinermönche Voes und Esch waren zu Brüssel verbrannt worden (1523), aber Erasmus, diejenigen verspottend, welche den Büttel für den fertigsten Doktor der Theologie hielten, versicherte, „grade ihr Sterben habe viele

Leute zu Lutheranern gemacht," und ihr Ordensbruder Luther begrüßte vor ganz Deutschland in ihrem Tod den neuen Frühling der Christenheit, der die zarten Märtyrerblumen wieder hervortreibe. Ebenso vergeblich war selbst des Kaisers letztes Edict von 1550 gewesen, welches Angeber von Ketzern zu Ehrenmännern macht, Verräther belohnt, alle Evangelischen zum Feuertod verurtheilt und nur die reuigen Weiber zur Ersäufung, die reuigen Männer zur Enthauptung begnadigt.

Obwohl dadurch jeder Protestant den äußersten Qualen und sicherem Tode verfallen war und die brennenden Holzstöße den Himmel rötheten, sammelten sich überall, und besonders in den südlichen wallonischen, französischredenden Provinzen des Landes die geheimen „Gemeinden unter dem Kreuz," — Häuflein und Haufen von Evangelischen, welche durch französische Wanderprediger bedient wurden. Schon 1561 hatten sie ihr Glaubensbekenntniß zu Genf französisch, gleich darauf niederländisch drucken lassen und ihrem König Philipp zugeeignet. „Wir danken Gott — so reden sie ihn in der Widmung an — daß das Blut unsrer Brüder um Christi Sache willen vergossen gen Himmel schreit. Die Ausweisungen, Gefängnisse, Marterbrände, Verbannungen und Peinigungen beweisen klar, daß unser Begehren nicht fleischlich ist, weil wir es ja viel besser haben würden, wenn wir unsere Lehre fahren ließen. Aber weil wir Gott fürchten und erschrocken sind vor der Drohung Christi, der da spricht, er wolle die vor seinem Vater verleugnen, welche ihn vor den Menschen verleugnen: so bieten wir unsere Rücken den Geißeln, unsere Zungen den Messern, unsern Mund den Knebeln, unsern ganzen Leib dem Feuer dar, wissend, daß wer Christo nachfolgen will, sein Kreuz auf sich nehmen, und sich selbst verleugnen muß!"

Die hier geschilderten Gräuel, welche im Namen des Königs begangen und von Granvella mit dessen Autorität gedeckt wurden, brachten Oranien zu der Weigerung, dem Staatsrath beizuwohnen, so lange der darin sitze. Da rief Philipp den gefürchteten Cardinal ab. Er that es nicht, weil er die von ihm vertretene Sache Preis gab, sondern weil er sie nur so durchzusetzen hoffen konnte. Deßhalb regte er von Madrid aus den Staatsrath in Brüssel zu dem Beschlusse auf, nicht nur die Bestimmungen des Concils von Trient zu publiciren, sondern von nun an alle sechs Monate in jedem Dorf jenes drakonische Ketzeredict Karls V. von 1550 verlesen zu lassen! Oranien wurde, als die Abstimmung im Staatsrath dahin ausfiel, von der Bedeutung des Augenblickes so übermannt, daß er seiner Gewohnheit zu schweigen untreu wurde und seinem Nachbar zuraunte: „Jetzt werde das außerordentlichste Trauerspiel beginnen, das je auf Erden gespielt habe."

Er sagte damit nicht zu viel. Welche Rolle aber gedachte er darin zu übernehmen? Niemand konnte es sagen; er selbst wußte es am wenigsten.

Seine damalige unentschiedene religiöse Mittelstellung zwischen Katholiken und Protestanten war keine naive, halb unbewußte, sondern eine gewollte. Verletzte er durch sie doch seine deutschen Freunde alle, da sie ihn aufforderten, endlich sich für die Protestanten zu erklären, denen er ja nach

Herkunft und Verwandtschaft schon angehörte und die um so mehr auf ihn rechneten, seitdem er die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen zur Ehe genommen hatte.

Seine erste niederländische Gemahlin war ihm, kurz bevor die Statthalterin Margarethe ankam, gestorben (1558). Als er zu seiner zweiten die weder anmuthige noch reiche Anna von Sachsen erkor (1561), schien bei seiner Entscheidung die Absicht mitgewirkt zu haben, sich den protestantischen Fürsten Deutschlands zu nähern.

Er war 28jährig, als er in Sachsen zur Trauung mit großem Glanz sich einstellte. „Von schönem Wuchs, etwas mehr als mittelgroß, braun von Gesichtsfarbe und Bart, eher schlank als stark, mit freundlichen Augen, anziehend in Sprache und Gebärde" — so schildern ihn die Zeitgenossen. In Leipzig kam es zu Verhandlungen wegen des lutherischen Glaubens der Braut. Der Frage: ob es seiner Frau erlaubt sein würde, die Bibel zu lesen, begegnete er mit der Ausflucht: „er wolle sie mit solcher melancholischen Lectüre nicht bemühen, sondern ihr anstatt der hl. Schrift den Amadis von Gallien und dergleichen kurzweilige Bücher, die de amore handelten, zu lesen geben" — und ließ sich nur dazu bringen, in notariellem Act zu versprechen, „sie, so sie das Abendmahl begehre, an einen Ort zu bringen, wo sie es auf lutherische Weise empfangen könne; auch die Kinder in der Lehre der Augsburger Confession zu erziehen."

Der alte Philipp von Hessen, der Braut Großvater, ärgerte sich nicht wenig an dem Benehmen Wilhelms. Seine Vorsicht und Unbestimmtheit schien ihm Heuchelei. „Er ist ein Papist," schrieb er, um alles Unrühmliche zusammenzufassen, was er von ihm dachte. Er ließ es sich nicht träumen, daß dieser scheinbar unschlüssige Gemahl seiner Enkelin bald so sehr werde in die Angelegenheiten seines Volkes verflochten werden, daß sie nach seinem Pulsschlag gingen. Erst der Umschwung in den öffentlichen Verhältnissen seines Landes bezeichnet den Fortschritt auch in Wilhelms langsamer religiösen Entwicklung, und je mehr sich der nun entbrennende Kampf kirchlich färbte, desto mehr werden wir auch ihn seine kirchliche Stellung nehmen sehen.

Sein eifrigster und zugleich selbständigster Freund, Marnix, der gelehrte, in Genf von Calvin gebildete Herr von S. Aldegonde, hatte die seine längst genommen. Er benutzte die Anwesenheit des Adels in Brüssel bei der Hochzeit des Sohnes der Statthalterin, um den Prediger der heimlichen Hugenottengemeinde in Antwerpen, Franziscus Junius (Francois du Jon) vor etwa zwanzig Hochzeitsgästen predigen zu lassen. Danach vereinigte er sie zur Berathung über gemeinsame Schritte gegen die Inquisition. Der so beginnende Compromiß war zunächst durchaus kein religiöser Bund und unter den 2000, die allmälig seine Urkunde unterzeichneten, sind die Katholiken reichlich vertreten. Als sie ihre Beschwerdeschrift in feierlichem Zuge der Statthalterin übergeben, aber kein Gehör gefunden hatten, zerstreuten sie sich erzürnt durch's Land. Das Schimpfwort der Geusen ward ihr Ehrenname (1566). Ueberall in Brabant traten nun, von ihnen geschützt und aufge-

fordert, die versteckten Prediger hervor — vor den Städten, auf dem flachen Land hielten die Beredtesten von ihnen „Feldpredigten", oft vor 15,000 Menschen. Oranien hoffte durch diesen augenscheinlichen Beweis, daß das Volk auf Seiten der Geusen stehe, die Statthalterin zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Plötzlich verbreitete sich die Unruhe auch in die Städte, und während in Antwerpen 1500 Deputirte, Prediger und Vorsteher der heimlichen Gemeinden, zu einer Synode sich versammelt hatten, brach hier der Bildersturm aus (18. Aug. 1566). Ob sie betheuerten, sie hätten davon so wenig gewußt, als von der Stunde ihres Todes — es half ihnen nicht, ihre Feinde wälzten die Schuld, das wilde Feuer hier und gleich darauf in andern flandrischen Städten angeblasen zu haben, auf sie allein, auf „diese Menschen von der Secte Calvins."

So hatte auch Luther die Schuld des Wittenberger Bildersturms wie des Bauernkriegs tragen müssen, ob er auch Himmel und Erde für seine Unschuld anrief.

Die Statthalterin erklärte sich zu Concessionen bereit, indem sie zugleich dem König schrieb: „Er könne ja, was sie nachgebe, zurücknehmen, da sie nicht er sei."

So begannen die religiösen Triebkräfte der Bewegung ihre politischen zu überholen. Oranien nahm sie in seiner Weise. (Fortsetzung folgt.)

Die Keuschheit.

(Eingesandt von P. J. G. Enßlin.)

Wie schön wäre es auf dieser Erde und wie gut ließe sich's hier leben, wenn nur die Sünde nicht wäre, die der Leute Verderben ist, Sprüche 14, 34. Gott würde uns ja gerne in paradiesischen Verhältnissen leben lassen, wenn wir uns nur des Guten würdig und fähig erweisen könnten; aber um unseres verderbten Wesens willen herrscht nun Fluch und Tod in dieser Welt. Nicht nur traurig, sondern schauerlich und entsetzlich wäre es, wenn es ewig so bleiben müßte. Gott aber sei Dank, es ist ein Mittel gegen Sünde und Tod vorhanden und der Sieg über das Reich der Finsterniß ist auch da und zwar durch unsern Herrn Jesum Christum, so daß der Triumph über das eingedrungene Böse da beginnen und das Leben sich edler, lichter und vollkommener gestalten kann, wo von den Errungenschaften des Erlösers und Seligmachers rechter Gebrauch gemacht werden mag. Wir können nun viel zu unsrer Wohlfahrt beitragen, wenn wir mit den Waffen, die uns durch das Evangelium an die Hand gegeben sind, das Böse bekämpfen und die Hindernisse zu beseitigen suchen, die uns nicht zum wahren Glück kommen lassen wollen. Aeußerlich thut der Mensch zwar viel zu seinem Wohle, er lernt, arbeitet und genießt in der Jugendzeit, und im Alter sorgt, pflegt, sammelt und ruht er; aber in der Hauptsache, nämlich im Erlangen dessen, was den Grund zum leiblichen und geistlichen, zeitlichen und ewigen Wohle legt, lassen es die meisten fehlen; denn die Gottseligkeit, die zu allen Dingen nütze ist, und die

Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat, kann nur durch Ueberwindung derjenigen Dinge erlangt werden, welche wider die Seele streiten, die aber hauptsächlich in der Jugendzeit im Busen des Herzens genährt, gepflegt und oft nicht eher entdeckt werden, als bis sie gleich einer giftigen Schlange mit ihrem tödtlichen Biß für ihre Pflege lohnen. Die fleischlichen Lüste streiten wider die Seele und die Unkeuschheit, welche auch damit gemeint ist, hat schon viele nach Leib und Seele in Noth und Elend gestürzt; denn ihr liegt die Verletzung der göttlichen Ordnung zu Grunde, welches nur böse Folgen haben kann. Sobald der Mensch den unreinen und unkeuschen Trieben seines Fleisches Raum gibt, ist er auf dem Wege, die göttliche Ordnung zu durchbrechen, die Gott durch die Geschiedenheit der beiden Geschlechter der Menschen aufgestellt hat, was dann Fluch anstatt Segen zur Folge haben muß. Gott trennte die Geschlechter und schuf die Menschen Mann und Weib; er stattete aber ein jegliches Geschlecht mit besonderen Gaben und Eigenschaften aus, durch die eines das andere ergänzen kann und soll, aber nicht in willkürlicher Weise; denn der Zweck der Geschiedenheit der beiden Geschlechter ist eben die eheliche Verbindung, in welcher Mann und Weib ein Fleisch sein und einander anhangen sollen. Dieses Anhangen aber ist nur dann möglich, wenn auch in der Ehe die Geschiedenheit der beiden Geschlechter bewahrt wird, das heißt: daß neben dem Ehegatten kein ähnlicher Umgang mit einem andern stattfindet, sondern ganze Treue bewiesen wird; denn wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen, und kann unmöglich seinem Weibe so anhangen, wie es die göttliche Ordnung fordert. Wie aber durch Untreue in der Ehe der Zweck derselben verfehlt und das Gebot Gottes: „Du sollst nicht ehebrechen!" übertreten wird, so wird auch durch die Verletzung der göttlichen Ordnung in der Geschiedenheit der beiden Geschlechter vor der Ehe oder durch Unkeuschheit im ledigen Stande das im künftigen ehelichen Leben erforderliche Anhangen und Treusein unmöglich gemacht; denn was im Ehestande das Begehren eines andern möglich macht, das findet auch schon vor der Ehe seine Grundlage in der Unkeuschheit oder Sucht, mit dem andern Geschlechte in Berührung und Umgang zu kommen. Irion sagt darum in seiner Katechismus-Erklärung: „Auf der Grundlage der Keuschheit und Zucht ist die rechte Ehe möglich;" denn nur eine keusch und züchtig durchlebte Jugendzeit läßt in späterer Zeit eine rechte Ehe möglich werden. Es wird also in dem Gebote: „Du sollst nicht ehebrechen," nicht allein die Bewahrung der Geschiedenheit der beiden Geschlechter *im Ehestande*, sondern auch *vor der Ehe* gefordert, und zwar als Keuschheit und Reinheit in Gedanken, Worten und Werken; denn die Keuschheit selbst wird nicht blos durch Verhütung von groben Thatsünden ganz bewahrt, sondern auch durch Ueberwindung der unkeuschen Gedanken und Begierden. Es sollen sich die Lebenstriebe des Menschen in normaler Weise entwickeln und gestalten, was nicht anders, denn durch die Zucht bewirkt werden kann; daher auch ein züchtiges Leben geführt werden muß. Es liegen eben zwischen den Anfängen der Unkeuschheit durch Gedanken und der Thatsünde selbst so

manche Grade der Vergehungen, die nicht minder gefährlich und schädlich sind, als die gröberen Ausbrüche der Unkeuschheit selbst. Irion sagt darum in seiner Katechismus-Erklärung: „Die Gedanken können bloße Regungen der Seele sein, ohne bestimmte Form, sie können aber auch bestimmte Gedanken sein, mit bestimmter Form und Ausprägung, bis zu den bestimmten Bildern der unreinen Phantasie, in welchen sich der bloße Gedanke schon in gewissem Sinn zur Substanz der That gestaltet. — Eine verunreinigte Phantasie wirkt mit derselben Zerstörung auf den Organismus der Persönlichkeit zurück, wie das unreine Leben als That; — und die Wirkung der unreinen Gedanken bringt es mit sich, daß diese häufig kommen, und eine Macht bilden können, gegen die des Menschen Kraft nichts vermag, ja die sogar im christlichen Leben lebenslang nicht ganz in den Staub getreten werden kann." Sollen darum die Lebenstriebe des Menschen in normaler Weise sich entwickeln, so muß sich die nöthige Zucht schon über die Gedanken und Begierden erstrecken und zwar schon in den Anfängen der Entwicklung der geschlechtlichen Triebe, damit die sündlichen Neigungen unterdrückt und überwunden werden, ehe sie sich weiter entfalten können. Schon frühzeitig, sobald sich die Phantasie des Menschen für den Unterschied der beiden Geschlechter interessirt, mag, wenn nicht gehörige Zucht geübt wird, der Anfang zu einem unreinen und unkeuschen Leben gemacht werden. Inspektor Zeller sagt darum in seinen Lehren der Erfahrung: „Viel mehr, als manche (Lehrer) sich träumen lassen, kommen Sünden der Unkeuschheit schon in den Schulen vor — die wie eine Pest im Finstern schleichen und wie Insekten die verborgene Lebenswurzel so vieler zernagen, oft lange unvermerklich." Es ist daher der Sünde der Unkeuschheit, die sich so leicht im Busen des Herzens verborgen halten kann, weil sie sich schon durch Gedanken und Begierden unvermerkt zu einer zerstörenden Macht entfalten mag, mit dem Licht der Wahrheit offen und aufrichtig entgegen zu treten und den Neigungen, welche die Unkeuschheit verrathen, mit Energie zu steuern. Es hilft nichts, durch heuchlerische Schamhaftigkeit der Zucht sich zu entziehen und etwa thun, als wäre es einem zu gemein, nur von den Merkmalen der Unkeuschheit reden zu hören. Gerade der heuchlerischen Schamhaftigkeit liegt die Unkeuschheit zu Grunde und zeigt wider Erwarten ihre bösen Folgen. Daß aber diese Sünde sich so lange im Herzen des Menschen verborgen halten kann, ehe man selbst ein klares Bewußtsein von derselben erlangen mag, rührt schon von der allgemeinen Blindheit her, mit welcher der Mensch seit dem Sündenfall durch die Macht der Sünde umnachtet ist. Die abnorme Entwicklung und Aeußerung der Naturtriebe scheinen dem gefallenen Menschen, dem das Licht des Geistes abhanden gekommen, und bei dem das Fleisch zur Herrschaft gelangt ist, normal zu sein, daher im Heidenthum, wo die Macht der Finsterniß herrscht, die Sünde der Unkeuschheit einen so hohen Grad erreichen konnte, ohne von ihrem Begriff der Sittlichkeit beanstandet zu werden. Die Entwicklung der Lebenstriebe des Menschen gehen wohl Hand in Hand mit seiner leiblichen Entwicklung, ja sie ist ein Stück derselben; allein es darf der Natur doch nicht der freie Lauf gestattet

werden, zumal sie verderbt ist und eine verkehrte Richtung einschlagen kann. Nimmermehr kann die verderbte Natur des Menschen maßgebend entscheiden, was zur wahren Sittlichkeit gehört. Menschen, welche dem Geist und Wort Gottes fremd sind, entschuldigen manche Grade der Unkeuschheit, weil sie naturgemäß erscheinen, und folgen in schamloser Weise ihren Naturtrieben, welches dann doch böse Folgen hat. Der Zweck der Geschiedenheit der beiden Geschlechter, nämlich die eheliche Verbindung, wenn sie eine glückliche und segensreiche sein soll, fordert eben bei allen Menschen die Keuschheit, und verdammt jegliche Annäherung und Umgang mit dem andern Geschlechte, durch welche die Liebe und Treue im Ehestande unmöglich und die Sittenreinheit verletzt wird. Verkehrte Entwicklungen und Gestaltungen der Lebenstriebe des Menschen sind darum an solchen Merkmalen zu erkennen, die eine Verletzung der göttlichen Ordnung in der Geschiedenheit der beiden Geschlechter verrathen. Die Unkeuschheit verräth sich darum schon frühzeitig, wie Inspektor Zeller sagt, durch die starke Neigung und Lust zur Lektüre von schlüpferigen und unzüchtigen Büchern, Schriften und Romanen und durch horchende und lauernde Aufmerksamkeit auf unzüchtige Reden und Erzählungen. Ebenso zeigt sich die Unkeuschheit in der Verletzung des Schamgefühls vor dem andern Geschlechte durch schmutzige Reden, unzüchtige Gebärden, durch gefallsüchtige, die Augen auf sich lenkende Kleidung, Putz und Haltung, insbesondere aber durch den Umgang mit dem andern Geschlechte, wie er sich bei dem Besuch von Komödien, Balleten, Tanzbelustigungen, Spielen und dergleichen darbietet. Pfarrer Flattich behauptet darum, daß das Tanzen das A B C der Hurerei ist und rechtfertigt seinen Probst von Denkendorf, der zu einem putz- und gefallsüchtigen Studenten sagte: „Er ist ein Hurenvogel, sonst würde Er sich nicht so putzen!" Die Klugheit der Welt weiß zwar gerade solche Sünden und Neignngen mit der Mode, Sitte und Gebrauch zu bemänteln und solchen Mantel als zum Anstand und Bildung gehörig darzustellen. Nicht selten wird darum schon die göttliche Ordnung verletzt durch unanständige, das Schamgefühl verletzende Spiele der Kinder und jüngeren Leute, insbesondere aber durch die persönliche Berührung, wie sie sich bei der modernen Tanzbelustigung darbietet, da solche Dinge gestattet zu sein scheinen, welche sich sonst in einer anständigen Gesellschaft und bei andern Gelegenheiten nicht schicken würden, ja vielmehr als unverzeihliche Beleidigung und Gemeinheit angerechnet werden müßten.

Wohl möchte manches eine strenge Geschiedenheit der beiden Geschlechter bis zu dem Zeitpunkt, da die geschlechtlichen Lebenstriebe zu einer Reife sich entwickelt haben, rechtfertigen, hernach aber als unvereinbar erklären mit der Thatsache, daß die eheliche Verbindung eine gegenseitige Anziehung der Charaktere und der betreffenden Person überhaupt voraussetzt; diese Voraussetzung aber eine nähere Bekanntschaft, ja einen Umgang mit dem andern Geschlechte nothwendig macht, der zwar nicht durch die Thatsünden der Unkeuschheit befleckt werden darf. Eben hierin liegt für viele die Versuchung, meinen zu dürfen, daß es für sie an der Zeit sei, und daß sie das Recht haben,

sich dem andern Geschlechte nähern und einen Umgang mit ihm haben zu dürfen, der in früherer Zeit nicht schicklich gewesen wäre. Aber die Anmaßung solches vermeintlichen Privilegiums dient bei vielen, hauptsächlich bei solchen, welche kaum den Kinderschuhen entwachsen sind und noch keine Qualifikation für die Lösung der Aufgabe im Ehestande haben, nur zum Vorwande, um mit einem gewissen Recht in Verhältnisse und Liebschaften eingehen zu dürfen, durch die sie zum Theil noch in kindischer Weise ihren fleischlichen Neigungen und Lüsten folgen können. Solche frühzeitige Verbindungen können überhaupt nicht den angeblichen Zweck haben, denn die Bedingungen, welche eine eheliche Verbindung hervorrufen mögen, können von einer noch nicht völlig individuell ausgeprägten und bewährten Person weder erkannt, noch versprochen werden, daher auch durch sie, wegen des Unverstandes und Unbesonnenheit, viele Thorheiten und Uebereilungen begangen werden, die oft zu spät und durch bittere Folgen erst erkannt werden. Verfrühte und im Unverstand eingegangene Eheschließungen sind oft von kurzer Dauer und haben meistens ein unglückliches Eheleben zur Folge. Ueberhaupt rufen solche Verbindungen, die aus ungezügelten geschlechtlichen Trieben stammen, allerlei Lüste und Begierden hervor, die zum Beruf und Arbeit unfähig machen, zu Thatsünden, zu Verstimmungen des Gemüths, zum Ruin der Persönlichkeit, ja sogar zum Selbstmorde führen. Es gilt daher gerade in der Zeit, da die geschlechtlichen Triebe des Menschen sich entwickeln, recht auf der Hut zu sein, und der Neigung, mit dem andern Geschlechte in Berührung zu kommen, mit Ernst entgegen zu treten, denn solche Neigung führt leicht zur abnormen Entwicklung der Lebenstriebe und bildet den Anfang der Unkeuschheit. Leider wird von manchen Eltern der frühzeitige Umgang ihrer Kinder mit dem andern Geschlechte gebilligt und geduldet, insbesondere, wenn sie eine eigennützige und eigenwillige Unterbringung oder Versorgung derselben erzielen können. Trefflich sagt hierüber Pfarrer Flattich: „Die jungen Leute sind sehr unbesonnen und lassen sich leicht verführen. Daher kommt es auch, daß sie sich, besonders Jünglinge, leicht überreden lassen, irgend eine Weibsperson zu heirathen; weßwegen ich an solchen Eltern, welche gerne haben wollen, daß sich ihre Kinder blos nach ihrem Willen verheirathen lassen, gesehen habe, daß sie ihnen frühzeitig Männer und Weiber geben, indem ihre Kinder in ihrer Unbesonnenheit nur froh sind, daß sie heirathen dürfen." Es ist zwar durch Vorangehendes nicht gesagt, daß jegliche Verbindung vor der Eheschließung sündlich oder unkeusch ist, denn es muß, wegen der persönlichen und geistigen Anziehung, welche eine Verbindung hervorruft, auch solche geben, in welchen die Geschiedenheit der beiden Geschlechter doch bewahrt bleibt. Allein eine solche kann naturgemäß nur von denjenigen mit Ehren eingegangen werden, welche sowohl in leiblicher wie in geistiger Beziehung die gehörige Reife und Bildung für die Führung des künftigen Ehestandes erlangt haben. Es soll eben niemals das von Gott eingepflanzte und schon frühzeitig sich offenbarende Schamgefühl vor dem anderen Geschlechte verletzt werden, was durch die Zucht über die natürlichen Neigungen und Triebe bewirkt werden muß,

da dieselben eine, der göttlichen Ordnung gemäße, oder normale Entwicklung und Gestaltung erlangen sollen. Diese Zucht wird nun freilich nicht durch klösterliche Einsamkeit und Abgeschlossenheit entbehrlich, oder recht geübt; denn auch solche Verhältnisse gewähren keine Sicherheit vor Versuchungen, weil gerade durch die Einsamkeit die Phantasie einen gefährlichen Reiz bekommen kann, der zu neuen Versuchungen und Anregungen der bösen Lust führen mag. Da aber die Quelle der Unkeuschheit im eigenen bösen Wesen der Persönlichkeit zu suchen ist, so muß vor allem das Herz, als der Heerd der bösen Gedanken und Begierden streng bewacht, aber auch die von außen kommenden Einflüsse und Eindrücke scharf gerichtet werden; denn durch einen Zunder von außen wird die im Menschen schlummernde Fähigkeit zur Sünde aufgeweckt und die böse Lust gereizt und gesteigert. Irion sagt darum in seiner Katechismuserklärung: „Durch Eindrücke von außen gestaltet sich die wesenhafte Verkehrtheit des Menschen zu einer Welt voll Sünde und Unreinigkeit im Menschen, die nur das Spiegelbild ist von der Welt außer ihm, von welcher die Einwirkungen kommen.“ Wer den unreinen Gedanken im Stillen nachhängt, mag endlich auch in grobe Thatsünden der Unkeuschheit fallen. Wer es aber mit den Gedanken genau nimmt, der wird sich noch mehr schämen, unanständige, schamlose Worte und Geberden hören und sehen zu lassen. Um aber die Eindrücke und Einflüsse von außen fern zu halten, gilt es die schon dadurch bewirkten unreinen und unkeuschen Gedanken und Begierden durch Gebet und Arbeit zu unterdrücken und ihnen mit Gewalt eine andere Richtung zu geben; ebenso gilt es durch Eingezogenheit den Gefahren aus dem Wege zu gehen und die Plätze und Gelegenheiten zu meiden, die zu einem unkeuschen Umgang mit dem andern Geschlechte und zur Weide des Fleisches Veranlassung geben. Seien das nun Orte und Gelegenheiten, wo die Verletzung des Schamgefühls durch allgemeine und öffentliche Theilnahme entschuldigt werden soll, wie z. B. bei Tanzbelustigungen; oder seien es einsame, die Gegenwart anderer scheuende Zusammenkünfte, wozu insbesondere das nächtliche Umherziehen gehört, das bleibt sich gleich; denn man gibt sich dadurch einem solchen Umgang preis, der in sittlichen Kreisen unverzeihlich und gemein wäre, dessen man sich auch unter den Augen der Eltern und züchtiger Personen schämen müßte, und schon viele in Unglück und Elend gestürzt hat. Da überhaupt die Jugend die Gefahren, denen sie da und dort ausgesetzt ist, nicht kennt, so gehört zur Bewahrung und Bewachung ihrer selbst ein unbedingter Gehorsam gegen die Eltern und Vorgesetzten, dieweil sie von Gott berufen sind, Zucht zu üben, und ihnen ohnedies das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegen muß. Zwar durch Warnen und Zurückhalten von Seiten der Eltern ist nicht alles, was durch sie gethan werden kann, erreicht; denn die lebensfrohe Jugend will auch einen Ersatz haben für jenen verderblichen Verkehr mit dem andern Geschlechte, es muß ihrem Leben und Theilnahme an der menschlichen Gesellschaft eine geordnete und gottgefällige Richtung gegeben werden, was hauptsächlich dadurch erzielt werden mag, wenn ihr ihre christliche Lebensaufgabe zum Bewußtsein gebracht und gezeigt wird,

welche Stellung sie im irdischen und himmlischen Berufe einnehmen soll. Wie es im ehelichen Stande zu sehen ist, daß nämlich durch ein angenehmes Heim manches vor Lastern und Ausschweifungen bewahrt bleibt, so ist es für die Jugend nothwendig, daß sie im Elternhause, oder bei ihrer Herrschaft ein solches Heim findet, in welchem es ihr wohl ist. Zwar soll der Jugend daheim nicht durch Müßiggang und allzugroße Freiheit das Leben angenehm gemacht werden; denn Müßiggang lehret viel Böses, und Gelegenheit macht Diebe; sondern vielmehr durch nützliche Arbeiten, durch lehrreiche, gute Bücher, durch Erlernen dieser und jener nützlichen Kunst, durch segensreiche Unterhaltung, aber auch durch Theilnahme an Werken der Liebe und Barmherzigkeit, die sowohl zur Ehre Gottes, als zum Wohl des Nächsten dienen mögen. Ziehen wir nun genannte Mittel und Wege in Betracht, die zur Erhaltung und Erlangung der Keuschheit nothwendig erachtet werden, so gründen sie sich durchweg auf die christliche Wahrheit, weshalb sie auch nur dann erfolgreiche Anwendung und Gebrauch finden, wenn die Autorität der hl. Schrift anerkannt und geglaubt wird; denn weder ein menschliches Sittengesetz, noch eine weltliche Obrigkeit vermag der Unkeuschheit gänzlich zu steuern. Daher die Grundlage aller Sittlichkeit, nämlich die Gottesfurcht schon frühzeitig in das Herz des Kindes gepflanzt werden muß, wenn es die Kraft zu einem keuschen Wandel erlangen soll. Nur die Wahrheit, durch die der hl. Geist wirkt, macht frei von der Knechtschaft der Sünde; denn in ihr ist das Universalmittel gegen die Lüste und Begierden des Fleisches gegeben, nämlich das göttliche Leben, die Kraft zur Wiedergeburt, aus der die Liebe zu Jesu und das damit verbundene Gebetsleben entspringt. „Christus allein, sagt ein erfahrener Knecht Gottes, ist eine Macht im Herzen, die alles bezwingt; seine Liebe ist stärker als der Tod, stärker also auch als alle Lust und Liebe des Fleisches." Ein von der Liebe Jesu entzündetes Feuer im Herzen verzehrt alle böse Lust des Fleisches, so daß gesagt werden kann: In Christo ist ein keusches Leben möglich; denn wer in Christo ist, ist eine neue Kreatur, und welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. In Christus ist der Triumph und Sieg über das Fleisch, also auch über die Unkeuschheit. (Schluß folgt.

Das Wechselgespräch im T dtenreiche.

Eingesandt von P. C. Bonekemper.

Der Jesuit Bellaraim bereitete sich lange systematisch — noch anders als Baxter — auf den Tod vor. Er schrieb ein Buch über die Sterbekunst: de arte bene moriendi. Es war weder das erste noch das letzte Schriftwerk über Sterbekunst. Schon die alten Griechen hatten für Lebekunst das Wort *εὐζωία*, für Sterbekunst *εὐθανασία*. Erfahrungsmäßig schmeckte zuerst Abel den Tod. Kann wohl eine Ziffer die Anzahl derer aussprechen, die dem Abel in's Todtenreich gefolgt sind, wenn nur allein von den 1400,000,000 Seelen, die heute leben sollen, in jeder Secunde Eine Seele hinüberscheidet?

Schubert stellt in seiner „Geschichte der Seele" mikroskopische und teleskopische Zahlen über Maaß- und Gewichtsverhältnisse im Weltall zusammen, deren Unerhörtheit Ununterrichtete fast wahnsinnig machen könnte, vor deren stupendiösester Größe oder Complicirtheit der mächtigste Geist zusammenbebt; aber er unternimmt es nicht, die Seelenzahl im Todtenreiche auszurechnen, was freilich der amerikanische Professor Herbach versuchte. Im nächtlichen Besuche hieß der Ewige den Abraham (den Vater der Völkermenge) die von Kanaans Himmel herunterleuchtende Sternenschaar zählen, was Abraham nicht anfing, weil ihn der Ewige schon 1 Mos. 13, 14 gefragt hatte: Kann ein Mensch den Staub auf Erden zählen? Wenn nur allein der Abrahamiden so viel als Stäublein der Erde werden sollte, wie viel Seelen überhaupt müssen heute im Todtenreiche sein?

Was in vergangener Zeit meine Augen gesehen, meine Ohren gehört und mein Herz empfunden, das weiß ich. Aber die große, große Zukunft! Wie, und mit wem werde ich die etwa noch übrigen Tage verleben? Dann sterben! Wann? wo? wie? Den Himmel habe ich nicht verdient. Kommen im Todtenreiche die meinen Sünden angedrohten Strafen über mich — wie werde ich mich alsdann in der Hölle befinden? Wie stehen zu den andern vielen Höllenbewohnern? Wie zum Satan? Zum Himmel? Zu Gott? Zu Jesus? Gott hat mir in Seinem Worte wenig über die Hölle geoffenbart. Lavater beschrieb in seinen „Aussichten in die Ewigkeit" den Himmel in vielen langen Briefen. Mit der Hölle wurde er in Einem Briefe fertig; wohl deßwegen, weil Alles, was die Bibel über die Hölle sagt, in das Eine Wort: Pein, zusammengefügt werden kann. Ist mir unendlich wichtig, zu wissen, was meiner auf Erden wartet, wie unendlich wichtiger muß mir sein, was ich in der Hölle sein werde, und wie mich dort befinden? Wie lange wird der Strafort währen? Viele Gläubige glaubten, daß das Reich der Bösen sich in sich selbst verzehren muß. St. Johannes schrieb auf das Schlußblatt der Bibel: Draußen sind die Hunde! Nicht lange nachdem er seine Feder niedergelegt, wurde Origines geboren, der Anführer derer, welche Höllenewigkeit nicht können parallel neben Himmelsewigkeit einhergehen lassen. In seine Fußstapfen trat auch Oberlin. In dessen gedrucktem französischen Lebenslaufe steht: „Wenn Gott Zeitschuld mit Ewigkeitsqual bestrafen könnte, müsse Gott" ...... setze ich die schauerliche Lästerung des Nachsatzes hieher, so möchte mich der Blitz aus dem augenblicklich heitern Himmel erschlagen, obschon Oberlin (und vielleicht auch jener Drucker) auf seinem Bette im höchsten Alter gestorben ist.

Komme ich in den Himmel, wie werde ich den Vater Jesu „schauen", den ich als großer Sünder auf Erden mit Abba! anreden durfte. Werde auch ich zum Heilande so nahe kommen wie Johannes, nach 1 Joh. 1, 1. Wie werde ich mein Erdenleben vom Himmel her anschauen? Wie werde ich zu Abraham und zu den andern edlen Himmelsbewohnern stehen? Dante hielt sich — Lavatern hierin so unähnlich — in der Hölle und bei dem Fegfeuer weit länger auf, als im Paradies; dagegen lustwandelte die Feder des Prof.

Herbach bei der Beschreibung des „Himmels“ über mehr als 1000 Seiten hin. Doch, Speculation und Meditation abgezogen, dürfte ein laconischer Lapidarstyl Herbachs „Himmel“ auf nicht viele Dutzend Seiten reduciren.

Moses hat für das Sterben den Ausdruck: „gesammelt zu seinem Volke“. Von Moses bis Off. 21 gibt uns die h. Schrift nie ein großes Ganzes über den Himmel. Was die Völker außer der Bibel über die zukünftige Welt zu wissen vorgeben, hat blos psychologischen Werth. Milton und Bunyan, Böhmer, Klopstock und Stilling wußten nichts mehr, als Jeder in seiner Bibel findet. Die im Alten und Neuen Testament von den Todten Auferweckten schwiegen über das Jenseits ebenso wie Moses und Elias auf dem Verklärungsberge. Nur Einer kannte den Hades wie die Gehenna, und den Himmel wie die Erde. Dem Sohne Gottes gefiel es nicht, den Vorhang weit zu lüften, der die Geisterwelt verhüllen soll. „Glaubet ihr nicht, so ich euch Irdisches sage, wie würdet ihr glauben, so ich euch Himmlisches sagte! Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnet es jetzt nicht tragen.“ Weiter hat Christus den Vorhang nie gelüftet, um uns in der andern Welt selige und unselige Geister sehen und hören zu lassen, als in der Erzählung von Abraham und den zwei spätern Abrahamiden.

Den Dichter Dante hat der Dichter Virgil an der trichterartig unter ihnen klaffenden Hölle vorübergeführt, so auch am Fegfeuer; des Paradieses selige Fluren zeigte ihm Beatrice, seine Geliebte. Ich möchte mich anschicken, im Geleite des sel. Prof. Herbach in die Unterwelt hinabzusteigen, und zwar in der Stimmung, in der er sein Buch über die „Geheiligten Todten“ schloß. Hier, schrieb er, lege ich zwar meine Feder nieder. Doch am nebeligen Jordan, der mir die himmlische Seite meines ewigen Lebens verhüllt, fluthen meine Ahnungen und Hoffnungen höher und höher, während ich auf und ab wandere und schaue und staune, bis der Nebel gebrochen! „Selig, die das Heimweh haben, sie sollen nach Hause kommen!“ Nicht als Neuling schreibe ich diese Abhandlung über das denkwürdigste und schauerlichste Gespräch, das je ein „Vater“ mit seinem „Sohne“ geführt. Es ist mir seit 50 Jahren bekannt. Seit 36 Jahren ziehe ich Alles an mich, was mir Licht in die dunkle Scene des dunkeln Todtenreiches hinüberschimmern könnte; doch habe ich bei unsern modernen Endor-Necromanten kein Licht gesucht, weil dieselben, wie die alten Todtenbefrager, Jehova's Gräuel sind. 5 Mos. 18, 12. Dort frägt der hingeschiedene Geist Samuels den Saul: Warum beunruhigst du mich, daß du mich heraufkommen lässest? Wie Samuel von der Zauberin beunruhigt wurde, so wurde, nach Christi Erzählung, Abraham von einem in Verdammnißflammen brennenden späten Enkelsohne beunruhigt. Derselbe bittet, daß der zur Sabbathsruhe eingegangene Lazarus mit einer Sendung in die Flammen oder wenigstens doch auf die Erde betraut und also beunruhigt werde.

Wir betrachten nun nach einander:

1. den beunruhigten Abraham;
2. den ruhelosen Beunruhiger in der Flamme;
3. den beunruhigten, aber auf Erden sowohl wie in Abrahams Schoß schweigenden Lazarus.

1. Der Kirchenvater Augustin, schmerzzerrissen über seinen ersten Lebensabschnitt, der mit dem stürmischen Thränenstrom unter dem Feigenbaum zum Abschluß kam, klagte Gott seinen Schmerz mit diesen Worten: „Du warst drinnen, ich aber draußen; häßlich stürzte ich mich in deine schöne Schöpfung. Fern, fern von Dir hielt mich — die Außenwelt.“ Nach der Feigenbaum-Katastrophe rief dieselbe Außenwelt dem Augustin zu: „Ich bin nicht dein Gott, such' Ihn über mir!“ Augustin aber seufzte: „Wenn ich mit Allem, was an mir ist, in Dir leben werde, wird Schmerz mich nimmer treffen! Ganz von Dir erfüllt, wird Alles an mir Leben sein!“ Abrams Ausgehen aus Ur in Chaldäa, dessen Bewohner in Naturdienst verfallen waren, und Abrams Brechen mit dem Vaterhause deuten auf einen solchen Feigenbaum-Umschwung, einen „Anstoß zur ewigen Bewegung“ hin. Daß Abraham über die Maaßen reich war an Silber und Gold, geht auch aus den Brautgeschenken hervor, mit denen Eliesar eine Karawane belastete. Doch kleidete er sich nicht in Purpur und lebte nicht alle Tage herrlich und in Freuden; hatte sogar mit Hungersnoth zu kämpfen. Aber Jesus nennt den Abraham an der Spitze derer, die im Himmelreiche sitzen. Sein Glaube wird ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Die — in Abrahams Fußstapfen tretend — durch Glauben gerecht werden, sind Söhne des Vaters der Gläubigen. Der in die Todesnacht des Unglaubens versunkene, „wie Gott sein“ wollende Adam wird durch hochmüthigen Unglauben wieder zur Erde. Abrahams Bußglaube spricht in Demuth: „Erde und Asche unterwindet sich mit dem Herrn zu reden!“ Auch war dieser Glaube in Liebeswerken „thätig“. Mit welchem Feuereifer treibt der eben beschnittene Greis die Gattin, den Sohn und den Knecht an, Fremdlinge zu beherbergen! Für den eigennützigen Lot setzt er sein Leben in der Schlacht aufs Spiel. Er allein unter allen Menschen wird „Freund Gottes“ genannt, weil er auf Moria Gotte, aus Liebe zu Gott, seinen Sohn opfert, wie dann Gott wieder auf Moria-Golgatha, aus Liebe zu Abraham, anstatt des Abrahams — Seinen Sohn opfert! Mit diesem praktischen Exempel — dem Messer über Isaak gezückt — „befahl Abraham seinem Hause, nach ihm, die Wege des Ewigen zu wahren.“ Nicht blos auf Moria, wo immer Abraham sich befand, baute er Jehova einen Altar. Ungetheilt gab sich der von Melchisedek Gesegnete an Gott hin — als wandernde Andacht, als Pilgrim nach dem Salem, „dessen Schöpfer und Baumeister Gott ist.“ Hatte er doch aus Gottes Munde, Gen. 15, 5, die seligste Verheißung, daß er im Frieden (Salem) zu den Vätern scheiden werde. Seine „Erdasche“ ruht in der Höhle Machpela, deren früherer Eigenthümer zu Abraham sagte: Du bist ein Fürst Gottes unter uns!

Siebenunddreißig Jahrhunderte sind über die Erde gezogen, seit Heth den Abraham als Gottesfürst anredete! Heute noch feiert Jude, Christ und Moslem — der Menschheit Hälfte — den Abraham mit dem Gruße: Du bist ein Fürst Gottes unter uns! Aber größer ist das Zeugniß, das ihm sein größter Sohn gab: Euer Vater Abraham frohlockte, daß er meinen Tag sehen sollte. Er sah ihn und freute sich. Joh. 8, 56.

2. Der ruhelose Beunruhiger in der Flamme.

Ist die Erzählung, Lukas 16, 19—31, symbolische Parabel? Dem Calvin lebte der arme Lazarus eben so thatsächlich wie der Bethanische, weil Jesus nie für seine Parabeln Namen fingirt habe. Wir fügen bei, daß die Erzählung in 13 Versen zu viele concrete Züge hat, und zu phantastisch complicirt wäre, wäre sie als Theodicee (Gottrechtfertigung) erfunden, oder um herzlosen Reichen deren Bestrafung in jener Welt vorzuhalten. Haben wir es mit wahrhafter Geschichte zu thun, so wälzt sich die äußerst schwierige Frage heran: Wo war Abraham, wo der Reiche, und über welche Kluft wurde dieses Wechselgespräch geführt? Unsre Leiblichkeit fordert für eine geschichtliche Existenz als Substratum — Räumlichkeit, welcher Forderung Gott mit einem endlosen Universum entgegenkommt. Lukas, der einzige Evangelist, der uns diesen Dialog aufbewahrte, hat auch allein uns ausführlich die Himmelfahrt dieses Dialogerzählers aufgezeichnet. Ist Jesu Himmelfahrt (Ap.-G. 1, 9. 10) Sonnenfahrt gewesen? Oder ist der Hohepriester, der „höher denn die Himmel ist“, „über alle Himmel“ in das Allerheiligste der (von Sternkundigen angenommenen) Centralsonne gefahren??

Wohin fuhr vorher Elias? Auf die Sonne? oder Centralsonne? Heiden, die von Eliä Himmelfahrt nichts wußten, dachten sich das Seelenreich der Abgeschiedenen nicht raumlos. Egypter verewigten durch Versteinerung die Leichen ihrer großen Todten, doch hatte Ptolomäus die äußerste Weltsphäre den Seelen der Seligen als Wohnung angewiesen. Auch lag es den Menschen immer nah, die Wohnungen auch der Unseligen zu fixiren. Israeliten sahen Korahs Rotte lebendig in den Scheolschlund — tiefer als die Gräber — fahren; und wohl nahe lag es, für Juden und Christen, sich den Strafort zusammenfallend mit dem Centralfeuer der Erde zu denken. Der große, jetzt selige Schriftforscher J. P. Lange war geneigter, die gottlos, lichtlos und lebenlos Hingeschiedenen nicht im Erdinnern, sondern auf den „stürmischen Einöden des Jupiter, des Uran oder des Mondes aufzusuchen.“ Wäre nun die an sich stockfinstere Mondkugel, welche geborgtes, träumerisches Laternen-Nachtlicht uns zusendet, als Sammelplatz für verstorbene, irdische Nacht-, Trauer- und Irrgeister ausersehen: dann hätten wir den Flammenhades, wo der Reiche war, etwa auf dem Monde zu suchen. Wäre dann der Geist Abrahams etwa auf der Sonne gewesen und hätte — nach Art der guten und bösen Engel und der Geister — mit dem Geiste des untergegangenen Sohnes im Mond-Hades verkehrt?? Schon wir hier verkehren ja tagtäglich, wenigstens mit den Augen, mit dem Tagkörper und mit dem Nachtkörper. Gott hat 1 Mos. 1, 16 den Sonnenball zum Tagkönig erschaffen, und die Mondkugel zur Nachtkönigin. Seit die große Sündenfall-Hieroglyphe, 1 Mos. 3, 15, an die Spitze der vom Paradiese vertriebenen Menschheit gestellt wurde, zerfällt alle Menschheit in lichte Tagmenschen und finstere Nachtmenschen. Die Sonne ist Gottes Bild, Ps. 84, und Bild aller Gottesmenschen. Die Nacht ist Bild Satans — des Fürsten der Finsterniß (Luc. 22, 53; Col. 1, 13) und der Sünde. Obschon der Sonntag Name heidnischen Ursprungs ist, ist es nicht

zufällig, daß wir, Germanen und Teutonen, am Sonnentage unsern aus dem Grabe aufgegangenen (auferstandenen) Sonnenfürsten anbeten. Wir könnten nicht den Sonnen-Tag und den Mond-Tag umstellen. Wir könnten nicht passend am Mond-Tage feiern und dabei 1 Theff. 5, 5 predigen: „Ihr seid Kinder des Tages, wir sind nicht von der Nacht." Warum sollte der himmlische Tagkörper nicht alle hinübergeschiedenen Tag- und Lichtkinder an sich ziehen und in sich aufnehmen können, und der Nachtkörper — die Nachtkinder??

Die heilige Schrift ist allerdings nicht helio-, sondern geocentrisch; allein astronomische Sternensonnen kennt sie nicht. Ihr ist unsre Sonne Centralcentrum. Jehova sagt zu Abraham: Ich bin dein sehr großer Lohn, und der Psalmist (84) sagt: Gott ist Sonne (1 Joh. 1, 5). Nicht die Sonne ist Gott (Baal), aber Gott, Abrahams Lohn, ist Sonne. Da Jakob in seinem höchsten Lebensmomente vom überwundenen Gott-Engel als „Israel" gesegnet ward, ging ihm im Morgenrothe die Sonne auf, welche dann am Charfreitag-Mittag gleichsam unterging, als das diabolisch entisraelisirte Israel in seinem tiefsten Todesmomente seinen Messias tödtete. Jakobs Sieg führte ihn auch in's Morgenroth der „Sonne der Gerechtigkeit," nach deren ewigem Aufgange Israels letzter Seher-Engel (Maleachi 4, 2) die Sehnsucht anfeuerte, und so den alten Bund schloß.

Aber auch die Firmaments-Sonne ist den Menschen in späteren Jahrhunderten an Größe gewachsen. Ptolomäus, a. D. 138, sah nur eine kleine Sonne und rückte der Seligen Himmelreich hoch hinauf über den Sonnenhimmel. So lang in der Christenheit die Lehre: daß die Sonne der Gerechtigkeit das Heil unter ihren Flügeln hat, umnachtet war, und Christen das Heil heidnisch in eigenen Werken und bei der Gottesmutter suchten: verneigten sich Sonne, Mond und Planeten vor der großen Erde, wie weiland vor dem „Träumer" Joseph. Kaum hatte „Mönchlein! Mönchlein!" aus der angeketteten Bibel die Sonne der Gerechtigkeit aus dem Glauben über den dunkeln Kirchenhimmel aufgehen lassen, und so die Kirche in's gelobte, helle Land des Evangeliums gerettet: da war auch der andere Josua da, welcher, eigenes Unheil und Ungerechtigkeit tief empfindend, sich mit dem Schächer an die Sonne der Gerechtigkeit wandte (Jos. 5, 14; 24, 15), sogar sein Flehen zu Jesus um Schächersgnade auf seinem Grabstein verewigte; aber auch der Firmaments-Sonne gebot: Sonne, steh' still, Jos. 10, 12, womit er die durch optische Täuschung seit allen Jahrtausenden bezauberte Welt — entzauberte! Kaum wußten die Christen ein Jahrhundert lang, daß die Erde kreiset, da will Pharao das entronnene Israel mit Roß und Streitern nach Egypten zurücktreiben; welches Ansinnen nur in Blutströmen — auch deß des großen Scandinaviers — ertränkt werden konnte! Während im Norden der Alpen blutig um die Sonne des „Wortes" gerungen ward, richtete im Süden derselben ein Astronom, der die Ketzerei des Erdumlaufes auf den Knieen abzubitten hatte, seine Gläser auf die Sonne und sah: daß die Sonne Million Millionen Mal größer sei als ihre Schein-

Scheibe, so daß die Erde und alle damals bekannten Planeten ebenso gut im Innern der Sonne kreisen könnten, wie sie jetzt außen um dieselbe kreisen (Schuberts Weltgebäude § 11). Sollte dieser königliche Himmelskörper zu gering sein für den Gottfürsten, den Vater der gläubigen Völkermenge, und für die Schaar aller Lichtkinder? Wenden wir uns jetzt von den seligen und unseligen Wohnungen zu Abrahams mit Schrecken untergegangenem „Sohne." Man hat Shakespeare den genialsten Charakterzeichner genannt. Unser Herr war genialer, denn Er brauchte im Griechischen nur 14 Wörter (Luther 22), um das Leben des Reichen zu veranschaulichen. Gab es je zwei Menschen, die noch verschiedener waren, als „Vater Abraham" und sein „Sohn" Schlemmer? Der Sohn erbte Abrahams Vaterschaft mit dem Blute und war im Reichthume dem Vater gleich, sonst in nichts. Das erste aus der Flamme über die Kluft dringende Wort lautet: „Vater!" Den reichen Vaternamen wiederholte der Reiche noch zwei Mal. Als Abrahamssöhne ihrem großen Propheten vorhielten: „wir sind nicht aus Hurerei geboren. Wir haben Abraham zum Vater!" entgegnete Er ihnen: „wäret ihr Abrahams Kinder, so thätet ihr Abrahams Werke. Ihr seid vom Vater, dem Teufel." Wenn Abraham in der Geisterwelt die leibliche Vaterschaft dem untergegangenen Sohne zugesteht; nicht zum Sohne sagt: „aus Hurerei bist du geboren! bist Sohn deines Vaters, des Teufels! bist im Feuer, das zubereitet ist dem Teufel und seinen Engeln! sondern ihn mit „Sohn" anredet: sollen wir in dem Worte „Sohn" den mitleidsvollen Erzvater wiederkennen, der einst für die dem Feuer- und Schwefeltode geweihten Sodomiter Fürbitte einlegte? Oder machte die Anrede: Sohn! die Kluft zwischen Vater und Sohn nur schauerlicher und die Flammen intensiver?!

Der „Sohn" kannte Lazarum persönlich, den Abraham blos aus der heiligen Schrift. Er mußte wissen, daß Abraham, bezüglich seines Reichthums, zu Gott sagen durfte: Alles, was Du bei mir siehst, ist Dein; während er selbst mit seinem Leben das zu Lazarus und zu Gott sagte, was Laban zu Jakob: Alles, was du siehst, ist mein! Wie die fünf Brüder, so hatte der Sechste: Mosen und die Propheten. Moses gebot ihm Lev. 9, 17: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst, und Deut. 21, 21: Alle Leute sollen den Schlemmer steinigen, bis daß er stirbt. Der Prophet Jesaias gebot ihm, 58, 7: Brich dem Hungrigen dein Brod; Elende führ' in's Haus; Nackte kleide; entzieh dich nicht von deinem Fleisch! Trotzdem blieb er pharisäischer oder sadduzäischer, jedenfalls epicuräischer, flotter Lebemann, der als Bastard Abrahams den Bauch zum Gotte machte. „Gedenke, Sohn, du hast dein Gutes gehabt" — für Zunge und Bauch. Der samaritische, also halbblütige Sohn Abrahams goß Oel und Wein in die Wunden des vollblütigen Abrahamsohnes und pflegte sein brüderlich; der reiche Sohn des reichen Abrahams überließ die Pflege des Bruders — den Hunden vor der Thür! Lazarus soll jetzt die Fingerspitzen in's Wasser tauchen, um die Zunge des Wein- und Feinschmeckers, mit der er am meisten sündigte, abzukühlen: da doch als Lazarus „Pein in seiner (Schwären) Flamme litt" — Hunde-

speichel das Wasser vertreten mußte, und er von des Reichen Tische fallende Brosamen mit Hunden zu theilen hatte.

Abraham sagt ihm drüben: Die Kluft zwischen Lazarus und dir ist unübersteiglich. Diese Kluft drüben war nur eine Fortsetzung der Kluft, die zwischen beiden „Söhnen" und Brüdern auf Erden war, nämlich: innerhalb der Palastpforte und vor der Thürschwelle. So wenig als drüben der Flammenmann in Abrahams Schooß kommen durfte, durfte einst der Schwärenmann in den Palast hinein, in den Schooß des Purpurmannes kommen und in dessen herrliches Freudenleben. Die Kluft hätte aber damals überbrückt werden können: wenn der Reiche in die Fußstapfen des „Vaters" getreten wäre, in dessen demüthige, gläubig-opfervolle Liebe und Heimweh nach dem ewigen Salem! Lazarus hätte alsdann vom überflüssigen Mammon erhalten, wie die Armen von Zachäus, und hätte als „gemachter Freund den Darbenden in die ewigen Hütten aufgenommen," wie der Herr eben gepredigt hatte. So aber blieb die Seele des Reichen hohl und finster, der Geist vom Fleische geknechtet. Die vielen Sabbathe, Hall- und Jubeljahre, die herrlichen Gottesdienste im Tempel, die täglichen Opfer, das jährliche Versöhnopfer, die am Reichen vorübergingen, zielten sinn- und geheimnißvoll auf den Erlöser, welcher einst auf Gabbatha in Purpur gehüllt war; welcher mit Seinem Purpurblute „blutrothe Sünden" „weißer als Schnee" wusch; welcher die Seelen der Seinen in's hochzeitliche Purpurkleid einhüllte, damit sie in den „vielen Wohnungen des Vaterhauses" „alle Tage herrlich und in Freuden leben können." Von allem dem verstand Daniel „im Purpur" den Sinn; diesem Purpurmanne jedoch blieb vom Erden„gut" nichts weiter übrig, als des „Vater selig" verzweiflungsvolles Wort: gedenke, Sohn! Die Ringe der zukünftigen Aeonen werden einander stets ablösen, jedoch lassen sie diesem Schlemmer nur Eine Spur offen: — die peinvoll sich verlängernde Spur rückwärts: Gedenke, Sohn, du hast dein Gutes empfangen! „Hin ist hin!" (M. Luther.) Das bekannte Wortspiel: Lust und Last, trifft hier schauerlich zu. Auf Erden war des Lebemannes Leben — brennende Lust, des Schwärenmannes — brennende Last: drüben ist das Dasein des Reichen — arme, brennende Last — des Lazari — heilige Lust und Freude!

(Schluß folgt.)

Der Religions-Unterricht.

(Eingesandt von H. Säger.)

(Schluß.)

Daß auch die Kirchenlieder im Religionsunterrichte als ein besonderes Mittel zur Förderung eines frommen und kindlich gläubigen Gemüthes dienen, und dazu benutzt werden sollen, liegt außer allem Zweifel. Wie daher schon auf den zwei vorhergehenden Stufen mancher Liedervers dem Gedächtnisse der Kinder übergeben worden ist, so soll nun auf dieser dritten Stufe das eigentliche Memoriren von Kirchenliedern einen Theil des religiösen Unterrichts bilden.

Auf die Frage: Wie viele Kirchenlieder und welche derselben sollen von den Schülern auswendig gelernt werden? antworten wir: „Nicht zu viele, sondern möglichst wenige; die wenigen aber so genau, daß sie den Kindern als bleibender Schatz für's spätere Leben mitgegeben werden." Wir sind nicht dafür, von den Kindern das Memoriren aller Verse eines Kirchenliedes zu verlangen, sondern die wichtigsten und dem kindlichen Gemüthe verständlichsten auszuwählen, und zwar auf dieser Stufe eine geringere, auf der folgenden vierten Stufe eine größere Anzahl Verse. Einige nicht zu lange Lieder mögen auf der vierten Stufe ganz auswendig gelernt werden.

In Beziehung auf den Inhalt der zu memorirenden Lieder sind die Tageszeiten und die Zeiten und Festtage des Kirchenjahres zu berücksichtigen. Auch sind aus solchen Liedern die passendsten Verse auszuwählen, deren Inhalt die Buße, den Glauben, das Vertrauen, Lob und Dank, Tod, Gericht und Ewigkeit betrifft. Insbesondere sei bemerkt, daß man nicht in einem Jahre diese, und im folgenden Jahre andere, sondern stereotyp auf jeder Unterrichtsstufe immer dieselben Lieder und Verse auswendig lernen lasse, damit sie dem Gedächtnisse und Herzen der Kinder als bleibendes Eigenthum übergeben werden.

Soll den Kindern das Memoriren erleichtert und segensreich werden, so müssen die aufzugebenden Lieder und Verse zuvörderst in kurzer und herzlicher Weise erklärt werden, und müssen die Kinder darnach angeleitet werden, dieselben mit richtiger Betonung und nach den Interpunktionszeichen langsam und deutlich zu lesen.

Zu empfehlen ist ferner, auf dieser und der folgenden Stufe für das Ansagen oder Aufsagen in jeder Woche eine Stunde zu bestimmen, in welcher Ansagestunde mit Katechismus-Lektionen und Kirchenliedern abgewechselt werden kann. Zu den Katechismus-Lektionen für's Auswendiglernen rechnen wir zunächst den sogenannten Kleinen Katechismus (die zehn Gebote, die Glaubensartikel, das Vaterunser, die Einsetzungsworte der hl. Taufe und des hl. Abendmahls); sodann von den unter den Antworten stehenden Bibelsprüchen diejenigen, welche in den Katechismusstunden als die wichtigsten und den Kindern verständlichsten erklärt und angewandt worden sind. Mit dem Memoriren der Antworten belästige man die Kinder nicht; eine kurze und recht verständliche Antwort mag auswendig gelernt werden. Das Ansagen der Katechismus-Lektionen mit den Katechismusstunden zu verbinden, ist nicht zu empfehlen, weil dadurch viel Zeit für die eigentliche Katechese verloren geht.

Die vierte Stufe des Religionsunterrichts im siebenten und achten Schuljahre.

Auf dieser Stufe reicht eine Stunde biblische Geschichte wöchentlich aus. Wie schon auf der dritten Stufe die Benutzung des Historienbuches empfohlen worden ist, so auf dieser Stufe insonderheit. Das Erzählen der Geschichte seitens des Lehrers ist nicht mehr nothwendig. Es wird am Schlusse der biblischen Geschichtsstunde im Historienbuche die Geschichte bestimmt,

welche in der nächsten Stunde betrachtet werden soll. Die Schüler haben sich auf dieselbe daheim genau vorzubereiten, sie denkend durchzulesen, und den Inhalt derselben ihrem Gedächtnisse einzuprägen, doch ohne die Geschichte Satz für Satz auswendig zu lernen. In der Schule läßt dann der Lehrer die Geschichte von den Kindern entweder erzählen, oder er fragt dieselbe ab, füllt etwaige Lücken im Historienbuche aus, knüpft daran die nöthigen Erklärungen und die Betrachtung und Entwickelung der in der Geschichte enthaltenen religiösen Wahrheiten, sowie die Anwendung derselben auf das Herz und Leben der Kinder.

Der Katechismusunterricht umfaßt auf dieser Stufe wöchentlich zwei Stunden. Die auf der vorigen Stufe betrachteten Antworten und Bibelsprüche werden wiederholt, und so weit es die Zeit erlaubt und die Kinder auf dieser Stufe es fassen können, die noch übrigen Antworten und Bibelsprüche in das Bereich der Betrachtung gezogen. Doch sind auch auf dieser Stufe noch manche Antworten, oder Theile derselben, sowie manche Bibelsprüche, deren Inhalt die Fassungskraft der Kinder übersteigt, wegzulassen.

Auf dieser vierten Stufe finden ebenfalls wie auf der dritten wöchentlich eine oder zwei Bibellesestunden statt. Wie diese Stunden für Lehrer und Schüler zu Andachts- und Erbauungsstunden werden können und sollen, ist auf der vorigen Stufe dargestellt worden. Auf dieser Stufe können nun auch die verständlichsten und für den kindlichen Geist passendsten Abschnitte aus den Lehrbüchern des Neuen und Alten Testamentes, auch manche Capitel aus den prophetischen Schriften des Alten Testaments, sowie aus der Offenbarung Johannis die ersten fünf und die letzten drei Capitel gelesen werden.

In Beziehung auf das Memoriren von Kirchenliedern werden auf dieser vierten Stufe die auf der dritten Stufe schon gelernten Verse wiederholt und wird das Pensum des Ansagens durch noch andere Verse aus den Liedern vermehrt.

Nachdem die biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments beendet sind, kann, wenn es die Zeit erlaubt, auf dieser vierten Stufe auch das Nöthigste und Wichtigste aus der Kirchengeschichte, namentlich aus der Reformationsgeschichte behandelt werden.

Schließlich wollen wir noch die Frage: „Wie viele Stunden sollen wöchentlich dem Religionsunterrichte gewidmet werden?“ zu beantworten suchen.

Auf der ersten Stufe möchten wir für's erste Schuljahr viermal, je eine halbe, und für's zweite Schuljahr viermal, je dreiviertel Stunden wöchentlich empfehlen. Auf der zweiten Stufe sind vier volle Stunden wöchentlich nöthig. Die dritte Stufe erfordert wöchentlich zwei Stunden biblische Geschichte, zwei Stunden Katechismus, eine Stunde Bibellesen und eine Ansagestunde. Auf der vierten Stufe sollten wöchentlich zwei Katechismusstunden, eine Stunde biblische Geschichte, eine Bibellesestunde und eine Ansagestunde dem religiösen Unterricht gewidmet werden.

Volksschul-Zeichenunterricht.

Referat von A. Breitenbach.

B. Meine eigene Methode.

I. Aufgabe, Zweck und Nutzen des Elementarschul-Zeichenunterricht.

Eine Methode, will sie mit Recht den Namen einer solchen führen, hat nicht nur den Stoff auszuwählen und bereit zu legen, sondern auch die Behandlung desselben im einzelnen festzusetzen.

Das Ziel des Unterrichts hängt ab von dem vorhandenen Material des Lehrgegenstandes, von den Bedürfnissen des Lebens und von den die Möglichkeit der Erreichung bedingenden Momenten, als da sind Zeit, Lehrer und Schüler.

Die Kunst zu zeichnen besteht wesentlich in der bildenden Darstellung von Gegenständen, meist kubischen oder quadratischen Inhalts, nach Form, Farbe und Beleuchtung. Die Form oder Gestalt kann wiederum bildlich wiedergegeben werden nach dem, wie sie wirklich ist (geometrisch), wie sie erscheint (perspectivisch), oder künstlich (projiziert). Schon aus diesen Gesichtspunkten ergiebt sich, daß „Zeichnen" ein sehr weiter und umfangreicher Begriff ist, der für die Volksschule in einen viel engeren Rahmen gefaßt werden muß. Die zu Gebote stehende Zeit erheischt es, und das Bedürfniß fürs Leben läßt es auch zu. Dieses macht eine möglichst weite Ausbildung im Zeichnen wohl wünschenswerth, doch noch lange nicht unumgänglich nothwendig. Die Volksschule hat ja durchaus nicht allen, sondern nur denjenigen Lebensverhältnissen Rechnung zu tragen, in welche dereinst solche von ihren Schülern treten, welche nur diese und keine Fachschule mehr besuchen. Diese ohnehin schon die Mehrzahl, werden auch wohl überall zu der Zeit, während welcher der Zeichenunterricht ertheilt wird, fast den alleinigen Bestand der Elementarschule bilden, alle übrigen bis dahin gemeiniglich in eine höhere Schule getreten sein.

Wie eng nun aber das Zeichnen für unsern Fall zu begrenzen ist, das läßt sich nicht genau bestimmen, da Bedürfniß und Möglichkeit nicht überall gleichviel fordern und zulassen. In jedem Falle wird das Darstellen von körperlichen Gegenständen nach Farbe und Beleuchtung auszuschließen sein. Malen und Schraffiren sind allerdings zwei Beschäftigungen, welche an sich schon, namentlich in erziehlicher Hinsicht, sehr viel Segen bringen können. Allein sie fordern doch, soll etwas erkleckliches geleistet werden, sehr viel Zeit, die nicht zu erübrigen sein wird. Die Volksschule kann nicht alles bringen, was den Schülern gut und heilsam ist. Wohl aber dürfte es zu empfehlen sein, wo irgend thunlich, für das Auffassen der Dinge nach jenen Seiten hin, einige Belehrung und Uebung eintreten zu lassen. Uebrigens wird auch das Andeuten von Licht und Schatten bei den Konturen und einige Uebung im Betrachten und Behandeln der Farbe vielfach dem Lehrplan eingereiht werden können. Namentlich muß es für Mädchen nützlich sein, sie mit der Farbe

vertraut zu machen. Es kann dadurch sehr viel auf den guten Geschmack hingewirkt werden, was um so nöthiger ist, als derselbe gerade in dieser Hinsicht gewöhnlich sehr mangelhaft ist. Bei den Knaben werde das Kolorieren mit dem gewerblichen Zeichnen in Verbindung gebracht, um zugleich die Bezeichnung des Materials zu den Geräthen durch Farbe zu lehren und zu üben. Knaben wie Mädchen beschäftigen sich gerne damit, der Unterricht kann dadurch erfrischt und belebt werden und die Ausführung ist in der That leichter und einfacher, als es von ferne erscheint. Wolle man nur ernstlich versuchen.

Das Zeichnen von wirklichen Gegenständen nach ihrer Gestalt mit Hilfe von Lineal, Maß und Zirkel wurde bisher in den Volksschulen wenig oder gar nicht gepflegt. Es blieb aber darum auch an dieser Stelle entschieden eine nicht unbedeutende Lücke in der Aufgabe der Volksschule resp. des Volksschulzeichnens, welche zu decken, das gewerbliche Leben immer nachdrücklicher fordert. — Die meisten Handwerker und alle, welche mit ihnen geschäftlich in Verbindung treten müssen, sind nicht selten genöthigt, Zeichnungen von anzufertigenden Arbeiten entwerfen oder doch verstehen zu lernen, eine Sprache zu reden, die an Genauigkeit alle andern weit übersteigt. Die Schule darf nicht vergessen, daß sie in erster Linie dazu berufen ist, gerade dem praktischen Leben zu dienen. Und wir Lehrer dürfen fest überzeugt sein, daß der Zeichenunterricht bedeutend höher geschätzt werden und viel mehr Freunde gewinnen wird, wenn er neben anderem deutlich zeigt, daß er jenem regen Bedürfnisse des gewerblichen Lebens Rechnung trägt und die Knaben möglichst sicher im Gebrauch des Lineals, des Maßes und des Zirkels macht. Manche bisher gebrauchte größere Kopie kann dafür gern geopfert werden, die Schüler zu der Fertigkeit zu bringen, mittels jener Werkzeuge nicht nur regelmäßige und unregelmäßige Flächengrenzen, sondern auch Seitenansichten, Durchschnitte, Grund und Aufriß von einfachen Gegenständen des gewöhnlichen Lebens darstellen und verstehen zu können. Auch wird es wünschenswerth und leicht möglich sein, die Knaben mit den hauptsächlichsten technischen Ausdrücken und architektonischen Gliedern bekannt zu machen und einen Blick in die Geschichte der Baukunst thun zu lassen.

Dem Zeichnen von Gegenständen, wie sie erscheinen, braucht keine besondere Berücksichtigung zu theil zu werden. Das gewerbliche Leben bedarf derselben nicht. Wohl aber möchte das Leben überhaupt nicht selten fordern, des Anschauens wegen der Jugend die wichtigsten Gesetze der Perspective klar und verständlich zu machen. Alle Bilder, welche das Auge empfängt und vermittelt, sind polarperspectivische Erscheinungen, welche die wirkliche Gestalt der betreffenden Objekte nicht selten sehr schwer oder gar nicht erkennen lassen, wenn es am Verständniß für die Gesetzmäßigkeit der Perspective gebricht. Wie oft hat, beispielsweise bemerkt, die Wetterfahne schon irregeleitet und zu Streitigkeiten Veranlassung gegeben.

Der Zeichenunterricht kann durch alle diese Uebungen sehr viel nützen. Den größten Dienst erweist er aber Schülern und Schülerinnen durch die möglichst weite Ausbildung im Freihandzeichnen, im Auffassen und Darstellen

ohne obige Hilfsmittel. Das Zeichnen dieser Art besteht vorzugsweise im Kopieren und soll nicht nur dem praktischen Leben, sondern auch und zu gleichem Theile dem Leben überhaupt zu statten kommen. Es wurde auch bisher schon in unsern Schulen tüchtig geübt. Doch ist man sich des eigentlichen Zweckes dabei wohl nicht immer und allenthalben bewußt. Sieht man den meisten Lehrern dieses Faches näher auf die Finger, so will es scheinen, als suchten sie den Schwerpunkt dieses Zeichnens in dem Bilde, dem zu zeichnenden Objekt, als wollten sie mit diesem imponieren. Die Hefte zeigen nicht selten gewaltig groß geartete Gebilde, und allerlei Mittel werden hervorgesucht, um jene fertig zu bringen. Vielfach ist man auch geneigt, die Zeichenfertigkeit der Uebenden nach solchen Erzeugnissen zu bemessen.

Wo dem so ist, da ist man sicherlich im Irrthum! Das Bild ist weder Zweck noch Ziel, es ist nur Mittel. Nicht in ihm, nur in der Uebung, solches herzustellen, ist der Werth zu suchen. Der Gegenstand ist Nebensache, wenn auch als solche nicht unwichtig. Doch auch die Uebungen sind nicht Ziel des Unterrichts auf dieser Stufe, sie bilden nur den Weg zu ihm.

Ziel ist zunächst, das Auge auszubilden. Es soll auffassen und darstellen lernen. — Es giebt keinen Unterrichtsgegenstand, der besser dazu geeignet wäre, als gerade das Zeichnen. Die Anschauungen müssen eben fürs bildliche Wiedergeben zu ganz festen und klaren Vorstellungen erhoben werden, und das kann nur durch ein möglichst scharfes und genaues Sehen geschehen. Die Anschauung aber ist das Fundament aller Erkenntniß, der Grund und Boden alles Denkens, Urtheilens und Schließens. Es muß daher einleuchten, wie wichtig jene, dahin gehenden Uebungen sind. Entfernungen, Längen und Breiten abschätzen, Formen der einzelnen Linien, ja Figuren, nicht nur einfache, sondern auch zusammengesetzte, schnell und sicher zu erfassen, dazu soll und muß das Auge angeleitet werden.

Gleicherweise ist die Aufmerksamkeit auf die Ausbildung der Hand zu richten. Diese sammt den Fingern, ja der ganze Arm, sind tauglich und geschickt zu machen, einem tüchtigen Auge ein treuer Diener werden zu können, möglichst sicher und genau mittels der Feder zu Papier zu bringen, was ihre Herrin erfaßte und innerlich verarbeitet wurde. Ein guter Zeichner soll ein Auge und eine Hand mehr haben, als andere. Das hat nicht nur speziell fürs Zeichnen jetzt oder später unschätzbaren Werth, sondern auch für andere Thätigkeiten jener Glieder, zu welchen das praktische Leben uns Menschen beiderlei Geschlechts oft und mannigfach Veranlassung giebt. Ja, vergessen wir doch nicht, daß vielen von unsern Schülern nach der Schulzeit der indirekte Gewinn gedachter Uebungen weit mehr, oft einzig und allein, zu gute kommen wird, während sie selten oder nie genöthigt sein werden, von ihrer technischen Fertigkeit Gebrauch zu machen.

Aus diesem Grunde muß beim Nachbilden von Figuren aber auch gerade darauf so nachdrücklich geachtet werden, daß das Gefühl für Richtung, Geradheit, regelmäßige Biegung, Parallelismus und Symmetrie nach Möglich-

keit geweckt und gestärkt werde, eine Aufgabe, welche der Unterricht unter allen Umständen zu lösen hat.

Endlich soll ein guter Zeichenunterricht auf dieser Stufe auch dazu verhelfen, nicht nur bildlich darstellen zu können, was das Auge gegenständliches sah, sondern auch aus dem eigenen nach und nach gesammelten Vorrath von Gebilden andere beliebig zu gestalten, zu komponieren; eine rege Fantasie nach außen zur Geltung zu bringen, den thätigen, schaffenden Menschen aus der Sklaverei des bloßen Nachahmens und Nachmachens zu befreien. Es ist recht sehr zu bedauern, daß so viele Zeichenlehrer hierin noch so zaghaft sind und mit solchen Bestrebungen zurückhalten in dem guten Glauben, das „Erfinden" sei eben nicht jedermanns Sache.

Wenn wir nun noch in Erinnerung bringen, daß der Zeichenunterricht auch sehr wohl geeignet ist, das Gedächtniß bedeutend zu stärken, so haben wir uns im großen und ganzen vergegenwärtigt, welchen Nutzen derselbe durch eine leibliche und geistige Ausbildung dem rein praktischen und dem Leben im allgemeinen zu bringen vermag. Sein Werth ist aber damit noch lange nicht erschöpft.

In Rede stehende Disciplin gewinnt noch dadurch ganz erheblich an Wichtigkeit, daß sie, richtig angelegt und betrieben, großen Einfluß auf die Erziehung der Jugend ausüben kann, soll und muß.

Zuvörderst sei darauf hingewiesen, daß das Zeichnen so recht eine Beschäftigung ist, dabei arbeiten zu lernen. Nicht jedes Thun verdient Arbeiten genannt zu werden, Arbeiten heißt, mit Aufbietung aller erforderlichen Kräfte, mit dem nöthigen, geistigen Dabeisein, mit Sorgfalt und Bedächtigkeit, Ausdauer, Geduld, Fleiß und Mühe ein Werk beginnen, fortführen und fertig bringen. Die Jugend arbeiten zu lehren, ist nach Diesterweg eine vornehme Aufgabe der Schule, und jener große Pädagoge kann nicht ausdrücklich genug darauf aufmerksam machen. In der That kann auch die Schule, wenn sie dem nachzukommen sich befleißigt, der Menschheit einen sehr großen Dienst erweisen. Sollte sie nicht schon aus diesem Grunde das Zeichnen gern und willig üben! Sie sollte es um so mehr, als sie sonst allermeist nur in der Lage ist, gute Lehren zu geben, gedachte Disciplin aber gerade so viel Gelegenheit bietet, das gute auch zu üben!

Sodann ist der Zeichenunterricht so überaus reich an Momenten, den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, und das Wohlgefallen am Schönen zu hegen und zu pflegen, alles wichtig genug, um es nie aus dem Auge zu lassen und zu versäumen.

Schließlich muß auch zugestanden werden, daß mit dem fortwährenden genauen und getreuen Nachbilden in den Kindern die Wahrheitsliebe wachsen und gedeihen muß, wie denn der Zeichenunterricht noch manchen andern Segen mit sich bringt.

Lassen wir uns indeß mit obigem genügen. Lenken wir nur hierauf stetig unsern Blick, suchen wir dieses ernstlich zu erreichen, so wird alles andere von selber folgen.

II. Der Weg zum Ziel.

Nach obigen Ausführungen soll der Volksschulzeichenunterricht zweierlei lehren: „Zeichnen mit freier und Zeichnen mit bemittelter Hand," und zwar ersteres vorzugsweise seines erziehlichen und intellektuellen Einflusses wegen, letzteres um seines Nutzens willen fürs gewerbliche Leben. Hier ist das zu zeichnende Bild als die Hauptsache anzusehen, dort bietet die Figur in erster Linie nur die Grundlage für zweckdienliche Uebungen.

Es ist ein Irrthum, wenn man meint, das Zeichnen mit bemittelter Hand sei leichter als das andere. Allerdings vermögen die Hilfsmittel, Lineal, Maß und Zirkel, dem Auge und der Hand eine Arbeit zu erleichtern. Doch kommen sie fürs gewerbliche Zeichnen nur darum zur Anwendung, weil sie für die erforderliche Genauigkeit unumgänglich nothwendig sind. Indessen will die Handhabung jener Geräthe auch noch erst tüchtig geübt sein. Es wird beispielsweise lange nicht jedem Schüler gelingen, sich ohne weiteres eigenhändig mittels eines Zirkels davon zu überzeugen, daß der Radius eines Kreises sechsmal in der Peripherie enthalten ist. Viele werden bei dem Versuch mit dem letzten Zirkelschritt nicht wieder genau im Ausgangspunkte angekommen sein. Zudem fordert das gewerbliche Zeichnen nicht selten Linien, welche selbst mit dem Kurvenlineal nicht herzustellen und darum nur von einer durchaus sichern Hand frei auszuführen sind. Das Zeichnen dieser Art setzt überhaupt reifere, vorgebildete Schüler voraus. Es wird aus diesen Gründen nur der Oberstufe möglich und zuzuweisen sein.

Das freihändige Zeichnen kann und muß schon früher in Angriff genommen werden. Doch wolle man es nicht zu früh beginnen. Mancherorten haben schon sechsjährige Kinder ein Stigmenheft mit zur Schule zu bringen. Doch kann in solchen Fällen wohl nur von einer angenehmen und nützlichen Beschäftigung die Rede sein. Für eine solche ist aber die Schule nicht da und die Zeit viel zu edel und rar. Der Zeichenunterricht darf die übrigen Unterrichtsfächer nicht übermäßig beeinträchtigen und kann überhaupt erst einer etwas geschulten Jugend mit genügendem Erfolge ertheilt werden. Er werde mit dem vierten Schuljahre begonnen und bei zwei wöchentlichen Lehrstunden die übrige Schulzeit hindurch fortgesetzt, und zwar wird es rathsam sein, Knaben und Mädchen von Anfang bis zu Ende im freihändigen Zeichnen zu üben, für erstere aber in den letzten zwei Jahren eine Stunde jede Woche dem gewerblichen Zeichnen, für letztere dieselbe Zeit dem Kolorieren zu widmen, wobei sie noch mit Lineal, Maß und Zirkel umgehen lernen. Der Lehrgang kann im Freihandzeichnen für beiderlei Geschlechter derselbe sein. Wo jedoch die Mädchen besonders unterrichtet werden, da unterlasse man ja nicht, bei der Auswahl des Uebungsstoffes auf ihre besonderen Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, sowohl beim Kopieren als beim Komponieren das Zeichnen von Mustern für weibliche Handarbeiten vorwiegend im Auge zu behalten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Volksschullehrer der französischen Republik.

(Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung.)

In einer ihrer jüngsten Nummern wandte die „Nation" ihre Aufmerksamkeit dem französischen Schulwesen zu, indem sie schrieb: Das Wort vom Schulmeister, der die Schlacht bei Königgrätz gewonnen, mag für übertrieben gehalten werden, soviel ist sicher, daß nicht bloß die Staatsmänner der Republik, sondern alle denkenden Franzosen es sich stark zu Herzen genommen und seit 1870 der Schule und dem Lehrerstande eine unablässige Sorgfalt zugewandt haben. Welche Partei seitdem auch immer ans Ruder kam, wie viele Minister einander auf dem Ehrensitze des "Grand Maitre de l'Université" folgten, kein Kabinett, selbst das reaktionäre vom 16. Mai, trat zurück, ohne etwas für die Förderung des Volksunterrichts gethan zu haben. Allerdings lag das Schulwesen, wie es vom Kaiserreiche hinterlassen war, schrecklich im Argen. Um sich die Gunst der Kirche zu sichern, hatte Napoleon den Elementarunterricht völlig den Kongregationen, den Brüdern der christlichen Lehre, den Ignorantinern, den Schulschwestern preisgegeben, einem Personal, das keine regelmäßigen Prüfungen zu bestehen brauchte, kaum einer Kontrolle unterworfen war, von geistigen Oberen geleitet und nicht nur durch finanzielle Begünstigung, sondern sogar durch Gesetze und Verwaltungseinfluß den Gemeinden aufgezwungen wurde. Noch einige Jahre, und die Kongregationen hätten den dahinsiechenden Laienunterricht vollends erstickt. Vergleicht man das Damals und das Jetzt, so kann man über den Fortschritt nicht genug staunen. Die Schule wie die Lehrerausbildung ist dem Klerus entrissen, auf rationellen, pädagogischen Grundlagen reformirt, die Gemeinde an der Schulaufsicht wesentlich betheiligt, der Schulzwang und die Unentgeltlichkeit des Schulbesuchs durchgeführt worden. Zehntausende neuer Schulgebäude waren zur Verwirklichung dieser Neuerungen nothwendig; sie stehen fertig da, und ein reges Unterrichtsleben entfaltet sich in ihnen. Auch die materielle Stellung der Lehrer ist eine günstigere als ehedem, was schon die Erhöhung des Unterrichtsbudgets von 26 auf 140 Millionen bekundet. Natürlich hat diese Besserstellung und vermehrte Leistung des Unterrichtspersonals auch seinen gesellschaftlichen Rang gehoben; der Lehrer ist heute dem Pfarrer, dessen Untergebener, ja Diener er früher war, gleichgeordnet, und die „Lehrerkarte," die ihm, wie dem Geistlichen seine Berufstracht, halben Fahrpreis auf allen Eisenbahnen gewährt, hat das Ansehen und Selbstbewußtsein des Schulmannes erheblich gesteigert. Namentlich auf dem Lande ist er der einflußreichste Wähler, und wo ihn ein Kandidat gegen sich hat, da mag er gar oft seine Sache im voraus als verloren betrachten. In diesem Sinne ist der französische Lehrer schon heute wie der von Sadowa ein Lenker der Geschicke seiner Nation. Halten wir dagegen das Bild der Volksschulverhältnisse im neuerstandenen deutschen Reich, welch ein auffallender Kontrast! Der edle Wetteifer und die opferfreudige Hingabe der deutschen Lehrer an ihren hehren Beruf, sie stehen in wahrhaft schreiendem Mißverhältnisse zu dem Wohlwollen, welches die deutsche Lehrerwelt von den Gemeinden nicht

minder wie von einsichtsvollen Volksvertretern und leitenden Staatsmännern mit Fug und Recht erhoffen darf; sie stehen aber auch in schreiendem Mißverhältnisse zu der Fürsorge, die man im Interesse der Gemeinden und des Staates und unbeirrt von den jeweiligen politischen Verhältnissen allenthalben der Volksschule fortdauernd zuwenden sollte. Die über das geeinte Deutschland nicht ohne Wollen und Zuthun der Regierungen und Volksvertreter hereingebrochene Reaktion hat ihre dunklen Schatten auch über die Volksschule gebreitet, und augenblicklich besteht auch keine Aussicht, daß ein heller Sonnenstrahl das tiefe Dunkel baldigst verscheuchen werde; denn die Konservativen im Bunde mit den ärgsten Gegnern der Volksbildung haben ihre Minierarbeit bereits begonnen, damit der ehemals so stolze und vom Auslande allgemein bewunderte Bau der deutschen Volksschule in Trümmer falle ad majorem dei gloriam, — nein, zur größeren Freude der rührigen Feinde des mächtigen deutschen Vaterlandes. Wer hätte wohl 1870 an eine solche Wandlung des deutschen Volkes und der deutschen Regierungen entfernt gedacht? Wer hätte es damals für möglich gehalten, daß man die allgemein geforderte und tief begründete fachmännische Aufsicht dem Schulwesen noch länger vorenthalten, daß man den Lehrern eine zeitgemäße Vorbildung, eine soziale und materielle Besserstellung künftig versagen werde? Schien es doch, als sei eine neue Morgenröthe für das in jenen Tagen froher Zuversicht vielgefeierte Volksschulwesen angebrochen, — aber es war leider nur Schein. Der Stolz des deutschen Volkes auf sein Volksschulwesen, mit dem es sich früherhin nicht ohne einiges Recht brüsten durfte, ist allgemach einer Gleichgiltigkeit gewichen, die den wahren Volks- und Vaterlandsfreund mit banger Sorge für die Zukunft erfüllt, weil man die Zeit für gekommen erachtet, wo es gelingen könnte, die Volksschule in die Hände fremder Machthaber hinüberzuspielen. Wenn jetzt die Staatsregierung und die für Volksbildung begeisterten Vertreter des deutschen Volkes den maßlosen Herrschgelüsten der erklärten Feinde des Volksschulwesens nicht ernstlich Widerstand leisten und dem ungezügelten Verlangen nach Auslieferung der Schule ein donnerndes Quos ego! entgegenrufen, dann, ja dann dürfen wir uns auf das Schlimmste gefaßt machen; denn der Dichter Voß sagt:

„Kein Volk, wo Dummheit wächst,
Bleibt Gott und Fürsten treu.“

Kirchliche Rundschau.

Um den Gnadenwahlstreit in der Norwegischen Synode zu Ende zu bringen, wird ein Colloquium in Vorschlag gebracht. Ueber diesen Vorschlag berichtet „Lehre und Wehre“: „Auf Antrag einer neulich abgehaltenen Predigerconferenz des Minnesota-Distrikts der Norwegischen Synode haben die Pastoren Homme und Frich Schritte gethan zur Herbeiführung eines Lehrgesprächs zwischen Vertretern der beiden Hauptparteien, die gegenwärtig in der Norwegischen Synode im Kampfe stehen. Die beiden genannten Pastoren veröffentlichen unter dem 5. März folgende Vorschläge: 1. Ein Colloquium wird entweder Mitte April oder spätestens gleich nach Ostern d. J. in La Crosse oder an einem andern bequemen Ort eröffnet. 2. Falls man nicht bei der ersten

Versammlung zu einem befriedigenden Resultat kommt, wird das Colloquium in späteren Versammlungen fortgesetzt. 3. Das Colloquium wird gehalten von wenigstens dreien und nicht mehr als vieren der folgenden Paare: Prof. F. A. Schmidt und Pastor V. Koren; Pastor P. A. Rasmussen und Prof. L. Larsen; Pastor L. M. Björn und Pastor O. P. Vangsnäs; Pastor N. Ellestad und Pastor C. K. Preus. Ersatzmänner: Prof. Th. Mohn und Pastor H. Halvorsen; Pastor L. M. Dahl und Pastor N. Amlund; Pastor M. O. Böckmann und Pastor O. Juul; Pastor K. Thorstensen und Pastor O. E. Solseth. Der Gleichheit wegen werden diese so Paar für Paar aufgeführt, sodaß wenn ein Paar oder Jemand in einem Paar sich nicht im Stande sehen sollte theilzunehmen, oder sich später genöthigt sehen sollte abzutreten, das nächste Paar eintritt in der Ordnung, in der sie hier genannt sind. Wir haben so viele genannt, um sicher zu sein, daß das Colloquium unter allen Umständen zu Stande kommt. Ein oder zwei Paar Ersatzmänner sollten wenigstens bei jeder Versammlung zugegen sein, um eintreten zu können, wenn Jemand aus den Colloquenten in Wegfall kommen sollte. 4. Die Glieder des Kirchenraths wohnen dem Colloquium bei als Zeugen (nicht als Richter). 5. Die Secretäre der Districts-Synoden (oder deren Ersatzmänner) sind zugegen, um den nöthigen Bericht über die Verhandlungen aufzunehmen. Falls Jemand unter den Colloquenten oder Ersatzmännern sich nicht im Stande sehen sollte an dem Colloquium theilzunehmen, sollte Nachricht davon an P. Frich eingesandt werden. Wer nicht antwortet, wird als zustimmend betrachtet."

Ueber den Abschluß der fünfwöchentlichen Arbeit der Evangelisten Jones und Small berichtet der Apologete unter Anderem: „An jenem Abend (4. April) predigte Br. Jones über den Text: „Ihre Wege sind liebliche Wege und alle ihre Pfade sind Friede." Er setzte schön auseinander, was die Reise zum Himmel angenehm und lieblich macht. Wenn ich auf der Reise nach New York bin, um dort ein großes Erbtheil in Empfang zu nehmen, sagte er, reist es sich viel angenehmer, als wenn ich die Reise antreten muß, um dort gehängt zu werden. Die hübschen Blumen am Wege, die Flüsse, die Berge und Thäler, sowie meine Reisegesellschaft werden mich nicht recht interessiren, wenn ich weiß, daß ich am Ende der Reise am Galgen baumeln muß. So ist's mit der Reise nach der Ewigkeit. Für die Reise zum Himmel hat Gott selbst die besten Vorbereitungen getroffen und Alles bequem eingerichtet. Es reist und fährt sich wie in einem Pullman-Waggon. Ich bin mit dir; es soll dir an keinem Guten mangeln! spricht der Herr. Auch die Aermsten und Verachteten dürfen in diesem Palastwaggon mitfahren, während mancher Reiche im Rauchwaggon seine Reise nach der Ewigkeit zu machen vorzieht. Man reist immer im Licht. Der Weg zum Himmel ist ein Weg der Weisheit und des Lichts. Nachts reist es sich nicht sehr angenehm. Auf dieser Reise hat es eine große Menge Wächter, welche die Hindernisse aus dem Wege räumen und uns vor Unglück bewahren. Ihr wißt, die Engel sind ja dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derentwillen, die ererben sollen die ewige Seligkeit. Ja, Alles ist bereit. Mache dich auf den Weg; steige ein; fahre mit.

Am Sonntag-Nachmittag wurde ein Dankgottesdienst, oder wie wir sagen würden, ein Liebesfest abgehalten. Um 3 Uhr waren etwa 8000 Personen im Haus und die Thüren wurden geschlossen. Tausende mußten wieder umkehren. In dieser denkwürdigen und gesegneten Versammlung führte Br. Jones den Vorsitz. Nachdem er einen Bibelabschnitt verlesen, legte er ein Bekenntniß ab von Gottes unergründlicher Gnade, die er ihm habe so reichlich zu Theil werden lassen. Auch meinte er, daß manche Kritik wegen seiner Ausdrücke gerecht gewesen. Er gestehe, daß er sich vieler Dinge schäme und es ihm leid thue, manches Unschickliche gesagt zu haben. Vieles würde er gerne ungeschehen und ungesagt machen, wenn es ihm möglich wäre. Aber Brüder, sagte er, wenn Einer von euch wochenlang drei Mal jeden Tag predigen müßte, und zwar alle Predigten aus dem Stegreif halten, ohne jegliche Vorbereitung, ich glaube, ihr würdet auch Fehler machen, es sei denn, ihr würdet hundertmal gescheidter sein, als ich bin. Ich habe keine Zeit, irgend eine meiner Predigten zu studiren. Als ich vor dreizehn Jahren

als Prediger ausging, lag mir dieser Gedanke in meinem Gemüth und ich sagte zu mir selbst: Jones, wenn du in der Welt Erfolg haben willst als Prediger, so mußt du entweder ein tüchtiger Arbeiter, oder ein großer Denker werden. Ich überschaute das Feld und kam zu dem Schluß: Durch Fleiß magst du ein tüchtiger Arbeiter werden, aber ein großer Denker kannst du nie werden, denn dazu hast du nicht Verstand genug. Ich will daher die Arbeit thun; das Denken überlasse ich den großen Männern, wie z. B. Br. Hensen hier neben mir.

Nachdem Br. Jones geschlossen, legten zuerst verschiedene Prediger ihr Zeugniß für den Herrn und seine Sache ab. Dr. Hensen von der ersten Baptistenkirche sagte: Ich kann freudig bezeugen, daß meine Gemeinde in den letzten fünf Wochen gründlich aufgerüttelt wurde zu ihren Pflichten und zur Arbeit. Seine Glieder seien allbereits an der Arbeit, Seelen für den Herrn zu gewinnen, wie selten zuvor. Dr. McPherson von der Presbyterianerkirche bezeugte, daß er von Herzen dasselbe von seiner Gemeinde sagen könne u. s. w. — Was auch allgemein befriedigt hat, war die Thatsache, daß, als Jones seine Bestellung hier mit den Gemeinden machte, er keine Forderung für seine Dienste machte. „Ich bin zufrieden, was ihr mir gebt," soll er dem Comite geantwortet haben. Die Uneigennützigkeit dieser Brüder hat ihnen viele Herzen reicher Leute gewonnen. Eine Anzahl Leute haben die Summe von $2800 freiwillig privatim zusammengelegt. Eine öffentliche Kollekte brachte die Summe auf $4000."

Wir wollen Sam. Jones nicht vorschreiben, was er predigen soll. Daß es sich aber zum Himmel so bequem reist und fährt, wie in einem Pullman-Waggon, steht wenigstens nicht in Matth. 7, 13. 14; oder Luc. 13, 24; oder 1 Cor. 10, 1—5.

Wenn das Ende des Kulturkampfes so nahe gewesen wäre, als einige Reden des Bischofs Kopp von Fulda, sowie die von der preußischen Regierung gezeigte Bereitwilligkeit zum Entgegenkommen es scheinen ließen, so müßte es schon längst da sein. War doch von den Maigesetzen fast nichts mehr übrig geblieben, als die Anzeigepflicht (die in Baiern und Oesterreich schon längst besteht und ohne Widerspruch von Rom anerkannt wird), das allgemeine Schulaufsichtsrecht des Staates, sowie einige Beschränkungen in Bezug auf Messelesen und Spendung der Sakramente. Ebenso hatte seinerzeit Bischof Kopp erklärt, daß er in wenigen Tagen in der Lage sein werde, die Hand zur Beendigung des Kulturkampfes entgegen zu reichen. Das war schon am 27. Februar d. J. geschehen. Da man aber lange auf Hoffen und Harren angewiesen war, so hatte man auch lange Zeit, um allerlei Vermuthungen zu machen, woran es auch vorher nicht gefehlt hatte. Die geistreichste derselben war die gewesen, daß sich die kirchenpolitische Lage in Preußen deßwegen nicht erkennen lasse, weil die beiderseitigen Officiösen in Berlin wie in Rom einen künstlichen Nebel zu erzeugen sich bemühten, der erst in dem für geeignet erachteten Zeitpunkt verschwinden solle.

Die Abreise des Bischofs von Fulda und seine Abwesenheit, als der Bericht der kirchenpolitischen Commission (wir würden hier Komite sagen) des Herrenhauses, deren Mitglied der Bischof ist, festgestellt wurde, machten die Sache auch nicht klarer, um so weniger, als die Centrumspresse dem Bischof geradezu ins Gesicht sagte, daß er „im parlamentarischen Leben noch nicht die Erfahrung besitze, wie die langjährigen Führer des Centrums." Es scheint aber, als könne man hinter diesem künstlichen Nebel hauptsächlich deßhalb den Frieden zwischen der preußischen Regierung und dem Centrum nicht sehen, weil derselbe nicht dahinter ist. Leo XIII. würde vielleicht Frieden schließen, aber er kommt hier nicht allein in Betracht, seine Abhängigkeit von den leitenden Geistern der Centrumspresse und der Jesuitenpolitik scheint eben größer zu sein als seine Unfehlbarkeit. Windthorst und Genossen würden ohne Kulturkampf bald aus Mangel an Thätigkeit sterben, und so darf eben der Papst keinen Frieden schließen; er muß Krieg führen, um seine Landsknechte in Uebung und Ordnung zu halten. So wird es wohl noch eine Zeitlang bleiben und zwar so lange bis es — anders wird. Wann aber das geschieht, weiß Niemand.

Die separirte Gemeinde in Hermannsburg, welche in der Hannoverschen Separation die Führung gehabt hatte, hat sich in sich selbst gespalten. Lehrstreitigkeiten waren schon früher ausgebrochen (Theol. Ztschr. 1884, S. 209). Die Art, wie dann im Jahre 1885 die Wahl von Egmont Harms als Missionsdirektor zu Stande kam (Theol. Ztschr. 1885, S. 128), hatte wohl auch nicht zur Verminderung der herrschenden Spannung beigetragen, die allem Anschein nach inzwischen weiter gewachsen ist, denn es soll sogar Pastor Dreves von der separirten Gemeinde in Hermannsburg dem von der Immanuelssynode ordinirten Missionsdirektor die Kanzel verweigert haben. Die Gemeinde aber stellte sich auf Seite des letzteren und wählte sich Pastor Meinel von der Immanuelssynode, während Pastor Dreves mit etwa 60 Anhängern eine besondere, noch mit dem Synodalausschuß in Verbindung stehende Gemeinde bilden. Zwar haben die Anhänger von Harms erklärt, sie wollten sich nicht von der Freikirche, sondern nur von dem jetzigen Synodalausschuß lossagen; allein die Spaltung ist eben doch zur vollendeten Thatsache geworden. Es wird nun darauf ankommen, ob die übrigen separirten Gemeinden sich durch den Namen Harms und die Hermannsburger Mission halten lassen, oder auf die Seite von Pastor Dreves treten werden.

Es handelte sich bei dem Streite besonders um drei Punkte: 1. Daß die Lüneburger Kirchenordnung nur soweit Geltung haben könne, als dies zu der seit 1878 bestehenden Gemeindeordnung stimme; 2. daß die Gemeinde nur solche Pastoren in ihrer Kirche fungiren lassen könne, die diese Ordnung als zu Recht bestehend anerkennen; 3. daß solche Geistliche aber, die auf dem Grunde der hl. Schrift, der luth. Bekenntnißschriften und der Gemeindeordnung stehen, insonderheit der Missionsdirektor, in der Kirche auch fungiren dürfen. Diese drei Punkte hat Pastor Dreves nicht anerkannt und die entsprechenden Anträge in einer Gemeindeversammlung nicht zur Abstimmung bringen wollen, vielmehr die Versammlung geschlossen und die Kirche verlassen.

Pastor Meinel soll übrigens die Berufung nach Hermannsburg nachträglich noch abgelehnt haben. Schwerlich aber werden sich die beiden nun getrennten Richtungen innerhalb der hannoverschen Separation wieder vereinigen.

Die Entstaatlichung der englischen Kirche, die zunächst für Wales beantragt war, ist im Unterhause in London mit 241 gegen 229 Stimmen abgelehnt worden. Von dem Schatzkanzler Harcourt, der den Antrag bekämpfte, wurde namentlich darauf hingewiesen, daß die Kirchenfrage in Wales von der Kirchenfrage in England nicht getrennt werden könne, und der Premierminister Gladstone bei den jüngsten Wahlen wiederholt erklärt habe, daß die Entstaatlichungsfrage der englischen Hochkirche in dem gegenwärtigen Parlament nicht auf die Tagesordnung gebracht werden solle.

Der abgelehnte Antrag hatte folgenden Wortlaut gehabt: „Da die Kirche von England in Wales ermangelt hat, ihren angeblichen Zweck als ein Mittel zur Förderung der religiösen Interessen des wallischen Volkes zu erfüllen, und nur einer kleinen Minderheit der Bevölkerung dienlich ist, ist ihre Fortdauer als eine Staatskirche in dem Fürstenthum eine Anomalie und eine Ungerechtigkeit, die nicht länger bestehen sollte."

Die drohende Gefahr der Entstaatlichung hat unter der Geistlichkeit der englischen Hochkirche eine ungemeine Rührigkeit hervorgerufen. Die Kirchenconvocation von Canterbury, deren beide Häuser (Ober- und Unterhaus) noch durch ein Laienhaus unter dem Vorsitz von Lord Selbourne ergänzt worden sind, hat sich eingehend mit der Frage nach einer Kirchenreform beschäftigt, wodurch der drohenden Entstaatlichung vorgebeugt werden soll. Nach mehrtägiger Diskussion erklärten die Bischöfe (das Oberhaus der Convocation), daß die unverzüglich ins Werk zu setzenden Reformen auf folgende Punkte zu beschränken seien, 1. Beseitigung der mit dem herkömmlichen Stellenverkauf verbundenen Uebel und Mißbräuche; 2. die Entfernung unwürdiger Pfarrer aus ihren Aemtern; 3. die möglichste Beseitigung der im kirchlichen Pfründenwesen vorhandenen Ungleichheiten und Unzuträglichkeiten (Anstrebung einer gerechteren Vertheilung des Einkommens); 4. die Erweiterung der Convocation und die Vermehrung ihrer Competenzen auf dem Gebiet der innern kirchlichen Disciplin; 5. die Hinzuziehung des gläubigen

Laienthums zur Verwaltung der Kirche und klare statutarische Bestimmungen über diese Laienrechte. Im Unterhause der Convocation wurde die Patronatsbill berathen, welche der Erzbischof von Canterbury vor das Unterhaus (des Parlaments) bringen wird. Dieselbe verbietet den Verkauf der Vorschlagsrechte für Pfarrstellen, indem sie den bisherigen Modus auf wenige bestimmte Fälle beschränkt. Ferner soll sich ein board of patronage constituiren, über dessen Zusammensetzung lange und erregte Debatten stattfanden. Zuletzt entschied man sich nur für sechs Mitglieder, drei Geistliche und drei Laien, mit dem Decan als Vorsitzenden. Auch im Laienhause wurde die Patronatsbill berathen. Zur Beseitigung der aus dem Mißbrauch des Patronatsrechtes sich ergebenden Unzuträglichkeiten verlangte eine Resolution für den Bischof das Recht, die Einführung des betreffenden Geistlichen zu verweigern und die Ernennung eines Beirathes, der den Bischof auf diesem Jurisdictionsgebiet zu unterstützen hat.

Die im Parlament sitzenden Anhänger der Gesellschaft für die Entstaatlichung der Kirche sind indeß mit diesen Vorschlägen keineswegs zufrieden. In einer Versammlung dieser Gesellschaft legte ein Parlamentsmitglied den ganzen Operationsplan dar. Der erste Kampf werde in Wales ausgefochten werden. (Dort ist indeß, wie oben berichtet, der Kampf nicht siegreich gewesen.) Dann werde Mr. Finlay seinen auf die schottische Kirche bezüglichen Antrag einbringen, worauf dann ein Antrag von Mr. Picton folgen solle, welcher die Abschätzung des englischen Kircheneinkommens und eine Klarstellung über seine Verwendung zum Zweck haben solle. Die von den offiziellen Vertretern der Kirche gemachten Reformvorschläge wurden sehr absprechend beurtheilt und auf die dem Plane günstige Zusammensetzung des Parlaments hingewiesen, die man benutzen müsse, um die Regierung zu einem Heraustreten aus ihrer reservirten Haltung zu veranlassen.

Das evangelische Bisthum in Jerusalem ist immer noch erledigt. Es scheint aber, daß man auch in England allmälig dem Gedanken Raum gibt, auf die von der preußischen Krone gewünschte Aufhebung des früheren Abkommens einzugehen. Wenigstens erwiderte Gladstone im Unterhaus auf eine Anfrage in Betreff des Bisthums, dasselbe sei noch nicht besetzt; die Reihe zur Besetzung sei an Kaiser Wilhelm, der indeß wünsche, daß der Vertrag von 1841 entweder geändert oder ganz aufgehoben werde. Der Erzbischof von Canterbury habe sich für die Aufhebung des Vertrages ausgesprochen; es sei aber noch keine Entscheidung darüber erfolgt, wodurch derselbe ersetzt werden solle.

Schulnachrichten.

Lehrer A. Breitenbach, der bisher an der Gemeindeschule der evang. St. Petri-Gemeinde in Chicago, Ills., die vierte Klasse bediente, hat einen Ruf von der in der vorigen Nummer genannten Gemeinde in Brooklyn, N. Y., als erster Lehrer an ihrer Gemeindeschule angenommen und wird daher aus dem Westen nach dem Osten übersiedeln.

Die Lehrerstelle an der Gemeindeschule der evang. St. Pauls-Gemeinde in Pekin, Ills., ist durch Lehrer B. J. Stanger, und die Schulstelle an der evang. Gemeinde in Holstein, Mo., durch Lehrer F. Clauß wieder besetzt worden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. Juni 1886. Nro. 6.

Wilhelm von Oranien.

Aus dem Nachlaß von Dr. Albrecht Wolters.

(Aus den Deutsch-evangelischen Blättern.)

(Fortsetzung.)

Antwerpen war der einzige Ort der Niederlande, wo neben den Reformirten Lutheraner wohnten, — Tausende von Kaufleuten aus den deutschen Hansastädten. Nun war damals die Blüthezeit der Reformation Deutschlands längst schon dahin. An die Stelle des Eifers des Volks für rechten Glauben war der Eifer der Theologen für rechte Lehre getreten und unter ihren Händen die Gewissensfrage zum Schulgezänk entartet. Die herbe Richtung auf reine Lehre, welche mit dem Anspruch der ewig vollkommene und ganze Ausdruck der hl. Schrift zu sein sich an die Stelle derselben drängte, bekämpfte die Reformirten, besonders seitdem Friedrich III. von der Pfalz als erster deutscher Fürst zu ihnen übergegangen war und ihren Glauben in seinem Heidelberger Katechismus hatte mustergültig aussprechen lassen. Deutsche Eifrer hatten diese Richtung auch in's ferne Antwerpen verpflanzt.

In den heftigen Zuckungen, in welche dadurch diese Stadt gerieth, bewährte Oranien glänzend den Ruf der Diplomatie, welche er in der Schule eines Karl V. gelernt hatte. Es stand bei ihm, die Lutheraner zu erdrücken; mit ihrer Hülfe konnte er die Reformirten niederwerfen; es war ihm ebenso möglich, mit beiden vereint der spanischen Macht den empfindlichsten Stoß zu versetzen: aber er that nichts von dem allen, indem er die unerwartetste Taktik befolgte und mit den Lutheranern und der spanischen Partei verbündet die Reformirten zwang, mit mäßigen Zugeständnissen sich zu begnügen. So vollbrachte er das Meisterstück, ohne besondere Anwendung von Gewalt, die riesengroße Stadt, dies „kleine Venedig", das bis auf den letzten Mann erregt und unter den Waffen war, zur Ruhe zu bringen.

Er konnte aber auch nicht anders handeln, wenn er seiner religiösen Ueberzeugung getreu bleiben wollte.

Denn jene Anfangszeiten, da er nur für die politische Seite des begonnenen Streites ein Auge zu haben schien, waren vorüber. Längst hatte er bekannt, wie sehr „er das Verbrennen, Enthaupten und Ersäufen der Menschen um der Relegion willen" verabscheute; jetzt aber und je mehr dies Morden in Schwung kam, ward er denjenigen entfremdet, welche darin das Mittel

ihrer Rettung sahen und neigte sich den Verfolgten zu, die wie ein Sauerteig das Leben des Volkes durchzogen und demselben seinen ersten, auf's Ewige gerichteten, heldenmüthigen Charakter gaben.

Da that Margarethe freundlich mit ihm. In ihren süßen Worten sah er nur den Versuch, ihn sicher zu machen und dem Könige Zeit zu schaffen, eine spanische Armee in das erregte Land zu werfen. Entweder — schrieb er an Egmont — ich fliehe, oder wir müssen der jedenfalls erscheinenden spanischen Macht mit den Waffen entgegentreten. Doch war der Admiral zu nichts zu bewegen. Noch eine letzte Unterredung, und Oranien ging mit Weib und Kind über Cleve in seine alte Heimath Nassau.

Sein Leben war zu bedeutsam, als daß er es einem nutzlosen Martyrium, dem er entgehen konnte, hätte opfern dürfen.

Das spanische Heer wurde unter Herzog Alba in's Land gesendet. Er habe Männer von Eisen gebändigt, berühmte sich Alba, und werde mit Leuten von Butter wohl fertig werden.

Ein ergebeneres Werkzeug hätte Philipp für seine Pläne nicht finden können, als Alba war. Der Knecht war so fanatisch, wie sein Herr. Schon vor Jahren hatte er seine Meinung über die Zustände in den Niederlanden für den König in ein kurzes Wort schriftlich zusammengefaßt, welches bereits das ganze Programm seiner Schreckensherrschaft enthält: „Denen gegenüber, welche verdienen, daß ihnen der Kopf abgeschlagen wird, muß man heucheln, bis die Zeit kommt, daß man es kann."

Die Zeit war gekommen, als er in Brüssel erschien.

Die Statthalterin fühlte, ihr Reich sei zu Ende, und dankte ab. An Stelle des schnell beseitigten Staatsrathes trat der „Rath der Unruhen", der sich seinen bekannten Namen des Blutraths redlich verdient hat. Die Hinrichtungen nahmen in fast unglaublicher Weise überhand. Die spanischen Politiker kannten schon von der Vertreibung der Moriskos her nichts Wohlfeileres als ein Menschenleben, und selbst die Halbspanierin Margarethe hielt sich in den niederländischen Gefängnissen immer einen Vorrath von Ketzern, die sie gruppenweise und „von Zeit zu Zeit" — es sind ihre eigenen Worte — verbrennen ließ, so oft die erregte Volksstimmung einer Einschüchterung zu bedürfen schien.

Cardinal Pallavicini sagt von Alba: „So oft von Vertilgung der Protestanten die Rede war, kam er in Wuth und schien in einem Anfall von Frömmigkeit außer sich zu gerathen." Mit dieser Schilderung stimmen seine Thaten. Als am Aschermittwoch 1568 das Volk feierlich sein Fasten begann und auch die versteckten reformirten Prediger und Glieder der Consistorien sich aus den Schlupfwinkeln hervorwagten, um ihren Gemeinden zu dienen, warf er das Netz überall aus und fing 500 Ketzer auf einmal. Diese Zahl reichte für die Hinrichtungen der Fastenzeit hin. Nach Ostern — schrieb er dem König — werde er einen neuen Fang thun; doch es sei unmöglich, alle zu strafen, welche Gott und den König beleidigt hätten.

Oraniens Sohn erster Ehe wurde von Löwen, wo er studirte, nach

Spanien gebracht, um hier an seiner Erziehung zu sterben. Als der Vater selbst zur Verantwortung nach Brüssel geladen wurde, begnügte er sich damit, in einem öffentlichen Manifest zu betheuern, daß er nicht seinem König, aber dessen schlechten Räthen widerstehen müsse. Es half ihm nicht, daß sein Bruder, der stürmische Ludwig von Nassau, mit zusammengerafften Haufen in's Land einfiel und die Veteranen Albas schlug: denn als der Herzog selbst sie führte, erlag ihnen Ludwig im Gefecht bei Gemmingen. Auch Wilhelm gelang es nicht, an der Spitze von 30,000 selbstgeworbenen deutschen Söldnern Alba zu einer Schlacht zu nöthigen, wie er denn überhaupt dem Feldherrntalent des Spaniers nicht gewachsen war. Er hatte gehofft, mit Jubel als Befreier empfangen zu werden, aber keine Stadt öffnete ihm die Thore: so gering war noch die Kenntniß der eigenen, so groß die Ueberschätzung der spanischen Mittel. Durch Meutereien seiner Truppen geschwächt, von Alba in hundert Kreuz- und Querzügen matt gemacht, sah er sich zuletzt mit dem Rest seiner Armee recht eigentlich aus dem Lande herausmanöverirt, zog nach Straßburg und entließ die letzten seiner Getreuen.

Albas blutiger Stern stand in seiner Höhe.

„Alles ist ruhig," schrieb er dem König (1570); im Lande ist Keiner, der zu fürchten wäre, und außer dem Lande nur Einer — Oranien, — wenn ihm nicht seine Gläubiger so viel zu schaffen machten! — Es war die Ruhe des Kirchhofs.

Zwei Ereignisse änderten die Lage, ein kirchliches und ein kriegerisches: die Weseler Synode und das Aufkommen der Wassergeusen. Da beide unmittelbar aus dem Volke hervorgingen, mußte an ihnen das Vertrauen desselben zur eigenen Kraft erwachen.

Die in's Ausland geflüchteten Niederländer zählten nach Zehntausenden. Die Meisten hatten England, Friesland, beide Ufer des Rheins, vor allem das Gebiet des mit Oranien befreundeten Herzogs Wilhelm von Cleve aufgesucht. In die größte clevische Stadt, Wesel, waren schon 1545 Walonen (aus den Südprovinzen) eingewandert. Massen von Niederländern der Nordprovinzen gesellten sich zu ihnen, als Albas Verfolgungen begannen.

In dieser Stadt, dem deutschen Genf, versammelten sich am 3. Novbr. 1568 die deputirten Prediger, Aeltesten und andere angesehene Glieder der niederländischen Flüchtlingsgemeinden zu einem Convent und gaben hier ihrer ausgewanderten Pilgerkirche diejenige Synodal-Verfassung, welche seitdem das Eigenthum dieser Fremdengemeinden, bald darauf der ganzen heimathlichen reformirten Kirche der Niederlande und Frieslands, und durch sie ein theures Kleinod der evangelischen Kirche von Rheinland und Westphalen geworden ist.

Die überall frei angenommenen Bestimmungen dieser Weseler Synode sammelten die geflüchteten zerstreuten Massen und machten die Schwachen stark. Unberechenbar groß aber war ihre Rückwirkung auf die im Lande verbliebenen Volksgenossen. Denn sie war das handgreifliche Zeugniß davon, daß ihre Sache, weit entfernt verloren zu sein, wieder auflebe.

Die Weseler Synode hat der Bewegung der Niederlande ihren religiösen Stempel so unverlierbar aufgedrückt, daß alle Versuche, auch die katholischen Gebiete des Landes von da an dauernd wieder für sie zu begeistern, fehlgeschlagen sind. Deßhalb war der religiöse Fortschritt sozusagen ein politischer Rückschritt. Um so eindringlicher durfte nun aber auch der erschöpfte Oranien jetzt schon an das protestantische Herz der Flüchtlinge im Ausland sich wenden. „Alles was ich gethan — so redete er sie an — bezweckt die Ehre Gottes und die Befreiung des Vaterlandes. Die Feinde sparen nicht Geld, nicht Mühe, wollt ihr schläfriger sein, als sie? Auf! Jede Gemeinde thue es der andern zuvor. Wir lesen, daß König Saul, als er die Männer von Jabes aus der Hand Nahas, des Ammoniters, erretten wollte, ein Joch Ochsen zerstückte und als Wahrzeichen durch ganz Israel sandte und sprach: „Wer nicht auszieht, Saul und Samuel nach, des Rindern soll man also thun!" — und die Furcht des Herrn fiel auf das Volk, daß sie auszogen wie Ein Mann und erretteten die Männer von Jabes. Hier habt ihr dieselbe Warnung. Gebet Acht, ihr, die ihr sie verschmäht, daß nicht der Zorn Gottes eure Häupter treffe!"

Bei seiner Anwesenheit in Frankreich und im Heere Colignys hatte der flüchtige Oranien von diesem denselben Rath empfangen, welchen einst das Orakel von Delphi den bedrängten Athenern gab, „ihr Heil hinter hölzernen Mauern zu suchen." Auf dem Lande waren Oraniens Truppen wie seine Kriegskunst den Spaniern stets unterlegen; es galt jetzt den Bundesgenossen zu gewinnen, der bisher des Volkes Freund und Wohlthäter zugleich gewesen: das Meer. Auf Schiffen und Fischerbarken bemannten sich dem Tode entronnene Fischer, Bauern, Adelige, — Freischaaren zur See, die gefürchteten Wassergeusen. Nicht lange, und sie waren verwegen genug, sich an Briel zu wagen. Die mächtige Stadt, Albas Bollwerk, fiel in ihre Hände (1. April 1572). „Den 1. April verlor Duc d'Alba syn Bril," sagte das Volk.

Eine bessere Zeit schien zu kommen. Wilhelm versuchte wieder einen Zug zu Lande und wandte sich gegen Brüssel, da — unerwartet — lähmte ihn die Bartholomäusnacht (24. August), indem sie seine Partei in Frankreich ausrottete und seinen Rückhalt, die reformirte Kirche dieses Landes, zertrümmerte. Auf dem Marsch mußte er seine Soldaten entlassen.

Doch auch Albas Stern neigte sich seinem Untergange zu. Auch er mußte lernen, daß der Mensch nichts wider die Wahrheit kann, diese vielmehr alles zu ihrem Siege verwendet, selbst einen Alba, das Henkerbeil und den Holzstoß! „Der Haß des Volkes gegen mich," schrieb er dem König, „wegen der Strafen, womit ich es habe heimsuchen müssen, macht alle meine Anstrengung zu nichte" (1573). Unbesiegt, schied er doch als ein geschlagener Mann. —

Ehe wir uns der öffentlichen Thätigkeit Oraniens wieder zuwenden, erinnern wir uns an das häusliche Leid, das ihn damals bedrängte.

Als er von Alba entwich, hatte er seine Familie nach Dillenburg mitgenommen. Später, da er zu Felde lag, gab er zu, daß seine Gemahlin nach

Köln zog. Hunderte von Flüchtlingen wohnten hier, auf den Gassen des deutschen Rom tönte das „Vivent les Gueux!" und Anna von Sachsen liebte die Zerstreuungen der großen Stadt. Unter den kölnischen Emigranten war auch Johann Rubens, ein Schöffe von Antwerpen, der Vater jenes großen Malers Peter Paul Rubens, der ihm hier im Auslande geboren ward. Dieser Mann verpflichtete sich die Fürstin, als er ihr Heirathsgut in Antwerpen zu retten versuchte, und verführte sie dann zum Ehebruch. Sie zog bald darauf wegen Armuth nach Siegen. Als er sogar hier wagte, die entehrte Frau in ihrer Verborgenheit aufzusuchen, griff Johann von Nassau ihn auf und warf ihn in's Gefängniß (1571). Ueber die so schmählich zerrissene Ehe ließ Oranien die Scheidung aussprechen, und vermählte sich in dritter Ehe mit Charlotte von Bourbon.

Selten ist das öffentliche und häusliche Leben eines großen Mannes zugleich von so viel Stürmen bewegt gewesen!

In den Niederlanden hatten inzwischen die Anfänge eines neuen Staatslebens zu tiefe Wurzeln getrieben, als daß die Nachfolger Albas, Requesens, Don Juan d'Austria und Alexander von Parma sie gänzlich hätten ausreißen können. Doch wurde Wilhelms Stellung mißlicher denn je, als Requesens nicht nur die fränkischen Südprovinzen beschwichtigte, sondern auch die Schlacht auf der Mooker Haide (1574) gewann, welche beiden Brüdern Wilhelms das Leben kostete und Leyden, die Hauptstadt Südhollands, dem Sieger Preis gab.

Aber dem Geist Oraniens waren Schwierigkeiten nur Anreizungen zu stärkerem Aufschwung! Diese neue Noth forderte seine ganze Thatkraft heraus. Die Leydener betheuerten, „sie wollten sich des Wortes Gottes und ihrer Freiheit wehren bis auf den letzten Mann": er forderte noch mehr von ihnen. Weil er selbst alles für's Vaterland dahingegeben, konnte er ihnen Gleiches zumuthen, indem er sie überredete, die Deiche zu durchstechen und die Wogen des Meeres gegen die Spanier heranzuholen.

Es bezeichnet stets Wendepunkte in der Geschichte, wenn ein Volk, das seine Kraft an der Uebermacht verbraucht hat, die Elemente zu Hülfe ruft. Erschrecklich, aber groß ist es, Moskau niederbrennen oder die salzigen Fluthen über die blühenden Niederungen Leydens rollen zu sehen!

Monate lang zwar ließ die See auf sich warten. Widrige Winde hielten sie hoch — Monate lang. Die Stadt war ausgehungert und Krankheiten hatten ihre Bevölkerung von 16,000 auf 10,000 heruntergebracht. Endlich am 3. Oktober 1574 flohen die Feinde — in mächtiger Springfluth kamen die Wasser heran, über die Ernte einer halben Provinz, über reiche Dörfer, und brachten auf flachen Booten die Wassergeusen und ihre Hülfe. Die Gotteshäuser füllten sich mit schluchzenden Menschen. Oranien erhielt die Depesche von der Rettung noch desselben Tags zu Delft in der Kirche. Es ist ganz seinem Wesen gemäß, daß er erst die Predigt zu Ende gehen ließ, dann aber die Freudenbotschaft dem Prediger zur Verkündigung und Danksagung

überreichte. Darauf machte er sich auf in die Stadt und ehrte ihren Heldensinn durch die Stiftung einer Universität, wodurch er zugleich die Theologie des Landes von Genf loszureißen gedachte. So schmückte ein preußischer König in der größten Nothzeit die bei ihm ausharrende Hauptstadt seines Landes mit einer Hochschule — wie sein Ahnherr Oranien überzeugt, daß geistige Waffen noch schärfer als Schwerter sind.

Nach Requesens Tode fachte die „Genter Pacification (1576), welche alle Provinzen verband, noch einmal Oraniens Hoffnung an, sie beisammen zu erhalten. Doch bald zwang ihn die vollkommene Aussöhnung des Südens mit Spanien, die Don Juan und Alexander Farnese gelang, sich auf die sieben nördlichen Provinzen zu beschränken. Oranien bestand damit die stärkste Probe seines Willens. Seine Klugheit trug den Sieg über seinen Stolz, seine Liebe, sein Herz davon. Um nicht alles zu gefährden, begnügte er sich damit, etwas zu retten.

Er schloß die Union der sieben Provinzen zu Utrecht (1579) und gründete damit den besonderen neuen Staat.

Da erklärte Philipp ihn in die Acht (1580) und versprach dem, der ihn tödte, den Adel und 25,000 Kronen. Drei Mordanschläge auf Oranien folgten schnell nacheinander. Bei dem letzten wurde er schwer verwundet und der Schreck kostete seiner Gemahlin das Leben.

Sein Versuch, die einzige Allianz, die ihm möglich war, die mit Frankreich, zu schließen, führte ihn auch zur vierten Ehe mit Luise von Coligny (1583), deren erster Gemahl mit ihrem Vater, dem großen Admiral, in der Bartholomäusnacht ermordet worden war. Nur Ein Jahr währte das Glück dieser neuen Verbindung, das letzte des unruhigen Lebens. Am 10. Juli 1584 erlag der Prinz der Kugel seines 22jährigen Mörders. „Herr Gott," rief er, zusammenbrechend, „sei meiner Seele und diesem armen Volke gnädig!"

Wenn die Staaten ihn auf seinem Grabmal den Vater des Vaterlandes nannten, der lieber den Niederlanden gedient, als sein eigenes Glück gesucht und die wahre Religion zugleich mit der Freiheit wieder eingeführt habe, so ahnten sie nicht, daß einst nach Jahrhunderten Protestanten, durch seine Gottesfurcht geärgert, ihn verdächtigen würden, er sei aus Ehrgeiz und Herrschsucht zusammengesetzt und seine Religion mehr Noth als Tugend gewesen.

Es war ein Zeichen der Zeit, daß im Leichenzug der gebannte und um seiner „Freilassung" der Religion willen durch die Spanier verjagte Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß, ging. Er hatte etwas von des Oraniers Klagen verstanden, wenn er in die Worte ausbrechen konnte: „Du lieber Gott, was thun unsere Evangelischen in Deutschland? dormiunt in utramque aurem! (sie schlafen bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ohr). Ich sorge, sie wachen noch einmal unsanft auf, und dann wird's heißen: non putaram! (das hätt' ich nicht gedacht), und werden den Stall zumachen, wenn das Vieh hinaus ist. Wir werden's noch erleben."

(Schluß folgt.)

Die Keuschheit.

(Eingesandt von P. J. G. Enßlin.)

(Schluß.)

Haben wir im Vorhergehenden von der Keuschheit vor der Ehe geredet, so möge nun im Folgenden von der Keuschheit in der Ehe gesprochen werden, denn die Bewahrung der göttlichen Ordnung, in Betreff der Geschiedenheit der beiden Geschlechter, wird im Ehestande ebenso wohl gefordert wie im ledigen Stande. Der Mensch tritt zwar durch die Eheschließung in neue und andere Lebensverhältnisse ein, in welchen der Umgang mit dem andern Geschlechte, der göttlichen Ordnung gemäß, wegen seiner höheren Zwecke erlaubt ist; denn durch die Eheschließung wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und werden die zwei ein Fleisch sein. 1 Mos. 2, 24. Mark. 10, 7. Allein besagter Umgang ist nur an die ihm angetraute Person gebunden, so daß neben dem Ehegatten kein ähnlicher Umgang mit einem andern eingegangen, oder gepflegt werden darf. Wer diese Ordnung übertritt, wird durchs Gesetz Gottes als Hurer und Ehebrecher hingestellt und verurtheilt. Es ist in ethischer Hinsicht auch rein unmöglich, seinem Weibe anhangen und ein Fleisch mit ihr sein zu können, wenn nicht ganze Treue gegen die Ehehälfte bewiesen wird. Aus diesem Grunde und um des geordneten Familienlebens willen ist Bigamie und Polygamie (sei die letztere Vielweiberei oder Vielmännerei) unstatthaft, der göttlichen und menschlichen Ordnung zuwider, weshalb auch in der hl. Schrift nirgends solche Verhältnisse gebilligt, oder als Vorbilder hingestellt werden, sondern nur unter gewissen Umständen, aus göttlicher Geduld, zugelassen wurden. 1 Tim. 3, 2; denn zum wahren Wesen der Ehe gehört die Monogamie. So war es auch von Gott gewollt von Anfang an, wie Christus zu den Pharisäern spricht: „Habt ihr nicht gelesen, daß der Schöpfer von Anfang sie Mann und Weib schuf und sprach: Um deßwillen wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und er an seinem Weibe hangen, und sie werden beide ein Fleisch sein." Mark. 10, 2 ff. Aus diesem Grunde ist auch die Ehescheidung, um irgend einer beliebigen Ursache willen, gegen die göttliche Ordnung und unstatthaft; denn was Gott zusammen gefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Matth. 19, 6. Selbstverständlich ist das Gesetz über Monogamie oder Monandrie nicht in der Weise zu fassen, daß der Mensch nur einmal in den Stand der Ehe sich begeben kann, so daß nach dem Tode des einen Theils kein ähnliches Verhältniß mit einer andern Person eingegangen werden darf; denn das eheliche und geschlechtliche Verhältniß bezieht sich auf das Fleisch und Leibesleben und hört mit dem Tode auf, zumal der noch lebende Theil nicht mehr ein Fleisch mit dem Verstorbenen sein, und das Gesetz, womit er an das andere gebunden war, keine Geltung mehr haben kann. Vergleiche hierüber Röm. 7, 2—4. 1 Cor. 7, 39 und Luk. 16, 30. So lange aber der Tod des einen Theils nicht eingetreten ist, besteht auch das eheliche Verhältniß der beiden fort, es sei denn, daß durch einen, der Ehe ähnlichen Um-

gang mit einem andern, die Ehe schon gebrochen wurde, wie Christus sagt, Matth. 5, 32: Wer sich von seinem Weibe scheidet, es sei denn um der Hurerei willen, und freiet eine andere, der bricht die Ehe, und wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht auch die Ehe. Daß aber ein Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, also ganze Treue beweisen kann, liegt nicht nur im gegenseitigen Versprechen von keuscher Liebe und Ehrerbietung begründet, sondern in dem Wesen der Ehe selbst; denn das, was von beiden Seiten die Verbindung hervorruft, ist, wie Irion in seiner Katechismuserklärung sagt, „die gegenseitige geistige Anziehung, die nicht nur auf der gegenseitigen persönlichen, sondern auf der gegenseitigen individuellen Achtung beruht, das heißt: Nicht nur erscheint Jedes dem andern als Person überhaupt, sondern als die so und so bestimmte Person, oder als Person mit den und den Charakterzügen und Eigenschaften achtungswerth. — Ebenso ist die eheliche Liebe nicht nur eine allgemeine Liebe einer Person zu einer andern, sondern eine Liebe einer individuell ausgeprägten Person zu einer andern, ebenfalls individuell ausgeprägten Person; wobei natürlich die individuelle Ausprägung des einen der des andern entsprechen muß, wenn die Liebe nicht gestört oder mangelhaft sein soll. Wohl haftet jedem Menschen, wegen der angebornen Verderbtheit der Natur, die Unvollkommenheit an, daher auch bei sonst entsprechenden und ergänzenden Eigenschaften, die sich zum Theil doch um des Himmelreichs willen ändern müssen, die Ehe für viele eine Erziehungsschule für das Himmelreich wird. Doch aber, wenn das Eingehen in das eheliche Verhältniß auf der freien That jedes einzelnen von beiden und auf der gegenseitigen geistigen Anziehung und Achtung beruht, da mag die Ehe eine mehr vollkommene werden, und die Keuschheit in derselben, nach der physischen und spirituellen Seite hin, bewahrt bleiben. Auf Grund dieser Thatsache läßt sich auch nachweisen, daß die zweite oder dritte Ehe nur in dem Grade eine vollkommene sein kann, als die vorangegangene eine unvollkommene war. Wer daher in unkeuscher Gesinnung nur auf's Fleisch säet, oder wie Pfarrer Flattich sagt, nur ein Stief-Weib, oder einen Stief-Mann heirathet, d. h.: Wer in jugendlichem Leichtsinn und Unüberlegtheit, durch Fleischeslust getrieben, oder in der Absicht Reichthum, Ehre, Genuß, Bequemlichkeit und dergleichen zu erlangen, ein eheliches Verhältniß eingeht, der wird vom Fleisch das Verderben ernten; denn in ihm liegt die Unkeuschheit, wenigstens nach ihrer geistigen Seite und der Ehebruch wenigstens dem Herzen nach, sehr nahe. Die eheliche Treue soll eben nicht nur in der äußeren Form und That vorhanden sein, sondern in ihrem inneren Wesen, das auch schon den untreuen Gedanken ausschließt, der aber in einem unbefriedigten, oder nur einseitig befriedigten Herzen leicht aufkommen kann. Wo die individuelle Ausprägung der Eigenschaften des einen der des andern nicht völlig entspricht, da stellen sich gar gern Lieblosigkeit, Härte, Gleichgiltigkeit und Verachtung gegen die betreffende Ehehälfte ein, welche sich sogar in Thatsünden der Unkeuschheit gipfeln mögen und Fluch und Schande, zum mindesten aber die Eifersucht des andern zur Folge haben können. Es bedarf noch nicht

einmal der unkeuschen Worte und Geberden, noch nicht des unerlaubten Umgangs mit einer andern Person, um in unbefriedigten Herzen einen Verdacht der Untreue hervorzurufen. Zwar liegt nicht immer die Ursache der Eifersucht in der Person, um die geeifert wird, sondern vielfach in der eifernden Person selbst, der es mehr als der andern an Keuschheit und Treue fehlen mag, aber dennoch Liebe und Ehrerbietung beanspruchen will, wo sie das Gegentheil gesäet hat und das Gewissen ihr sagt, daß sie solche mit Recht nicht ernten kann. Die eigene Untreue, welche sich in Lieblosigkeit, Gefühllosigkeit, in Weigerung der ehelichen Pflicht und Ehrerbietung und dergleichen kund thut, ruft vielfach den Wahn hervor, daß die Ehehälfte Ursache hat, sich durch eine andere Person zu ergänzen, oder daß sie von einer andern Person mehr geliebt und geehrt werden möchte, als von der eifernden Ehehälfte selbst. Der unschuldigste Verkehr mit andern Personen vermag in den untreuen Herzen Mißtrauen und Argwohn zu erregen. Hingegen läßt ein innerlich keusches und treues Herz keinen Zweifel über die Treue der Ehehälfte aufkommen und kann sogar die überwiesene Untreue des andern nicht fassen, oder kaum für wahr halten. Der Ehestand erfordert also eine Keuschheit, die sich nicht nur in der äußeren Form und That der Treue, sondern in solcher Liebe und Ehrerbietung offenbart, welche alle Begehrlichkeit, wie sie in Matth. 5, 28 geschildert wird, ausschließt. Mit Recht wird darum in unsrem Katechismus gesagt, daß wir ein keusches und züchtiges Leben führen sollen nach Leib und Seele im Ehestande und ein jeglicher mit ganzer Treue sein Gemahl liebe und ehre. Wo genannte Keuschheit und Treue nicht die Grundlage des ehelichen Verhältnisses bilden, wo vielmehr dem Herzen oder der That nach die Ehe gebrochen wird, da wird auch der Zweck der Ehe nicht erreicht, vielmehr stellen sich die gerechten Folgen der Untreue ein, die das Lebensglück des einen, oder gar beider und der ganzen Familie zerstören. Nicht selten ruft die Untreue in der Ehe tödtlichen Haß und Feindschaft, Störungen im Gemüthsleben, Gram bis in den Tod, Armuth, Verkümmerung an Leib und Seele, insbesondere aber ein zerrüttetes Familienleben hervor. Das Verhältniß zum andern Geschlechte, oder die göttliche Ordnung in Betreff der Geschiedenheit der beiden Geschlechter, ist also im Ehestande ein und dasselbe wie im ledigen Stand; nur das Anhangen der angetrauten Ehehälfte erfordert einen Umgang mit ihr, durch den der Zweck des ehelichen Lebens erreicht wird, nämlich hauptsächlich gegenseitige Ergänzung und Befriedigung der beiden Ehegatten, wahre Sittlichkeit und ein geordnetes Familienleben.

Besagter Umgang aber hat sich im Ehestande nicht blos darin zu realisiren, daß er nur mit der ehelich angetrauten Person gepflegt werden soll und kein ähnlicher Umgang mit einer andern Person außer oder neben der Ehehälfte eingegangen werden darf; sondern auch darin, daß der Geschlechtsumgang selbst der göttlichen und der menschlichen Ordnung gemäß, oder in Mäßigkeit und mit Vernunft gepflegt werden muß, Hebr. 13, 4. Es behauptet zwar ein erfahrener Christ, daß es im Ehestande viel schwerer sei, keusch und züchtig zu sein, als im ledigen Stande. Wahrscheinlich eben

hauptsächlich darum, weil der erlaubte Umgang mit der Ehehälfte und die Rechtlichkeit desselben auch Versuchungen zur Unmäßigkeit darbieten möchten, und weil durch gestörte Verhältnisse und Weigerung der ehelichen Pflicht, der betreffenden Ehehälfte Ursache zur Untreue gegeben werden könnte. Es darf eben im Ehestande weder in positiver noch in negativer Weise den Gelüsten des Fleisches nachgegeben oder gefröhnt werden, wenn die Keuschheit und die Würde des einzelnen Ehegatten bewahrt werden soll; denn beides hängt miteinander zusammen, indem die gegenseitige Würdigung oder Ehrerbietung die Betheiligung der individuellen Liebe nach außen ist. Während die eine Ehehälfte die andere zum Mittel der Sünde herabwürdigt, verliert sie selbst ihre persönliche Würde, wie Pfarrer Flattich sagt: „Die unordentlichen geschlechtlichen Triebe verursachen manchmal, daß der Mann unter seinem Weibe steht und er alles thun muß, was sein Weib haben will." Doch der Ehestand ist von Gott eingesetzt und ist an und für sich heilig, er bringt, wenn nach göttlicher Ordnung geführt, an und für sich keine sittliche Befleckung durch Sinnlichkeit mit sich, sondern ist ein Institut, wodurch die Lebenstriebe des Menschen realisirt werden und in göttlich geordneter Weise sich kund thun sollen. 1 Cor. 7, 2. Wer darum in die Ehe tritt, thut nicht Sünde. 1 Cor. 7, 28. Hingegen thut noch eher der Sünde, welcher aus unlauteren Gründen, nämlich aus Geiz oder aus Hang zum Wohlleben und Bequemlichkeit, oder wenigstens aus Scheu vor Aufopferungen, Entsagungen und Leiden der Ehe, das Cölibat wählt, indem er dadurch die göttliche Ordnung umgeht, um in ungehinderter Weise, nur in anderer Form, als durch den unvernünftigen ehelichen Umgang, dem Fleische dienen zu können; denn was der Apostel 1 Cor. 7 nicht befiehlt, sondern nur zugesteht oder verräth, rechtfertigt nicht in allen Fällen, sondern hatte hauptsächlich Bezug auf jene bedrängte Zeit (Vers 26) und beruht sicher nur auf einer lauteren und zweckentsprechenden Grundlage, welche der Stelle 1 Tim. 4, 3 nicht widersprechen darf und auf welche auch nur diejenigen bauen können und sollen, die wie Er, die Gabe dazu haben. Es ist daher nicht jedes Cölibat gut und löblich, aber auch nicht jedes sündlich; im Gegentheil, es mag durch dasselbe, wenn die Reinheit des Herzens bewahrt wird, ein geistlicher Gewinn für die eigene Person und für den Nebenmenschen erreicht werden, wie aus dem Beispiel des Apostels Paulus und aus anderen Citaten der hl. Schrift zu ersehen ist. Matth. 19, 12. Offb. Joh. 14, 4. Thiersch sagt darum hierüber: „Ein Cölebat ohne Reinheit des Herzens steht zwar tief unter dem christlichen Ehestande, selbst in dessen minder vollkommenen Gestalt; aber Niemand sollte leugnen, daß es einen reinen Cölibat gibt. Es gibt Menschen, in denen wirklich durch die Liebe Christi und durch die Betrachtung seiner Leiden die irdische Liebe erloschen ist. Es gibt eine eigenthümliche Gabe der Enthaltung, welche Paulus hatte und wie kann man übersehen, daß er den Besitz und die Bewahrung dieser Gabe höher stellt, als die Führung eines tadellosen Ehestandes." Diese Gabe kam dem Apostel in seinem Berufe in mehreren Stücken sehr zu statten; denn eben in Bezug auf die Enthaltung fordert er selbst eine gewisse Ascese, deren im

Cölibat nach Umständen leichter und vollkommener entsprochen werden mag, als im Ehestande und die im neutestamentlichen Priesterthum und Gottesdienst doch immerhin zur Geltung kommen soll. Haben auch die alttestamentlichen Verordnungen über die geschlechtlichen Verunreinigungen nur eine vorbildliche Bedeutung, so harmoniren sie doch mit dem menschlichen und christlichen Gefühle und tragen nicht wenig dazu bei, um den Begriff der Sittlichkeit festzustellen. Es geht aber aus derselben hervor, daß der sündliche Mensch, um der Stellung willen, die er unter Umständen Gott und dem Heiligen gegenüber einzunehmen hat, sich zuweilen des ehelichen Geschlechtsumganges enthalten mag, weßhalb diejenigen, welche mit dem Heiligen umzugehen hatten, rein sein und zu Zeiten sich des Beischlafs enthalten mußten, um geschickter und gottgefälliger mit dem Heiligen in Berührung kommen zu können. 3 Mos. 12, 4, 2 Mos. 19, 5. 1 Sam. 21, 4. Eben in diesem Sinne räth auch der Apostel Paulus den Korinthern, daß sie sich zuweilen (auch des sonst erlaubten Umgangs) enthalten sollen, um zum Fasten und Beten Muße zu haben und damit sie nicht wegen der Unenthaltsamkeit vom Satan versucht werden mögen. 1 Cor. 7, 5. Besagte Enthaltsamkeit, soweit sie zur christlichen Ascese gehört und mit Fasten und Beten zusammenhängt, ist darum kein verdienstliches Werk und auch nicht überflüssig; denn sie wird zuweilen durch eigene oder fremde Verhältnisse, wenn gleichsam der Bräutigam von uns genommen wird, Matth. 9, 15, oder die Noth des Nächsten zu der unsern gemacht werden soll, Matth. 17, 21, auch vom Christen gefordert, wenn er priesterlich einstehen will. Jemehr sich der Christ in derartige Verhältnisse durch Gottes Fügung hineingestellt sieht, muß er der christlichen Ascese Rechnung tragen und auch im Ehestande so leben, wie Paulus 1 Cor. 7, 29 sagt: Die da Weiber haben, seien als hätten sie keine, oder wie von Uria, dem Hethiter gesagt ist, daß er nicht nach Hause ging, während Israel mit Feinden zu kämpfen hatte. 2 Sam. 11, 11. Wohl mag nicht Jedem das Verständniß genügend geöffnet sein, um die Tragweite oben geschilderter Keuschheit, die im Heiligthum Gottes nothwendig ist, erkennen zu können, sie wird aber desto eher und mehr erkannt, jemehr man ein lebendiges Bewußtsein davon bekommt, daß auch unser Leib ein Heiligthum, ein Tempel des hl. Geistes sein soll, 1 Cor. 6, 19, der nicht verunreinigt, noch verderbt werden darf. Daher sagt auch der Apostel 1 Thess. 4, 4: „Ein jeglicher wisse sein Gefäß zu behalten in Heiligung und Ehren." Der eheliche Umgang verunreinigt wohl an und für sich den Menschen nicht, sondern nur die Unkeuschheit, oder Unehrlichkeit, Hebr. 13, 4, Unmäßigkeit, 1 Thess. 4, 5 und Sucht im Umgang selbst. Gott hat in der menschlichen Natur Schranken gesetzt, welche nicht überschritten werden dürfen und wo sie nach Willkür des Menschen überschritten werden, da wird an eigenem Leibe gesündigt und es stellen sich böse Folgen ein, die dem Leibes- und Seelenleben sehr schädlich und verderbenbringend sind. Inspektor Zeller sagt hierüber in seinen Lehren der Erfahrung: „Fast kein Theil unseres Leibeslebens ist seit dem Sündenfall so vielen Verderbnissen, Schwächungen, Mißbräuchen, Störungen und Verletzungen

ausgesetzt, als das Zeugungsleben. — Wie viele sterben und verderben an Sünden gegen das Geschlechtsleben. — Die Sünden gegen diese Lebensthätigkeit sind eben deßwegen, weil dieselbe mit dem Gesammtleben der Menschen so innig verbunden ist, die zerstörendsten und schaden nicht nur dem einzelnen Sünder, sondern auch den Genossen seiner Sünde und denen, die von ihm abstammen." Wir enthalten uns der Aufzählung so mancher leiblicher Uebel, welche die Sünde der Unkeuschheit unbedingt zur Folge hat; denn sie haben zum Theil unehrliche Namen. Es möge nur soviel darüber gesagt werden, daß der eheliche Geschlechtsumgang, wenn er in widernatürlicher Weise, d. h. in der Art geführt wird, daß er die Gesundheit und das Leibesleben ruinirt, oder daß demselben die Absicht eines Onans zu Grunde liegt, 1 Mos. 38, 9, da wird nicht nur der Tempel des Leibes verunreinigt, sondern auch zerstört und es folgt der gerechte Lohn der Sünde auf dem Fuße nach, welcher in allerlei Schwächen, Lähmungen und Zerrüttungen des Körpers, ja sogar durch Zeugungsunfähigkeit und lebenslängliches Siechthum sich geltend macht. Der eheliche Umgang ist zwar ein Schutz gegen Verirrungen im Gebiete des Geschlechtslebens, 1 Cor. 7, 2, und wo die Ehe in Keuschheit begonnen wird, oder wo eine keusch und züchtig verlebte Jugendzeit zurückgelegt ist, da ist auch weniger Versuchung vorhanden, ein unkeusches Eheleben zu führen, weil die Gottesfurcht zur Herrschaft gelangt ist. Wo aber in der Jugendzeit die Lebenstriebe eine verkehrte Entwicklung und Richtung bekommen haben, oder wo ein müssiges und üppiges Leben geführt wird, da schützt auch selten der Ehestand vor Ausschreitungen dieser Art und Verletzungen der göttlichen Ordnung, wie Pfarrer Flattich sagt: „Sobald einer wollüstig ist im Essen und Trinken, so traue ich ihm schon auch nicht in Ansehung des Ehebettes."

Die leiblichen Folgen der Unkeuschheit und der Untreue sind aber nicht immer die schlimmsten, sie treten auch nicht überall am ehesten zu Tage, sondern es wird durch diese Sünde nicht minder auch dem Seelenleben geschadet, weil ihr der Ungehorsam gegen die göttliche Ordnung und gegen die äußere und innere Stimme Gottes zu Grunde liegt, was vor allem Unfrieden des Herzens, aber auch Trotz und Verzagtheit desselben, ja sogar Gemüthsverstimmungen und Geistesstörungen zur Folge haben kann. Durch Nachgiebigkeit gegen die fleischlichen Lüste wird der Mensch unnüchtern und gegen alles Religiöse und Geistige abgestumpft und unempfindlich; denn Sinne, Vernunft und Wille werden durch den Hang zum Umgang mit dem andern Geschlechte gefangen genommen und im Guten beeinträchtigt; denn das Fleisch gelüstet wider den Geist. Gal. 5, 17. Hauptsächlich tritt die leichtsinnige Jugend schon in dieses Stadium ein, aus dem auch viele im Ehestande nicht herauskommen, bis sie durch Kreuz und Trübsal nüchtern gemacht sind, oder gar ihr Fleisch zu Grunde gegangen ist. 1 Cor. 5, 5. Pfarrer Flattich sagt hierüber: „Absonderlich haben die geschlechtlichen Triebe in solchen Ehen vieles zu sagen, in welchen der eine Theil sich von seinem Weltsinn bekehrt, der andere aber in seinem Weltsinn fortfährt; denn derjenige

Theil, der sich bekehrt, macht sich über die geschlechtlichen Triebe ein Gewissen und sucht sich denselben zu entziehen; der andere Theil, welcher in seinen Lüsten fortleben will, wird darüber entrüstet. Weil er aber sich schämt, seine Schwachheit und Schande zu offenbaren, so sucht er andere Sachen hervor, und macht allerlei Einwendungen, entweder wider seinen Ehegatten oder überhaupt gegen die Frömmigkeit." Also anstatt Buße zu thun, läßt der Lüstling eine Feindschaft gegen das wahre Christenthum in sich aufkommen, nach welchem Falle er auch noch in Ehebruch und Hurerei verstrickt werden kann. Aber hiermit wird der Seele unendlich viel geschadet, so daß der gefallene Sünder oft keinen Raum mehr zur Buße finden mag. Durch Nachgiebigkeit gegen die Fleischeslust geräth man aber in eine Sphäre hinein, wo man nach Leib, Seele und Geist durchaus sein eigener Herr nicht ist, sondern thun muß, nicht was man will, sondern was man gezwungen ist zu thun. Ist es darum zum Verwundern, daß wenn durch fortgesetztes Widerstreben der göttlichen Gnade und Zucht das Herz verhärtet und der Leib ruinirt wird, zuweilen auch die Macht der Finsterniß eine Herrschaft über den Sünder, ja sogar einen Besitz von demselben erlangen kann? Ergreifend erzählte Insp. Josenhans von einem Zimmer der Irrenanstalt in Winnenden, das außer dem Seelsorger und den Aerzten kein Mensch betreten durfte: „Da saßen sechs Männer, die durch Fleischessünden sich selbst ruinirt hatten; und wenn man vorher an eine Hölle nicht geglaubt hat, so mußte man es doch bei ihrem Anblick; denn sie waren nur noch Fleischklumpen, ohne eine Spur von Geist, daß es ein Entsetzen war." Mag auch ein solcher Sünder noch Buße thun können und die Begnadigung erlangen, so werden, wie Insp. Josenhans öfters betonte, dennoch die leiblichen und seelischen Folgen der Geschlechtssünden nicht weggewischt oder aufgehoben sein.

Eine Begnadigung der Hurer und Ehebrecher ist ja wohl möglich, sie mögen nach dem Ausspruch Christi, Matth. 21, 31, noch eher in's Himmelreich kommen, als die unbußfertigen und selbstgerechten Pharisäer. Allein sie müssen Buße thun und sich bekehren, die Gnade Gottes in Christo Jesu im Glauben ergreifen und der Sünde absterben, sonst ist ihr Theil außen vor der Stadt Gottes, Offb. Joh. 22, 15, oder gar in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt. Offb. Joh. 21, 8. Wenn sie nicht daran gehen wollen, ihr Fleisch zu kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden, so müssen nach Umständen die Folgen ihrer Sünden oft bis zum Verderben des Fleisches gesteiget werden, damit sie aufhören zu sündigen und der Geist noch selig werde. 1 Petr. 4, 1 und 1 Cor. 5, 5. Doch nicht erst die bösen Folgen der Sünde sollen den Menschen zur Besinnung bringen und in die Gnadenarme des Heilands zurücktreiben, sondern die Kraft des Blutes Christi, das nicht blos von Sünden reinigt, sondern auch zu einem heiligen Wandel bewegen kann. Gott will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe. Hes. 33, 11—14. Wer seine Sünde und Schwachheit erkennt und zu Jesu seine Zuflucht nimmt, der wird erfahren, daß bei ihm Heil und Rettung dargeboten und seine Kraft auch in den Schwachen mächtig

ist. Ueberhaupt, wer im Geist wandelt, d. h.: wer nicht den Lüsten und Begierden des Fleisches, sondern dem Geiste die Herrschaft einräumt, welcher zu einem Gehorsam gegen das Wort Gottes, zu einem Gebets- und Glaubensleben treibt, der wird die Lüste des Fleisches nicht vollbringen. Oft liegt es nur noch daran, daß man vor einer priesterlichen und seelsorgerlichen Person ein Bekenntniß der Sünde ablege und sich zu den Gläubigen halte, um Frieden des Herzens und Kraft gegen die Versuchungen zu erlangen. Es gilt daher auch solchen Sündern mit der rettenden Liebe entgegen zu kommen und nicht den Stab über sie brechen, wie Christus selbst ein Vorbild gab, Joh. 8, 11; denn wer kann sie verdammen? Wenn der Herr auch an die Ehrbarsten die Forderung stellen würde: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" wer müßte sich nicht auch beschämt und getroffen zurückziehen? Wer sich aber dünken läßt, er stehe, der mag wohl zusehen, daß er nicht falle, 1 Cor. 10, 12; denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Matth. 26, 41.

Das Wechselgespräch im Todtenreiche.

Eingesandt von P. C. Bonekemper.

(Schluß.)

3. Der beunruhigte, aber stets stille Lazarus.

Alle Worte Jesu waren Geist und Leben, müssen aber oft „bewegt" werden, um den Kern herauszuschälen. Beim Reichen schilderte Christus das äußere Leben; statt eines Kernes war in ihm blos tauber, schwarzer Moder. Bei Lazarus nennt der Heiland auch nur Aeußeres, aber äußerstes Misere. Doch war die erste der acht Seligpreisungen wie für ihn gemacht. Aus dem Gekommensein in's Himmelreich müssen wir rückwärts schließen, daß er auf Erden auch „geistlich arm" und „selig" war, weil gerechtfertigt aus dem Glauben, wie Abraham. Wohl wissen wir nichts von seinem innern Leben, wissen aber das Seligste und Herrlichste, was dem gesalbtesten Christen widerfahren kann. Es steht viel in der Bibel vom Erbauer des marmor-goldnen Tempels, aber nicht, daß Seraphim ihn — wie Eliam und Lazarum — in den oberen, goldnen Salems*tempel* getragen haben.

Abraham sagt dem Reichen über die Kluft: „Lazarus hat Bös*es* empfangen!" ohne ein Bös*er* gewesen zu sein. Der böse „Schalk und faule Knecht" hat „Gutes empfangen," aber die „fünf Talente" im Purpurtuche „vergraben:" wogegen Lazarus vor der Thür mit dem Einen Talente in passiver Gottergebenheit „gewuchert hat." Wie der Reichthum den Zachäus nnd Joseph von Arimathia nicht zum Reichen in die Flammen gebracht hat, so hätte Armuth und Misere allein Lazarum nie in Abrahams Schooß gebracht. Irgend ein Brechen mit dem Vaterhause, Ausziehen aus der Nacht im Lande Ur und Einziehen in den Tag des gelobten Landes, dessen Sonne ewig scheint — muß auch bei Lazarus stattgefunden haben. Bewirkte der heilige Geist den Umschwung, den „Anstoß zur ewigen Bewegung" nicht am Feigenbaum, wie bei Zachäus und Augustin, — so vor der Thürschwelle.

Aeußerlich war der Lebensgang dieses einzigartigen Kleeblattes: Abrahams und seiner beiden Urenkel, unendlich von einander verschieden. Abraham besaß auf Erden: Heim, Familie, Gesundheit, Freundschaft, Liebe, Freude und Glück. Von diesen herrlichen Lebensgütern war Lazarus geschieden durch eine Kluft, so weit wie die von Abrahams Schooß zum Flammenhaus; doch lag Lazarus, seit er zum Glaubensleben gelangt, schon im tiefsten Seelengrunde dem „Vater" im Schooße. Durch das ganze Leben Abrahams, vom Auszuge aus Ur bis zum friedevollen Grabe, zieht sich ein stiller, verleugnungsvoller Lammessinn. Welch schauerlicher Kampf mit Gott gegen Gott wogte drei Tage in ihm, als er neben dem in der Verheißung Gesegneten mit Messer und Feuer einherging. Das Messer zerschnitt ihm das geistliche Innere, das Feuer fraß sein geistliches Blut auf; und der rasendste Todessturm, der je ein Vaterherz durchtobt hat, durfte erst noch dem Sohne mit keiner Thräne, mit keinem Laute verrathen werden! Allein, wie viele Tage hatte Lazarus den heißesten Kampf zu führen gegen — sein Schicksal! Wie oft mögen dem neutestamentlichen Hiob die Trübsalswogen bis an die Seele gegangen sein! Wie oft mag er, der auch die „Propheten hatte," zu seinem Gotte gefleht haben: „bist Du doch mein Vater, denn Abraham weiß nichts von mir, Israel kennet mich nicht! Worauf sein Herr ihm freilich geantwortet haben wird: „ist nicht Lazarus mein trautes Kind; darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß." Verlassen von Allem und Allen, war Lazarus ganz auf Gottes Herz geworfen, schon durch seinen Namen, der zu deutsch: Gott hilf! heißt.*)

Lazarus, „dessen die Welt nicht werth war" ward dem rechten Abrahams-Samen ähnlich gemacht, „durch den alle Völker gesegnet werden sollen" — dem zur Schlachtbank abgeführten Gotteslamme. Lazarus, als Auswurf der menschlichen Gesellschaft, lag voll Schwären neben Hunden vor der Pforte eines reichen Jerusalemiten (?): Jesus, als Auswurf der menschlichen Gesellschaft zum Kreuzgalgen verdammt, hing vor der Pforte der reichen Stadt Jerusalem, an dem Fluchbaume genagelt, überzogen mit Blut vom Haupte bis herab zu den Fußsohlen. Hat der Heiland seinem Gotte vom Kreuze her den ganzen 22sten Psalm ausgeweint, so hat Er gerufen: „Ich bin ein Wurm und kein Mensch!" „Hunde umgeben mich!" „Errette meine Einsame von Hunden!"

Der Dulder Lazarus wurde im Schmelztiegel seiner Schwären unbewußt in die Mitleidenschaft des großen Kreuzdulders gezogen, und so für des Heilandes Heil empfänglich gemacht. Jesus kam, ein Feuer anzuzünden. Der Gottengel, der Israels Erlösung im brennenden Busche der Wüste anhob, wanderte in der Fülle der Zeit in der Weltwüste umher, brennend vor Sehn=

---

*) Herostratus brannte, um unsterblich zu werden, den Dianentempel ab. Nicht weit von Ephesus läßt der miserabelste aller Menschen schweigsam an seine Wunden — Hunde! Wenn A. D. 1886 am Goldnen Horn in Konstantins Stadt, bei San Franzisco's Golden Gate, oder in St. Petersburg die Miserabeln nicht vor Thüren liegen, sondern barmherzig gepflegt werden, so heißt der Leidenstempel, in dem für sie christliche Liebe brennt, — Lazar — eth! Bessere Unsterblichkeit!

sucht, die Elendesten zu erlösen. Zwischen Gadara's Gräbern spottete ein nackter Rasender der Ketten und Fesseln, und bewarf sich Tag und Nacht mit Steinen. O mein himmlischer Vater, was muß in Deinem Herzen, was im Herzen Deines Sohnes vorgegangen sein, als Dein Sohn das Schiff betrat, und der Geheilte Ihn bat, daß er bei Ihm bleiben dürfe! Jede Faser im göttlichen Wesen Jesu Christi brannte aus Erbarmen, wenn es galt, einer Magdalena, einem Gadarener, einem Lazarus zu helfen. Wäre Jesu Lebensgeschichte dem Lazarus erzählt worden, wie Jesus uns das Leben Lazari erzählt: konnte es unter dem Himmel einen zertretenen Wurm geben, der mit glühenderer, verzehrenderer Sehnsucht sich nach Jesu Christo und Seinem Evangelio ausgestreckt hätte? Jede seiner vielen peinvollen Schwären, jede flammende Wunde schrie nach kühlendem Balsam aus Gilead. Lazari Stammvater sah im Traume Engel auf der Leiter auf ihn zukommen, deren Einer nachmals zu Gethsemane den zagenden, im Blutschweiße mit dem Tode ringenden Messias stärkte. Während Hunde dem Lazarus die leiblichen Schwären leckten, träufelten Engel Balsam in seine Seelenwunden.

Da nun die zwei so verschiedenen Persönlichkeiten: der kerngesunde große Arzt Jesus und der schwärenbedeckte Lazarus so brennend auf einander angewiesen waren, wäre gewiß der durch Engel Erquickte in heiliger glühender Entzückung eingefallen in das Loblied auf den großen Arzt:

Schönster Ton im Seraph-Sang, Auf der Erde schönster Klang
Und der süßeste Gesang: Jesus! Jesus! Jesus!

„Endlich bricht der heiße Tiegel" — auch für Lazarus. Für alle seine Leiden war der große Feierabend gekommen. Mahanaims Heere trugen ihn in Abrahams Schoß, wo er im Genusse des „Sabbathsruhe, die dem Volke Gottes vorbehalten ist," den „Vater" mit dem andern „Sohne" reden läßt. Vor der Thür des Reichen lag Neid dem Lazarus nahe, in Abrahams Schoß — Schadenfreude. Allein, vor der Thür — schweigt er still, in Abrahams Schoß — schweigt er still!

Der Reiche hatte fünf Brüder, denen der aufzuerweckende Lazarus Buße predigen sollte, „daß sie nicht kommen an diesen Ort der Qual." Wie viel reiche und arme bußlose Brüder hat der purpurne Freudenmann heute? Der bethanische Lazarus kam wirklich zurück aus dem Todtenreiche und die bußlosen Juden wollten ihn ... tödten! Der Erzähler dieses, für den Reichen so verzweiflungsvoll endenden Dialogs, von dem „Moses und die Propheten" schrieben, kam von den Todten und ließ und läßt durch Millionen Seiner Sendboten Buße predigen. Millionen glauben an Seine Auferstehung von den Todten, und wandern allsonntäglich, von hunderttausend Glocken geladen, am Tage des Aufganges ihrer Sonne, — der Auferstehung ihres „Rabbuni", in das Haus des gekreuzigten und auferstandenen Rabbuni!

Möchten Alle, gewarnt durch das allzuspäte: Gedenke, Sohn! „bedenken zu dieser ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden dient." Schreiber dieser Abhandlung kennt aus täglicher Erfahrung die Buße und die Freude, von der Christus im vorhergehenden Kapitel redet: „Also, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut."

Der Geschichtschreiber der „Geschichte der Seele" — der gelehrteste Christ, den ich im Leben kennen gelernt — ging am 1. Juli 1860 achtzigjährig in München heim. Kurz vor der Todesstunde labte er sich an dem bekannten Kinderliede der Herrnhuterin Louise von Hayn: „Weil ich Jesu Schäflein bin."

Möchte mein Gott in Gnaden erfüllen, was vor 58 Sünden- und Leidensjahren die gottselige, längst heimgegangene Mutter (eine geb. Louise von H. aus München) ihrem erstgebornen Söhnlein am schwarzen Meere über der russischen Wiege gesungen und auf der Harfe gespielt hat:

Denn nach diesen ... Kampfes ... Tagen Werden Engel heim mich tragen
In des Hirten Arm und Schoß!

Soll unser Katechismus ins Englische übersetzt werden?

(Referat von P. Krause.)

So viele Punkte auch schon bei der Frage um das Englische in der Theologischen Zeitschrift zur Sprache gekommen sind, so handelt es sich doch zunächst noch immer um die Frage: „Soll **unser** Katechismus ins **Englische** übersetzt werden?" Diese Frage will das Referat in möglichst objektiver Weise zu beantworten suchen. Deßhalb sei es gleich von vornherein bemerkt, daß es uns nicht um die Machtstellung irgend einer Partei zu thun ist. Solche Auffassung irgend einer Frage soll innerhalb der Synode nie Platz greifen. Es ist keine Parteifrage, und soll es auch nicht werden. Nein, es handelt sich nicht um Dinge, welche durch den individuellen Geschmack, durch die persönliche Ab- oder Zuneigung entschieden werden könnten, sondern um das geistliche Wohl derjenigen zur seligen Unsterblichkeit berufenen Seelen, welche die betreffende Discussion überhaupt veranlaßt haben. Es handelt sich in der That nicht darum für die eigene Ansicht Anerkennung zu erlangen, sondern die gewonnene Ueberzeugung zur Prüfung vorzulegen.

Bei genauerer Prüfung entpuppt sich unsere Frage als eine polygonische, vielseitige. Zur Begründung dieser Bezeichnung verweisen wir auf die schon gedruckten Erörterungen und heben einige Seiten der Frage besonders hervor. Man könnte z. B. fragen: Sollen wir die veramerikanisirenden Gemeinden fahren lassen, an denen doch der Schweiß der Väter unsrer Synode hängt? oder: Ist Deutschthum und Christenthum identisch? oder: Soll unsere Synode eine englische Zweigsynode oder einen englischen Distrikt bilden? Alle diese und andere Fragen liegen in der obigen miteingeschlossen, und ihre sachgemäße Beantwortung wird die Faktoren bilden, aus denen die positive oder negative Antwort resultirt.

Die Beantwortung dieser Frage kann man sich wirklich sehr leicht machen, wenn man sich an den Buchstaben des § 3 der Synodalstatuten halten wollte, nach welchem man es als die besondere Aufgabe der Synode betrachtet, die evangelische Kirche unter der deutschen Bevölkerung zu begründen und auszubreiten. Allein wir lesen ja auch in demselben Paragraphen, daß sie überhaupt oder im Allgemeinen das Reich Gottes ausbreiten soll. Das würde

doch auch die Uebersetzung unseres Katechismus, wenn seine Nothwendigkeit sich klar herausgestellt haben wird, miteinschließen. Dennoch ist man der Meinung gewesen, daß der Name „Deutsche Evangelische Synode" eine Unwahrheit werden würde, sobald man englich gewordene Gemeinden in irgend einer Weise im Synodalverband lassen wollte. Demnach müßte man es auch als eine Unwahrheit bezeichnen, wenn sich die französischen Gemeinden in Berlin so nennen, obschon die wenigsten ihrer Glieder das Französische ausreichend verstehen und deßhalb die Zahl der französischen Gottesdienste viel kleiner ist als diejenigen, welche in deutscher Sprache abgehalten werden. Dann dürfte sich die „Dutch Reformed Church" nicht mehr dutch nennen, weil alle ihre Glieder nicht mehr holländisch, sondern englisch reden. Dann hätte die „German Reformed Church" kein Recht, sich German zu nennen, weil ein großer Theil ihrer Glieder nicht deutsche, sondern englische Gottesdienste hält. Man könnte dann z. B. auch behaupten, daß Stöcker eine Unwahrheit ausspreche, wenn er in seinen Reden sagt*), daß die Juden keine Deutschen seien, obschon sie deutsch sprächen, während ein jüdischer Völkerpsychologe, Lazarus, zu beweisen sucht, daß die Juden Deutsche seien aus verschiedenen Gründen. In seiner Schrift: Was heißt national? Berlin 1880, S. 18, sagt er: „Wir sind Deutsche, nichts als Deutsche. Nicht die Sprache allein macht uns zu Deutschen. Das Land, der Staat, das Gesetz, die Bildung, die Wissenschaft, die Kirche, sie sind alle deutsch. Nur unsere Abstammung ist keine deutsche, wir sind keine Germanen." Obgleich nun weder Stöcker noch Lazarus in solchen Aussprüchen das Verhältniß der Juden zur deutschen Nation correkt ausdrücken, so tragen die oben genannten Synoden mit ethnologischem und confessionellem Fug und Recht ihren Namen. Die nationale Bezeichnung weist hin auf den nationalen, Ursprung und auf die national-religiöse Eigenthümlichkeit jener Kirchenkörper obschon die altvaterländische Sprache nicht mehr von allen Nachkommen gesprochen wird. Der Buchstabe des Geistes, die Scheide desselben, um mit Luther zu reden, das Sprachgewand ist ein anderes geworden, aber die Eigenthümlichkeit ihres transatlantischen Bekenntnisses haben sie trotz und in dem, von dem neuen Vaterlande adoptirten Sprachgewande in gewissem Maße erhalten.

Unser Katechismus ist eine, auf amerikanischem Boden entstandene Bekenntnißschrift unsrer Synode. Im Bekenntnißparagraphen ist seiner zwar nicht Erwähnung gethan, aber doch geben wir ihm nach § 16 allen anderen Katechismen der deutsch = evangelischen Kirche den Vorzug, weil in ihm der Consensus des reformirten und lutherischen Bekenntnisses vollzogen und zur Darstellung gebracht worden ist. Aber wir haben ihn nur in deutscher Sprache. Dagegen ist der Heidelberger und der lutherische Katechismus in's Englische übersetzt worden. Sollen wir sie statt einer Uebersetzung des eigenen

*) Christlich-sociale Reden und Aufsätze von Adolph Stöcker, 1885, Seite 199: „Und dies Volk sollen wir nicht als ein fremdes Volksthum ansehen, nur weil die Juden unter uns deutsch sprechen.

gebrauchen? So ist gerathen worden. Allein ein solches Verfahren würde Verwirrung in den Gemeinden anrichten. Auch hätte sich dann unsere Synode die Mühe der Herausgabe eines eigenen Katechismus ersparen können und hätte auch jetzt nicht nöthig, sich der eventuellen Uebersetzung und Herausgabe desselben zu unterziehen. Doch das Letztere ist eben die Frage. Die Synode soll deutsch bleiben, dekretirt man auf der einen Seite, und deßhalb dürfen wir unter keiner Bedingung englische Lehrbücher einführen. Aber, heißt es auf der anderen Seite, der englische Katechismus ist ein unabweisbares Bedürfniß. Eine dritte Stellung nehmen endlich diejenigen ein, welche der Lösung mit einem schwankenden, mehr oder minder verkappten non possumus auf unbestimmte Zeit aus dem Wege gehen wollen. Ja und nein zugleich ist aber, wie Shakesspeare sagt, keine gute Theologie. Um der Wichtigkeit der Frage willen kann es daher nicht überflüssig sein, dieselbe auf's Neue nach der schon oben angedeuteten Weise von verschiedenen Seiten aus zu betrachten.

Zunächst wird man sich für unsere Erörterung den rechten Standpunkt zu wählen haben. Man würde doch zweifellos ganz irre gehen, wollte man sich die Sache vom transatlantischen Ufer aus beschauen. Zwischen uns und dem theuerwerthen, alten Vaterlande liegt ein Meer, welches zwei Continente mit grundverschiedenen Verhältnissen trennt. Das scheint mancherseits vergessen zu werden. Es ist das beim Geistlichen, zumal bei uns, die wir in Deutschland geboren, erzogen und gebildet sind, nicht verwunderlich. Wegen unserer transatlantischer Anschauungsweise und wohl noch mehr wegen unserer Lebensstellung, die uns nicht so in das Alltagsleben hineinzieht wie den Laien, dem wir dienen, sind wir natürlicher Weise sehr geneigt, alles durch die deutsch-europäische Brille zu betrachten. Dieser falschen Stellung meinen wir aus dem Wege zu gehen, wenn wir uns zunächst mit der ethnologischen Seite der Frage beschäftigen, bei der wir uns die Stellung der Deutschen zum Volksganzen in den Vereinigten Staaten vergegenwärtigen. Diese Seite der Frage vermeidet man geflissentlich und berührt sie kaum vorübergehend; und doch müssen wir sie als die Wurzel unserer Erörterung, als die einzige Grundlage betrachten, von der eine objektive Besprechung unseres Gegenstandes anheben muß.

Bekanntlich hat Seward das Wort ausgesprochen: The United States is a nation. Die grammatische Unrichtigkeit des Satzes könnte man sich schon gefallen lassen, wäre nur die Behauptung erst thatsächlich vollzogen. Allein man wird die Behauptung als ein noch nicht ganz erreichtes Ziel betrachten müssen. Daß jedoch die geschichtliche Entwicklung unseres neuen Heimathlandes jenem Ziel schnell entgegeneilt, hat selbst ein Vertreter des das Gepräge der Decentralisation an sich tragenden Verfassungs-Compromisses von 1789 folgendermaßen ausgesprochen: „Jeder kann einsehen, daß bei der Richtung, welche die Gesetzgebung und die gerichtlichen Entscheidungen in den letzten Jahrzehnten angenommen haben, unser Regierungswesen von seinem alten, durch unsere Vorfahren eingeführten Systeme schnell einer centralisirten

und einheitlichen Staatsform zutreibt." *) Dieses Wort des Bundesrichters Field bezeichnet die Richtung, welche man nicht nur auf legislativem Gebiete, sondern auch bei allen anderen Zweigen der nationalen Entwicklung wahrnehmen kann. Gleichheit in Sitte und Lebensart, leider auch oft in Unsitte, in Sprache und Nationalbewußtsein vereinigt sich immer mehr zu einem gewaltigen Culturstrome, in den alle fremden Nationen, die sich hier niederlassen, allmälig zwar, aber sicher hineingezogen werden. Wenn ein Alexander von Humboldt noch über Amerika sagen konnte: Alles wie bei uns, so muß uns diese Amerikanisirung aller Verhältnisse desto mehr in's Auge fallen. Jedenfalls entspricht aber solche Amalgamirung der kulturgeschichtlichen Bestimmung der hier einwandernden Volkssplitter, die sich offenbar nicht nach europäischer Weise untereinander befeinden und Staaten und Stäätchen bilden sollen, sondern berufen sind, zusammenzuschmelzen nicht zu einer internationalen Einerleiheit wie einst Rom, sondern zu einer Nation, und zwar hauptsächlich mit durch den völkerverbindenden und völkerbildenden Einfluß der christlichen Religion. Die noch kürzlich in der Theol. Zeitschrift (1884, S. 159) vertretene, vor dreißig Jahren von Theodor von Pösche ausgesprochene Ansicht†) von der schrecklichen nationalen Einerleiheit, nach welcher, wie einst in dem alten Rom, alle Culturen, Culte und Sitten des den Alten bekannten Erdkreises (orbis terrarum veteribus notus) zusammenströmten, so in dem „neuen Rom" die der ganzen Erde zusammenströmen werden, muß doch als eine sehr äußerliche und antiquirte bezeichnet werden. Denn: „Es ist eine ganz allgemeine Erfahrung in der Entwicklungsgeschichte großer Völker, daß die Atome fremder nationaler Art, welche sie sich entweder durch Eroberungen hinzufügen, oder welche sich ihnen durch Einwanderung anschließen, in kürzerer oder längerer Zeit sich ganz in dieselbe verlieren und allmälig alles von ihnen annehmen, die Sprache, die Sitte, die Natur, ja sogar oft die Religion (!). Um Beläge für das soeben Ausgesprochene ist Niemand verlegen, der mit verständigem Auge in die Vergangenheit und die Gegenwart hineinschaut, daher es erlaubt ist, den sicheren Schluß zu ziehen, es werde in den kommenden Tagen sich das alles so weiter vollziehen und nach einem geheimnißvollen Gravitationsgesetze geschehen, daß die immer gewaltiger werdenden Volkskörper assimilirend, amalgamirend und applutinirend in sich aufnehmen, was von anders gearteten Elementen in ihrer Mitte oder an ihren Grenzen sich vorfindet.‡) Es scheint uns, daß die sich irren, welche in der geschichtlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten die Bildung eines abstrakten Kosmopolitismus erblicken wollen, der die Bedeutung der nationalen Eigenthümlichkeit nicht zu würdigen weiß. Wer einem modellirenden Künstler zuschaut, kann oft in den rohen Entwürfen desselben kaum etwas anderes als ein gestaltloses Chaos erkennen, aber der schaffende Künstler weiß wohl, wo

*) Joseph Brucker, die zwei Hauptparteien in den Vereinigten Staaten, Milwaukee, 1880, S. 81.

†) Deutsche Vierteljahrsschrift, Stuttgart bei Cotta, Jahrg. 1855, S. 196.

‡) Plath, Was machen wir mit unseren Juden!? 1881, S. 28.

es hinaus will. Die Wissenschaft der Völkerpsychologie hat auch dem Amerikaner einen Nationalcharakter zuerkannt, der freilich noch in der Bildung begriffen ist, und deßhalb auch noch nicht das scharfe Gepräge wie die älteren europäischen Völker tragen kann. Alle einwandernden Völker, ganz besonders aber wir Deutsche, helfen durch unsere national-psychische Eigenart mit bei der prägnanteren Ausmeißelung des amerikanischen Volkscharakters.*) Wir sagen national-psychische Eigenart, denn in sprachlicher Beziehung können wir höchstens eine Devensiv-Stellung von gewisser Dauer, aber keine aggressive Stellung einnehmen, wie etwa Preußen im Westen und Osten seines Gebietes. Nähmen wir hier in Amerika dieselbe Stellung ein, wie Deutschland und Bismarck in Europa, dann wäre unsere Frage eine grundverschiedene. (Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Anforderungen an die erziehliche Thätigkeit eines Volksschullehrers.

(Aus der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung.)

„Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle," und wenn ich als Lehrer alle Geheimnisse des Unterrichtes — des Stoffes und der Methode — wüßte und wäre meinen Kindern nicht auch der väterliche Erzieher, so würde ich doch nur ein Miethling an der Stelle bleiben, wohin mich der Herr des Weinbergs gestellt hat, denn nicht am Wissen des Guten oder dem frommen Reden, sondern an ihren Früchten will der Herr seine Jünger erkennen. Wer mit Mühe und Fleiß die hehre Flamme des göttlichen Lichtes im Kinde zu entzünden sucht, nachher aber versäumt, die sittliche Einsicht im Schulleben zum guten Handeln weiter zu bilden, erinnert an den Mann, der im Schweiße seines Angesichts sich Schätze der Erde erwirbt, um sie dann nutzlos im Schoße derselben zu vergraben. Erst die Bethätigung verleiht der Gesinnung sittlichen Werth, denn erst das sittliche Handeln führt zur Sittlichkeit, der Frucht dauernder sittlicher Uebung. Die Altmeister der Pädagogik betonen darum fortgesetzt: Mit der Bildung und Läuterung der Gesinnung ist es noch nicht genug; die Kinder müssen in der Schule auch zur guten Sitte erzogen werden, indem ihr äußeres Verhalten durch eine weise Regierung in rechten Schranken gehalten, indem in ihr Inneres durch eine wahrhaft christliche Zucht die hohen, sittlichen Ideale eingepflanzt werden.

Es hat vielfach eine Verschiebung des rechten Schulziels nach der Seite des Wissens und zwar des rein gedächtnißmäßigen Wissens stattgefunden; es sind die Kinder mit Lehr- und Lernstoffen überbürdet worden. Aber man hat sich auch überzeugen können, daß von der Vielwisserei der Kinder das Wort gilt: „Wie gewonnen, so zerronnen," und daß es für die Zukunft des Kin-

*) Vergl. zu dem Gesagten Karl Andree, Geographische Wanderungen, Theil I., S. 11 ff., und Büchele, Geschichte des Welthandels, S. 384 ff.

des oft weit besser ist, wenn es in seiner Jugend gut gewöhnt worden ist, als wenn es nur viel gelernt hat.

Worauf hat es aber dabei anzukommen? Es wäre eine oberflächliche Auffassung des erziehlichen Verhältnisses, sollte sich die erzieherische Thätigkeit nur auf die Aeußerungen des kindlichen Willens erstrecken und nicht auch auf diesen selbst und die Gesinnung, aus der er entspringt. Es handelt sich also für uns darum, daß das Kind in der Schule mit seiner ganzen Persönlichkeit so weit und so lange der sittlichen Persönlichkeit des Lehrers untergeordnet wird, als dasselbe nicht aus eigener Einsicht und Entschließung das thut, wozu es im Schulleben verpflichtet ist. Das Kind bedarf der sittlichen Bevormundung; dieselbe soll aber keine Bindung und Fesselung, sondern eine Bildung und richtige Leitung sein. Mittel und Gelegenheiten, die Kinder erziehen zu helfen, hat die Schule genug. Der Erfolg wird hauptsächlich davon abhängig sein, ob dieselben richtig benutzt werden.

Welche allgemeinen Anforderungen sind an die erziehliche Thätigkeit des Lehrers zu stellen?

1. Dieselbe muß im rechten Geiste geschehen. Welches ist aber derselbe? Wer einen tieferen Blick in die Weltgeschichte gethan, wer den Ideen nachgespürt, welche in der Entwickelung derselben zum Ausdruck kommen, der sieht auch in derselben mehr als einen wirkungsvollen Wechsel der Scenen, der ahnt den tiefen, kausalen Zusammenhang derselben unter einander und den wunderbaren Plan, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt. Die göttliche Vorsehung beherrscht die Geschichte der Völker und die des Einzelmenschen. Wie sehr der Mensch dieser höheren Führung bedarf, ist hinlänglich durch die Geschichte bewiesen. Indem uns aber Gott Kinder anvertraut, überträgt er auf uns einen Theil seiner Fürsorge für die Menschenkinder, macht er uns zu Helfern im Dienste der göttlichen Menschenerziehung überhaupt. Die Antwort auf unsere Frage ist nun schon gegeben.

Der Stellvertreter soll im Geiste seines Herrn arbeiten; die Schrift sagt uns aber: „Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er;“ die Liebe ist also das göttliche Motiv für das göttliche Thun am Menschen. Wenn diese Liebe auch heller strahlt, als wir mit unserer schwachen Kraft zu fassen vermögen, so muß sie doch unser Herz erfüllen, wenn unser Thun an unsern Kindern im rechten Geiste geschehen soll. Die Liebe ist der Grundton rechter erzieherischer Stimmung; sie erzeugt aber naturgemäß zwei andere Gefühle für rechte Erzieherarbeit. Die letzte Verantwortung für unser Thun sind wir Gott, unserm Herrn, schuldig; ihn soll der Lehrer darum auch ausschließlich vor Augen haben bei der Führung seiner Kinder, und der rechte Erntesegen ruht in Gottes Hand, zu ihm sollen wir darum auch vertrauend aufschauen. Der wahrhaft christlichen Liebe zu unseren Kindern muß unsere Schulzucht entspringen, und in rechter Gottesfurcht und kindlichem Gottvertrauen muß dieselbe geschehen. Das ist der rechte Geist für unsere Erzieherarbeit! So hat es Luther gemeint, wenn er die Kindererziehung einen rechten Gottesdienst nennt;

er selbst bleibt uns darin ein leuchtendes Vorbild. Von diesem Geiste war Pestalozzi erfüllt; in seinem Herzen brannte das heilige Feuer der Liebe, das ihn befähigte, alles für die verwahrloste Jugend zu opfern.

2. Lehrer und Kinder müssen im richtigen Verhältniß zu einander stehen. Des Lehrers Ansehen bei den Kindern gründet sich wohl anfänglich lediglich auf seine legale Stellung; aus ihr erwachsen für ihn die Lehrerrechte; aus ihr ergiebt sich seine Autorität den Eltern und Kindern gegenüber. Anders gestaltet sich das Verhältniß im Umgange mit den Kindern. Das Kind fühlt instinktiv das Uebergewicht des geistig durchgebildeten und gereiften Mannes; das Ansehen, das sich daraus für den Lehrer ergiebt, ist ein rein persönliches. Dasselbe ist darum auch in sehr verschiedenen Graden zu finden; aber wehe der Schule und den armen Kindern, wo diese persönliche Autorität fehlt! Und doch können und möchten wir derselben nicht das ausschließliche Recht in der Schule einräumen, da dieselbe wohl ausreicht, um gute Disziplin und Ordnung, soldatische Präzision herzustellen, sehr groß aber die Gefahr ist, daß der kindliche Wille gebrochen und vernichtet, anstatt gekräftigt und gebildet wird. Von ihr sagt darum Waitz ganz richtig: „Dieselbe vermag wohl eine Reihe von guten Gewohnheiten zu erzeugen, die, abgesehen davon, daß sie nicht die Sittlichkeit selbst, sondern nur Mittel zu derselben sind, den Menschen bei außergewöhnlichen Fällen im Stiche lassen und einer rathlosen Unentschlossenheit preisgeben." Das wäre doch ein sehr wenig befriedigendes Resultat! Wir sagen darum, die persönliche Autorität muß sich zur väterlichen weiterbilden, muß in derselben sich verklären. Wenn wir auch nicht über die Rechte des Vaters verfügen, dieselben Verpflichtungen haben wir, und das ist für uns die Hauptsache! Ob das überhaupt möglich ist, hängt von der Lehrerpersönlichkeit, von seinem Lehrerleben ab. Als ganzer Mann müssen wir vor den Augen unserer Kinder stehen, wenn dieselben uns kindliche Verehrung schenken sollen. Ist das aber der Fall, dann erhält des Lehrers Stellung auch eine religiöse Weihe; denn Gott schützt solche Lehrerautorität im fünften Gebote. Gottes Stellvertreter ist aber nur der, welcher in seinem Sinne und Geiste arbeitet; daran wollen wir immer bei der Besprechung des fünften Gebotes denken!

Der beste Prüfstein dafür, ob wir unsere Stellung zum Kinde richtig aufgefaßt und bethätigt, ist die Gesinnung des Kindes gegen uns. Entweder fürchtet das Kind den Lehrer, oder es achtet und liebt ihn. Daß weder Furcht noch Achtung und Liebe des Kindes Herz erfüllen, daß vielleicht gerade das Gegentheil ausgebildet sein kann, davon wollen wir gar nicht reden, weil es ein zu trauriges Bild ergeben würde. Welches Gefühl ist nun das richtige? Es giebt leider Kinder, in denen das Furchtgefühl immer lebendig gehalten werden muß, wenn man überhaupt erziehliche Erfolge sehen will. Solche Kinder sind aber Ausnahmen! Die beste und würdigste Hülfe für uns und das Kind sind die Gefühle der Achtung und Liebe; aus der Paarung dieser beiden entsteht das Gefühl der Ehrfurcht, die als Ehrerbietung dem Lehrer

gegenüber zum Ausdrucke kommt. In diesen Gefühlen besitzt das Kind die rechte Unterstützung im Kampfe gegen sich selbst, denn jeder erziehliche Erfolg bedeutet eine Selbstüberwindung seitens des Kindes, dessen Natur aus naheliegenden Gründen sich jeder Kulturarbeit widersetzt. Wie traurig sieht es aber dort aus, wo durch Härte und Willkür, durch die Amtsführung oder das Privatleben diese zarten Blüthen gewaltsam getödtet werden!

(Fortsetzung folgt.)

Volksschul-Zeichenunterricht.

Referat von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Die Kinder sollen die Eindrücke, welche sie augenblicklich, vor einer Weile oder früher von ebenen Gebilden gewannen, möglichst genau wiedergeben können. Das setzt ein scharfes, richtiges und genaues Sehen voraus. Es gibt Kinder, welche solches leicht fertig bringen, aber auch — und ihrer sind wohl die meisten — andere, denen das recht schwer wird. Unmöglich ist es keinem! — Es bleibt daher die nächste Aufgabe des Unterrichts, die vorhandene Fähigkeit nach Möglichkeit zu entfalten, die Schüler im Auffassen anzuleiten und zu üben. Die Anschauung ist uns Lehrern bei allem Unterrichten Prinzip. Wir alle wissen, wie sie zu vermitteln ist. Wir suchen den Kleinen nach vorausgegangenem Totaleindruck feste Vorstellungen von den Elementen des Gebildes zu verschaffen, wir veranlassen sie, das aufzufassende Objekt zuerst im Ganzen, dann nach seinen Haupt- und Nebentheilen zu betrachten und sich von jeder Einzelheit durch Vergleichung mit bekannten Grundformen ein klares, festes Bild im Innern zu erzeugen, um sie zuletzt alle wieder zu einem Ganzen zu vereinigen. So auch beim Zeichnen. Doch hüte man sich vor dem falschen Wahn, für eine zeichnerische Wiedergabe genug gethan zu haben, wenn man eine Vorzeichnung vor den Augen der Kinder entstehen ließ und sorgfältig in obiger Weise besprach, oder gar nur eine, wenn auch eingehende Besprechung brachte. Einige Schüler werden eine für sonstige Fälle hinreichende gewöhnliche Anschauung davontragen, nirgends aber wird eine für unsern Zweck nöthige Vorstellung zu finden sein. Eine solche erfordert etwas mehr.

Um solches Mehr zu erreichen, das Auffassen und Darstellen recht leicht zu machen, wurden und werden noch beim Zeichenunterricht verschiedene Mittel angewandt. Viele Lehrer bedienen sich der Hillardt'schen Methode, andere folgen dem Winke des Professors Domschke, während manche die zu zeichnende Figur in eine passende Grundfigur zwängen, die dann auch im Schüler-Zeichenhefte vorgedruckt steht. Es ist nicht zu leugnen, daß alle diese Mittel, namentlich das erstere, zum Ziele führen und obendrein den Vortheil gewähren, daß die Schülerhefte in der Regel verhältnißmäßig einen guten Eindruck machen, zudem nicht selten ziemlich schwierige Figuren aufzuweisen haben. Man kann damit leicht imponieren, allein, man wolle doch die Hauptsache nicht vergessen. Jene Hilfsmittel wären gewiß am Orte, wenn es sich

nur darum handelte, schöne Bilder zu liefern. Doch das ist eben nicht der Zweck des Zeichnens. Die Kinder sollen sehen, mit freiem Auge messen, Entfernungen abschätzen u. s. w. lernen. Dafür aber können jene Brücken doch nicht dienen, da sie die Arbeit zu sehr erleichtern.

Wir werden sie daher vermeiden und andere Wege wandeln müssen. Gleichwohl sollen unsere Schüler mit dem Gebrauch jener Mittel vertraut gemacht werden, doch erst am Ende des gesammten Zeichenunterrichts und nicht für die Schule, sondern nur für's Leben.

Jenes Verfahren, das mit regelmäßigen Drei-, Vier- oder Vielecken u. s. w. helfen will, wird allerdings oft dahin abgeändert, daß die Schüler sich fürs Nachzeichnen jene Hilfsfiguren erst selbst schaffen müssen. Doch wird es in dieser Gestalt erst recht verwerflich, da die Herstellung zu schwierig und zeitraubend ist, weil die Figuren eben ganz bestimmte Form und Größe haben müssen. Ein Dreieck wäre z. B. bald zu entwerfen, doch das, was helfen soll: — Dreiecke sind verschieden! und nun erst: Kreise, Vieleck, Elipse und Oval! —

Begrenzung und Lage sind die beiden Faktoren, denen beim Zeichnen eines Gebildes Rechnung zu tragen ist. Die Begrenzung wird durch Linien bezeichnet. Diese sind entweder regelmäßig, nämlich gerade, gebogen, geschwungen, oder unregelmäßig, krumm oder gemischt. Die geraden sind die einfachsten. Sie sind einander gleich, während alle andern unter sich sehr verschieden sein können. Bei ihnen ist, mit Ausnahme von Kreis und Spirale, erst noch der Biegungsgrad zu suchen. Der ist nun wiederum bei der gebogenen am leichtesten zu finden. Die Schönheitslinien, die geschwungenen, erfordern schon mehr Uebung, indeß die unregelmäßig geformten erst recht ein scharfes Auge fordern. Sie sind daher in dieser Folge einzuüben.

Schüler, welche im Zeichnen dieser Elemente aller Gebilde hinlänglich geübt sind, können aber noch lange nicht jede Begrenzung auffassen und zeichnen. Da jede Begrenzung aus mehreren Linien besteht, so erübrigt noch, ihr Verhältniß zu einander bezüglich der Lage zu bestimmen. Diese ist abhängig von den Punkten, in welchen sie beginnen oder enden, oder durch welche sie mit einander verbunden sind. Die Lage dieser Punkte, Hauptpunkte der einzelnen Formen, aber zu finden, darin liegt die größte Kunst des Zeichnens, und ist darum auch hierin die meiste Uebung vonnöthen.

Diese Punkte können auf mancherlei Weise von einem freien Auge gefunden werden. Der Geometer zieht oder denkt sich innerhalb einer darzustellenden Fläche eine Längslinie, eine gerade, und errichtet darauf nach den einzelnen Abweichungspunkten der Grenze hin eine rechtwinklige, bestimmt dann deren Länge und weiß nun genau die Lage der Punkte. — Dasselbe Verfahren kann, soll und muß noch für's Freihandzeichnen dienen. Machen wir unsere Jugend damit vertraut, und wir haben zugleich ein vortreffliches Mittel, das Auge zu bilden, es im scharfen Sehen, im Auffassen, im Anschauen zu üben und die Hand für's Darstellen möglichst geschickt und gehorsam zu machen.

Das allererste, was in dieser Beziehung und zugleich überhaupt vorzunehmen ist, wird sein, in den Anfängern das Gefühl der Geradheit, Richtung und Maß zu wecken und zu fördern. Ist das erreicht, so lasse man die jungen Zeichner oder Zeichnerinnen, indem Figuren an die Reihe kommen, nach Angabe des Lehrers eine senkrechte oder wagerechte (gestrichelte) Hilfslinie ziehen und diese in 2, 4, 8; 3, 6 oder 9 gleiche Theile theilen. Diese Linie giebt gleichzeitig die Höhe oder Länge des werdenden Bildes an und bedingt die Lage desselben. Eine solche Linie ist nun auch für's Kopieren bei der Vorzeichnung anzudeuten, und zwar mit derselben Eintheilung versehen. Jetzt werden die einzelnen Punkte des Vorbildes auf jene rechtwinklig projiziert; d. h. es wird von jedem Abweichungspunkte der Begrenzung eine wagerechte, resp. senkrechte Linie nach der Hilfslinie gezogen oder gedacht, und die Uebenden haben damit die Ebene, die Richtung, in welcher der einzelne Grenzpunkt liegt. Es bleibt also nur noch die Entfernung desselben von der Mittellinie zu bestimmen. Hierzu liefern die Theile der letzteren dem Auge das Maß. — Die Uebungen sind unter der Leitung des Lehrers gemeinschaftlich vorzunehmen. Dazu sind die Theil- und Grenzpunkte mit Ziffern und Buchstaben zu bezeichnen und die Kinder nunmehr anzuhalten, einzeln oder im Chor etwa folgende Angaben zu machen: Grenzpunkt 4 liegt in der Ebene (gerade über) von Theilpunkt 2 und ist davon drei Theile entfernt. Nach solchen Angaben werden dann die Punkte zu Papier gebracht, und es erübrigt nur noch die Verbindung derselben der Vorzeichnung gemäß. Diese geschieht aber wiederum nicht eher, als die Form der einzelnen Linien, soweit dem freien Auge möglich, genau bestimmt und aufgefaßt ist. (Fortsetzung folgt.)

Thesen zu dem Referate über specielle Seelsorge.

(Theol. Zeitschrift 1885, S. 257.)

1. Die specielle Seelsorge ist ein Theil der allgemeinen Seelsorge, und unterscheidet sich von derselben dadurch, daß sie nur durch besondere Veranlassung zur Ausübung kommt.

2. Der Pastor ist nach seinem Beruf und Stand der ordentliche Seelsorger aller Glieder seiner Gemeinde. — Doch ist damit nicht ausgeschlossen, daß auch ein Gemeindeglied dem andern solchen Vertrauens- und Liebesdienst erweisen dürfe.

3. Im Laufe der Zeit ist durch Schuld der Menschen dieses heilsame Institut beinahe in Vergessenheit gerathen, und wir bedauern diesen Zustand in der Kirche.

4. Die Erkenntniß dieses Verlustes veranlaßt uns, nach den Ursachen desselben zu fragen. Als solche geben sich uns folgende zu erkennen:

5. Durch die Einwirkung des Zeitgeistes werden manche, sonst redliche Seelen, zurückgehalten, von der speciellen Seelsorge Gebrauch zu machen.

6. Das geringe Ansehen des geistlichen Amtes und Standes in der protestantischen Kirche, besonders auch dieses Landes, hält die Glieder der Gemeinde zurück, in besonderen Fällen sich ihrem Seelsorger anzuvertrauen.

7. Der beinahe gänzliche Mangel an Kirchenzucht in der protestantischen Kirche ist mit eine Ursache, daß die specielle Seelsorge in Abgang gekommen ist.

8. Es ist deshalb Aufgabe des Pastors, durch sein ganzes Leben in Haus, Kirche und Gemeinde sich das völlige Zutrauen der Glieder der Gemeinde zu erwerben und zu erhalten.

9. Auch die Frau des Pastors ist ein wichtiges Glied in dieser Verbindung, und auch sie kann viel dazu beitragen, daß das rechte Verhältniß zwischen Gemeinde und Pastor hergestellt und erhalten werde.

10. Das Haus des Pastors — er selbst, seine Frau und seine Kinder — soll ein Muster und Vorbild sein, zu welchem die ganze Gemeinde aufschauen, und durch welches sie zur Nacheiferung angetrieben werden kann. Dadurch kann und wird ein reicher Segen von ihm ausgehen!

Kirchliche Rundschau.

Ueber das Ende des Kulturkampfes zu schreiben wird allmälig eben so schwierig, als es langweilig wird die Berichte über dieses endlose Ende zu lesen. Aber in einer kirchlichen Rundschau muß sich doch etwas über dieses Unzulängliche finden, das zum Ereigniß werden möchte, aber nur zu einer künstlichen Existenz gelangen kann.

Zunächst hat die Curie die Geduld des preußischen Herrenhauses auf eine Probe gestellt, der gegenüber sogar die Kreuzzeitung sich zu der Bemerkung veranlaßt sah, daß durch solche von der Curie verschuldeten Zwischenfälle die Geduld auch der friedliebendsten Elemente des Herrenhauses erschöpft und die Neigung zum Entgegenkommen in raschem Schwinden begriffen sei. Bischof Kopp hatte nämlich noch eine ganze Reihe Abänderungsanträge zur Regierungsvorlage gestellt, ohne in der Commissionssitzung des Herrenhauses vom 30. Mai etwas anderes in Aussicht stellen zu können, als eine einmalige Anzeige derjenigen Geistlichen, welche für die augenblicklich unbesetzten Pfarreien ernannt werden sollten.

Endlich am 8. April traf ein Courier von Rom ein, welcher eine Note von dem Cardinal Jacobini überbrachte, die sofort dem Präsidium des Herrenhauses mitgetheilt wurde. Diese Note stellte zwar noch einmal die Forderung der vollen Revision der Maigesetze vor der dauernden Bewilligung der Anzeigepflicht. Jedoch erklärte sie mit Rücksicht auf die Aeußerung des Fürsten Bismarck, „der gegenwärtige Gesetzesvorschlag würde mit seinen Amendements schwerlich die parlamentarische Mehrheit zu seinen Gunsten erlangen, falls der heilige Stuhl nicht zustimmte die ständige Anzeige jetzt schon zu gestatten," daß der Cardinal-Staatssekretär ermächtigt sei, zur Kenntniß zu bringen, daß sobald der heilige Stuhl officiell die Versicherung erhalten haben werde, daß man in nächster Zukunft eine solche Revision unternehmen werde, der heilige Vater alsbald die ständige Anzeige gewähren würde in dem Sinne der Antwort, welche bereits in der Note vom 26. März der preußischen Gesandtschaft ertheilt worden sei.

Diese Antwort betrifft das Recht der Einsprache der Staatsregierung gegen eine Anstellung. Dieses Recht der Einsprache wurde nun verschieden ausgelegt, namentlich war darauf hingewiesen worden, daß nicht ausdrücklich gesagt sei, daß die Kirche die Einsprache beachten wolle. Auf der andern Seite dagegen war erklärt worden, daß das Zugeständniß der Einsprache des Staates nur dann einen Sinn habe, wenn dem Staate zugleich das Recht zugestanden werde, daß seine Einwendungen auch eine thatsächliche Wirkung hätten. Der Bischof schwieg am ersten Tage über diesen Punkt. Am zweiten Tage erklärte er, es liege in der Note des Cardinal-Staatssekretärs deutlich dieses: die geistlichen Obern, die Bischöfe, haben nicht eher eine definitive Besetzung des Pfarramtes vorzunehmen, bis sie erstens von der Staatsregierung die Gründe kennen gelernt haben,

welche dieselbe gegen die Anstellung hat, und zweitens bevor sie nicht diese Differenz mit der Staatsregierung geschlichtet haben.

Freilich wurde auch hiergegen wieder geltend gemacht, daß die Curie betont habe, daß bei allen Streitigkeiten über eine Stellenbesetzung zwischen Staat und Kirche der letzteren immer die Entscheidung zustehen müsse.

Bismarck, der mehrmals das Wort ergriff, betonte, Leo XIII. sei ein weiser, gemäßigter und friedliebender Herr. Der Papst sei außerdem nicht Welfe, er sei nicht Pole, auch nicht deutschfreisinnig. Er habe auch keine Anlehnung mit der Socialdemokratie. Ebenso erklärte er in Beziehung auf die Frage der Erledigung eines Staatseinspruches: „Ich bin mehr geneigt in dieser Beziehung den bischöflichen der Curie näherstehenden Abgeordneten für den richtigen Interpreten der päpstlichen Intentionen zu halten. Am allerwenigsten möchte ich Blätter wie die Germania als einen solchen Interpreten ansehen. Die Germania will den Unfrieden, die Curie will den Frieden; sie sind himmelweit verschieden von einander."

Der Kulturfriede ist, soweit es das Herrenhaus betrifft, mit großer Majorität angenommen worden. Ganz klar über die Bedeutung des Friedens scheinen nur Bismarck und Leo XIII. zu sein, denn der eine weiß, was er will und der andere ist unfehlbar. Ob am Ende aber auch das nur so zu sein *scheint*? Denn etwas ganz bestimmtes hat keiner von beiden gesagt, bei aller Friedensliebe lassen sie die Möglichkeit des Krieges nie aus den Augen.

Hat doch selbst Bischof Kopp, der hohe Priester des Herrenhauses, den Bedenken Miquel's gegenüber, die um so mehr ins Gewicht fielen, als Miquel früher ein Gegner der Maigesetze war, das bedenksame Wort gesprochen: „sein verehrter College Miquel übergieße ihn bei diesen Friedensträumen und Hoffnungen mit einem Eimer kalten Wassers."

Da steht das ganze Wort in gleicher Schwärze und man frägt sich, was ist Wahrheit? Der Friede oder die Träume? Ja, wenn man's nur noch einmal hören könnte, vielleicht möcht' man's am Klang erhorchen.

Im Abgeordnetenhause waren die Kultur-Friedensverhandlungen auf den 4. Mai angesetzt. Vorher waren aber noch vier Centrums-Abgeordnete und zwei Geistliche von Münster und zwei Advokaten von Köln, nach Rom gepilgert und am 21. April vom Papste in besonderer Audienz empfangen worden. Bei dieser Gelegenheit sprach sich der Papst natürlich auch über die kirchenpolitische Lage aus. Er bezeichnete das neue kirchenpolitische Gesetz als einen Schritt zum Frieden und sprach im Hinblick auf die Versicherungen, die er erhalten habe, die Hoffnung aus, daß „wir mit der Zeit einen guten und dauerhaften Frieden haben werden." Alles lasse sich nicht auf einmal erreichen. Die langsame, allmälige Besserung liege in der Natur der menschlichen Dinge, zumal in Deutschland, wo keine Einheit des Glaubens herrsche und man bei der in seinem Wesen begründeten Gegnerschaft des Protestantismus gegen den Katholicismus darauf hingewiesen sei, sich zu vertragen.*)

Die gute Haltung der Katholiken im Allgemeinen, sowie die „Aufopferung" der Centrumsmänner im Besonderen, werden vom Papst belobt und den vom Krieg lebenden Ultramontanen wenigstens die Aussicht auf die Möglichkeit neuer Kämpfe nicht benommen. Aus welchem Grunde, ist allerdings nicht gesagt, und wenn man von der Ansicht ausgeht, daß Leo XIII. wirklich aufrichtige Friedensabsichten hat, so könnte man nur zu leicht auf die Vermuthung kommen, er habe dem Centrum die Möglichkeit fernerer Kämpfe nur deßwegen vorgehalten, um demselben das durchbohrende Gefühl seiner demnächstigen politischen Ueberflüssigkeit etwas zu benehmen. Denn Windthorst und das Centrum ohne Kulturkampf bilden eine Armee, deren Führer zwar noch ein Kommando, aber nicht einmal einen Exercierplatz hat. Immerhin aber hat der Papst dem Centrum die Weisung gegeben, die Vorlage mit Befriedigung und Wohlwollen aufzunehmen und

*) Wenn der Papst dieses wirklich geäußert und damit eine wenigstens relative Berechtigung des Protestantismus anerkannt hat, so hat er allerdings damit den Beweis geliefert, daß nicht einmal seine Unfehlbarkeit ihn vor dem Eindringen des in seiner Encyclika verurtheilten „neuen Rechtes" (Theol. Ztschr. 1886, S. 28) in seinen eigenen Gedankenkreis schützen konnte. D. R.

so sich wenigstens vorläufig einmal zum Kulturfrieden zu bequemen. Vier Tage darauf, am 25. April, erhielten die Rompilger aus der Hand Leos XIII. die Communion, worauf sie noch einmal zu einer Audienz entboten wurden, in welcher der Papst erklärte, daß er nicht daran zweifle, „binnen Jahresfrist mit der preußischen Regierung zu einem vollkommenen Ausgleich zu gelangen."

Am selben Tage richtete der Cardinal-Staatssekretär Jacobini eine Note an die preußische Regierung, nach welcher der Papst, um ein thatsächliches Unterpfand seiner friedfertigen Gesinnung zu geben, aus eigener Initiative sich entschlossen, schon jetzt einen Theil der gemachten Zusagen vornweg zu erfüllen und die Anzeige für die gegenwärtig vakanten Pfarreien schon von jetzt ab eintreten zu lassen. Es sind denn auch wirklich alle preußischen Bischöfe angewiesen worden, der Anzeigepflicht für die gegenwärtig vakanten Pfarreien zu genügen und die Bischöfe von Hildesheim, Osnabrück und Limburg hatten das Anfangs Mai schon gethan.

Daß alle diese Umstände der Annahme der Regierungsvorlage günstig sein mußten, versteht sich von selbst. Sie ist denn auch angenommen worden, vom Centrum unter dem Druck der päpstlichen Weisung und von den Conservativen aus Friedensliebe im Allgemeinen und Abneigung gegen den Kulturkampf im Besondern. Eins trat aber bei den Verhandlungen hervor: das tiefgewurzelte und wohlbegründete Mißtrauen der Diplomatie des Vaticans gegenüber, deren mehr als tausendjährige Geschichte eben es keineswegs wahrscheinlich macht, daß gerade einem nicht römisch-katholischen Staate gegenüber die Versicherungen der Curie ohne irgend welche Hintergedanken (reservationes mentales) sein sollten. Gneist wies darauf hin, daß noch kein Abkommen mit Rom, kein Concordat gehalten worden sei und habe gehalten werden können. Ebenso wurde von andern dem Mißtrauen gegen Rom, dessen Diplomatie auch hier wieder auf Ueberlistung hinauslaufen werde, Ausdruck gegeben.

Ja selbst Bismarck gestand zu, daß er eben das Vertrauen des jetzigen Papstes erwiedere. „Ich leugne nicht," sagt er, „daß ich es sonst zur römischen Hierarchie nicht hatte, zu dem jetzigen Papst habe ich dies Vertrauen." Auf die Bemerkung, daß es eine Illusion sei, daß das Gesetz zum Frieden führen werde, antwortete er: Er begreife diese Haltung und wäre er nicht Minister, er wüßte vielleicht selbst nicht, was er thäte. Als Minister habe er die Pflicht, im Interesse des Vaterlandes für die Vorlage einzutreten. Bezeichnend sind nun aber die folgenden Bemerkungen Bismarcks: „Der Herr Vorredner fragt mich, ob ich wirklich Vertrauen hätte zu den Mächten, mit denen wir kontrahiren. Daß auch ich, wie jeder andere Kluge im Vatican meinen Meister finden würde, bestreite ich ja nicht. Ich strebe ja nicht, mit dem Vatican in Klugheit und Schlauheit zu wetteifern. Mein Ziel ist, einen Meister auf dem Gebiete der Fürsorge für das Wohl meines eigenen Vaterlandes zu finden...... Es handelt sich darum, ob es nicht gelingen wird, das Gefühl, daß wir alle Deutsche und Landsleute sind, stärker zu machen, als das Gefühl, verschiedenen Confessionen anzugehören.

Windthorst sagte nicht viel. Er erklärte im Namen aller seiner Freunde, die wie ein Mann zusammenstünden und zusammenbleiben würden, daß sie die Vorlage annehmen würden und bitte um rasche Erledigung. Für Keinen war's wohl schwerer als für ihn, darum bat er's kurz zu machen. Er mußte ja einen bedeutenden Theil des Feldes aufgeben, auf dem er seine Größe gewonnen hatte. An gutem Willen, das Centrum zusammenzuhalten, fehlt es ganz gewiß bei Windthorst nicht, so wenig als es bei den Centrumsmännern am guten Willen fehlt, im Centrum des preußischen Abgenordnetenhauses und des deutschen Reichstages zu bleiben, wenn es ihnen wieder gelingen sollte, in eines oder beide Häuser hineinzukommen.

Das wäre also das Ende des Kulturkampfes, wenn nicht noch ein anderes Ende nachfolgen sollte. Gab der Kulturkampf schon Gelegenheit zu Vermuthungen, so der Kulturfriede noch mehr.

Jedenfalls hat Leo XIII. es vortheilhafter gefunden, dem Centrum Ruhe zu gebieten, als es im angeblichen Interesse des Papstes, thatsächlich aber im Interesse der leitenden Centrumsmänner weiterkämpfen zu lassen. Leo XIII. ist ein Politiker, der nicht blos

in Deutschland, sondern auch sonstwo Politik zu treiben hat und über den Kulturkampf in Deutschland die Befestigung seines politischen Einflusses in den katholischen Ländern nicht vergessen darf. Und vollends an die Wiedererlangung seiner weltlichen Herrschaft ist gar nicht zu denken, so lange er sich mit einem so einflußreichen Staatspolitiker, wie Bismarck, im Kampf befindet. Es ist am Ende kein Wunder, wenn der Greis im Vatican einmal versucht, seine Weltregierung etwas vortheilhafter zu gestalten dadurch, daß er sie im Einvernehmen mit Bismarck führt, der nun draußen in der Welt doch mehr „to seggen hett," als Windthorst im Reichstag.

Und wenn Bismarck den religiösen Zwiespalt Deutschlands nicht zum unheilbaren politischen Riß werden lassen wollte, dann mußte er versuchen, ob nicht etwa das Centrum sich mit Hülfe des Papstes lahmlegen lasse. Ob's wirklich möglich war?

Man hat Bismarck schon in verschiedenen Blättern den Rath gegeben, er hätte die Macht Roms durch Stärkung der evangelischen Kirche Deutschlands bekämpfen sollen, anstatt durch politische Maßregeln. Im Allgemeinen mag der Rath gut sein, nur läßt sich kein Fall aufweisen, wo eine politische Stärkung der geistigen Macht einer Kirche heilsam war, und wie eine solche Stärkung der evang. Kirche Deutschlands in's Werk zu setzen wäre, das ist eben die große Frage.

Wen soll er stärken? Den kirchlichen Liberalismus? Der würde es allerdings mit vielem Dank annehmen. Die Union könnte es auch brauchen. Der Konfessionalismus würde auch eine etwaige politische Hülfe, um sich der Union, sowie der modernen Ideen zu erwehren, nicht von der Hand weisen. Oder soll Bismarck den Separationen und Sekten Vorschub leisten? Diese Fragen hat noch Keiner beantwortet. Oder soll er gar solche Dinge auf dem Reichswege verwirklichen, wie sie in einer im letzten Jahre erschienenen Broschüre gewünscht wurden: Es bedürfe eines Oberbischofs für das ganze Land, den das erste Mal der bisherige oberste Bischof der Kaiser zu ernennen und später die Generalsynode zu erwählen habe u. s. w. Ferner habe der sog. Lutherrock für den ganzen evangelischen Pastorenstand obligatorisch zu werden. Sämmtliche kirchliche Behörden sollten ihren staatlichen Charakter verlieren und zu ausschließlich kirchlichen Organen werden. Wir glauben kaum, daß Bismarck für derartige Pläne zu gewinnen sein wird. Er wird wohl nicht versäumen, nach dem zu sehen, was des Kaisers ist, denn das ist sein Amt, und wird es denen, die wirklich Diener Gottes sind, überlassen können, nach dem zu sehen, was Gottes ist. Wer aber diese letzteren sind, darüber entscheidet zuletzt der Herr selbst und nicht die Menschen.

Daß übrigens Rom den Kulturfrieden halten wird, ist zweifelhaft, daß es aber seine Kräfte soviel als möglich aufbieten wird, um das Evangelium zu bekämpfen, ist sicher; es frägt sich nur, in welcher Form es den Kampf weiterführen wird.

In Belgien und Frankreich erhebt der Ultramontanismus Ansprüche, die man nur als übermüthige bezeichnen kann. Das ultramontane belgische Ministerium wurde in dieser Hinsicht von Frere Orban scharf mitgenommen. Derselbe zeigte in der Deputirtenkammer, wie sich das Ministerium vor dem Episcopat erniedrige. Zur Zeit des größten Volkselendes wüßten die Minister nichts Besseres zu thun, als das Amtsblatt mit Zuwendungen an den ohnehin überreichen Klerus zu füllen. In der That — bemerkt die A. Z. hierzu — kann man den Moniteur nicht in die Hand nehmen, ohne darin die auf Staatskosten vorzunehmende Restaurirung von Kirchen und Klöstern zu finden. Der Ministerpräsident entschuldigte seine matte Entgegnung durch Unwohlsein. Der Unterrichtsminister rühmte das Ministerium, weil es die „wahre Freiheit" vertrete, besonders auf dem Gebiet der Schule. Es hat dieselbe nämlich, so viel als irgend möglich war, den Ultramontanen ausgeliefert.

Gerade in Belgien hat übrigens einmal wieder die katholische Kirche gegen ihren Willen den thatsächlichen Beweis liefern müssen, daß sie keineswegs zu den die Gesellschaft rettenden und schützenden Mächten gehört. Der Generalsekretär der belgischen evangelischen Gesellschaft schreibt über diesen Punkt:

„Diejenigen, welche sich für die Evangelisation unseres Landes interessiren, werden sich freuen zu hören, daß die Glieder unsrer Gemeinden weder an den Arbeitseinstellun-

gen in der Provinz Lüttich, noch an den Plünderungs- und Zerstörungsscenen in der Umgegend von Charleroi irgend welchen Antheil genommen haben. Bei einer am 2. April in La Louviere abgehaltenen Versammlung konnten die Geistlichen und Delegirten unsrer Kirchen mit Freuden berichten, daß die in unsern großen Fabrikbezirken zerstreuten evangelischen Christen sich als Christen benommen haben. Diese Thatsache verdient hervorgehoben zu werden, denn inmitten des Elends und der Aufregung war die Versuchung groß."

Die Noth in diesen zumeist aus früheren Katholiken bestehenden Gemeinden sei so groß — so sagt das Schreiben weiter — daß, wenn man nicht dem Unglauben und der römischen Kirche das Feld überlassen wolle, man an die Hülfe der evangelischen Christen im Auslande appelliren müsse.

In Frankreich hat einer der Mitarbeiter des "Monde," des Organs des päpstlichen Nuntius und des Erzbischofs von Paris, unter dem Titel: „Das jüdische Frankreich," eine Broschüre erscheinen lassen, in welchen er die Confiskation des Vermögens aller Israeliten verlangt. Mit dem hierdurch gewonnenen Gelde sollten katholische Gesellenvereine und Cooperativ-Gesellschaften unterstützt werden. Der Vorschlag kann angesichts seiner gegenwärtigen vollständigen Aussichtslosigkeit kaum als ernsthaft betrachtet werden. Indeß sind die Pläne der Weltreformer von der andern Seite zur Zeit ebenso aussichtslos und finden doch Anhänger.

In der Schweiz hat der Ultramontanismus durch die Annahme des Tessiner Kirchengesetzes einen politischen Sieg davongetragen. Dieses Gesetz macht nämlich den Bischof und, bis ein solcher eingesetzt ist, den apostolischen Administrator in seiner ganzen Amtsführung frei von jeder staatlichen Controle. Ohne seine Genehmigung kann kein Geistlicher in den Anklagezustand versetzt werden. Er verfügt über das Kirchenvermögen nach eigenem Ermessen. Die Gemeinden verlieren ihr Besitzrecht am Kirchengut. Das "placet," an welchem sogar im Mittelalter hartnäckig festgehalten wurde, ist aufgehoben, alle päpstlichen Bullen, Dekrete u. s. w. können ohne Genehmigung der Regierung publicirt werden. Und was besonders wichtig ist, der Staat leiht dem Bischof die weltliche Gewalt zur Erzwingung der Ausführung seiner Verordnungen.

Mehr kann man allerdings nicht verlangen. Was überhaupt, zwar nicht von Leo XIII. persönlich, aber von den literarischen Organen der Curie verlangt wird, das läßt sich im „Osservatore Romano" und in der „Civilta Cattolica" lesen, und zwar erschienen die betreffenden Artikel zu einer Zeit, da die Weisheit und Friedensliebe des Papstes sowie seine freundliche Zustimmung gegen Deutschland hoch gerühmt wurde (December vorigen Jahres).

Der Osservatore sagt: „Der Stellvertreter Jesu Christi hat den Beruf, sowohl die allgemeinen Zeitfragen wie die einzelnen Gewissensbedenken zu lösen. Er ist inspirirt, im Reden wie im Schweigen; er ist inspirirt, wenn er auf Fehler hinweist, wie auch, wenn er allzu großes Ungestüm unterdrückt. In jeder Frage der Lehre, Sitte und Zucht haben die Katholiken ihre Gedanken, Wünsche und Handlungen in Uebereinstimmung mit der Auffassung des Papstes zu bringen, selbst dann, wenn die päpstlichen Erlasse nicht mit dem Siegel der Unfehlbarkeit versehen sind. Ungehorsam gegen den Papst ist Ungehorsam gegen Gott und der Wille des Papstes ist der Wille Gottes (wie der h. Alphons von Liguori sagt)...... Die Katholiken haben in allem sich nach Rom zu richten. Es gilt, sich zu einen und nicht zu entzweien, zu einen nämlich im Papste, der den Streit lenkt und befiehlt gegen die Feinde der katholischen Kirche; mit dem Papste (er heiße Pius IX. oder Leo XIII.) heute, morgen und immer, so muß es jeder Sohn der Kirche halten."

Die „Civilta Cattolica" sagt: Im Falle eines Conflikts zwischen Kirche und Staat muß der wahre Gläubige die erstere immer über den letzteren stellen. Durch den Mund der Kirche (also des Papstes) gebietet Christus, durch den Mund des Staates der Mensch, und Gott muß man mehr gehorchen als den Menschen. Die Kirche hat das Recht, die bürgerlichen Gesetze, wenn sie den kirchlichen Gesetzen widersprechen, zu verbessern und auch

aufzuheben. Die Kirche hat das Recht und die Pflicht, den Urheber des Gesetzes zu ermahnen und wenn er sich nicht fügt, den Gläubigen die Richtigkeit des Gesetzes zu erklären."

Das ist doch wenigstens deutlich, und wenn man geneigt ist, beiden Organen der Curie gerade in diesen Aeußerungen Aufrichtigkeit zuzutrauen, so wird man durch die Kenntniß der Kirchengeschichte nicht im mindesten davon abgehalten, während den friedlichen und freundlichen Versicherungen Leos XIII. und des Bischofs Kopp gegenüber diese Kenntniß ein nur schwer zu überwindendes Hinderniß bildet.

Schulnachrichten.

Lehrer G. Friedemann hat sein Schulamt an der evang. Gemeinde in Okawville, Ills., niedergelegt und wird für die Sommermonate in die Teacher-Training-School zu Oregon, Ills., eintreten; gedenkt aber im Herbst wieder eine Gemeindeschule zu übernehmen. — Lehrer O. Schönrich, bisher Lehrer an der evang. Gemeinde in Lowell, St. Louis, Mo., hat einen Ruf von der evang. Pauls-Gemeinde in Quincy, Ills., als Lehrer an ihrer Gemeindeschule angenommen, und wird daselbst am 24. Mai sein Schulamt antreten. — Lehrer A. Schmiemeier, der bisher die Gemeindeschule der evang. Pauls-Gemeinde in Nashville, Ills., bediente, hat einen Ruf von der evang. Lukas-Gemeinde in St. Louis, Mo., als Lehrer an ihrer Gemeindeschule angenommen, und wird daselbst den 1. August sein Schulamt antreten.

Literarisches.

Von der Jugendbibliothek im Verlage unserer Synode sind uns die ersten fünf Bändchen zu Gesicht gekommen.

Es möchte vielleicht Mancher das als zu viel auf einmal ansehen und man kann sich wohl darüber streiten, ob denn die Kinder heutzutage nicht zu viel lesen und doch in vieler Hinsicht zu wenig lernen. Umfaßt doch heute der Bücherbedarf eines Schulknaben mehr, als früher die ganze Bibliothek eines Mönchs, Weltpriesters oder Landpfarrers bieten konnte. Und daneben noch so und so viel Unterhaltungslectüre. Scheint das nicht des Guten zu viel? Man mag nun die Dinge ansehen, wie man will, es wird eben dadurch doch nichts an der Thatsache geändert, daß die Jugend heutzutage liest und Viel liest und wenn ihr nichts geboten wird, so nimmt sie vielfach, was sie eben findet. Wie dieser Trieb ausgebeutet wird, ist ja bekannt. Es wird vielfach der Jugend, namentlich der heranreifenden um Gewinns willen eine Lectüre verschafft, die auf den Geist ungefähr denselben Einfluß hat, wie die Spirituosen auf den Körper. Sie wirkt nicht sättigend, sondern erzeugt ein unbezähmbares Verlangen nach mehr und immer mehr. Es ist in solcher Lectüre oft viel Geist, aber kein Gehalt, viel Witz, aber keine Weisheit, viel Aufregung, aber kein Leben, vieles, was wohl die Einbildung mächtig erregt, aber gerade bei derjenigen Umbildung des Gemüthes, die sich im Jugendalter vollzieht, verderblich wirkt, indem dieselbe nach einer Seite hin unnatürlich gefördert und nach der andern ebenso gehemmt wird.

Wenn man nun, um eine gesunde Jugendlectüre zu beschaffen, auf Aelteres zurückgreift, das eben im Laufe der Zeit keineswegs veraltet, sondern nur erprobt worden ist, so ist das jedenfalls das Beste, was man thun kann. Wir brauchen deshalb auch nicht weiter auf das Einzelne einzugehen, und können nur sagen, daß wir den Bändchen zahlreiche Käufer wünschen, die Leser werden dann sicherlich nicht fehlen.

Zu beziehen von P. R. Wobus, St. Charles, Mo.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. Juli 1886. Nro. 7.

Wilhelm von Oranien.

Aus dem Nachlaß von Dr. Albrecht Wolters.

(Aus den Deutsch-evangelischen Blättern.)

(Schluß.)

Wir Deutschen haben es ja vor Andern erlebt und der dreißigjährige Krieg hat Wilhelms Befürchtungen zu Prophezeiungen gestempelt. Wie oft hat er unsere Väter, wie eifrig die evangelischen Fürsten Deutschlands noch zu Worms (durch Marnix) gemahnt, daß sie ihm helfen sollten, daß Hollands Sache Deutschlands Sache und die Sache des Protestantismus sei, und daß, falls sie den Religionskrieg nicht jetzt annehmen wollten, da er noch an der Schwelle des Hauses tobe, er ihnen noch werde in's Herz Deutschlands getragen werden und sie dort ihn werden annehmen müssen! — — fürwahr, ein Wort, das seine Schatten bis in unsere Zeiten wirft!

Wie aber, fragen wir, wie würde es erst gegangen sein, wenn dieser Krieg nicht hier in Holland, an dieser Schwelle Deutschlands, so lange wäre aufgehalten worden? — wie, wenn nicht durch Holland die Hauptmacht der römischen Kirche, Spanien, auf den Tod verletzt worden wäre? — Hielt Oranien nicht aus, bis das Schwerste überstanden und sein Staat gefestigt war, was hätte wohl den Fluthen, die dann von den spanischen Niederlanden her sich über das evangelische Deutschland ergossen, widerstehen können?

„Ihr habt uns erhalten; ihr allein nächst Gott," schrieb der fromme Wilhelm von Hessen an Oranien. Es ist so. Erhalten hat Holland den Protestantismus — mehr nicht, weil man den Helden im Stich ließ; aber doch erhalten — denn es gab wenigstens noch eine evangelische Partei bei uns, als die bitteren Früchte der Reaktion zu Anfang des 17. Jahrhunderts reiften.

„Ihr habt uns erhalten," sagen auch wir, 300 Jahre nach dem hellblickenden hessischen Fürsten, so wir der Niederländer und ihres Führers gedenken.

Aber hat Wilhelm von Oranien uns in dem erhalten, oder uns das geben wollen, was wir besitzen? Diese Frage nöthigt zu einem tieferen Blick in sein inneres Leben, in sein System (wenn das Wort erlaubt ist), und wir müssen ihn wagen, obwohl der wortarme Schweiger nur einige Grundlinien davon in seine Thaten gezogen hat.

Um kurz alles zu sagen: es sind besonders zwei neue Ideen, die seinem Kopf entsprangen, für die er lebte, deren Keime er unverlierbar in die moderne Welt gesenkt hat: auf dem Gebiete der evangelischen Kirchen die Union, auf dem Gebiet der christlichen Staaten die Toleranz.

Seine Glaubensrichtung — der Unterbau seiner kirchenpolitischen Gesinnung — leucht t offen aus seinen Werken hervor. Wenn ein Christenleben, so ist das seinige Mühe und Arbeit gewesen, so sehr, daß wir bekennen, es sei unmöglich, diese zähe, immer mit der Noth gleichmäßig wachsende Kraft, über welche er verfügte, aus irdischen Quellen zu schöpfen. Jahr auf Jahr mußte er seinem Köiper unglaubliche Anstrengungen zumuthen, oft Mangel und Hunger. Der irdische Besitz ging in der Ausrüstung seiner Heere verloren, — selbst das Silberzeug wanderte auf die Frankfurter Messe zum Verkauf. Im ehelichen Leben durch Todesfälle schwer geprüft; durch den Ruin einer Gattin dem Hohn der Feinde Preis gegeben, während er seine Kraft für die höchsten Güter des Lebens einsetzte; von Fürsten nicht verstanden, die seine natürlichen Bundesgenossen hätten sein müssen; von den Parteien seines Landes oft mißtrauisch gehemmt, weil er sie alle übersah und keiner sich unbedingt hingeben konnte; allzeit tauben Ohren predigend, wenn er die Gefahren des Protestantismus vorher verkündigte: — wahrlich, das ist ein Christ, der in dem allen noch keine Berechtigung sieht, die vergebliche Arbeit aufzugeben, sondern seinem Wappenspruch „Festhalten!" getreu bleibt, und nur sagt: „Ich sehe, daß ich mein Leben in Arbeit und Elend verbringen muß; doch ich bin damit zufrieden, wenn's dem Allmächtigen so gefällt." Als alle Hoffnungen zerflatterten und er namentlich den Mißmuth des protestantischen Nordens wegen der Genter Pacification zu tragen hatte, raffte er sich empor mit dem Wort: „Dennoch wollen wir den Muth nicht verlieren; sondern hoffen, daß, wenn wir von allen Menschen werden verlassen sein, der Herr unser Gott seine rechte Hand über uns ausstrecken wird." — Das ist fürwahr nicht das Lallen eines Kindes, sondern die Sprache eines Mannes in Christo.

Eine Natur von so hohem Zuschnitt, die alle Verhältnisse nur von hohen Standpunkten beurtheilte, hatte Oranien von vorn herein an den Reibungen der Lutheraner und Reformirten kein Gefallen. Deßhalb mahnte er sie in Antwerpen so dringend: „Vergleicht euch; euer Unterschied ist zu klein, um eine Trennung zu rechtfertigen." Nun mußte er aber auch, nach seiner Art zu denken, das, was dabei in Frage kam, sogleich kirchenpolitisch fassen.

Als noch die evangelische Bewegung groß und gläubig genug war, um verschiedene Richtungen in sich zu dulden, ohne sie zu zwingen, sich zu zankenden Parteien zu verhärten, empfing Luther — er hat es lebenslang gethan — mit Melanchthon gemeinschaftlich an jedem Sonntag das Abendmahl. Calvin hat mehr als einmal betheuert, daß das Augsburger Bekenntniß nach der Auslegung seines Verfassers, Melanchthon, nichts enthalte, wovon er abweiche. Wenn also Oranien die Union der Lutheraner und Reformirten

betrieb, so ging er nur in den Spuren Luthers und Calvins. Doch dachte er auch hier original. Er war Fürst, nicht Theologe.

Gewohnt, jedes Ding in's Allgemeine auszudenken und die Seite daran aufzufassen, wo es mit dem Staatsleben zusammenhing, fragte er sich: was aus dem Protestantismus überhaupt werden solle, nachdem es gelungen war, ihm die Sucht der Verketzerung allgemein einzuimpfen. Welche Zukunft diesen sich zerfleischenden protestantischen Kirchen überall drohe, gegenüber dem Katholizismus, der damals zuerst siegreich sich im Romanismus zusammenfaßte, über die Freiheiten der katholischen Nationalkirchen zermalmend einherging und den Krieg mit den Ketzern auf Leben und Tod führte. Aus diesen Erwägungen entstand sein Vorschlag zu einer Union, wie er sie für allein ersprießlich und protestantisch hielt, zu einer Union — nicht der Lutheraner und Reformirten Deutschlands, sondern zu einer Union aller Kirchen des ganzen Protestantismus. Er wußte, daß einer katholischen Kirche, die ihre Zeichen in der ganzen Welt aufrichtet, nur eine evangelische Kirche gewachsen sei, die den Muth und die Liebe hat, eben dasselbe zu thun.

Diesen Ideengang hatte der schweigsame Mann durch beredte Freunde der Welt ausführlich vortragen lassen. Vor allen trat sein Hofprediger l'Oiseleur in einer eigenen Schrift damit hervor (1579).

Er geht darin von der unbestreitbaren Behauptung aus, daß, wenn diese Kirchen verbündet gewesen wären, viele Länder nicht verwüstet, Zehntausende von Menschen nicht hingerichtet sein würden, und — sagt er — jeder Verständige sieht, daß, wenn dieser Bund nicht jetzt noch geschlossen wird, viel schlimmere Dinge bevorstehen! Kommt aber eine Union zu Stande, so werden alle evangelischen Fürsten sich gegenseitig helfen und den schützen, dem der Ueberfall droht. Deßhalb mögen die deutschen evangelischen Fürsten eine Generalsynode aller lutherischen und reformirten Kirchen berufen, woran sich zu betheiligen die Königin von England bereits zugesagt hat. Man lasse sie durch Staatsmänner leiten, wie ja auch in den ältesten Zeiten Fürsten die Kirchenversammlungen beriefen. Verboten sei es, auf dieser Synode die Worte lutherisch oder calvinisch zu brauchen. Wenn beide Männer, Luther und Calvin, heute noch lebten und in einer solchen freien Synode die streitigen Lehren statt aus dem Wort Gottes aus ihren Schriften erhärten und verfechten wollten: würde man sie nicht als Unsinnige verlachen? verlachen, weil sie sich unterständen, nach ihrem Kopf darüber zu bestimmen, was zu des Menschen ewigem Heil erforderlich ist? Wohlan denn — wenn man ihnen solche Macht nicht zugestehen würde, so sie heute leben: warum soll man sie ihnen zugestehen, da sie todt sind?

Daß dieser Plan Oraniens kühn genug erdacht ist, geben wir gern alle zu. Wir können aber von ihm auch nicht scheiden ohne tiefe Wehmuth. Warum — fragen wir — warum denn war seine Ausführung so unmöglich, daß auch nicht einmal ein Versuch dazu gemacht wurde? Daß es erst unsrer Zeit vergönnt war, kaum matte Schatten der oranischen

Entwürfe in der Union von 1817 und in dem noch späteren „evangelischen Bunde" verwirklicht zu sehen? — — Wären die Vertreter der protestantischen Kirchen der Welt damals zusammengekommen: sie würden in den Hauptsachen sich als Glieder Eines Leibes erkannt haben, und mehr bedurfte es nicht, denn nur um Uniren, nicht um Uniformiren kann es dem Protestantismus zu thun sein. Hätten die getrennten Kirchen so sich die Hände gereicht und von da an einander in Geben und Empfangen ausgeglichen — wie anders würden die Geschicke des Protestantismus verlaufen sein! Die französische Kirche wäre nicht aus einer Volkskirche zur Kirche der Wüste, lediglich zu einer Diaspora des Protestantismus herabgedrückt; die deutsche nicht durch Jesuiten, Kaiser und dreißigjährigen Krieg schließlich um die Hälfte ihrer Bekenner gebracht; die englische nicht dem Dissenterthum zur Beute geworden. —

So originell wir den Prinzen in der Auffassung der Aufgaben seiner Kirche finden, so originell sehen wir ihn auch in der Lösung der Frage, wie sein christlicher Staat sich zu den verschiedenen, von ihm zugelassenen Confessionen zu verhalten habe; einer ganz neuen Frage, die er selbst erst durch die Gründung des niederländischen Gemeinwesens geschaffen hatte. Er schrieb auf seine Fahne trotz fluchender Feinde und kopfschüttelnder Freunde das Wort: „Toleranz."

Verständigen wir uns kurz über diese drei Sylben.

Das Christenthum will, daß du und ich, daß jeder Einzelne, seinem Nächsten Gutes thue. Sind nun die meisten Nothstände der Menschen auch Folgen geistiger Irrthümer, so entsteht für mich die Aufgabe, den Nächsten davon zu heilen, indem ich ihn der Wahrheit gewinne. Es ist also jedes Einzelnen Pflicht, nicht die wohlfeile gleichgültige Duldung der Anderen, die man fälschlich mit dem schönen Namen der Toleranz schmückt; die sich so trefflich bei Pfarreinführungen oder Kirchweihen für Trinksprüche verwerthen läßt, — nicht diese Duldung des Anderen, sage ich, ist Pflicht, sondern etwas viel Höheres: nämlich die Liebe. Anders der Staat, und namentlich der Staat, mit dem Oraniens Kopf sich trug. Bis auf Oranien galt es der europäischen Menschheit als ein unwidersprochenes Grundgesetz, daß jeder Staat nur Eine Religion und Eine Kirche haben dürfe, entweder die katholische oder die evangelische. Sein höchstes Gesetz in Betreff des Zusammenlebens von verschieden denkenden und glaubenden Menschen ist das Wohl aller. „Der Staat kann — sagt Oranien schlagend — nichts zulassen, das nicht dem allgemeinen Besten, dem Besten Aller, frommt." Darum ist es ihm unmöglich, für Eine Confession ein so besonderes Interesse zu hegen, daß er, indem er sie begünstigt, die anderen beschränkt, indem er sie einseitig nur freiläßt, die anderen ihr gleichsam mit gebundenen Händen übergibt.

Die Reformation brachte den altchristlichen Begriff der Kirche wieder an's Licht, wonach sie ist die Gemeinde der Gläubigen an Jesum, unter ihm, dem Haupte. Allmälig zündete und drang unter uns der Gedanke durch,

daß keine Kirche Brief und Sigel dafür besitze, daß sie allein in Wirklichkeit diese Gemeinde, und also die alleinseligmachende sei, sondern daß es mehrere Kirchen gebe, deren jede in besonderer Weise den Versuch darstelle, jene Gemeinde der Gläubigen zu verwirklichen.

Diese verschiedenen Kirchen nun leben im Staate. Er stattet ihre Glieder mit den vollen Staatsrechten aus, sofern sie die gleichen staatlichen Pflichten erfüllen. Diese Rechte aber können die Glieder der einen Kirche nicht genießen, wenn eine andere, neben ihnen bestehende Kirche in ihrem Trachten nach Alleinherrschaft vom Staate anerkannt würde. Der Staat darf deßhalb eine solche Prätension, sobald sie über Behauptungen und Dogmen hinausgeht und anderen Kirchen gegenüber praktisch wird, nicht dulden, sich auch nicht einmal passiv dazu verhalten, sondern er muß sie ihr wehren.

Es ist lehrreich, aber auch beschämend heutzutage, da mächtige Staaten, von der Hierarchie wieder wie vor Alters als Nothverbindungen der Sterblichen geschmäht, es fast vergessen, daß sie demselben Quell entsprangen wie die Kirche, und von Gott sind gleich wie auch sie, — heutzutage zu sehen, mit welchem Muth der schwache Oranier und mit welcher Derbheit er seine Toleranzideen gegen unfehlbare Kirchen verfocht!

Er hatte sie zuerst der römischen Kirche, und nach Begründung des neuen Staates besonders der reformirten Kirche gegenüber zur Geltung zu bringen.

Das Auftreten der Phantasten, der religiösen Schwärmer, der Irrenden, der kleinen Sektenhaufen machte ihm wenig Bedenken; er ging über sie zu seiner großen Tagesordnung über. Mangel an Verfolgung ist der Tod aller religiösen Phantasterei und Ketzerei, sagte er; „rut se, so roest se," rastet sie, so rostet sie. Darum empfahl er dem Staat ihre milde Behandlung.

Zum Gedanken seines Lebens war es ihm geworden, die reformirte Kirche zu sichern, sobald er sich überzeugt, daß sie es sei, welche in ganz besonderer Weise die Wahrheit habe. Aber zu Antwerpen hielt er seine starke Hand über die Lutheraner, und wo er Katholiken fand, duldete er nicht, daß ihnen ein Haar gekrümmt wurde. Marnix suchte ihn vergebens zu überreden, die Mennoniten nicht gewähren zu lassen; Oranien wies ihm nach, daß deren striktes „Ja" nicht für einen Eid zu erkennen, nichts anderes sei, als es mit den Päpstlichen halten, welche auch die Menschen zu einem Gottesdienst gezwungen hätten, der gegen deren Gewissen gewesen sei.

Während er nun im Bereiche des Staates seinerseits das Prinzip der Toleranz annähernd verwirklichte, unterließ er es auch nicht im Namen desselben Prinzips, obwohl Glied der reformirten Kirche, dieser überall da Einhalt zu thun, wo sie in das bürgerliche Gebiet einzugreifen und bürgerliche Zwecke zu hindern schien. Mit rauher Hand griff diese Kirche damals oft ungeistlich genug über, sogar in's Leben der einzelnen Menschen, wovor, wie Oranien dachte, der Staat jeden seiner Bürger sicher zu stellen und zu schützen habe. Die Bekämpfung der Gewissensbedrängung, des „Gewissenzwanges," überließ er nicht etwa nur der Presse, der öffentlichen Meinung, oder der Nothwehr des schwachen Einzelnen, sondern forderte sie geradezu vom

Staat. Die prätendirte Uebermacht der reformirten Kirche der Niederlande hat er nie anerkannt und ihren Verfassungsentwürfen sich widersetzt bis an seinen Tod.

Die Größe des Oraniers auch in dieser „Freistellung" oder „Freilassung" der Religion wird uns um so bewunderswürdiger, wenn wir ihn auch hier so einsam aus dem Pygmäengeschlecht hervorragen sehen, das ihn umgab. Sein Lehrmeister in der Politik, Karl V., sein König Philipp von Spanien, erwürgten die Andersgläubigen, indem sie wähnten, der Himmel würde sonst einbrechen über der verunreinigten Erde. Der Größte unter seinen Freunden, Marnix, ermüdete nicht ihn zu bestürmen, daß er doch endlich in der Einen reformirten Kirche die Braut Christi sehen möchte. Calvin hinderte Servets Hinrichtung nicht, und wurde darüber von Melanchthon gelobt. Beza, der Calvinist, gab dem Staate das Schwert in die Hand gegen die Ketzer. In Deutschland kam es soweit, daß evangelische Fürsten ihre Räthe als Kryptocalvinisten zu Tode foltern, ihre Kanzler enthaupten ließen.

Oranien schwieg und ging seinen Weg allein.

Man mag über seine Ideen von Union und Toleranz — diese oranische Erbschaft an die Weltgeschichte — denken wie man will; die Ansätze und herben Schutzmaßregeln, welche von ihm in ungünstiger Zeit und auf kleinem Territorium unternommen wurden, für mißverständlich, für verfehlt halten: die Thatsache steht für Jeden, der sich seinen Blick über die allgemeine Lage der Dinge nicht verwirren läßt, fest, daß trotz aller Hindernisse und Gegenströmungen diesen Ideen die Gegenwart bereits wesentlich gehört; und noch völliger wird ihnen die Zukunft gehören. —

Wir begreifen, daß das Andenken an die riesige Heldengestalt eines solchen Mannes in seinem Volke unauslöschlich ist, und fassen gerne der Niederländer Erkennungswort und Schlachtruf „Oranje bowen!" (Hoch, Oranien!) auch als das Zeugniß eines nie endenden Dankes für alles, was der Erste der Oranier ihnen errungen.

Die Folgen seiner Arbeit aber reichen weit über die Marken der kleinen Provinzen hinaus, welche ihn einst zu ihrem Führer erkoren; sie sind dem ganzen menschlichen Geschlecht zu Gute gekommen. Er hat der Tadler von jeher viele gehabt und sie nicht erst in der Verwirrung unserer Zeit sich erworben. In der naivsten Weise von der Welt sagt er darüber selbst einmal: „Ich muß wohl unter einem unglücklichen Stern geboren sein, daß alle meine Thaten dem Mißverständniß ausgesetzt sind." Ist es ja eben das Zeichen des Genies, daß Jeder etwas daran auszusetzen hat und doch keiner seiner entrathen kann, weil alle im Bann seiner Ueberlegenheit stehen. Auf politischem Gebiete scheinen freilich die Ankläger allmälig kleinlaut zu werden. Wo sie aber auf religiösem Gebiete noch sich geltend machen, da reicht heute noch die Zurechtweisung aus, welche er selbst vor 300 Jahren ihnen schonungslos gegeben hat. „Unglaublich — klagt er — daß es Leute gibt, welche meinen Eifer für die Religion bezweifeln, nachdem ich so viel für dieselbe gelitten. Was die wahre Beförderung der Religion betrifft, so

weiche ich Niemandem! Ich darf verlangen, daß man das, was ich gewirkt, mit dem vergleiche, was jene fertig gebracht haben, und ich gebe ihnen zu bedenken, daß sie mich nur angreifen können, indem sie sich einer Redefreiheit bedienen, welche ich ihnen durch mein Blut und das Blut der Meinigen erworben habe."

Die Befreiung geknechteter Gewissen, die Verbrüderung der auf Gottes Wort gestellten Kirchen dünkten ihm Ziele, die er nicht eigenwillig sich steckte, sondern von der Wahrheit selber, die Gott ist, sich gesteckt sah. Darum kann er heute auch uns noch mit seinem Wappenspruch: Je maintiendrai! mahnen, in beiden Beziehungen festzuhalten was wir haben, und zu erringen, was wir noch entbehren. Von ihm aber dürfen wir rühmend sagen, was das Welhelmuslied ihn selber sagen läßt:

Für Gottes Heilsgedanken hab' ich frei unverzagt
Allzeit und sonder Wanken, mein edles Blut gewagt.

Soll unser Katechismus ins Englische übersetzt werden?

(Referat von P. Krause.)

(Fortsetzung.)

Es ist die Frage gestellt worden, wie es denn kommt, daß sich das Deutsche so lange in Pennsylvanien erhalten habe? Dafür können als Antwort verschiedene Ursachen angeführt werden, die aber heute zu wirken aufgehört haben. Zunächst sei bemerkt, daß sich das Deutsche in Pennsylvanien auch nicht rein erhalten hat, sondern ein Gemisch von pfälzischem Deutsch und Englisch ist, das eigentlich kaum den Namen Deutsch verdient. Gegenwärtig veramerikanisirt die Jugend der Pennsylvanier-Deutschen sehr schnell, wie Schreiber dieses aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.*) Daß sich aber in Pennsylvanien das Deutsche viel länger erhielt als anderswo, liegt daran, daß hier seit etwa 1682 die Deutschen besonders zahlreich und dicht sich ansiedelten. 1772 war der dritte Theil Pennsylvaniens deutsch.†) 1749 kamen z. B. 12,000 Deutsche auf ein Mal dahin, einige Jahre später dieselbe Zahl. Dazu kommt, daß der Pfälzer einen zähen, seine Eigenthümlichkeit bewahrenden Charakter hat, was nicht von allen deutschen Stämmen gesagt werden kann. Außerdem war aber die Communikation damals eine sehr langsame und sehr seltene, während heute die Eisenbahn, dieses „Mischrad der Nationen," die Leute durcheinanderwürfelt. Vor allem aber waren die vor der amerikanischen Revolution eingewanderten Deutschen im Allgemeinen frommere Menschen, die meist um ihres Bekenntnisses willen das alte Vaterland verließen. Diese spracherhaltenden Ursachen haben heute zu wirken aufgehört. Denn wie will man es erklären, daß trotz der permanenten Einwanderung von Deutschen, trotz der vielen deutschen Kirchen, Schulen und Zeitungen, dennoch die Ver-

*) Vergl. z. d. Stelle: Dieffenbach, Vorschule der Völkerkunde aus der Bildungsgeschichte, Frankfurt, S. 70.

*) Vergl. Proud's History of Pennsylvania, Vol. II., p. 273 u. ff.

englischung so schnell vor sich geht und besonders in den östlichen Staaten, wo die Deutschen verhältnißmäßig am zahlreichsten wohnen? Man erkennt daraus, daß jenes geheimnißvolle Gravitationsgesetz, welches bei der Bildung neuer Völker einen so mächtigen Faktor bildet, bereits in immer mächtigeren Proportionen zu wirken beginnt. Es machen sich aber sonst noch eine Fülle von Einflüssen geltend, welche die Wahrheit des Ausspruches beweisen, welchen Heinrich von Kleist im Katechismus der Deutschen thut, daß nämlich das Land, welches der Vater zum bleibenden Wohnsitz gewählt hat, des Kindes Vaterland ist. Man denkt da auch an die altgermanische in Sceaf und Scild verkörperte Sage von der Abstammung von einem Urvater, der nicht Eingeborner sein darf. Schiller ermahnt, sich an das Vaterland anzuschließen. „Hier," sagt er, „sind die starken Wurzeln deiner Kraft." Deutsche Kulturhistoriker haben es ausgesprochen, daß die Deutschen ein sehr heilsamer Bestandtheil der amerikanischen Nation werden sollen. Daß diese Bestimmung eine tagtäglich sich vollziehende Thatsache ist, kann Niemand leugnen, höchstens ignoriren. Alles dagegen Dekretiren wäre dasselbe, als wenn eine Distriktsversammlung beschließen wollte: Im nächsten Jahre sollen der Ohio und Mississippi nicht mehr über die Ufer treten. Mächtiger noch, anhaltender und gewisser ist die Ueberschwemmung durch den englischen Sprachstrom, und täglich nimmt er zu an Stärke, Breite und Höhe. Friedrich Knapp, ein gründlicher Kenner der amerikanischen Geschichte, gibt das einzige, gründliche Gegenmittel. Er sagt: „Der Deutsch-Amerikaner ist nur ein Uebergang und wer deutsch bleiben will, muß zu Hause (in Deutschland) bleiben, da die Auswanderung nationaler Tod sei." Franz von Löhers Hoffnung auf einen spezifisch-deutschen Unionsstaat hat nun sieben und dreißig Jahre Zeit gehabt, sich zu erfüllen, aber nur Idealisten warten noch auf die Erfüllung und es glaubt kein vernünftiger Mensch mehr daran. Fr. Wilhelm Krummacher erzählt in seiner Selbstbiographie: „Dr. Schaff hat die deutsche Theologie (sc. die deutsch-evangelische Unionstheologie) gläubiger Richtung nach Amerika gebracht. Ob ihm gelingen wird, was er mit allem Eifer erstrebt, die deutschen Kolonisten vor einer allmäligen Verströmung in den Anglicismus zu bewahren, muß die Zeit lehren. Mir scheint es nach allen bisher gemachten Erfahrungen höchst zweifelhaft." Henry Ward Beecher sagt vielleicht etwas übertrieben, aber doch im Grunde sehr wahr: „Die Menschen, welche zu uns kommen, mögen Irländer oder Deutsche sein, ihre Kinder sind geborene Yankees." Wer das in Abrede stellt, hat sich noch nicht eingehender mit dem Charakter der deutsch-amerikanischen Jugend vertraut gemacht.*) Ja, das Klima arbeitet mit der Amerikanisirung, was jeder nüchterne Beobachter an der physischen Beschaffenheit und an der Gesichtsbildung, zumal an der Schädelform, oft schon der ersten Generation sehen kann.

Nur unsere kirchliche Selbständigkeit werden wir den Nachkommen auf eine gewisse längere Dauer wahren können und zwar in der englischen Sprache, es sei denn, daß unsere Synode nur den Einwanderern dienen will, ihre Nach-

*) Wirklich? (D. R.)

kommen aber, wenn sie die deutsche Sprache ausschließlich gebrauchen will, den englischen Kirchen überhaupt oder den englischen Zweigen der lutherischen und reformirten Synoden überläßt. Wir aber meinen, *daß auch die evangelische Synode gewissenshalber die Aufgabe übernehmen muß, die Anglisirung unsrer Deutschen dergestalt zu überwachen, daß ihnen das religiöse Erbe, das deutsche Charisma der Innerlichkeit, erhalten bleibt.* Denn auch das ist eine Aufgabe der Mission, und in unserm Falle der inneren Mission: „Daß sie an nicht wenigen Punkten des Weltmarktes den geschichtlich nothwendigen Prozeß der Völkerverschmelzung zu überwachen und aus den sich zerbröckelnden und zerfallenden Massen neues Material zu schaffen hat, aus welchem unserm Gotte der heilige Tempel weiter auferbaut wird, von welchem St. Paulus Epheser am zweiten redet.“ *) Eine grundlegende Arbeit zu solchem Thun ist die Herausgabe unsers Katechismus, der dogmatischen Grundlage unserer Synode, in englischer Sprache. Wenn Prediger unserer Synode französische und polnische Gemeinden bedient haben, so ist das eine sehr seltene, wohl einzig dastehende Ausnahme von der Regel. Bei unserer Frage handelt es sich nur um die englische Sprache. Deshalb ist die Erwähnung und Anspielung auf eine Allerweltskirche wie Rom nicht nur ein überflüssiger, sondern ganz unrichtiger Gedanke und Vergleich; †) unrichtig, weil Rom bekanntlich sehr viel für die Erhaltung der deutschen Sprache in Amerika thut; unrichtig, weil die Befürworter der englischen Sprache nicht wider die Regierungen kämpfen, wie Rom; überflüssig, weil wir nicht daran denken, unsere Boten überallhin zu senden, obschon die evangelische Kirche geeigneter ist als Rom, aller Welt Kirche zu werden. Wenn Rieger seiner Zeit von dem Englischen ganz absah, auch an eine eigene Heidenmission noch nicht dachte, so war das nur zeit- und sachgemäß, da die kleinen Kräfte der jungen Synode damals unmöglich im Stande gewesen wären so vielerlei Aufgaben auf einmal zu lösen, die sprachlichen Verhältnisse theilweise auch andere waren. Man kann eben nicht immer voraussehen, was die Zukunft für Forderungen an uns stellt, und nicht immer ist es barbarisch den Forderungen der Zeit Genüge zu leisten. ‡) „Nicht steht es also, daß unser

---

*) Plath, Missionsstudien, p. 128.

†) Wie kann der Verfasser von einem Gedanken und Vergleich, von dem er etwas über drei Seiten weiter zugestehen muß, daß er ihn nicht recht verstehen könne, jetzt schon behaupten, daß er nicht nur überflüssig, sondern ganz unrichtig sei? (D. R.)

‡) Daß es immer barbarisch sei, den Forderungen der Zeit Genüge zu leisten, hat Niemand behauptet, und wenn es behauptet worden wäre, hätte es sicherlich Niemand geglaubt. Nun lautet aber die Stelle, welche hier nicht ausdrücklich aber, thatsächlich citirt wird: „Wenn wir hier nur den jedesmaligen Postulaten der Gegenwart und Zeit Rechnung tragen wollen, dann fechten wir allerdings nicht als die in die Luft streichen, sondern so, wie Demosthenes in der ersten Philippika die Athener schildert: „Wie Barbaren den Faustkampf treiben, so führt ihr Krieg mit Philipp; dort greift der Getroffene immer nach der wunden Stelle, und fallen die feindlichen Hiebe nach einer andern Seite, sogleich nehmen auch seine Hände den Weg dorthin, aber sich gegen einen Streich decken, ihn dem Gegner an den Blicken absehen, das kann und will er nicht........ Ihr

Heiland seine Kirche mit einem bereits fertigen und vollständigen Apparat von Aemtern, Ordnungen und Verfassungen versehen in die Welt gestellt hätte. Sondern nur das unentbehrlichste, einfachste Amt hat er der Kirche mitgegeben, indem er die Apostel zu seinen Zeugen einsetzte. Alles Uebrige sollte sich erst nach und nach, wie Bedürfniß, Zeit und Umstände es erforderten, von innen heraus, durch die Spontaneität der Kirche selbst setzen und entfalten." Diese Worte Lechlers (der Apostel Geschichten, S. 74) sind gewiß auch für unsere Frage normativ. Nur das mosaische Gesetz läßt sich unsers Wissens mit nichts in der Weltgeschichte vergleichen, da jenes gegeben wurde ohne Rücksicht auf vorliegende Verhältnisse, sondern erst für zukünftige, die dem Mose völlig unbekannt waren. „Aber," fährt Lechler fort: „Christus ist nicht Moses. Der Geist des HErrn hat, nach der Regel seines Wortes und im achten auf Zeiten und Umstände, ins Leben gerufen, was jedesmal sich als Bedürfniß, als nützlich, räthlich und nöthig erwies."

Angenommen nun, wir übersetzten den Katechismus nicht und gebrauchten mit einem an der unrechten Stelle angebrachten Nationaleifer rücksichtslos das Deutsche, so fragt es sich, ob wir vielen Gliedern in psychomeletischer, d. h. seelsorgerischer Beziehung — was doch das Wichtigste ist — noch nützlich sein werden. Dies ist der Kern der ganzen Katechismusfrage. Der sprachlich-psychomeletische Theil unsers Referats will nachweisen, daß die Sprache als solche zwar das Gefäß geistlichen Lebens ist, aber nicht etwa durch ihre Verschiedenheit eine Verschiedenheit der Tiefe des geistlichen Lebens bedingt ist.

Die Sprache ist das Werkzeug des Geistes und der Seele. Die Verderbtheit der Seele zog nach sich die Verderbtheit der Sprache. Die Sprache war immer wie der Geist sie bildete. Die Trennung von Gott trat schließlich in der Zertrennung der Sprache am deutlichsten und schmerzlichsten zu Tage. Als die Einigkeit der Seele mit Gott verloren war, hörte auch die Einigkeit der Menschen unter einander auf, obschon sie dieselbe Sprache dem Wörterbuch nach redeten. Aber der Geist war ein verschiedener, der z. B. Abel und Kain, Voltaire und Pascal, Göthe und Gellert, Talmage und Ingersoll beseelte und beseelt Deshalb verstanden und verstehen sie sich nicht trotz derselben Nationalität oder Volkszugehörigkeit. Sie können sich nicht verstehen, weil der Strom ihrer Gedanken einen grundverschiedenen Quell hat. Sie wollen sich nicht verstehen, weil ihr Wille ein himmelweit verschiedenes Ziel hat. Babel und Pfingsten drücken das in großen weltgeschichtlichen Gedanken aus, was jene Männer im engen Rahmen eines Menschenlebens darstellen. Babel ist der Anfang der Nationaleitelkeit und Spracheitelkeit und damit der

---

seht von den Thatsachen nichts voraus, bis ihr erfahret, was geschehen ist oder eben geschieht." — Das „nur" ist nicht etwa jetzt erst zu nachträglicher Verdeutlichung eingeschoben, sondern findet sich schon in Nro. 5 der „Th. Ztschr." vom Jahre 1885 auf Seite 145 und zwar als das vierte Wort der achtundzwanzigsten Zeile. Wenn man nicht voraussehen kann, welche Forderungen die Zukunft stellt, dann tappt man mit seinem Handeln im Dunkeln, kann aber nicht verlangen, daß andere, die sehen können, eben so handeln sollen. (D. R.)

Beginn der Völkerwanderung. Je weiter die Völker sich von Gott verirrt haben, desto größer ist die Sprachenzersplitterung. So finden wir in den Gebieten, welche von dem verwilderten Theile der Menschheit bewohnt werden, die größte Sprachverschiedenheit. Bis zu Christo hin ist eine Zersplitterung wahrnehmbar. Seit der Erscheinung unsers HErrn dagegen zeigt die Gesammtentwicklung der Völker eine Vereinigung und Verminderung der Nationen. Heinrich Ritter drückt das so aus: „Die neuere Zeit erstrebt nicht mehr volksthümliche, sondern menschliche Bildung." *) Wer Dr. Adolf Stöckers Buch „Christlich-Social" mit nüchternem Sinne liest, wird die Wahrnehmung machen, daß er darin immer Christenthum und Deutschthum identificirt, oder mit andern Worten ausgedrückt, Stöcker zeigt in einer großen Zahl seiner Reden, daß es ohne Christenthum kein ächtes Deutschthum gibt und daß ächtes Deutschthum nur durchs Christenthum besteht. Dasselbe kann von jeder andern Nation gesagt werden. So gingen im Sturme der Völkerwanderung alle arianischen Völker unter. Das Christenthum ist eben die Makrobiotik für alle Völker und heiligt jeden Volkscharakter. Daß die Sprachenzersplitterung mit der Entfernung von Gott in genauester Proportion steht, hat die neuere Linguistik erwiesen. Pfingsten ist der Beginn der Völkerverbrüderung und Sprachenheiligung. „Am Pfingsttage zu Jerusalem verstanden die Einherzigen alle Sprachen. Wenn z. B. von Salomo die Sage geht, er habe alle Sprachen verstanden, so hatte dieselbe ihren Grund in der Meinung, daß zu den Gaben des idealen Menschen (des Messias) auch die gehöre, alle Sprachen zu verstehen." †) Das Heidenthum, das religiös so lebendige, dessen Religion größtentheils die Apotheose der Nationaleitelkeit war, hat man deshalb auch als eine „Religion der Sprache," ‡) die ja die Völker trennt, bezeichnet. Das feurige und ringende Genie eines Tertullian eroberte im Namen Jesu die lateinische Sprache und ließ sie die Worte des Glaubens reden. Wie Luther das Evangelium deutsch reden ließ, so unterwarf Beda Venerabilis die englische Sprache für die Verkündigung des Evangeliums. Nicht von der Sprache, sondern von dem Maß des heiligen Geistes hängt die Extensität und Intensität, die Fülle und Innerlichkeit wahrhaft religiösen Lebens ab. Was soll man sagen, wenn ein Geschichtsprofessor, Adolf Schottmüller, sagen kann: „Das brittische Volk ist ein Mischvolk; es ist überwiegend deutscher Abstammung, doch aber auch romanischer. Wahrhaft protestantisch oder evangelisch oder christlich können nur rein deutsche Völker sein." ¶) Das ist ein Satz, der der Ethnologie und Kirchengeschichte ins Gesicht schlägt. Noch trauriger ist die nationale Selbstüberhebung, wenn man in den deutschen Briefen des Dr. Julius Göbel über

*) Heinrich Ritter, die christliche Philosophie nach ihrem Begriff, ihren äußeren Verhältnissen 2c. Göttingen 1858. Bd. 1, p. 97.

†) Cassel, Sunem Vol. IV, p. 231. Ursprung der Sprache.

‡) Cassel, Wissenschaft und Akademien, p. 283.

¶) In seinem Leben Luthers, p. 180. Als ob Religion ein Erbtheil des Fleisches und der Gewohnheit wäre.

die Zukunft unseres Volkes in Amerika liest: „Die Bemerkung von K. Rosenkranz ist fein, nach welcher ein Luther, ein Schleiermacher, Klopstock, Lessing, Herder, Schiller und Göthe nicht blos die Religion, sondern auch das Christenthum vertieften und förderten." *) Nein, das Christenthum ist weder an ein besonderes Volk noch an eine besondere Sprache gebunden. Es hat einen universalen Charakter. Das neue Testament hat keinem Volke — etwa wie das alte Testament den Juden — ein besonderes Privilegium auf seine Heilsgüter gegeben. Nur den Juden ist ihre einstige Bekehrung als eine gewisse Ausnahme, die wir nur nicht gerade begrifflich und lehrhaft (so wenig wie das Wie der leiblichen Gegenwart unsers Herrn im heiligen Abendmahl) darstellen können, besonders verheißen; alle andern Völker sind unter dem πλήρωμα der Heiden zusammengefaßt. Kein Volk soll sich rühmen. Es ist keins, das eo ipso christlicher wäre als die andern. Das fürs Christenthum gewissermaßen prädestinirteste Volk, die Juden, muß am längsten warten. Leibnitz hielt die Chinesen am geeignetsten den Reigen christianisirter Völker in Asien zu eröffnen, aber viel uncivilisirtere Völker sind jenem Lande zuvorgekommen. Trotz alledem sind wir weit entfernt zu meinen, daß das Nationale nicht sein gutes Recht habe, obschon wir nicht wie die moderne Politik in echt heidnischer Weise das Heil in der blos nationalen Entwicklung der Völker finden. Die universale christliche Weltanschauung bricht sich immer mehr Bahn. Unweise und unpraktisch würde aber da ein Betonen nationaler Eigenthümlichkeit bezüglich der Sprache, wenn man ihr seelsorgerische Angelegenheiten unterordnen wollte. Vor dem geistlichen Bedürfniß müssen alle Rücksichten auf Volkszugehörigkeit und Sprache weichen, sobald sie gefahrbringend oder hemmend für das intellektuelle und geistliche Verständniß des betreffenden Individuums werden. Dieser Satz findet zweifellos auf die Katechismusfrage seine Anwendung. Ist nämlich bei einem Individuum ein Zeitpunkt eingetreten, in welchem die altvaterländische Sprache demselben so fremdartig geworden ist, so ist es eine unbestreitbare Gewissenssache ihm die höchsten Wahrheiten in englischer Sprache (in unserm Falle) mitzutheilen, weil man andernfalls der Seele einen irdischen, vielleicht auch einen ewigen Schaden zufügt, wenn nicht sehr günstige Lebensführungen nachfolgen. Man kann wohl einem solchen Kinde die wichtigsten Theile des Katechismus mit viel Mühe und Fleiß einprägen, aber der selische Gewinn ist gleich Null, wenn nicht noch weniger, nämlich negativer, abstoßender Art nicht blos in Betreff der deutschen Sprache — das würde ja schon leichter zu verschmerzen sein, — sondern in Beziehung auf den christlichen Glauben überhaupt, weil das Gelernte nicht wie ein sproßfähiger Keim, sondern wie ein lästiger Stein in der Seele des Kindes ruht. Gerade deshalb ist es nicht recht zu verstehen, wie man denen, welche die stellenweise Nothwendigkeit der englischen Sprache im Religionsunterricht und Gottesdienst befürworten,

*) Ueber die Zukunft unsers Volkes in Amerika, deutsche Briefe an Prof. Dr. Karl Biedermann von Dr. Jul. Göbel, p. 49.

an dem Schreckgespenst einer internationalen Allerweltskirche wie Rom die Verkehrtheit ihres Vorhabens einleuchtend machen will.*) Der Vergleich mit Rom, das theilweise eine todte Sprache in seinen Gottesdiensten gebraucht, scheint in dieser Beziehung hingegen auf die anzuwenden zu sein, welche das Deutsche ausnahmslos für alle gebrauchen wollen,†) auch für solche, denen es fast zu einer todten Sprache geworden ist, die nicht mehr die innersten Saiten ihrer Gemüther berührt. — Es ist wohl hier an der Stelle einen eigenthümlichen, aber sehr charakterisirenden Ausdruck Göthes in Anwendung zu bringen welchen derselbe in seinen Bemerkungen über deutsche Literatur gebraucht. Er spricht nämlich von einem „erkältenden Sprachpatriotismus." ‡) In der That erkältend wirkt der Sprachpatriotismus auf solche Kinder, die durchaus deutsch verstehen sollen, was sie eben nicht mehr deutsch verstehen können. Denn es bleibt nicht aus, daß wegen der mangelnden Sprachkenntniß eine höchst unklare, magere und unvollkommene Heilserkenntniß die Folge ist, und Wille, Verstand und Gemüth für Religion „kühl bis ans Herz hinan" bleibt. Also auch in sprachlich-psychomeletischer Beziehung und hauptsächlich deswegen wird man unsere Frage mit „Ja" beantworten müssen, oder man ist gezwungen jene Kinder als Papageien zu behandeln. Dann aber würde die evangelische Lehre zur römischen Litanei erniedrigt. (Schluß folgt.

Die Rechtgläubigkeit der evangelischen Kirche und ihr Verhältniß zu den anderen Kirchen.

(Eingesandt von P. J. Grunert.)

Zur Orientirung.

Wenn wir von dem lichten Felsen des evangelischen Glaubens, der Liebes- und Lebensgemeinschaft durch Christum mit Gott, hinschauen in das kampferfüllte Leben auf kirchlichem, wie politischem Gebiete, so sehen wir, daß es im Grunde genommen ein Kampf ist der vermeintlichen oder wirklichen subjectiven Rechte der Person gegen die Vertreter der objectiven Mächte der

*) Der betreffende Satz (Jahrg. 1885, Seite 109, Z. 3 u. 4) ist allerdings gründlich mißverstanden worden. Wir wollen ihn daher etwas erläutern: Der römische Katholik ist nämlich nur dann sicher den heiligen Vater recht verstanden zu haben, wenn er entweder das lateinische Original, oder eine wortgetreue Uebersetzung hat. Eine freie Entfaltung des Geistes der einzelnen Völker wäre das Ende des Romanismus. Gerade so wäre es, wenn man nur in einer Uebersetzung des Katechismus die Garantie dafür sehen würde, daß englisch redende Christen auch wirklich evangelisch seien, und „nur unser Katechismus in englischer Sprache (doch wohl als Uebersetzung?) genügen," würde „unsere Glaubensstellung, unsere religiösen Principien auch unter unsern verenglischten Volksgenossen fortzupflanzen."

Schreckgespenster vorzuhalten ist übrigens ebenso überflüssig wie unrichtig. Ueberflüssig, weil es nicht an beweisenden Thatsachen fehlt, unrichtig, weil die Leser der Theologischen Zeitschrift sich nicht vor Gespenstern fürchten. (D. R.)

†) Ausnahmslos für Alle, will keiner von Denen, die in der Th. Ztschr. über die Sprachenfrage geschrieben haben, das Deutsche gebrauchen. (D. R.)

‡) Sämmtl. Werke, Stuttgart 1869, Bd. 30, p. 121.

Kirche und des Staates. Mit dem Loosungsworte der Reformation: „so werden wir denn gerecht allein durch den Glauben" und mit der Lehre von dem allgemeinen Priesterthum war dieser Kampf gegeben. Als die lutherische Kirche dann der römischen nicht mehr blos als Correctiv, sondern feindselig gegenüber trat, der alleinseligmachenden Kirche nicht nur das alleinseligmachende Wort, sondern der Unfehlbarkeit der römischen Kirche die Unfehlbarkeit ihrer Lehre gegenüberstellte, als man so im Streite um die Lehrbestimmungen von der Glaubenshöhe der Reformatoren in den Scholasticismus herabsinkend wiederum das Evangelium zum Gesetz, die Lehre zu Satzungen ohne innere Ueberzeugungskraft machte, und so in eine todte Orthodoxie des Buchstabens und in die todten Werke äußerlicher Kirchlichkeit verfiel, da reagirte das reformatorische Princip einestheils nach der Seite des Gefühls in Männern wie Spener und Franke, welche darauf drangen, daß das Lebenswort lebendig i n u n s werden müsse, anderentheils nach der Seite des Verstandes hin, indem Cartesius das subjective Princip aufstellte: "cogito, ergo sum", obwohl Spener so wenig von Cartesius wußte, als Luther von Columbus, waren sie doch die providentiellen Factoren einer neuen Zeit.

Hatte Cartesius gewissermaßen den Bauplatz abgegrenzt und Kant mehr oder weniger aufgeräumt, so legte Fichte den Grundstein der ganzen neueren Weltanschauung mit dem Satz: „das Ich setzt sein Nicht-Ich." Indem Schelling nun dies Princip genial auf die Schöpfung übertrug und Hegel es dialectisch durch alle Gebiete des Lebens durchführte, so daß, da alles Leben aus seiner Einheit heraustritt in sein Anderes, um darin sich seiner bewußt zu werden, auch die Gottheit erst in ihrem Anderen, der Welt, zum Bewußtsein kömmt, so war damit das Gegentheil des Christenthums, der Pantheismus, aufgebaut. Doch so sehr man auch vor den verderblichen Consequenzen zurückschrickt, und so wahr es ist, daß man mit der Gedankenwelt unseres Nicht Ichs nicht an die reale Welt herankommt, so gewiß ist es auch, daß man nicht dadurch zur Wahrheit gelangt, daß man diesen Idealismus zum Verbrechen stempelt und wieder umkehrt zur römischen Kirche, sondern daß man das Princip des Denkens, der Erkenntniß und der Wahrheit näher untersucht und nach seiner Bestimmtheit und Wirksamkeit feststellt auf dem ewigen Grunde, aus dem es hervorgegangen ist.

Kritik des Bewußtseins.

Wie Juden und Heiden ein Gemeinsames haben, nämlich das Gesetz, bei jenen geoffenbart, bei diesen beschrieben in ihren Herzen, so haben auch Gläubige und Ungläubige ein Gemeinsames, nämlich die Wahrheit. Die Wahrheit ist die Uebereinstimmung des Begriffs mit der Erscheinung, der Idee mit der Wirklichkeit. Diese volle Uebereinstimmung ist nirgends in der Welt außer in Jesu Christo, daher er allein auch nur sagen konnte: ich b i n die Wahrheit. Wenn wir nun doch sagen, Gläubige und Ungläubige haben ein Gemeinsames, die Wahrheit, so kann dies nur heißen, sie haben die Wahrheit, wie jene das Gesetz hatten, als A u f g a b e, indem sie als gottgeschaffe-

nes Selbstbewußtsein die Möglichkeit und die Kraft haben, die volle Wahrheit zu suchen und sich anzueignen vermöge der gottgeordneten Gabe des Denkens. Die Wahrheit als solche ist Kraft und Leben, aber kein Mensch kann dieselbe angreifen ohne Nachdenken; und nur wer durch den Mißbrauch des Denkens jene Möglichkeit und das Streben, die Wahrheit zu erkennen und zu ergreifen, ertödtet hat, ist für die Wahrheit verloren; er kann wohl die einzelnen Erscheinungen der Wahrheit erfassen, aber nicht die Wahrheit selbst, so wie der Chemiker wohl die einzelnen Bestandtheile eines Körpers finden kann, aber die organische Kraft desselben wird er mit seinem Mikroscop nicht erfassen. Dies wird noch klarer, wenn wir bedenken, daß Alles, was wir wissen und erkennen, nicht die Dinge selbst sind, sondern unsere Gedanken, die wir von den Dingen außer uns haben. Die ganze Welt, in welcher wir leben, ist zunächst unsere Gedankenwelt, unser Nicht-Ich, welches wir als die Welt unseres Geistes aufgebaut haben. Es kann Niemand im vollsten Sinne sagen: daß er das lutherische Bekenntniß habe, sondern er hat es nur so und so weit, als er es begreift, und Luther würde manchem Lutheraner, der selbstgefällig spricht: „Du großer Geist, wie nah fühl' ich mich Dir!" antworten: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!"

Da liegt nun der Einwand nahe: Wie mit Luther, so ist es dann auch mit Christus und mit der Schrift: es sind überall nur unsere Gedanken, die wir uns bilden, subjective Erzeugnisse, und wir müßten sonach verzweifeln, jemals zur objectiven Wahrheit zu gelangen. Nicht doch! nur daran mußt Du verzweifeln, wenn Du die Grundbestandtheile einer Sache oder die Grundwahrheiten des Christenthums nimmst und sie zu einem Ganzen vereinigst, welches Dir zusagt, weil es auf Deinem Boden gewachsen ist, damit die volle Wahrheit fix und fertig zu haben, die nun ewig gelten und nach allen Seiten hin herrschen muß. Das ist Selbstbetrug, der im Laufe der Zeiten von selbst offenbar wird. Wie der sittliche Mensch, wenn er zur Gerechtigkeit gelangen will, in sich, in sein Gewissen gehen und erkennen muß, daß er mit seinen todten Werken keine Gerechtigkeit hat, so auch muß der denkende Mensch, wenn er zur Wahrheit gelangen will, in sich gehen, bis auf den Grund der unbedingten Gewißheit seines Seins, und erkennnen, daß er mit seinen Gedanken, mit der logischen Richtigkeit derselben, die Wahrheit noch nicht hat. Die Philosophie kann zur Wahrheit und zu Christum führen, kann aber die Wahrheit und das Leben nicht geben. Soll aber das Denken zur Wahrheit führen, so darf es nicht von Voraussetzungen ausgehen, die ja eben auch nur seine Gedanken, Bestandtheile seines Nicht-Ichs, sind, und als solche eben erst als wahr bewiesen werden müssen. Wenn nun das denkende Ich, sein Nicht-Ich, die ganze Welt um sich her fallen läßt und in sich schlägt, sich in sein Innerstes und auf sich selbst zurückzieht, so findet es zunächst als das Eine, Unbedingte, sein Sein; das Denken ist Sein. Wer das Sein seines Denkens leugnet, nun mit dem kann man überhaupt nicht reden. Indem Hegel an die negative Seite dieses Seins, an die völlige Unbestimmtheit desselben, in welcher es eben noch nichts ist,

anknüpft, ließ er aus diesem Nichts durch die Dialectik des Denkens die Welt entstehen. Er beginnt ohne Voraussetzung mit dem einfachen, ganz unbestimmten Sein, welches als solches noch nichts ist. Damit hat es aber schon eine Bestimmtheit erlangt, nämlich, daß es ein Sein und auch ein Nichtsein ist, die Einheit des Seins und des Nichtseins aber ist das Werden u. s. w. Diese ganze Philosophie kann man daher mit Recht die negative Philosophie nennen. Doch knüpfen wir an die positive Seite des Seins an, so ergiebt sich alsbald ein unendlich reicher Inhalt.

Das Denken ist Sein. Das ist unbedingte, unumstößliche Thatsache. Das Denken setzt damit nichts voraus, ja es setzt überhaupt nicht, sondern es erfaßt sich nur in seinem Sein, und findet sich so als ein spontanes Sein, welches sich in sich selbst bewegen und sich selbst betrachten kann. Das Denken erkennt sich somit als das lebendige Gesetz, welches sich darin bestätigt, daß es als das denkende Sein als Subject, sein Sein als Object denkt. Da sich nun das Subject auf das Object als auf sein Sein bezieht, ist es ein dreifach bestimmtes Sein, das denkende Sein, das gedachte Sein und die Denkthätigkeit selbst, und doch sind sie alle drei ein und dasselbe Sein. Indem so das Denken von sich selbst weiß, ist es als Selbstbewußtsein, als diese dreieinige Bewegung in sich, unendlich und frei; doch nur in sich und in der Kraft seines Gesetzes. Denn obwohl das denkende Ich und das gedachte Ich, die Gedanken-Welt oder das Nicht-Ich, sowie auch das Denken selbst Ein Sein sind, so sind sie doch in ihrer besondern Bestimmtheit verschieden; die Gedanken, obwohl sie Sein haben, haben ihren Seins-Grund nicht in sich, sondern in dem denkenden Ich und sind diesem untergeordnet, und wenn das Ich seinen Gedanken, seinem Nicht Ich, sich hingiebt und die Herrschaft über dasselbe verliert, so ist sein ganzes Leben ein nichtiges Leben und die Gedanken werden zu bösen Geistern, die ihn mit vernichtenden Schrecken quälen. Aber weiter. Indem das denkende Ich sein Nicht-Ich setzt, seine Gedankenwelt auferbaut, offenbart es sich zugleich als Bewegung und Ausdehnung, als Zeit und Raum. Die Einheit des Raumes und der Zeit ist die Unendlichkeit. „Unendlich ist, was kein Ende hat," das ist keine Definition; sondern die Definition der Unendlichkeit ist: daß sie das Raum und Zeit in sich tragende und Raum und Zeit sich gesetzmäßig gestaltende Sein ist. Das selbstbewußte Ich weiß sich somit als die dreieinige, seine Welt gestaltende Bewegung als unendlich, spontan in seiner Gedankenwelt, aber ebenso gewiß weiß es sich in seinem denkenden Ich beschränkt und gebunden. Es ist sich so gewiß, wie seines eignen Seins bewußt, daß es weder die Momente des Raumes und der Zeit, noch das Gesetz ihrer Bewegung, noch den Inhalt seiner Gedankenwelt sich selbst gegeben hat. Es sieht sich bestimmt, daß es sich entwickeln muß, daß es nur das herausgestalten kann, als was es innerlich angelegt ist, und daß es sich nur durch das Denken und in seiner Gedankenwelt entwickeln kann. Da das Ich seine Gedankenwelt schafft, und in ihr durch sich selbst ist, was es ist, kann es auch den Gedanken des

Ewigen, des durch sich selbst Seins fassen, aber in sich selbst ist es nicht durch sich selbst, was es ist, und will es den Grund dieser seiner Bestimmtheit und Bestimmung finden, so muß es selbst zu Grunde gehen, zu dem Urgrunde alles Seins, muß als das relativ Ewige sich in das absolut durch sich selbst Seiende, in den ewigen Gott gründen.

Der dreieinige Gott und die Schöpfung.

Das selbstbewußte Ich, der Mensch, gründet nicht blos seine Gedanken und Ideen in Gott, sondern er sieht sich selbst, sein reales Sein in Gott gegründet. Wir haben es daher nicht mit Idealen, sondern nur mit Realitäten zu thun. Da der Mensch, als das sich selbst gestaltende, durch sich selbst Seiende, als das relativ Ewige sich seiner Bestimmtheit und Bestimmung nach in das absolut Ewige in Gott als in seinen Lebensgrund gegründet weiß, und erkennt, daß es nur von ihm und durch ihn und in ihm sein Sein hat, weiß er sich von ihm in unbedingter Abhängigkeit, da er aber in diesem ewigen Lebensgrunde sein Sein wirklich hat und in der Bestimmtheit seines Wesens nicht mehr eine Schranke, ein Fremdes, sondern seine eigne Lebenskraft weiß, in ihr als in seinem Eigenen waltet, weiß er sich erst in dieser Abhängigkeit frei. In dieser Freiheit ist er als ein Theil des Urgrundes im Stande und berechtigt, über Gott zu urtheilen, denn jede Glaubensanschauung ist schließlich ein Urtheil von dem Kreatürlichen auf das Ewige, von der Wirkung auf die Ursache. Indem Gott in dem Menschengeiste wirkend sich gottmenschlich offenbart, schließt der Mensch von dem Göttlichen in sich auf den Urheber und schreibt es Gott zu.

Der das Ohr gepflanzet hat, sollte der nicht hören? Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? Ps. 94. 9. Der das selbstbewußte Ich gemacht hat, welches gesetzmäßig seine Gedankenwelt herausgestaltet, um durch diese Welt als durch sein Organ sich selbst auszubilden, welches diese Welt mit seinem eigenthümlichen Sein ganz durchdringt und durchklingt (personat) — der also das selbstbewußte, organisch sich entwickelnde, persönliche Ich gemacht hat, sollte der nicht selbst sich selbstbewußter, sich offenbarender, persönlicher Gott sein? Der das Denken gegeben hat, sollte der nicht denken? Da aber das reale Ich sich in Gott gegründet, sich als das Andere Gottes erkannte, welches er, Gott, gesetzt hat, so folgt, daß das Denken Gottes nicht das Herausgestalten einer idealen Gedankenwelt, nicht ein ideelles Denken ist, sondern ein reales Denken, das Herausgestalten einer Welt voll Realitäten. Gottes Denken ist schöpferisch. Indem er aus der Fülle seiner Herrlichkeit schöpft, schafft er die Welt.

Gott als Schöpfer der Persönlichkeit muß wohl selbst persönlicher Gott sein, aber als Schöpfer des persönlichen Seins zugleich auch mehr. Doch darüber hinaus wohnt Gott in einem Lichte, da Niemand zukommen kann, in Sphären, die über unserem Wesen liegend ebenso unzugänglich als unnöthig sind für uns. Es ist ein geflügeltes Wort: In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist — aber über die Natur hinaus erst

recht nicht. Gott kann sich dem Menschen nur offenbaren, indem er in die Menschennatur eingeht, sowie wir andererseits von Gott nur in menschlicher Weise reden können; um dann die Wahrheit der menschlichen Rede zu verstehen, müssen wir diese göttlich zu deuten wissen. Wir sagen z. B. Gott kann sich den Menschen nicht anders offenbaren, als rc., das soll ja nicht heißen, daß Gott irgendwie beschränkt wäre, sondern, da sein Denken Sein, sein Können Wollen ist, so heißt es: es ist der Wille seiner göttlichen Ordnung, daß es nicht anders geschehen kann. Wollen wir daher die Sprache, diese edle Gottesgabe, nicht mißbrauchen, so muß sie keusch sein, d. h. sie muß, wo es sich um die göttliche Offenbarung handelt, alle irdischen Beziehungen, raumzeitliche Vorstellungen und einseitige Begriffe möglichst fern halten, und da, wo sie nicht zu vermeiden sind, sie nur in ihrer relativen Wahrheit gelten lassen, sonst dreht man sich in Trugschlüssen immer im Kreise; man muß ferner untergeordnete Begriffe nach der höheren Einheit urtheilen und nicht umgekehrt.

Sagt man z. B. die Wahrheit ist nur eine, darum kann auch eine Kirche nur die wahre sein, so ist das verkehrt, und muß heißen: die Wahrheit ist nur eine, darum sind alle Kirchen, in denen die Wahrheit ist, eine Kirche. (Fortsetzung folgt.)

Allgemeine Anforderungen an die erziehliche Thätigkeit eines Volksschullehrers.

(Aus der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

3. Der Lehrer hat als Erzieher sein volles Verständniß für die geistige und sittliche Entwickelung des Kindes zu beweisen. Die Verpflichtung, ein väterlicher Führer der uns anvertrauten Jugend zu sein, birgt die schwerwiegendsten Anforderungen an uns in sich. Unsere Schulkinder tragen nicht unser Blut in sich, in ihrem Thun und Treiben erblicken wir nicht uns selbst wieder, sie stehen nicht vom ersten Tage ihres Lebens an unter unserem Einfluß, ihr Herz gehört in erster Linie ihren Eltern, und doch sollen wir den Kindern vom ersten Tage an so entgegen treten, als ob alle diese Faktoren für uns vorhanden wären. Die Entwickelung des Kindes zum geistig- und sittlich-mündigen Menschen ist eine vielgestaltige und inhaltsreiche Bildungsreihe. Da heißt es, die Augen offen halten, um auch mit raschem Blicke die Kindesnatur mit ihren Eigenthümlichkeiten zu erkennen, um das kindliche Innere zu erschließen und für unser Wort zugänglich zu machen, die kleinen Herzen uns zuzuwenden. Der Scharfblick des Lehrers für die richtige Beurtheilung des gegebenen Falles, die glückliche Befähigung, die dem Falle angemessenen Mittel zu wählen, das feine Verständniß für die richtige Anwendung dieser Mittel sind nicht allein die Frucht tiefwissenschaftlicher und psychologischer Durchbildung, sondern auch der Erfolg einer geläuterten Erfahrung, d. h. einer wissenschaftlichen Verarbeitung der eigenen Beobachtungen bei der Arbeit.

Bei der Erziehung handelt es sich ebenso oft um Heilung als um richtige Führung. Krankhafte Gemüthszustände richtig zu erkennen, setzt stets klare pathologische Kenntnisse voraus; psychologische Durchbildung ist darum dem Erzieher noch nöthiger als dem Lehrer, da für den Unterricht, für die Bildung des Wissens, die Verhältnisse doch zumeist günstiger, mehr normal liegen. Wir wollen nur an die Heilung eines krankhaft ausgebildeten Ehrgefühles, an die Wiederbelebung eines ertödteten Rechts- oder Selbstgefühles, an das weite Gebiet der Gewöhnung, beziehungsweise Abgewöhnung erinnern. Wie mancher Fehlgriff würde nicht geschehen sein, wäre das geistige Auge für die richtige Erkenntniß recht geschärft worden. Durch Schaden wird zwar auch der Erzieher klug, nur schade, daß die armen Kinder denselben tragen, also fremde Schuld büßen müssen. Daran wollen wir stets denken, und die Berechtigung unserer dritten Forderung ist genugsam bewiesen; wir werden dann auch wissen, was sie für einen jeden von uns zu bedeuten hat, beziehungsweise wozu sie antreiben soll.

4. Alle erzieherischen Maßnahmen müssen der Individualität und der jeweiligen geistigen Entwickelungsstufe des Kindes angepaßt werden. Das bloße Verständniß thut es also auch hier noch nicht; dasselbe muß auch in der Praxis richtig angewandt werden. Ob wir das verstehen, können wir hauptsächlich nach zwei Richtungen beweisen:

a. Wir müssen uns der Individualität unserer Kinder anbequemen. „Wir können die Kinder nach unserem Sinn nicht formen, sondern so, wie Gott sie uns gegeben hat" — läßt Göthe die Mutter Hermanns sprechen. Mit diesen Worten werden wir darauf hingewiesen, daß es für alle Erziehung neben dem konstanten Faktor — den Idealen der Erziehung — auch einen variablen giebt; dieser heißt natürliche Bestimmtheit oder Individualität des Kindes. Welche äußeren Faktoren können dabei in Betracht kommen?

Wer hat es nicht an sich selbst erfahren, daß der Stand, der Umgang für den Umfang des Gedankenkreises von mächtigstem Einflusse sind? Läßt uns die äußere Haltung eines Menschen, die Art, wie er sich giebt, nicht zumeist einen richtigen Schluß auf seine geistige Verfassung ziehen? Ist eine größere oder geringere Reizbarkeit des Nervensystems zumeist nicht auch gleichbedeutend mit einer höheren oder schwächeren Reizbarkeit und Beweglichkeit des Gedankenkreises? Körperliche Einflüsse der mannigfachsten Art sind also auch von Einfluß auf die geistige Eigenart eines Menschen. Umfang, Rythmus und Reizbarkeit des Gedankenkreises werden wesentlich durch die Individualität des Kindes bestimmt. Das ist der Grund für die Forderung, den Unterricht zu individualisiren; darin liegt für uns die Verpflichtung, bei unseren erzieherischen Maßnahmen uns der Individualität des Kindes anzupassen. In der Pflege, der Veredlung und Verklärung der Individualität liegt das Sittliche. Ein Vorgang im Naturleben lehrt dies jedem, der es sehen will. Um den Wild-

ling zu veredeln, wird derselbe wohl beschnitten, aber das Edelreis wird seiner Natur nach so eingesetzt, daß es den Anstoß zu neuem Leben durch den Wildling selbst erhält; er muß es ernähren, selbst Antheil an seiner Veredlung haben, wenn dieselbe überhaupt geschehen soll.

Wie wir als Erzieher dem entsprechen, das hat uns unser Herr und Meister in vollendeter Weise gezeigt, in der Art und Weise, wie er ermahnte und tadelte, wenn er zu seinen Jüngern, zum Volke, zu einzelnen Personen aus demselben, oder zu seinen Feinden sprach. In seinen Jüngern hatte er sich 12 Menschentypen erwählt; jeder Jünger war individuell anders geartet. Wie verschieden behandelt der Herr darum einen Petrus, Judas, Thomas, Johannes! So sollen wir auch in unsern Schulen verfahren! Veranlassung dazu ist uns stündlich gegeben. Von der Individualität müssen wir es abhängig machen, ob wir durch einen Blick oder durch ein Wort strafen, ob wir zu einem energischeren Mittel der Schulzucht greifen oder nicht, ob wir anregend oder hemmend auf ein Kind einzuwirken haben.

Wir sind uns dabei völlig der Schwierigkeiten bewußt, die eine stete Rücksichtsnahme auf die Individualität aller Zöglinge der Volksschule beim Strafverfahren, bei Censierung, beim Classenverkehr u. s. w. in sich schließt, und doch müssen wir dieselbe fordern, unbedingt gerade für die schwachen und besonders gearteten Kinder verlangen, da es sich hierbei um eine Christenpflicht handelt, die häufig nicht genug empfunden und geübt wird. Jede Seelsorge muß den tiefinnersten Kern des Pfleglings treffen und befruchten, wenn sie von Erfolgen gekrönt sein soll.

b. **Die Anforderungen der Schulerziehung müssen dem jeweiligen Standpunkt der geistigen Entwickelung entsprechen.** Es ist eine bekannte Thatsache, daß in den Fragen unserer Kinder: „Was ist das?“ „Wie ist das?“ „Warum ist das?“ u. s. w. zugleich wichtige Stadien der intellektuellen Entwickelung zum Ausdrucke gelangen, die sich durch bestimmte Lebensjahre abgrenzen lassen und auf welche wir im Unterrichte Rücksicht zu nehmen haben, auch wenn die allgemeinen Grenzen von nicht wenig Kindern schon früher oder später überschritten werden. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse für die Schulerziehung. Tritt das Kind in die Schule ein, so bringt es im günstigen Falle erst ein Verständniß für die äußere Ordnung mit, die vorzugsweise Pflege derselben in den ersten Schuljahren entspricht darum dieser Altersstufe. Auf dieser Basis und veranlaßt durch das Zusammenleben entwickelt sich das Interesse des Kindes für die gesellschaftliche Ordnung, die im Verständniß für die sittliche Ordnung seine Verklärung erfährt. Diese einzelnen Perioden lassen sich in der Entwickelung des Kindes nachweisen. Wenn dieselben auch nicht durch ein bestimmtes Lebensjahr sich von einander abgrenzen lassen, da sind sie, und der Lehrer hat sie zu respektiren, wenn seine Forderungen nicht zum leeren, bedeutungslosen Schall für die Kinder werden sollen.

Aber nicht nur der Inhalt, auch die Form der Mittheilung fordert obige Rücksichtsnahme. Wie häufig hören wir Eltern klagen, daß ihre guten Leh-

ren an die Kinder in den Wind gesprochen sind! Wie oft müssen wir selbst die Erfahrung machen, daß wir umsonst geredet, fruchtlos ermahnt oder getadelt haben; häufig aber liegt es daran, daß vom Erzieher vergessen wird, daß sittliches Thun als Fertigkeit erst Anleitung und Uebung voraussetzt. Mit den bekannten Imperativen: „Sei artig!" „Sei höflich!" „Sei bescheiden" u. s. w., ist für's erste nichts gewonnen; will ich meine Kinder zu artigen, höflichen, bescheidenen Kindern erziehen, so muß ich selbst ihnen die Anleitung dazu geben; das Kind will erst einmal von anderen das sehen, um zu begreifen, was es selbst zu thun hat. Also nicht schöne Worte, sondern faßbare Beispiele sind für unsere Kleinen die passende Form der Mittheilung. Jeder Elementarlehrer wird zu diesem Satze schätzbares Beweismaterial liefern können. Für langsame Naturen wird das Beispiel des Lehrers oft nicht ausreichen; sie wollen von ihresgleichen vorgelebt sehen, was sie noch nicht verstanden; die gewandten und geübteren Schüler thun das vor, was alle nachahmen sollen. Erst wenn man das Verständniß voraussetzen kann, ist die einfache, kurze, bündige Form des Befehles, wie sie in den 10 Geboten u. s. w. gebraucht ist, mit Erfolg anzuwenden. Was so für die ganze Schulzeit gilt, das wiederholt sich in jeder einzelnen Classe, und ungestraft läßt es kein Lehrer außer acht.

5. **Der erziehliche Einfluß muß so beschaffen sein, daß die Kinder nach und nach auf eigene Füße gestellt werden.** Das letzte Ziel unserer Arbeit an unseren Schülern ist die Einpflanzung der sittlichen Ideen in den kindlichen Geist, damit dieselben zu Autoritäten werden, nach denen sich der gereifte Mensch freiwillig für sein Handeln bestimmt. Dazu bedarf es wohl unserer Anleitung und Führung, aber ebenso der Bildung eines eigenen sittlichen Willens. Wo soll derselbe aber herkommen, wenn unsere Kinder vom ersten bis letzten Schultage ängstlich am Gängelbande geführt werden, damit dieselben ja nicht einmal in die Lage versetzt werden, sich selbst helfen zu müssen und zu lernen? Wie leicht könnten sie straucheln — oder vielleicht zu selbstständig werden! Jede geistige Kraft wird erst durch richtige Uebung zu einer gestaltenden Macht im Menschen. Wir müssen hierin von den Müttern lernen, wenn sie dem Kinde zum ersten Laufen verhelfen. Jede Bewegung wird erst sorglich überwacht; droht das Kind zu fallen, so wird es gestützt, und fällt es trotzdem, so wird ihm liebend wieder auf die Füße geholfen, und der Versuch beginnt von neuem. Ist derselbe aber einmal geglückt, dann läßt man die Kleinen selbst gehen, obwohl man voraus weiß, daß der kleine Liebling noch oft Lehrgeld bezahlen wird. Oder verfährt der Handwerksmeister mit seinem Lehrlinge anders?

Gönnen wir darum auch unseren Schulkindern das nöthige Maß von Freiheit! Fehltritte wird es noch genug geben, wenn dieselben nur nicht einem bösen Willen oder einer unlauteren Gesinnung entsprungen sind. Wir wollen uns auch nicht zu sehr verstimmen lassen, wenn unsere Knaben einmal einen sogenannten „gescheiten Streich" ausführen, der einem Schabernack sehr ähnlich sieht. Besitzen wir nur das Herz unserer Kinder und mit demselben

den rechten Einfluß auf sie, halten wir nur die Augen offen, so genügt zumeist ein einziges Wort, um erforderlichen Falls eine Korrektur eintreten zu lassen. Führt freilich die Ruthe ausführlich das Regiment, so wird die Furcht das jugendlich frische und frohe Leben und Treiben im Keime ersticken und eine Ruhe und Ordnung im Schulhause herstellen helfen, die leider an die Zuchthausruhe erinnert. Davor schütze uns Gott und unsere Liebe zu den Kindern.

Da wir unter normalen Verhältnissen annehmen dürfen, daß jeder Lehrer das Beste seiner Zöglinge anzustreben sucht, so kommt es hier nicht darauf an, über anderes zu urtheilen oder dasselbe zu verurtheilen; wir möchten schließlich nur eine Selbstprüfung, bez. eine Prüfung der eigenen Schulverhältnisse des geehrten Lesers veranlassen, indem wir einige Anregungen dazu geben.

1. Die Leistungen der Volksschule und der sittliche Werth des Kindes dürfen nicht blos nach den Unterrichtserfolgen beurtheilt werden. Wenn wir mit unserem Urtheil das Richtige treffen wollen, so müssen wir uns stetig daran erinnern, daß unsere oberste Aufgabe doch die bleibt, wahrhaft glückliche Menschen bilden zu helfen; daß das innere Glück mehr eine Frucht des Guthandelns als des Vielwissens ist. Darin dürfen wir uns nicht irre machen lassen, auch wenn in unserer Zeit der Werth einer Schule nur zu häufig nach dem Maße des vorhandenen gedächtnißmäßigen Wissens bemessen wird. Der Unterricht bleibt unser bedeutsamstes Erziehungsmittel; ihm gebührt in der Volksschule darum auch die erste und größte Sorgfalt, und nach den Unterrichtserfolgen wird darum auch in erster Linie gefragt werden müssen, auch schon aus dem Grunde, weil für dieselben die Schule allein verantwortlich gemacht werden kann, was doch von dem Betragen und Leben der Kinder nicht gilt. Aber dabei stehen bleiben darf man nicht, denn der Unterricht ist nur Mittel zum Zweck. Es muß also auch darnach gefragt werden, was zur Uebung und Bethätigung der durch den Unterricht gebildeten sittlichen Einsicht seitens der Schule geschieht. (Schluß folgt.)

Volksschul-Zeichenunterricht.

Referat von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Bei den fortgesetzten Uebungen dieser Art ist folgender Gang inne zu halten: Zunächst sind alle Figuren so zu wählen, daß bei Auffindung und Bestimmung der Bestimmungspunkte nur ganze Theile des Maßstabes in Frage kommen. Später dürfen nach einander auch Halbe, Drittel und Viertel hinzukommen, aber erst ganz zuletzt solche, bei welchen jene Angaben nicht so bestimmt, nur ungefähr gemacht werden können. Hierbei muß die Hand schon einem sicheren, geübten Auge trauen, scharfen Totaleindrücken folgen dürfen. — Viel Spaß macht es, beiläufig bemerkt, sowohl Knaben wie Mädchen, wenn man sie erst nach Diktat alle Bestimmungspunkte eines Gebildes

darstellen und dann verbinden läßt, ohne ihnen zuvor von der so entstehenden Figur Kenntniß gegeben zu haben, so daß die Uebenden solche erst nach und nach von selber aus ihrer eigenen Aufzeichnung erkennen. Ebenso interessant ist der Vorgang aber auch für den Lehrer, da derselbe dabei so recht erkennen kann, wie verschieden die Kinder mit Einbildungskraft begabt sind. Einige haben das Bild längst errathen, wenn andere noch gar keine Ahnung davon haben.

Ueberhaupt kann die Ausführung vorhin gedachter Uebungen auf mannigfache Weise gehandhabt werden.

A. Der Lehrer bestimmt die Lage der Punkte und Form der Linien, und die Uebenden stellen nach und nach seine Angaben nur dar. (Diktatzeichnen.)

B. Die Uebenden haben unter Anleitung des Lehrers aufzufassen und darzustellen, und zwar a tempo:

1. Bestimmung und Darstellung der Punkte und Linien folgen im einzelnen gleich auf einander.
2. Beides folgt gruppenweise auf einander.
3. Es werden zuerst nur alle Punkte aufgefaßt und dargestellt und dann gleicherweise die Linien.
4. Dasselbe gruppenweise.
5. Die Punkte werden zunächst alle nur bestimmt, dann aufgezeichnet, darauf ebenso die Linien.
6. Es sind erst alle Punkte und alle Linien zu bestimmen und dann aufzuzeichnen.

C. Die Uebenden arbeiten ohne Anleitung des Lehrers. (Freies Zeichnen.)

1. Maß und Richtungslinien nebst Eintheilung wird gegeben.
2. Beides wird nicht gegeben.

Alle diese einzelnen Uebungsweisen nehmen die Kraft des Kindes, namentlich das geistige Auge desselben, nicht minder verschieden in Anspruch, nämlich um so weniger, je mehr der Lehrer dabei thätig ist, um so mehr, je weniger er mithilft und je mehr die Schüler sich selbst überlassen sind. Sie sind daher auch streng mit Rücksicht hierauf vorzunehmen. Uebung A bietet für Anfänger Schwierigkeiten genug. Erst mit Ende des ersten Jahres kann auch B Anwendung finden und später, etwa um die Mitte der folgenden Stufe, endlich auch C; niemals aber eine von den dreien längere Zeit ausschließlich einzig und allein, sondern so bald als thunlich bei den einzelnen neuen Schwierigkeiten abwechselnd, stets jedoch A zuerst und C zuletzt. Die Auswahl im einzelnen richtet sich nach dem Fortschritt und der Fähigkeit der Uebenden und muß dem Ermessen des Lehrers anheimgegeben werden.

Ein zweites Mittel, die Abweichungspunkte der Grenzlinien zu bestimmen, findet sich in der Benutzung der Winkel. Es ist hierbei nur nöthig, daß die Zeichner eine feste und sichere Vorstellung von einem rechten Winkel haben. Ist diese vorhanden, dann sind durch Theilung desselben bald Halbe, Viertel und Drittel zu finden, und ein neues Maß ist fertig. Man mißt damit die Schenkelweite einer sich abzweigenden Linie von einer andern oder von

der Maß- und Richtungslinie, schätzt ihre Länge ab und findet so die Lage der Punkte und Linien. Dieses Mittel ist hauptsächlich anwendbar bei Gebilden, welche aus langen, schmalen, nicht parallelen Theilen bestehen, wie Gruppen von Geräthen und Pflanzen.

Sobald ferner das Gefühl für Parallelismus und Symmetrie einigermaßen gefördert ist, kann auch dieses dem in Rede stehenden Zwecke gute Dienste leisten. Die meisten Zeichnungen werden dazu Gelegenheit bieten.

Bei Darstellung von Gruppengebilden kann man endlich reifere Schüler noch einen vierten Weg führen, den nämlich, daß man die einzelnen Theile bezüglich ihrer Größe und Lage nach einander abschätzen und bestimmen läßt. Es wird mit den Haupttheilen begonnen, dann folgen die Nebentheile und schließlich alle übrigen Einzelheiten. Indessen ist hierbei die größte Vorsicht geboten, da ein kleiner Fehler, namentlich zu Anfang gemacht, immer neue folgen läßt und schließlich dem ganzen Exempel ein falsches Facit liefert.

Alle diese Mittel werden für Volksschulen genügen, für eine genaue Nachbildung von Figuren eine hinreichende Auffassung zu ermöglichen. Sind die Uebenden im Gebrauch derselben von vorn herein tüchtig geschult, dann wird ihr Auge zuletzt an ein scharfes Sehen gewöhnt sein und nicht mehr so streng stets und überall jener Mittel bedürfen. Die Hand wird vielfach schon Totaleindrücken folgen dürfen.

Für solche Fälle sei hier noch ein Prüfstein richtiger Anschauung angedeutet, welchen das freie Auge an den Zwischenfeldern eines Gebildes haben kann; namentlich, wenn diese kleiner, also auch übersichtlicher sind als die positiven Flächen desselben. Sind nämlich erstere richtig getroffen, so ist gewiß, daß auch die letzteren stimmen müssen.

Bezüglich der Anwendung jener Auffassungsmittel ist noch zu empfehlen, späterhin den Kindern nicht immer den passenden Weg zu zeigen, sondern sie wie beim Rechenunterrichte zu veranlassen, solchen selber zu suchen.

Die Objekte, welche zur Anschauung gelangen, sind, wie schon angedeutet, nicht immer einfache, allermeist sogar gegliederte oder gar Gruppen, was ihre bildliche Wiedergabe nicht unerheblich verschieden schwierig macht. Namentlich können gegliederte Figuren das Auge und die Hand veranlassen, recht aufmerksam und vorsichtig zu sein, dann nämlich, wenn sie recht kleine Einzelheiten an sich tragen und obendrein gar Dinge, wie Gesichtstheile und dergleichen, bedeuten, welche das menschliche Auge scharf anzusehen gewohnt und darum auch genau zu beurtheilen imstande ist. Die Folge der Uebungsfiguren ist hiervon entschieden abhängig zu machen.

Eine schöne Zeichnung erfordert ferner, daß sie auf der Zeichenfläche einen passenden Platz gefunden hat. Eine einzelne Figur muß genau die Mitte des Blattes einnehmen, während mehrere regelmäßig um dieselbe zu vertheilen sind. Der Sinn für Ordnung kommt dabei in Frage und dieser ist sorgfältig zu pflegen. Die Uebenden sind bei jeder Zeichnung anzuhalten, mit Sorgfalt eine gute Anordnung zu treffen. Das setzt aber eine Zeichenfläche voraus, welche sie leicht zu übersehen vermögen, erfahrungsmäßig für An-

fänger eine kleinere, für Geübtere eine größere. Der Leitfaden hat als passende Grundfläche ein Rechteck und bringt dieses zunächst in der Größe von $3\frac{1}{2} \times 5$, dann $5 \times 7\frac{1}{2}$, und zuletzt $7\frac{1}{2} \times 9\frac{1}{2}$ Zollen. Größere Zeichenflächen sollen jedoch keineswegs ausgeschlossen sein. Sie sind sogar zu empfehlen. Es darf aber dabei nicht vergessen werden, daß das Auge dieselben nur bei weiterem Abstande reichlich übersehen kann.

Flächen von mindestens 19×24 Zoll Inhalt werden nöthig sein, um darauf größere Linien und einfache Figuren zu zeichnen, damit auch dem ungestützten Arme Gelegenheit werde, einige Ausbildung und Geschicklichkeit für zeichnerische Thätigkeit zu erlangen. Auch die Wandtafel ist für diesen Zweck heranzuziehen. Eine solche Uebung des ganzen Armes wurde bislang — belgische Schulen abgerechnet — wenig oder gar nicht vorgenommen, kann aber dem späteren Leben durchaus nicht gleichgültig sein. Unsere Schüler und Schülerinnen werden in demselben dermaleinst nicht selten, viele sogar vorzugsweise Veranlassung finden, jene Fertigkeit verwenden zu können oder eventuell ziemlich fühlbar zu vermissen. Die Ausbildung der Hand und der Finger geschieht zum großen Theil schon unwillkürlich beim Zeichenunterricht, doch kann dieselbe bedeutend erhöht werden, wenn die Kinder von den ersten Zeichenstunden an gezwungen sind, bei unverrückter Lage des Heftes und Haltung des Körpers die verschiedenartigen Linien in den mannigfachsten Richtungen hervorzubringen. Die Uebungen sind so zu wählen, daß eine allmähliche Gewöhnung besagter Glieder möglich ist.

Bei dieser Gelegenheit sei zugleich, wenn auch nur so nebenbei, so doch um so nachdrücklicher, daran erinnert, daß beim Zeichnen aus demselben Grunde, wie beim Schreiben, stets sorgfältig auf eine gute Körper- und Federhaltung geachtet werden muß.

Wenn Schüler und Schülerinnen die erste Stufe erklommen und nicht nur im Auffassen und Darstellen aller regelmäßigen Linien tüchtig geschult sind, sondern auch schon eine Menge von einfachen und zusammengesetzten Gebilden mit günstigen Erfolgen gezeichnet haben, dann werden sie auch bereits mit einem vorläufig hinreichenden Vorrath von Formen versehen und mittlerweile fähig sein, Anleitung im Zusammenstellen freier Gebilde empfangen zu können. Das Zeichnen von Figuren aus geschwungenen Linien wird dazu die günstigste Gelegenheit bieten, zumal es auch in den Ornamenten eine recht ergiebige Quelle erschließt. Als Vorbereitung zu dieser Arbeit dient das Ergänzen von symetrischen Figuren, von denen nur die eine Hälfte vorgezeichnet wurde, sowie das Fortführen und Vollenden einer Verzierung, Kante, Füllung u. s. w., von der nur das Motiv gegeben wird. Auch lasse man Zeichnungen mit gewechselten Seiten, die linke rechts, die rechte links, kopieren. Alsdann werde begonnen, angefertigten kleinen Ornamenten ähnliche nachzubilden, nachdem nöthigenfalls erst noch selbst gezeichnete Figuren beliebig ab- und umgeändert worden sind. — Durch geschickte Fragen suche man dabei die Meinungen der erst noch zaghaften Klasse hervorzulocken, indem zweckdienliche Aufgaben gemeinschaftlich an der Wandtafel gelöst wer-

den, bis schließlich zu freien Gebilden geschritten werden kann. Wenn thunlich, können diese letzten Uebungen zu häuslichen Beschäftigungen dienen. Nach und nach werden Lehrer und Lernende alle Hemmnisse besiegen und an solchem Thun und Schaffen immer mehr Freude, Lust und Wohlgefallen finden und befriedigende Resultate als Lohn für ihr Bemühen aufzuweisen haben! — Kann dem Zeichenunterricht für Mädchen ein besonderer Leitfaden dienen, so werden Uebungen an Mustern für Besätze, Spitzen und dergleichen vorzunehmen sein.

Die Darstellung der eigenen Lehrweise ist hiermit noch nicht beendet. Es erübrigt noch, einen möglichst klaren Blick in die eigentliche Praxis zu thun, denn diese hat bei allen Unterrichtsweisen ein gewichtiges Wort mit drein zu reden.

Es wird uns dabei sofort ein Hinderniß ins Auge fallen, dessen Bekämpfung um so nöthiger ist, als es die Erfolge des Zeichenunterrichts erfahrungsmäßig ganz wesentlich bedingt. Es ist vielleicht das größte Uebel, das dem Bemühen des Zeichenlehrers entgegentritt. Tagtäglich hat die ganze Schularbeit damit zu ringen. Nirgends aber treten die Früchte seines Daseins deutlicher zu Tage, als beim Zeichnen. Der böse Feind wohnt in den Schülern und heißt bald Lässigkeit, bald Gleichgültigkeit, nicht selten Trägheit, manchmal sogar Faulheit. In jedem Falle fehlt guter Wille, und wo es an dem gebricht, ist alles Thun umsonst.

Sollen die Kinder wirklich zeichnen, wirklich auffassen und darstellen lernen, soll ihr Auge wirklich sehend und die Hand demselben dienstbar gemacht werden, sollen sie recht erfahren, was arbeiten heißt, so ist durchaus die größte Vorsicht und Genauigkeit beim Ueben erforderlich. Beides ist aber bei Gleichgültigen oder Trägen gar nicht möglich. Diese beachten weder die Winke des Lehrers, noch geben sie sich Mühe, mit nur etwas Geschick zu sehen und die Feder zu führen. Nach einer nur höchst oberflächlichen Anschauung wird auf's Gratheweohl hin etwas hingekritzelt, und glückt es, nun so bleibt es stehen, sonst wird es einfach wieder fortgewischt. Daher kommt es denn auch, daß wir unsere Schüler, sich selbst überlassen, mehr mit Gummi als mit Bleistift hantieren sehen können. Die Zeichnung ist zuletzt ein wüster Platz von Schmutz, und, was gelernt, gleich Null.

Nun lassen sich wohl schwache Geisteskräfte stärken, Mängel ersetzen, aber jenes wuchernde Unkraut der Lässigkeit gänzlich zu vertilgen, ist bislang noch wohl keinem gelungen und wird auch Niemand jemals fertig bringen. Doch giebt es Mittel, die es scheut und flieht. Allein wir Lehrer suchen solche und mit ihnen eine durch Gewalt erzwungene Aufmerksamkeit als eine ungesunde möglichst zu umgehen. Das werden wir aber auch in diesem Falle können, wenn wir auf folgende Weise die Lässigkeit und Flüchtigkeit der Zeichner fern zu halten suchen. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Der amerikanische Kirchencongreß hat unlängst seine zweite Jahresversammlung in Cleveland, Ohio, abgehalten. Es ist derselbe nicht eine Vereinigung von offiziellen Repräsentanten der verschiedenen Kirchen, sondern eine freie Versammlung von — wir wollen sagen — „prominenten" Geistlichen und Laien aus den verschiedenen Denominationen. Die Vereinigung ruht auf der denkbar breitesten Grundlage: „Keine Kirchengemeinschaft sollte vom Beitritt ausgeschlossen sein." Daß sich unter solchen Umständen auch Unitarier, Swedenborgianer und Universalisten einfanden, ist ebenso selbstverständlich, als daß die Lutheraner sich fern hielten. Neu und weniger selbstverständlich ist indeß, daß auch ein römischer Bischof sich activ betheiligte. Nun der Bischof wußte jedenfalls, wenn auch nicht warum, so doch, wozu er mit diesen Ketzern verkehrte, deren Verfolgung, wo immer möglich, doch zu seinen beschworenen Amtspflichten gehört.

Der Apologete gibt folgende Charakteristik der Sache, die nur richtig verstanden werden muß: „Aber als eine freie Versammlung guter Denker und tüchtiger Schreiber aus allen diesen verschiedenen Denominationen, mit dem Zwecke vorzüglich sociale und sittlich-religiöse Fragen zu besprechen, kann der sog. Kirchencongreß als ein fortschrittliches Zeichen der Zeit begrüßt werden, dessen Resultate zum wenigsten viel Licht verbreiten und der praktischen Lösung schwieriger Probleme uns näher führen werden.......

Doch an specifische Glaubensfragen dürfte sich der Congreß unseres Erachtens bei einer so complicirten Zusammensetzung lieber nicht machen, obgleich auch hierin höchst interessante Ergebnisse zu verzeichnen sein möchten. Es ist zum Beispiel doch ganz erquicklich zu vernehmen, daß unser methodistischer Dr. Curry den römisch-katholischen Bischof und die Andersgläubigen über die Frage, ob „ein Bedürfniß für die Abfassung eines neuen Glaubensbekenntnisses vorhanden sei," belehrte, und daß ein Laie aus Connecticut den Episcopalen einen Aufsatz über „die wahre Kirche, ihre Wesenstheile und Eigenschaften" vorlas. Wenn nun bei Abhandlungen über solche Fragen wohl wenig herauskommt, so ist es immerhin ein Gewinn, daß hervorragende Männer aus diesen verschiedenen Kirchengemeinschaften bereit sind, einander näher zu treten."

Der christliche Botschafter berichtet über den Congreß: „Die Platform, auf welcher die Rednerbühne sich befindet, wurde von einem großen weißen Tuchstreifen überspannt, welcher die Inschrift trug: „Im Wesentlichen Einheit, im Unwesentlichen Freiheit, im Ganzen Liebe." Dies waren also die Kennzeichen der Convention, wodurch bereits Zweck und Ziel derselben hinreichend erklärt sind. Also innere Vereinigung und äußere gegenseitige Duldung. — Union ist ein schönes Wort. Ein Ideal ist's, von rosenfarbenen Hoffnungsstrahlen umleuchtet. — Wenn dasselbe auch nur so greifbar als wünschbar wäre. Wo ist die Verwirklichung? Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß es den lieben Gottesmännern mit ihren Unionsbestrebungen nicht Ernst sei. Wurde doch ein Bruder von der Episcopalkirche durch das ihm vorschwebende himmlische Ideal so begeistert, daß er sich bereit erklärte alle seine sonderkirchlichen Lieblingsideen fahren zu lassen und das große Unionslager zu beziehen. Das ist wahrlich viel von einem Episcopalen."

Das ist allerdings ein Unionsideal, von dem wir „Unirte" uns auch noch nicht einmal etwas haben träumen lassen. Ein methodistischer Doktor belehrt einen römischen Bischof darüber, ob die Auffassung eines neuen Glaubensbekenntnisses nöthig sei! Als ob Bischof Gilmour die Encyclika Leos XIII. nicht gekannt hätte. Ob der Bischof wirklich etwas gelernt hat? Jedenfalls hat er gesehen, daß man Rom mit einer Vertrauensseligkeit entgegenkommt, die alles dagewesene übersteigt, und daß man nur so ein wenig unbestimmt zu sprechen braucht, um anerkannt zu werden. Der Christliche Botschafter sagt nämlich weiter:

„Wenn nun manche unserer Leser diesen Punkt, (die Zulassung des Bischofs Gilmour) mit Kopfschütteln erwägen, so müssen wir gestehen, daß uns ein anderer Punkt

viel eher zum Kopfschütteln Veranlassung gibt. Der Grund- und Eckstein auch dieses Congresses soll sein: Christus der Gekreuzigte. Nun erklärte der katholische Bischof Gilmour offen und bestimmt, diesen Christus nicht nur als den Grund unseres christlichen Glaubens, Lebens und Lehrens, sondern auch alle, welche von Herzen an ihn glauben, als Erben des ewigen Lebens. (Werden wohl etliche Gewissensvorbehalte und genauere Erklärungen dieser Erklärung im Hintergrund sein. D. R.) Was aber solche Leute, welche Christum als den vollgültigen Erlöser der Menschen nicht anerkennen, wie z. B. die Unitarier 2c., und solche, welche alle andern kurzweg verdammen und sich selbst nur selbstgefällig auf dem sicheren Himmelswege sehen, wie die sog. „Church of God", auf einem Congreß von solchen Kirchen suchen, welche da glauben, daß in Christo Heil ist für Alle, aber auch in ihm allein — das vermögen wir nicht einzusehen.—Nun eine Erklärung dafür könnten wir schon finden. Duldete doch auch unser göttlicher Meister den Judas, welcher ihn verrieth, und den Petrus, welcher ihn verleugnete, in seiner äußerlichen Gemeinschaft."

Wie leicht es doch ist sich zu verständigen, wenn man nur so viel übertünchte Höflichkeit hat, einander mißzuverstehen. Daß in Christo Heil ist für Alle, wird wohl Keiner bestreiten. Es müßte aber z. B. Bischof Gilmour Protestant sein, wenn „in Christo allein" bei ihm so viel hieße als ohne Papst, ohne Messe, ohne Ablaß, ohne Hierarchie, ohne Mariendienst, und ohne eigenes Verdienst 2c., und Dr. Curry müßte Katholik sein, wenn er er alle diese Dinge mit in den Kauf nehmen wollte. Und so ginge es der Reihe nach herum. Zudem ist die Frage, wer denn als Petrus und Judas zu betrachten sei, eine für den Jüngerkreis selbst sehr gefährliche; denn anstatt der Gegenfrage: Herr, bin ich's? kommt heutzutage nur zu leicht die Antwort: Herr, der ist's!

Am besten versteht's, allem Anschein nach, der römische Bischof Gilmour diesen von und nach allen Seiten wehenden Unionswind zu benützen. Die Andern werden zwar so rasch dahingetrieben, daß sie schon das Land ihres Ideals „von rosenfarbenen Hoffnungsstrahlen umleuchtet," am Horizont auftauchen sehen, der nächste Windstoß aber treibt sie ebenso rasch nach anderer Richtung. Rom dagegen versteht es den Kurs zu halten und sein Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren. Kann der römische Bischof den Wind allgemeinerZustimmung nicht haben, so weiß er, daß im Schifflein Petri eine wohlberechnete Maschine arbeitet, mit der man zu Zeiten auch gegen den Wind fährt, oder wenigstens sich dagegen hält. Man sieht das am besten aus dem Bericht über die Aeußerungen des Bischofs in Bezug auf „die Religion und unsere öffentlichen Schulen."

„Der Bischof begann seinen Vortrag, indem er sagte, es sei ein günstiges Zeichen der Zeit, einen katholischen Bischof vor diesem Congresse über einen solchen Gegenstand reden zu hören, und zeuge davon, wie die religiöse Gegensätze sich mehr abschliffen, die religiöse Erziehung dagegen an Würdigung gewinne. Dann wies er darauf hin, von welcher Bedeutung neben dem Unterricht „des Kopfes" die Bildung des Herzens sei. Von dieser hinge unsere Zukunft ab. Unsere Volksregierung werde nur dann bestehen, wenn die rechten Mittel zur Erhaltung derselben gebraucht würden. Dieses Land sei die Zufluchtsstätte um der Religion willen verfolgter Leute gewesen. Darum habe von jeher der gesellschaftliche Ton einen entschieden religiösen Klang gehabt. Aber seit 1848 sei ein anderer — ein antireligiöser Geist über unser Volk gekommen. Es sei ein schlimmes Zeichen, daß Männern, welche das Land durchziehen und Christum lästern, Beifall geklatscht werde. Das hätte vor fünfzig Jahren in Amerika nicht stattfinden können. Es sei daher Zeit zu fragen, woher diese Wendung zum Schlimmeren komme. Es sei jedenfalls zum großen Theil der Mangel an einer gründlich religiösen Bildung unserer Jugend. Es müsse daher sowohl von der Kanzel, wie in der Schule und Familie gründlich betont werden, daß Gott der Herr über Alles sei, den wir anerkennen, ehren und dem wir dienen müssen. Seines Bekenntnisses sollen wir uns nicht schämen, noch um Entschuldigung bitten, wenn wir für Christus und seine Religion zeugen.

„Wie aber mit Rücksicht auf etwaigen Religions-Unterricht in unseren öffentlichen Schulen? Allerdings sei es unter Umständen nicht zu erwarten, meinte der Bischof, in denselben religiösen Unterricht zu ertheilen. Daher seien Eltern und Kirche genöthigt,

dies auf andere Weise zu thun. Und wie? Ei, sie müßten Schulen gründen, um ihren Zweck zu erreichen, und da sei es wohl billig, daß der Staat diejenigen, welche ihre Steuern bezahlen, auch in ihrem Schulwesen unterstütze. In diesem letzterem Punkte wird der Bischof wohl nicht auf die allgemeine Uebereinstimmung unserer Leser rechnen können. Jedenfalls aber war das Uebrige seines Vortrags ein mannhaftes Zeugniß für die Wahrheit und das Christenthum, in welchem er den Unterricht im Worte Gottes auf's Angelegentlichste empfahl."

Was der Bischof unter dem „Worte Gottes" versteht, hat er wahrscheinlich nicht für nöthig gefunden, auf einen Kirchencongreß noch besonders zu sagen. Welches Feld für seine Thätigkeit der Kirchencongreß sich wählen wird, wenn er sich an Glaubensfragen nicht machen kann, liegt sehr nahe. Es ist das der Kirchenpolitik. Rom möchte Staatsgelder für seine Schulen, die stärksten protestantischen Denominationen wollen Prohibitionsgesetze, einen politischen Sieg. (Vgl. Theol. Zeitschr. 1885 Seite 374.) Diese Dinge haben mit Glaubensfragen wenig zu thun. Beide Theile sind für sich allein zu schwach, um ihre Forderungen durchzusetzen. Könnten sie aber nicht gemeinsam siegen und dann die Beute theilen? Rom wird gar nichts dagegen haben, wenn seine akatholischen Bundesgenossen die Siegesfahne mit soviel Glanz und Geräusch als möglich entfalten, es wird sich zufrieden geben, wenn es mit seinem Schiffe die Kohlen der Geldverwilligungen für seine Schulen verladen darf. Man wird freilich ein wenig schwarz dabei, aber legt eine solide Grundlage, um vom wechselnden Winde unabhängig zu werden und kommt mit dieser etwas harten Arbeit in aller Stille doch weiter als mit allem Siegesjubel. Das weiß Rom schon lange und diese seine Weisheit hat es in Amerika nicht vergessen.

In Oesterreich wurde am 8. April das 25jährige Jubiläum des 1861 erlassenen Protestantenpatents gefeiert. (Der Bericht hierüber hatte in der letzten Nummer keinen Raum.) Eine Deputation überreichte dem Kaiser eine Dankadresse, auf welche der Kaiser Folgendes erwiderte:

„Mit Wohlgefallen nehme ich den Ausdruck unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit von Ihnen, als den legalen Vertretern der evangelischen Kirche Augsburger und Helvetischer Confession entgegen.

Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, bei diesem Anlaß der stets loyalen, maßvollen Haltung anerkennend zu gedenken, durch welche sich die Angehörigen beider evangelischen Bekenntnisse der ihnen gesetzlich gewährleisteten Rechtsgleichheit und Freiheit vollkommen würdig erwiesen haben.

Versichern Sie daher Ihre Glaubensgenossen meiner fortdauernden Huld und Fürsorge."

Auch sonst noch fanden Feiern dieses Ereignisses statt in Form von Dankgottesdiensten.

Die Gleichheit der Protestanten mit den Katholiken besteht in Oesterreich allerdings vor dem Gesetz, bis aber das Gesetz auch wirklich voll und ganz ausgeführt wird, mag es noch ziemlich lange dauern, zumal die gegenwärtig in Oesterreich stärker als früher auftretende ultramontane Strömung dahin arbeitet, die Rechte der Protestanten in Wirklichkeit illusorisch zu machen, wie das vielfach in Folge des Schulgesetzes geschehen ist. Indeß ist doch zu erkennen, daß es mit dem Protestantismus in Oesterreich, wenn auch langsam, doch im Großen und Ganzen stetig vorwärts geht. Im Jahre 1787 gestattete das Toleranzedict Josephs II. den Evangelischen freie, jedoch stille Uebung ihres Gottesdienstes. Eine eigene Kirche wurde nur an Orten gestattet, in den hundert und mehr evang. Familien wohnten. Die sonst zerstreut Lebenden mußten sich zur nächsten Kirche halten. Die Kirchen durften aber den Eingang nicht von der Straße her haben, auch keinen Thurm und keine Glocken. Ferner konnten die evangelischen Geistlichen keine gültigen Kirchenbücher führen. Dem römischen Priester mußten von den Evangelischen, auch wenn sie einen eigenen Pastor hatten, die Stolgebühren entrichtet werden. Der römische Priester durfte in evang. Gemeinden trauen, taufen und begraben; während der lutherische Geistliche nur in dringenden Fällen die Seelsorge bei den Reformirten verrichten durfte und umgekehrt. Das Jahr 1849 hatte schon einige der drückend-

sten Bestimmungen des Toleranzedictes beseitigt, aber erst 1861 erfolgte gesetzliche Gleichstellung der Evangelischen. Freilich hat die evangelische theologische Facultät nicht in das Wiener Universitätsgebäude einziehen dürfen. Welche Macht der Ultramontanismus noch in Oesterreich hat, wird sehr gut durch zwei Thatsachen illustrirt. Der Bischof von Leitmeritz hat noch nicht lange her die Staatsgewalt angerufen, die Uebertritte zum Altkatholicismus gewaltsam zu hindern. Für ganz aussichtslos muß er also diese Anrufung der Staatsgewalt nicht gehalten haben. Der andere Fall ist noch bezeichnender. Der Gemeinderath in Graz hatte nämlich im vorigen Jahre beschlossen, sich nicht an der Frohnleichnamsprozession zu betheiligen. Der Beschluß, welcher durch das Verhalten des Fürstbischofs Dr. Zwerger veranlaßt worden war, wurde jedoch von der Statthalterei aufgehoben unter der Begründung, daß derselbe eine unzulässige Demonstration gegen die Kirche bilde. Auch das Staatsministerium hat die Entscheidung der Stadthalterei aufrecht erhalten. Erst der Verwaltungsgerichtshof in Wien hat die Entscheidung der Stadthalterei und des Staatsministeriums als ungesetzlich aufgehoben, indem die Erklärung abgegeben wurde, daß der Beschluß des Gemeinderathes weder das Gesetz noch den gesetzlichen Wirkungskreis überschritten habe. Das Gesetz wäre nur dann verletzt, wenn die Gemeinderaths-Mitglieder verpflichtet wären, an der Frohnleichnamsprozession theilzunehmen. Auch seinen Wirkungskreis habe der Gemeinderath nicht überschritten, weil es sich bei seinem Beschlusse nur darum handelte, wie er sich einer eventuellen Einladung gegenüber verhalten wolle. Es ist doch merkwürdig! Im Jahre 1530 erlangen die protestantischen Reichstagsmitglieder so viel, daß sie an der Frohnleichnamsprozession nicht theilnehmen müssen; 355 Jahre später muß ein Gemeinderath das höchste Staatsgericht anrufen, um seinen Beschluß, sich nicht an der Frohnleichnamsprocession zu betheiligen, aufrecht erhalten zu können. Da kann man auch sagen: Wie wir's so herrlich weit gebracht!

Die Verfolgung der Lutheraner in den russischen Ostseeprovinzen scheint insofern etwas nachgelassen zu haben, als von weiteren Verbannungen lutherischer Pastoren nichts mehr berichtet wird. Nach einer russischen Zeitung soll der Pastor Brandt ein Opfer des Empfangs geworden sein, welcher dem Erzbischof Donat bei seiner vorjährigen Rundreise von der Convention in Palzmar bereitet wurde. Dieselben verlangten nämlich zum Theil und zwar Manche in ungestümer Weise, daß ihnen der Rücktritt zur lutherischen Kirche gestattet werde. Pastor Brandt ist nach Smolensk abgeführt und dort unter Polizeiaufsicht gestellt worden. Er sammt seiner Frau, die ihm folgen durfte, bekommen täglich 15 Kopeken, etwa 7½ Cents, zu ihrem Lebensunterhalt. Jede geistige Arbeit, wie Ertheilen von Unterricht und dgl. ist ihm untersagt.

Diese Verfolgung der russischen Lutheraner ist indeß nicht die einzige, welche in Rußland in's Werk gesetzt wurde. So wurde die religiöse Bewegung, welche durch Berührungen des russischen Adels mit den Darbisten angeregt und von Lord Radstock in Petersburg, zunächst unter dem russischen Adel weitergeführt worden war, so gut wie ganz unterdrückt (vgl. Th.-Ztsch. 1884 Oct., Seite 239.) Nach der Verbannung des Grafen Paschkow und des Baron Korf wurden ihre Anhänger ebenso polizeilich überwacht, wie die Nihilisten. So wurden z. B. eine Anzahl Matrosen, die sich nicht zur Anrufung der Heiligen verstehen wollten, einfach deportirt. Selbst die rein wohlthätigen Anstalten, welche die Paschkowisten gegründet hatten, die Volksküchen wurden geschlossen. Der Oberprokurator des heiligen Synod Pobedonoszew betreibt die Ausbreitung der orthodoxen Kirche in einer Weise, daß man vermuthen konnte, er sei bei Kosaken und Jesuiten zugleich in die Schule gegangen. Mit dem, was er übrigens bis jetzt geleistet hat, scheint er noch nicht befriedigt zu sein, denn in einem Berichte darüber erklärt er „Nichtsdestoweniger bleibt die Gefahr noch bestehen, und ein entschiedenes Eingreifen der Regierung ist zur Zügelung der sektirerischen Frechheit nothwendig, damit die orthodoxe Bevölkerung in Sachen des Glaubens und der Kirche vor Gewalt geschützt und der Geistlichkeit die Möglichkeit moralischer Einwirkung gesichert wird.“

Wie doch die Begriffe verschieden sind! Jedermann, mit Ausnahme des Oberprocurators des heiligen Synod und einer Anzahl seiner Mitpopen, ist überzeugt, daß diese

wenigen verfolgten und verbannten Christen herzlich froh wären, wenn man sie nur in Ruhe ließe und Pobedonoszew ruft die Regierung zum Einschreiten auf, damit diese macht- und wehrlosen Leute keine Gewaltthätigkeiten verüben. Was die moralische Einwirkung des russischen Popenthums betrifft, so weiß jeder, daß man die Finsterniß auch Licht nennen kann, aber hell wird es deßwegen noch lange nicht.

Die Zurückberufung der Sendboten der Brüdergemeine aus Volhynien in Südrußland ist wohl auch durch die feindliche Haltung der russischen orthodoxen Kirchenregierung veranlaßt.

Die Generalversammlung der Waldenserkirche außerhalb der Thäler hat am 30. März und 1. April stattgefunden. Es wurde die wichtige Frage der Vereinigung mit der freien christlichen Kirche in Italien besprochen. Die Frage stand nicht so, als ob die Freie Kirche sich der Waldenserkirche einfach hätte anschließen sollen, vielmehr hatten die Vertreter der beiden selbstständigen Kirchenkörper im Interesse des Evangelisationswerkes den Plan gefaßt, eine Einigung mit gegenseitigem Entgegenkommen und gegenseitigen Opfern zu versuchen. Es wurde von *beiden* Kirchen *ein* Comite ernannt, welches ein Project ausarbeitete. Diese von dem Comite einstimmig angenomme Vorlage wurde auf der Waldensersynode von 1885 berathen, aber die Abstimmung wurde verschoben, um erst noch alle Gemeinden zu hören. Die Generalversammlung der freien Kirche, welche im Oktober 1885 in Florenz tagte, nahm das Project einstimmig an. Die diesjährige Generalversammlung der Waldenser nahm es ebenfalls, jedoch mit einigen Aenderungen an. Ob nun die Vereinigung vollends zur Thatsache werden, oder scheitern wird, das wird sich auf der Synode, die im September dieses Jahres zusammentritt, entscheiden.

Einer der ältesten Vorkämpfer der evangelischen Sache in Italien, Graf Piero Guiciardini, ist am 13. März in Florenz im Alter von 77 Jahren gestorben. Er war schon 1840 durch das Lesen einer Bibel, die man ihm für Kindergeschichten empfohlen hatte, evangelisch geworden, und wurde, nachdem er im Gefängniß gesessen und ihm der Proceß gemacht worden war, des Landes verwiesen. Er war es gewesen, der bei einem Besuch in den Waldenserthälern die dortige Kirchenbehörde veranlaßt hatte, die Hand an das Werk der Evangelisation Italiens zu legen. Später kam er unter den Einfluß der Plymouthbrüder, und wurde das Haupt der „Kirche der Brüder“ in Italien. In seinem Testament hat er für sechs Evangelisten der Brüderkirche lebenslängliche Pensionen ausgesetzt. Gleichwohl wird diese Kirche den Verlust des Grafen auch in finanzieller Beziehung schwer empfinden, denn derselbe bestritt die Auslagen für gottesdienstliche Zwecke innerhalb dieser Gemeinschaft zum größten Theil aus eigenen Mitteln.

Der Methodismus ist in England hoffähig geworden. Auf Gladstone's Vorschlag ist nämlich der Vorsitzende der Wesleyanischen Conferenz neben den Bischöfen der Staatskirche mit in die Hofrangordnung aufgenommen worden. Es sind allerdings schon früher die Präsidenten der Conferenz, Dr. Punshon und Rev. G. T. Berks von der Königin privatim empfangen worden. Der jetzige Präsident dagegen, Rev. R. Roberts soll officiell als Repräsentant der Methodistenkirche bei Hofe zugelassen werden. Die in Beziehung der Hoftracht sich ergebenden Schwierigkeiten sind in der Weise durch Gladstone beseitigt worden, daß Rev. Roberts im staatsbischöflichen Ornat, aber ohne die weißen Aermel erscheinen soll.

Die Tradition über die Lage der heiligen Orte in Jerusalem hat durch die Entdeckung des Bauraths Schick an Wahrscheinlichkeit gewonnen, indem es diesem eifrigen Alterthumsforscher gelungen ist, durch eine Menge von Ausgrabungen nachzuweisen, daß die *Grabeskirche* außerhalb der früheren, zur Zeit Christi bestandenen Stadtmauer gelegen ist, und daher ganz wohl das Grab des Herrn und Golgatha einschließen kann. Prof. Guthe schreibt in der „Zeitschrift des deutschen Palästinavereins“ Bd. VIII. S. 284 hierüber: „Die russischen Berichterstatter und Baurath Schick zeigen sich einig

in der Meinung, daß die Echtheit des heiligen Grabes jetzt über allen Zweifel erhaben sei. Allein so steht die Sache doch nicht. Es ist zunächst nur bewiesen worden, daß die seit Konstantin verehrte Grabeskirche wirklich außerhalb des Stadtgebietes liegt, wie es zu Jesu Zeiten war, und daß sich in ihrer Gegend auch andere Felsengräber finden, die wahrscheinlich aus der jüdischen Zeit stammen. Es können also hinfort gegen die Echtheit der Grabeskirche nicht mehr solche Einwände erhoben werden, welche diesen Thatsachen nicht Rechnung tragen; oder mit andern Worten, die Möglichkeit, daß das heilige Grab echt ist, steht außer Zweifel; aber positive Beweise dafür, daß gerade an der seit Konstantin verehrten Stelle und an keiner anderen das Grab Jesu gewesen ist, besitzen wir nicht."

Schulnachrichten.

Lehrer Eider, der seit vorigem Herbst die Gemeindeschule der evang. Petri-Gemeinde in South Bend, Ind., bediente, ist Anfangs Juni dieses Jahres nach Deutschland zurückgekehrt, und hat die Gemeinde Lehrer Enders zu seinem Nachfolger berufen, welcher daselbst sein Schulamt am 7. Juni angetreten hat.

Lehrer Preissel, der seit Anfang dieses Jahres die Gemeindeschule der evang. Johannis-Gemeinde in Chicago, Ill., bediente, und mit so großer Treue sein Amt zur Zufriedenheit der Gemeinde verwaltete, ist durch den Herrn über Leben und Tod plötzlich in die ewige Heimath versetzt worden. Er hielt noch zwei Stunden vor seinem Tode Schule; ein Blutsturz machte seinem Leben ein Ende. An seine Stelle hat die Gemeinde Lehrer Thomas berufen, der jetzt ihre Gemeindeschule bedient.

Weil unsere diesjährige Lehrerconferenz nahe bevorsteht, so werden die Glieder des Lehrervereins gebeten, doch nicht ohne Noth abwesend zu sein; möge vielmehr Jegliches durch die treue Theilnahme an unserer Conferenz sein Interesse für das Gedeihen unseres Vereins und unserer Gemeindeschulen bethätigen. Es ist ja unsere Zeit die Zeit der Vereine; jeder derselben strebt mit vereinter Kraft seinem Ziele entgegen. So sollten auch die evangelisch christlichen Lehrer sich noch inniger mit einander verbinden und als e i n M a n n für ihre Sache, die ja des Herrn Sache ist, einstehen und wirken.

Literarisches.

Kleine Gesangschule von C. A. Weiß, Lehrer und Organist.

Das kleine Büchlein ist seinem Zweck: „Als ein Mittel mitzuwirken, den Chorgesang in Kirche, Schule und Haus zu fördern," ganz angemessen, und wir können es bestens empfehlen.

Lebensbild von Simon Kuhlenhölter. Von P. H. Höfer.

Diejenigen Leser der Theol. Zeitschrift, welche mit dem Entschlafenen persönlich bekannt waren, werden sich freuen in dem kleinen Buche ein Andenken an ihn zu haben, und denjenigen, welche ihn nicht kannten, ist eine gewiß willkommene Gelegenheit geboten, soweit dies überhaupt noch möglich ist die Geschichte eines Mannes und Pastors kennen zu lernen, dessen Lebensführung und Charaktergestaltung nicht nur sehr interessant sind, sondern auch in vielen Stücken als Lehre und Vorbild dienen können.

Die Ausstattung des Büchleins — mit Kuhlenhölters Photographie und dem Bilde der Salemskirche in Quincy — ist vorzüglich; der Preis, 30 Cents per Ex., niedrig.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. August 1886. Nro. 8.

Die Rechtgläubigkeit der evangelischen Kirche und ihr Verhältniß zu den anderen Kirchen.

(Eingesandt von P. J. Grunert.)

(Fortsetzung.)

Gott, als Schöpfer der Persönlichkeit, ist ewiges Selbstbewußtsein, und indem er von aller Ewigkeit her, durch sich selbst, sich vorstellt und sein Denken reales Sein ist, so muß auch das Andere, seine Vorstellung von sich, ein reales Andere, persönlicher Gott sein, von Ewigkeit her der eingeborene Sohn des Vaters. Der Vater weiß sich selbst in dem Sohne und der Sohn in dem Vater, das Gottesdenken aber, in welchem beide sich wissen und eins sind, ist, wenn man so sagen darf, die Bewegung und das Leben in Gott, die Gottesnatur, der Geist Gottes, welcher als das sich Hingeben des Sohnes an den Vater und des Vaters an den Sohn das Liebesleben ewiger Seligkeit ist, aber als das reale Denken des ewigen, persönlichen Gottes, persönliches Sein und Gott sein muß. Wie nun das Selbstbewußtsein des ewigen Gottes ein von Ewigkeit her vollzogenes ist, so ist es auch ein in alle Ewigkeit sich vollziehendes, denn so wie der Vater im Sohne, seinem Anderen sich denkt und weiß, als in seinem Nicht-Ich, so denkt er auch im Geiste seine Herrlichkeit, und da sein Denken eben ein Setzen der Realitäten, ein schöpferisches Denken ist, so schafft er, indem er die Fülle seiner ewigen Macht und Herrlichkeit denkt, die reale Gottes-Welt und indem er sie zur raumzeitlichen Entwickelung in's Dasein ruft, schafft er Himmel und Erde. Da aber der Vater von Ewigkeit her sich seiner Macht und Herrlichkeit bewußt ist im Sohne, so kann die Schöpfung auch nur geschehen durch den Sohn; „denn durch ihn und zu ihm sind alle Dinge geschaffen und in ihm besteht Alles.“ — —

Doch, ehe wir weiter gehen, müssen wir hier den Unterschied bemerken zwischen der realen Gottes-Welt und der creatürlichen Welt Gottes. Der persönliche Gott ist ja kein abstracter Begriff, sondern als der absolut Ewige, als der Lebensgrund alles Seins trägt er das Weltall in seiner Ursprünglichkeit in sich, und Alles, was in dem creatürlichen Weltall sich gestaltet und lebt, hat das Urbild seiner Gestaltung und seines Lebens in ihm in vollkommener Reinheit, Schönheit und Seligkeit, denn da diese Urbilder, als reale Gottesgedanken, göttliches Sein und Leben sind, so bilden sie das Reich der Engel- und seligen Geisteswelt. Indem Gott nun das

Sein seiner realen Gottesgewalt, — indem der Geist Gottes den realen Weltgedanken in's Dasein ruft, entläßt er ihn zur raumzeitlichen Entwickelung einer creatürlichen Welt, zur relativen Selbstgestaltung einer für sich seienden Welt. Der Weltgedanke, welchen Gott ins Dasein ruft, ist ja nichts Todtes (Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen), sondern als gottgeschaffenes, geistig wirkendes und als solches sich selbst gestaltendes Sein ist er als Bewegung in sich, die daseiende Unendlichkeit, welche in ihre Momente sich differenzirt, in Bewegung und Ausdehnung, in die unendliche Zeit und den unendlichen Raum, in Himmel und Erde, Licht und Finsterniß, Kraft und Stoff, Seele und Leib sich scheidend, alle Gegensätze herausgestaltend alle Gestaltung wieder zur höheren Einheit zusammenfaßt, bis er als Leben in seiner Gestaltung sich selbst findet und empfindet und in dem unendlichen Reichthum des seelischen Lebens sich seiner selbstbewußt wird, bis der gottgeschaffene Geist des Weltgedankens als Selbstbewußtsein sich selbst denkt, der Weltgedanke zu der Gedanken-Welt selbstbewußter Geister ausreift und diese als Kinder Gottes im Sohne Gottes, durch welchen die Welt geschaffen ist, zurückkehren in des Vaters Haus.

So gestaltet sich die Welt zwar selbst durch ihr immanentes Gesetz, doch ist diese Selstständigkeit nur eine relative, denn indem der Welt-Gedanke als gottgeschaffener Geist seinen Seins-Grund im Geiste Gottes hat, so wird auch die ganze Weltgestaltung immer und überall von dem Geiste Gottes getragen und erfüllt, und wie die Schöpfung selbst, so kann auch jede folgende Schöpfungs-Epoche nur aus demselben Lebensgrunde hervorgehen; jedes Stadium der sich selbst gestaltenden, creatürlichen Welt ist ein neues „Es werde" des allmächtigen Gottes. Man muß daher sagen: die ganze Schöpfung ist inspirirt, oder wie die Schrift es ausdrückt: der Himmel ist durch das Wort des Herrn gemacht und alle sein Heer durch den Geist seines Mundes. Ps. 33. 6. Der Geist Gottes ist ausgegossen durch die Schöpfung; sie besteht nur, indem der Geist Gottes mit dem Wirken der geschaffenen Kräfte sich unmittelbar einend sie zu der Form seines Wirkens macht. Dies ist der wissenschaftliche Ausdruck für die herrliche Schilderung im Psalm 104.

Die Gottebenbildlichkeit des Menschen und die Sünde.

Auf diesem Standpunkte sind wir hinweg über die unfruchtbaren Speculationen der Identitätsphilosophie und einer ungläubigen Naturforschung, sowie auch über die fruchtlosen theologischen Streitigkeiten über die Ewigkeit der Höllenstrafen, die Prädestination, die zwei Naturen in Christo u. s. w., die immerdar endlos bleiben müssen, so lange man immer nur die eine Seite festhält als die volle Wahrheit, — die ihre Wurzel in den Gegensätzen unseres Denkens und unserer Gedankenwelt haben, und darum auch nur dann zur Lösung kommen können, wenn man auf ihre gemeinsame Wurzel zurückgeht.

Wenn Jemand sagen wollte: links ist nicht rechts, und darum ist es falsch und unwahr, so wäre dies selbst eine Unwahrheit, weil es eine Einsei-

tigkeit ist; denn rechts besteht nur dadurch, daß es das Gegentheil von links ist, und darum sind beide berechtigt als die beiden Seiten *eines* Körpers. Es ist das Gesetz der Eins, ein Vieles zu sein, und das Gesetz der Einheit, aus Gegensätzen zu bestehen. Es ist die Natur des Stoffes, Kraft zu sein und umgekehrt, es ist die Natur der Seele sich zu verleiblichen, und die Natur des Geistes sich zu verkörpern. Der selbstbewußte Geist ist die real-ideale Einheit aller Gegensätze, und die Wahrheit wird nicht gefunden dadurch, daß man den einen Gegensatz seinem Anderen gegenüberstellt, sondern dadurch, daß man beide auf ihre höhere Einheit bezieht und sie in ihrem organischen Zusammenhange erkennt.

Ich sagte: wir sind von unserm Standpunkte aus über alle solche Streitigkeiten hinweg, weil es nach dem früher Gesagten klar ist, daß Alles, was in *unsere Gedankenwelt* fällt, von uns Gestaltetes, *Menschenwerk*, nicht Religion und *Bedingung der Seligkeit* sein kann. Was wir als Wahrheit erkannt haben, ist zunächst das, was *wir* für uns als wahr gedacht, gestaltet und *gebildet* haben; wollen wir dies ohne Weiteres geltend machen, als die volle Wahrheit, so ist dies eben *Einbildung*. Die Wahrheit unserer Gedanken, unsere subjective Wahrheit muß, wenn sie begründet und berechtigt sein soll, sich gründen in die von Gott gebildete, reale Wahrheit, in die *Gottebenbildlichkeit*. Alles, was nicht zu dieser gehört und aus dieser fließt, ist Separation, vom Menschen für sich Bereitetes, Menschenwerk.

Was Aristoteles schon sagte: „Die erste Wirklichkeit des Leibes ist die Seele," das können wir noch umfassender ausdrücken mit den Worten: die erste Wirklichkeit des Menschen ist der Geist. Der Geist ist es, der sich den Körper auferbaut, um in diesem seinem Mikrokosmus, als Beziehung auf sich, (durch Gottes Macht) als lebendige Seele zu erwachen; der Geist ist es, welcher das innere Seelen- und Gedankenleben schafft, um darin als in dem Organe seines Daseins sich auszubilden und zu offenbaren. Der Geist ist also, als dieses organische, zweckmäßige sich selbst Gestalten, *durch sich selbst*, was er ist. Nach diesem gottgeschaffenen Gesetz ist er, als der durch sich selbst Seiende, Herr und Herrscher in dieser seiner Welt und soll es sein. Das sich selbst Gestalten, durch sich selbst Sein, ist die gottgeschaffene Natur des Geistes, als das relative Ewige, die Ebenbildlichkeit Gottes, des absolut Ewigen, durch sich selbst Seienden. Doch da sich der selbstbewußte Geist zugleich auch bewußt ist, daß er mitsammt seiner Welt nur in Gott sein Sein hat, daß er gerade in seinem realen Ich, in seiner Gottebenbildlichkeit, als durch sich selbst Seiendes, das Eigenthum Gottes ist und in unbedingter Abhängigkeit zu ihm steht, so erweist sich die Herrschaft in seiner Welt nur als *Selbstbeherrschung im Gehorsam gegen Gott*. Nur im Gehorsam gegen Gott, von dem er die Kraft bekommt, vermag er sich selbst zu beherrschen, und nur durch die Selbstbeherrschung vermag er die Gottebenbildlichkeit, dieses sich selbst Gestalten und durch sich selbst Sein, zu erweisen; getragen und durchweht vom Geiste Gottes vermag er nur in der vollständigen

Abhängigkeit seine Freiheit, in dem unverbrüchlichen Gehorsam seine Herrschaft zu bewahren.

Indem er in diesem Zustande der Uebereinstimmung seines Willens mit dem Willen des Vaters sich bewußt ist, ist die Wahrheit in ihm, und der Glaube, die Selbstgewißheit des Geistes, in welcher er sich Gott verpflichtet, sich in Gott weiß, sowie auch von Gott getragen und erfüllt, Gott in sich weiß, diese Einheit im Lebensgrunde ist der Grundzug der Gottebenbildlichkeit, aus welchem alsbald die weiteren Züge derselben hervorgehen: die Liebe zu Gott, zu dem Anderen, dem es gehört, als freudige Hingabe in seinen Willen, Liebe zu seinem Anderen, der Welt, als freudiges Wirken, dieselbe auszubilden; Frieden und Freude und gottseliges Wesen ꝛc., das sind die Züge der Gottebenbildlichkeit, der lebendigen Beziehung des Geistes zum Lebens-Grunde, zu Gott. Dies sind nicht Ideale, sondern reale Lebensmächte, nicht unsere Gedanken, sondern Gaben von oben, vom Vater, — gottgeschaffene Kräfte und gottgeordnetes Leben des Menschengeistes, und ihre Geltendmachung ist die Religion, die lebendige, das Leben beherrschende Beziehung des Menschen zu Gott. Das Selbstbewußtsein findet sich somit bestimmt als Gottes-Bewußtsein und Welt-Bewußtsein. Als Gottes-Bewußtsein weiß der Mensch sich in unbedingter Abhängigkeit von Gott zum unbedingten Gehorsam gegen ihn verpflichtet und als Welt-Bewußtsein, sich selbst Gestaltendes, trägt er seine Aufgabe in sich, sich sittlich zu entwickeln, um seine Gottebenbildlichkeit als das Leben und die Wahrheit zu erkennen. Da nun aber der Träger der ganzen Selbstgestaltung der Werkmeister der Schöpfung, der Geist Gottes ist, so ist es klar, daß der Mensch nur kraft des Geistes Gottes die Wahrheit erkennen kann, und daß jede Erkenntniß der Wahrheit im weiteren Sinne eine Offenbarung Gottes ist, sowie die religiöse Entwickelung des Gottesbewußtseins und die Entfaltung seines Inhaltes im Makrokosmus der Menschheit die Offenbarung Gottes im engeren Sinne ist. Wäre die Selbstgestaltung und religiöse Entwickelung der Menschheit eine normale geblieben, so würde der Mensch mit derselben Sicherheit und mit unwandelbarem Rechtssinn die Wahrheit erkennen und thun, wie die Spinne ihr Netz webt, und die Biene ihre Zelle baut, und der Kranich und die Schwalbe ihre Zeit wissen, wann sie wiederkehren sollen. Dies war jedenfalls der erste von Gott geordnete Weg, daß die Menschen das Gute thun und dadurch leben sollten, daß sie auf dem Wege freudigen Rechtthuns zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen sollten. Da es aber gottgeordnetes Grundgesetz des Geistes ist, Selbstgestaltung, und als Bewegung in sich, spontan zu sein, da also der Schwerpunkt der sittlichen Entwickelung in dem Durchsichselbstsein, in der freien Selbstentscheidung für Gott liegt, so hat Gott dem Menschen damit die Möglichkeit gegeben, daß er sich auch gegen Gott entscheiden kann, und hat damit den andern Weg offen gelassen, durch die Schuld zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, und diesen Weg ist die Menschheit thatsächlich gegangen. (Fortsetzung folgt.)

Soll unser Katechismus ins Englische übersetzt werden?

(Referat von P. Krause.)

(Schluß.)

Es ist aber auch der Einwand erhoben worden, daß wir durch den Gebrauch der englischen Sprache der sogenannten Oberflächlichkeit und sittlichen Zerfahrenheit (?) der amerikanischen Kirche Thor und Thüre öffneten. So sehen wir uns genöthigt auch die sprachlich-ethische Seite der Frage in den Kreis unserer Erörterungen zu ziehen.

Die Zahl derer ist nicht gering, welche meinen, daß sich die christlichen Begriffe am tiefsten in der deutschen Sprache ausdrücken lassen.¶) Das Richtige in dieser Anschauung kann sich doch wohl nur auf gewisse deutsche theologische Wendungen beziehen, die sich im ciceronianischen Latein oder auch in einer anderen Sprache nicht gut wiedergeben lassen.*) Die Sache liegt vielmehr umgekehrt. Nicht etwa hat die deutsche oder eine andere Sprache die christlichen Begriffe vertieft — was unmöglich ist — durch bessere Ausdrücke, sondern das Christenthum hat durch das Medium der Bibelsprachen erst die andern Sprachen bereichert. Das hat Raumer in Bezug auf die deutsche Sprache schon längst erwiesen.†) Die Vollendung der Sprache und die Feinheit des Stiles, wie ich nebenbei bemerken möchte, correspondirt nicht immer mit der Tiefe des Gedankens. Es ist kein klassisches Griechisch, in welchem das neue Testament geschrieben ist. Es ist keine klassische Prosodie, welche in den altkirchlichen Hymnen zur Anwendung kommt. Doch aber ist in der gesammten heidnisch-griechischen und -lateinischen Literatur keine auch nur annähernde Tiefe des Gedankens als in jenen zu finden. Sehen wir aber von der nationalen und wissenschaftlichen Paraphrase der christlichen Glaubenslehre ab, so machen wir die Wahrnehmung, daß die Uebertragung rein biblischer Begriffe in fremde Sprachen, also z. B. ins Englische nicht die Schwierigkeiten macht, als das Uebersetzen specifisch theologisch-wissenschaftlicher Ausdrücke, denen eben die Beschränkung nationaler Eigenthümlichkeit oder das Jargon philosophischer Formeln anklebt. Jellinghaus sagt in der Beziehung Folgendes: „Beim Uebersetzen meiner in deutscher und lateinischer Sprache angeeigneten theologischen Erkenntniß fühlte ich oft tief, wie sich manche deutsche und lateinisch-griechische Worte gar nicht ins Hindi übersetzen ließen, während dies doch bei den Ausdrücken der Bibel immer der Fall war.

¶) Diese Zahl wird doch innerhalb unserer Synode sehr gering sein. Es ist nämlich kein einziger Pastor, der nicht wüßte, daß die christlichen Begriffe am ursprünglichsten und tiefsten im neutestamentlichen Griechisch ausgedrückt sind, und daß man bestrebt ist in andern Sprachen dieselbe Tiefe zu erreichen. Ebenso halten wir es, soweit wir die Leser der Theol. Zeitschrift kennen, für eine überflüssige Mühe, die Sätze von Prof. Schottmüller und Dr. Julius Göbel zu widerlegen; es hätte so wie so schwerlich Jemand dergleichen geglaubt. (D. R.)

*) Erasmus, Ciceronianus s. de optimo genere dicendi dialogus, I, 1.

†) Rudolf v. Raumer, Einwirkung des Christenthums auf die deutsche Sprache, p. 285 u. ff.

Dies führte mich tiefer in den Sinn und in die Bedeutung vieler biblischer Worte und Begriffe, denn es zwang mich, daß ich selber jedesmal erst auf biblischer Grundlage und in der einfachen, biblischen Sprache über die betreffenden theologischen Formeln und Lehren klar werden mußte, damit ich sie verständlich und nutzbringend übersetzen und lehren konnte. Ich fand dabei immer, daß alles, was wirklich klare, fruchtbringende Wahrheit in der Theologie ist, sich auch ins Hindi übersetzen ließ, so daß es von den jungen Kohlschristen (Seminaristen) wirklich verstanden und angeeignet wurde. Seit der Zeit wurde es mir offenbar, daß nur diejenigen Gedanken wirklich im tiefsten Sinne wahr und fruchtbringend sind, welche in der Hauptsache auch einem bekehrten, bibelfesten und wohlbegabten Christen*) aus den handarbeitenden Ständen oder aus den Heiden verständlich gemacht werden können. Ist dies bei einer Lehre nicht möglich, so ist entweder der betreffende Gedanke nicht wahr, oder er besteht aus einer ziemlich nutzlosen und mehr verwirrenden als belehrenden Zusammensetzung und Häufung aristotelischer und modern-philosophischer Begriffe." †) Die echte Sittlichkeit, die rechte Ethik, welche theilweise auf der Einführung christlicher Sittlichkeitsbegriffe beruht, findet also in der Sprache der Völker im allgemeinen keine Schranke. Sie wendet sich ja nicht an das Nationale in uns, sofern es nicht sündlich ist, sondern an das allen Menschen Gemeinschaftliche, an die Erlösungsbedürftigkeit. Wäre es anders, so müßten wir gewiß nur griechisch beten, predigen, bekennen u. s. w. Aber es wird Niemand dem Kirchenvater Clemens von Alexandrien beistimmen, welcher behauptet: „Daß den Menschen die Gebete in fremder Sprache eindringlicher zu sein scheinen."‡) Zwar hat man zugegeben (Theol. Zeitschr. 1884, p. 157), daß in der englischen Sprache als solcher nicht die Hauptgefahr für die deutsche Religiosität liege, doch aber hat man gleichsam mit demselben Athemzuge, in demselben Satze behauptet, daß mit der englischen Sprache auch das englische Wesen in Kauf genommen werden muß. Aber wäre es zu beklagen, wenn nur das englische Wesen, sofern es nicht unsittlich ist, angenommen würde? Ist es überhaupt möglich, auch mit Beibehaltung der deutschen Sprache ein Deutschthum im transatlantischen Sinne festzuhalten und zu cultiviren? Sind nicht die politischen, kirchlichen und socialen Verhältnisse ganz andere, so daß man wohl sagen darf, die Sprache ist der kleinste Unterschied. Darf man behaupten, daß die deutschredende Bevölkerung Amerika's wirklich auch deßhalb, weil sie noch deutsch redet, deutsch sei in ihrem ganzen Wesen, oder wird man nicht vielmehr sagen dürfen, daß die sogenannten Deutsch-Amerikaner trotz ihrer deutschen Sprache schon mehr oder minder amerikanisirt sind! Etwas Neues ist es nicht, daß viele unserer Deutschen hier

*) Wangemann, christliche Glaubenslehre, p. 3: „Die tiefe Erkenntniß der in der heil. Schrift geoffenbarten Wahrheit ist ein Gebiet, auf welchem der Theologe und der Gelehrte nicht das geringste Vorrecht vor dem Laien hat."

†) Jellinghaus, das völlige, gegenwärtige Heil durch Christum. Berlin 1880, p. V.

‡) Commentar. ad epist. Pauli ad Titum 1, 12 (opp. Migne 14. 572).

eine andere Sprache reden als die der Väter. Ein ostindischer Missionar, der früher als Prediger auf Sunderland im Nordosten England's unter den Deutschen wirkt, schrieb mir vor Jahren: „Mit dem Deutschthum steht es in den wenigen deutschen Gemeinden in England ebenso wie in Amerika in vielen Gemeinden. Die Alten sprechen anglisirtes Deutsch, die Jugend überhaupt nicht mehr deutsch oder doch sehr mangelhaft. Englische Gottesdienste werden nöthig!" Aehnliche Erscheinungen finden wir überall. Die Magyaren reden finnisch, sind aber keine Finnen. Die Bulgaren reden slavisch, sind aber keine Slaven. Im byzantinischen Reiche während der Periode seiner Macht im Mittelalter redete man die griechische Sprache von der mittleren Donau bis zum Meere, obgleich die wenigsten Bewohner Griechen waren.

Außerdem hängt aber Sprache und Sittlichkeit nicht so eng zusammen daß die Sprache die Sittlichkeit bestimmt. Die Sprache ist immer ein Diener des Geistes und läßt sich brauchen und mißbrauchen, wie man will. Welche Fülle von Unsittlichkeit z. B. ist in den sogenannten drei heiligen Sprachen zum poetischen und prosaischen Ausdruck gekommen. Diejenigen Franzosen, welche 1685 nach Halle flohen und ihre Nachkommen unterschieden sich in sittlicher Beziehung (nach dem Zeugniß deutscher Behörden und Historiker) sehr vortheilhaft von ihren deutschen Mitbürgern und von den Franzosen, die später am Hofe Friedrichs des Großen lebten und auch von den Franzosen, welche in der Revolutionszeit nach Deutschland flohen. Nicht die Sprache, sondern der hl. Geist macht sittlich. Hätte die Sprache an sich einen ethisch-verderblichen Einfluß, dann hätte der französische Diplomat Recht, welcher sagt, die Worte seien nicht die Zeichen (signes), sondern die Affen (singes), Carricaturen, der Gedanken. Dann dürften wir überhaupt keine Sprache reden, sondern müßten, wie ein gewisser Mönchsorden, uns ein ewiges Schweigen auferlegen, dann wäre Irions Rath (Theol. Zeitschrift 1884, S. 133), daß jeder Geistliche so viel als möglich englisch lerne, entsittlichend, und man müßte dann auch Eyth beistimmen, der aus den gelehrten Schulen die heidnischen Classiker verbannt wissen wollte, die bekanntlich nicht um ihres sittlichen Inhalts willen, sondern der Sprache wegen gelesen werden. Nur die Kirchenväter wären dann nach Veuillots Meinung erlaubt.

Auf die in generalisirenden Ausdrücken gehaltenen Jerimiaden über die Oberflächlichkeit amerikanischen Kirchenwesens soll hier nicht näher eingegangen werden. Peccatur intra muros et extra, d. h. es wird bei Deutschen und Amerikanern gesündigt, oder sie sind allzumal Sünder. Generalisirende Aussprüche müssen ja fast immer theilweise halbwahr, theilweise ungerecht sein. Es trägt auch nichts zur Lösung unsrer Frage bei, wenn wir entweder die Tiefe des Sumpfes amerikanischer Unsittlichkeit oder die der deutschen Unsittlichkeit messen. Denn wir haben unsere Jugend, die das Englische meistens doch besser versteht als das Deutsche, vor beiden Sümpfen zu bewahren. Ebenso wenig trägt es zur Lösung unsrer Frage bei, wenn man die gegenseitigen Vorzüge hervorhebt. Denn dabei geräth man zu leicht in ein für die Lösung unsrer Frage unfruchtbares Eifern um national-religiöse Dinge. Es

handelt sich — so paradox das auch klingen mag — weder um das Englische, noch um das Deutsche als solches, sondern darum, daß wir zu unsrer Jugend also reden, daß sie es versteht.

Aber selbst, wenn wir uns auch nur einen Augenblick auf den Standpunkt derer stellten, welche das anglo-amerikanische Kirchenwesen als viel tiefer stehend betrachten als das deutsche, wäre es da nicht um so nothwendiger, unsere verenglischende Jugend bei uns festzuhalten zu ihrem sittlichen und geistlichen Heile und für sie zunächst den Katechismus in's Englische zu übersetzen? — Da schreibt nun ein theuerwerther Bruder: „Gebt ihnen (den Kindern) ja keinen englischen Katechismus in die Hand; ihr entfremdet sie dadurch nicht nur dem Deutschthum, nein, ihr liefert sie auch den englischen Methodisten, Baptisten und anderen ......isten in die Hände." — Nun, den Kindern, die uns noch einigermaßen mit Segen verstehen, werden wir keinen englischen Katechismus in die Hand geben. Das wäre nicht nothwendig und sehr undeutsch. Aber hat denn die deutsche Sprache uns vor den Sekten bewahrt? Die Kirchengeschichte des alten, transatlantischen Vaterlandes gibt uns darauf ebenso gut wie die Erfahrungen in Amerika die Antwort: „Nein." Verhielte sich in Deutschland der Staat zur Kirche wie bei uns, so würde es auch dort von Sekten wimmeln. Die Methodisten, Presbyterianer 2c. haben nicht gewartet, bis wir englisch werden, sondern haben in deutscher Sprache ihre Kirche ausgebreitet.

Wer nun aus dem Vorstehenden herauslesen wollte: Amerikanisirt euch so schnell als möglich, würde uns gründlich mißverstehen. Die deutsche Sprache soll festgehalten und gepflegt werden so lange es irgendwie geht, aber nur so lange, als sie noch für die betreffenden Individuen ein segenbringendes Vehikel christlicher Heilsgedanken sein kann. Daß dies aber nicht überall der Fall ist, bedarf keines Beweises, wäre doch sonst die ganze Sprachen- und Katechismusfrage gar nicht auf's Tapet gekommen.

Durch die in der „Sprachenfrage" (Theol. Zeitschr. 1885, Nr. 4 und 5) ausgesprochenen Gedanken scheint eine Uebersetzung unseres Katechismus 2c. überflüssig geworden zu sein. Zwar ist der Kern unsrer Synode nicht der Katechismus, sondern die hl. Schrift. Wir sehen den Katechismus ebenso wenig als bindend an, wie irgend ein anderes außerbiblisches Bekenntniß. Alle symbolischen Schriften, die dreizehn Sätze der Missourier nicht ausgenommen, unterliegen der gläubigen Kritik des evangelischen Schriftprinzips. Doch aber ist der Katechismus, so lange wir keinen besseren haben, der vollkommenste offizielle Ausdruck unsrer Lehrstellung und auch die dogmatische Grundlage unsrer Synode. Es ist nun doch nicht an sich klar*) (Theol. Zeitschrift 1885, S. 144), daß um der englischen Denominationen willen eine buchstäbliche oder möglichst gedankentreue Uebersetzung unseres Katechismus nicht genüge. Es handelt sich im Katechismus nicht um Kultus und Verfassung,

*) Es ist doch an sich klar; wenigstens für mich. (D. R.)

sondern um Heilslehre. Diese ist doch aber so ausführlich, daß unser Katechismus nicht nur als dogmatische Grundlage bezeichnet worden ist, sondern auch als dasjenige Buch, aus dem man gerade die unsrer Synode eigenthümliche Lehrstellung erkennen kann. (Vgl. Theol. Zeitschrift 1882, S. 157.) Er ist gleichsam die Auslegung zu dem im Bekenntnißparagraphen ausgesprochenen Consensus, wie die übrigen Paragraphen der Synodalstatuten und die Gemeindeordnung unsere Verfassung und Kultus näher beschreiben. Ist unser Katechismus übersetzt, so kann jede englische Kirche unsere eigenthümliche Lehr- und Glaubensstellung daraus erkennen, ohne daß letztere etwa durch eine Erweiterung des § 2 klar gestellt werden müßte. Denn die übrigen Bekenntnißschriften, zu denen wir uns bedingungsweise bekennen, sind schon längst in's Englische übersetzt. Wer unseren Bekenntnißparagraphen mißverstehen will, kann das auch schon an der deutschen Fassung desselben probiren, wie es ja leider lutherischerseits geschehen ist. Soll aber der zu begründende Zweig unsrer Synode (etwa: American Branch of the German Evangelical Synod of North America) einen eigenen Katechismus haben, so wird derselbe entweder besser oder schlechter ausfallen.*) Fällt er schlechter aus, so müßte man doch die Uebersetzung unseres Katechismus ernstlich wünschen und vorziehen; fällt er besser aus, so müßte man den deutschen revidiren. Wir zweifeln aber sehr daran, daß jener Katechismus besser ausfallen wird, weil uns jetzt noch die geeigneten Kräfte für solche originale englische Produktivität fehlen, und erst vielleicht in späterer Zukunft aus einem englisch-evangelischen Predigerseminar erwachsen werden.

Es handelt sich bei unsrer Frage zunächst nicht darum, die evangelische Theologie, sondern die evangelische Glaubenslehre in's Englische zu übertragen, oder mit anderen Worten ausgedrückt, nicht die wissenschaftliche, sondern die populäre Auslegung unsrer Glaubensstellung soll in's Englische übertragen werden. Der Weg, den die Mission überall einschlägt, ist auch hier der gemeinsame: Erst Katechismus-Unterricht, später Uebermittlung theologischer Kenntnisse in einem zu errichtenden (in unserem Falle) englisch-evangelischen Predigerseminare oder in einer englischen Abtheilung des Predigerseminars.

Außerdem ist uns aber ein englischer Katechismus nöthig zur Bildung zukünftiger englischen Gemeinden aus der verenglischenden Jugend. Denn die scharfe Trennung, die der Verfasser der „Sprachenfrage" festgehalten und durchgeführt wissen will, läßt sich wohl vorläufig in der Idee und auf dem Papiere vollziehen, in der Wirklichkeit aber noch nicht. Hier finden wir in vielen Fällen die Mischung in verschiedenen Proportionen. Die Forderung rein-deutsche und rein-englische Gemeinden ist zwar das Ziel, das wir erstreben müssen, damit unsere Synode und ihr englisch gewordener Sprößling gedeih-

*) Warum sollen aber gerade hier bei zwei Katechismen nur die beiden Fälle möglich sein, daß der eine entweder besser oder schlechter sein müsse als der andere. Wir halten hier in aller Bescheidenheit drei Fälle für möglich, daß nämlich der eine entweder schlechter oder ebenso gut, oder besser sein kann, wie der andere. Mindestens sollte diese so auffallende Ausnahme von einem allgemeinen logischen Gesetze, auf welche die nachfolgenden Behauptungen gestützt sind, erst unzweifelhaft erwiesen sein. (d. R.)

lich neben einander fortwachsen können. *Diese Scheidung kann aber nur aus der thatsächlichen Mischung heraus vollzogen werden, und wird diese Mischung deutscherseits so lange währen, als der Strom deutscher Einwanderer in nennenswerther Stärke dauert. Englische* Gemeinden oder *gar keine*, weder englische noch deutsche gewinnen wir aus dem verenglischten Theile des Nachwuchses unsrer Gemeinden, also im allgemeinen aus der dritten Generation der Deutsch-Amerikaner. Ein jahrelang doppeltsprachiger freilich getrennter Confirmandenunterricht und Gottesdienst (mindestens ein doppelsprachiger getrennter Gottesdienst) wird an allen den Stellen nöthig, wo die Umstände es erheischen, an die Gründung englischer Gemeinden zu gehen. *Freilich liegt gerade in dieser thatsächlichen und vorläufig nicht gleich zu beseitigenden Zwitterhaftigkeit das Schwierige und zugleich gefährliche der ganzen Sprachenfrage.* Aber es liegt doch auf der Hand, daß sich die Sache praktisch kaum anders lösen lassen wird oder ungelöst bleiben muß.*)

---

*) Wie soll sich denn diese Scheidung vollziehen? Sollen vielleicht die Deutschen nach einiger Zeit aus der „Deutschen Evangelischen Synode von Nordamerika" ausscheiden, weil die deutsche evang.-Synode nicht deutsch, sondern englisch ist? Oder sollen nach einigen Jahren fruchtlosen Experimentirens die englischen ausscheiden, weil die deutsche evang.-Synode nicht englisch, sondern deutsch ist? Oder soll die deutsche evang.-Synode verscheiden, weil sie weder deutsch noch englisch ist, weil man in ihr des Sprachenhaders müde geworden ist und die schon öfter gemachte Erfahrung, daß eine doppelsprachige Synode auf die Länge ebensowenig existenzfähig ist, wie eine doppelsprachige Gemeinde auch noch einmal selbst gemacht und ebenso theuer bezahlt hat, wie andere Kirchengemeinschaften.

Wozu denn aber überhaupt die Mischung, wenn die Scheidung das Ziel ist? Dabei muß noch obendrein unumwunden zugegeben werden, daß gerade in dieser Zwitterhaftigkeit das Schwierige und zugleich Gefährliche der ganzen Sprachenfrage liege. Aber ein Mittel die Schwierigkeit zu überwinden und die Gefahr zu vermeiden, so daß sie nicht zum Untergang führt, wird nicht angegeben, sondern rundweg erklärt, es liege auf der Hand, daß sich die Sache kaum anders lösen lassen werde, oder ungelöst bleiben müsse.

Man müßte also mit demselben kleinen Kahne mit dem wir sonst nur den schmalen Fluß der Differenz zwischen Lutheranern und Reformirten zu überschreiten gewohnt waren, auch den Ocean des englisch-amerikanischen Kirchenwesens befahren. Schwierig und gefährlich sei die Sache allerdings, aber es liege einmal auf der Hand, daß es nicht anders gehe.

Es ist aber mit dergleichen Erklärungen ein eigen Ding. Es ist schon oft und viel behauptet worden, dies oder jenes, was oft nicht einmal richtig war, sei das einzig Mögliche, weil man eben anderes, was auch möglich uud vielleicht viel richtiger war, nicht sehen konnte oder wollte. Es wäre aber doch eigentlich recht wunderbar, wenn gerade auf diesem Gebiete nur die eine Möglichkeit vorhanden wäre, daß *nur* die Uebersetzung unseres Katechismus genügte, unsere Glaubensstellung auch unter unsere verenglischten Volksgenossen fortzupflanzen. Dabei ist aber noch gar nicht einmal bewiesen, daß durch eine solche Uebersetzung auch der Geist, aus dem heraus der Katechismus entstanden ist, sich fortpflanze. Alles hat seine Zeit, sagt der weise Salomo, sowohl die Erhaltung des Alten, wie die Entstehung des Neuen. Wer aber das Neue nur dann als recht und gut anerkennen will, wenn es in der Form des Alten erscheint, der faßt eben den neuen Wein in alte Schläuche. Meinten wir nun, wir müßten durch eine

Da wir unsere hier geborenen Gemeindeglieder meist durch den Confirmandenunterricht gewinnen (denn die Praxis der Revivalmeetings üben wir nicht aus), so ist ein englischer Katechismus das erste Postulat, damit man nicht gezwungen ist, entweder die betreffenden Familien zu verlieren oder ihren Kindern den Heidelberger, lutherischen oder gar den presbyterianischen Katechismus in die Hände zu geben. Ein englisches Gesangbuch wäre gleichfalls nöthig. Denn wie denkt man sich die Begründung eines englischen Zweiges unserer Synode ohne vorher gegangenen englischen Confirmandenunterricht u. s. w.? Eine englische Synode kann erst dann begründet werden, wenn wir englische Gemeinden haben, die unsere Synode groß gezogen hat. Unsere Synode trat auch erst in's Leben, nachdem eine Reihe von Gemeinden zu einer solchen vereinigt werden konnten. Ohne Steine kann man nicht bauen. Steine haben wir genug für den englischen Zweigsynodalbau. Wäre es anders, dann gäbe es — wie gut wär's — keine Sprachenfrage. Aber die Steine müssen erst für jenen Bau zugerichtet werden, und für solche Arbeit sind uns die zweckentsprechenden Werkzeuge nöthig. Ohne den englischen Confirmandenunterricht und Gottesdienst treiben wir die betreffenden Individuen in die amerikanischen Denominationen oder müssen sie in geistlicher Beziehung verkommen lassen. Suchen wir diese Frage nicht in praktischer und thatsächlicher Weise zu lösen, sondern lassen wir sie auf den Rädern theoretischer Discussionen im Sande verlaufen, so bleibt wohl die Synode der Sprache, dem Namen und der Form nach rein-deutsch, aber viele ihrer Gemeinden müssen eingehen, wie schon viele*) eingegangen sind, an denen die begeisterten Bekämpfer der englischen Sprache gestanden haben, die sich aber rechtzeitig an deutschere Gemeinden begaben. Wenn, wie an anderer Stelle ausgeführt wird,

---

Uebersetzung unseres Katechismus die Garantie dafür schaffen, daß solche, die nicht mehr deutsch verstehen, evangelisch bleiben, wir müßten dafür sorgen, daß denen die englisch werden, „das deutsche Charisma der Innerlichkeit erhalten bleibe," so liegt die Gefahr nahe, daß wir uns zu viel mehr berufen glauben, als wir wirklich sind. Wir haben die Charismen (göttliche Gnadengaben) nicht auszutheilen oder andere zu erhalten, sondern mit den uns verliehenen treu zu sein. Wir können denen, die englisch werden, kein deutsches Charisma erhalten, wenn wir sie nicht deutsch erhalten. Müssen wir aber eingestehen, daß wir nicht einmal im Stande sind das Geringere, die Sprache, zu erhalten, wie wollen wir uns denn vermessen dafür zu sorgen, daß das größere nicht verloren gehe. Zudem sollten zwei Dinge bestimmt und klar auseinander gehalten werden: Die Sprachenfrage in den einzelnen Gemeinden und die Sprachenfrage in der Synode. Werden einzelne Gemeinden englisch, so ist doch damit noch lange nicht die Nothwendigkeit gegeben, daß nun auch ein Durcheinander von deusch und englisch in der Synode sein müsse. Wer einmal selbständig englisch sein kann, sei's Pastor, sei's Gemeinde, der braucht keine Bevormundung von Seiten der Deutschen mehr; wer sie aber noch zu brauchen glaubt, oder wirklich braucht, der ist noch nicht reif zum Englischwerden. Oder würden nicht am Ende englische Pastoren und englische Gemeinden und solche, die es werden wollen, viel besser mit englischen Büchern und einer englischen Synode berathen sein, als mit bloßen Uebersetzungen und mit der Unterordnung unter eine deutsche Synode, bei der auch beim besten Willen nicht dasjenige Verständniß für die Angelegenheiten der englischen vorausgesetzt werden kann, das diese selbst haben. (d. R.)

*) Wie viele sind es? (d. R.)

die Jugend lieber in die englische Kirche geht des Unsinns (fun) wegen, so verhält sich das theilweise wirklich so; der tiefste Grund liegt aber darin, daß die verenglischende Jugend dort versteht, was sie hört, während sie von der allereinfachsten deutschen Predigt oft nur sehr wenig faßt. Aber in der Religion sucht auch das Erkenntnißvermögen des Menschen, nicht nur das Gefühl Befriedigung. Damit nun beides befriedigt werde, bedarf es der am besten verstandenen Sprache. Diese aber ist für viele Glieder unserer Jugend nicht in der Einbildung, wie man gern voraussetzt, sondern in Wirklichkeit die englische Sprache. Die Gegensätze, welche durch faktische Verhältnisse entstanden sind und nicht etwa durch verschiedene Ansichten, können weder durcheinander gemischt werden noch in einander aufgelöst werden. Es sind Gegensätze (deutsch und englisch), die sich innerhalb der deutschen Bevölkerung durch den Einfluß der hier alle Nationalitäten veramerikanisirenden Volksentwicklung gebildet haben. Eine Lösung der Sprachenfrage wird sich kaum anders als durch die vorher angedeutete allmälige Scheidung der beiden Sprachgebiete bewirken lassen. Ich sage eine Trennung der Sprachgebiete, denn daß die vorliegenden sprachlichen Unterschiede nicht etwa einem nationalen Unterschiede gleichkommen, ist oben angedeutet worden. Wollen wir aber, daß unsere Glaubensstellung, unsere religiösen Prinzipien auch unter unsern verenglischten Volksgenossen fortgepflanzt werden sollen, so wird uns nur unser Katechismus in englischer Sprache genügen, nicht aber ein Nothbehelf mit irgend einem anderen englischen Katechismus.

Thesen.

1. Weil die ganze kulturgeschichtliche und sprachlich-ethnologische Entwicklung Nord Amerikas auf eine Anglisirung hinarbeitet, auf deren einzelne Faktoren wir trotz der größten Widerstandskraft in einer nicht geringen Anzahl unserer Gemeinden keinen wesentlichen Einfluß mehr ausüben können, ist es nöthig zur Gründung zukünftiger englischer Gemeinden zunächst den Katechismus unserer Synode in's Englische zu übersetzen.

2. Wir halten darauf, daß unser Katechismus übersetzt werde, weil er bis jetzt der vollkommenste, offizielle Ausdruck unserer eigenthümlichen Lehrstellung ist und dieselbe so ausführlich erörtert wird, daß auch englische Denominationen daraus sich über uns instruiren können.

3. Wir wünschen, daß die Herausgabe eines englischen Katechismus bald geschehe, damit unsere Prediger in den Stand gesetzt werden, solchen Kindern, die sich noch für den deutschen Confirmandenunterricht eignen, aber ihm nur schwer folgen können, die wichtigsten und schwersten Lehren in englischer Paraphrase erklären, den gänzlich verenglischten aber einen rein-englischen Confirmanden-Unterricht geben zu können. — Für Prediger sollte deshalb Irions Katechismuserklärung übersetzt werden.

4. Es wäre empfehlenswerth dem englischen Katechismus eine etwa zwei bis drei Seiten lange Geschichte unserer Synode als Einleitung beizudrucken. Ein solcher Katechismus würde dann das erste Band des noch festzustellenden Verhältnisses der Muttersynode zu ihrem englischen Sprößling bilden.

Bezüglich der Sprachenfrage innerhalb unserer Synode

ist wohl dreierlei möglich: 1. Das junge englisch werden wollende Element ziehen lassen, wobei die Frage wäre: Ist dabei unser Verlust oder unser Gewinn größer? 2. Auf eine Verbindung von Deutsch und Englisch innerhalb Einer Synode eingehen. 3. Auf die Sache eingehen, den englischen Theil anfangs unterstützen, dann aber denselben sich mit den gleichen Statutenparagraphen über Wesen, Lehre 2c. durchaus selbstständig organisiren lassen.

I.

Daß unsere Synode ihr Werk auch an den englisch redenden Nachkommen unserer deutschen Kirchenglieder und andern des Englischen sich bedienenden treiben soll, begreift weit mehr in sich, als nur das, was wir jetzt vermittelst der deutschen Sprache thun, in englischen Leuten ausüben.

Seine Sprache ist nur Eine Eigenthümlichkeit eines Volks neben manchen anderen Eigenthümlichkeiten und in innigem Verhältniß mit diesen. Man nimmt keine Sprache eines Volkes an, oder vielmehr in sich auf, ohne auch allmählich immer mehr alles das, was gerade ein Volk zu dem macht, was es ist, mit in sich aufzunehmen. Die Erfahrung lehrt, daß ein Deutscher, der die englische Sprache zu der seinigen macht, auch immer mehr die damit verbundene Rede- und Denk-, Handlungs- und Lebensweise sich aneignet.

Es besteht aber ein Unterschied zwischen deutscher und englischer Art auf den verschiedenen Gebieten, so auch auf dem der Religion, des Christenthums. Dieser Unterschied, der in der eigenthümlichen Anlage der verschiedenen Nationalitäten seinen Grund hat, prägt sich in der Sprache aus und theilt sich durch die Sprache mit. Der Amerikaner entschließt sich schnell, ohne viel Nachsinnen, jedes Mittel zum Erfolg, das ihm recht dünkt, mit Geschick benutzend; der Deutsche dagegen geht bedachtsamer und dann gründlicher ans Werk und hängt später meist inniger an demselben. So steht's im Ganzen auch mit beider Christenthum. Beide können es in ihrer Art treu meinen, aber jedem sagt doch gerade seine Besonderart am meisten zu und nicht die des Andern.

Ob nun eine Verbindung Beider für uns ein Segen wäre, ist die Frage, es wäre bestenfalls etwas Halbes, ein Gemisch, nichts Rechtes und Befriedigendes; vielleicht, ja höchst wahrscheinlich würde das Deutsche vom Englischen verschlungen. Wenn wir das wollen, oder nichts darum geben — so ists dazu später immer noch Zeit genug. Wollen wir aber das, was wir an deutschem Wesen und Christenthum von Vater und Mutter ererbt haben, uns und den Unseren möglichst lange bewahren, so müssen wir es nicht selbst dem um so schnelleren Untergang preisgeben, indem wir es mit dem Englischen in innigste Berührung bringen.

Unsere Evangelische Kirche wird doch nie dieselbe Kirche bleiben im englischen Gewande wie im deutschen, sie wird von selbst eine neue Sonderkirche für sich werden, wie die englischen Lutheraner andere

werden und sind als die deutschen Lutheraner. Auch die deutschen Methodisten werden später einfach ganz ins englische Lager übergehen, oder sie werden als deutsche Methodisten sich durch deutsche Art innerlich mehr von den englischen unterscheiden.

Wenn wir nun unseren englisch werden wollenden jungen Leuten nicht nachgehen können ohne unsere Eigenart um so schneller zu verlieren, wäre es nicht besser, weil der geringere Schade, sie mit ihrem jetzt englischen Wesen sich einer ihnen mehr entsprechenden englischen Kirche anschließen zu lassen? Verloren gehen damit ihre Seelen nicht, da Gottes Wort reichlich in englischer Sprache verkündigt wird.

An englischer Verkündigung des Worts ist kein Mangel, dringt daher wohl der Nothruf so laut an uns Deutsche heran, Gottes Wort in fremder Sprache zu predigen, besonders wenn wir dadurch allmälig unserer eigenen Art fremd und damit weniger tüchtig werden, den noch so zahlreichen Deutschen dieses Landes Gottes Wort in deutscher Art zu bringen?

Es handelt sich um die Frage: Wird der Nutzen oder Schaden für unsere Synode größer sein, wenn sie um der englisch redenden Jungen willen sich der Gefahr aussetzt, als Arbeiterin auf dem deutschen Felde unseres Landes immer mehr und immer schneller unmöglich zu werden.

II.

Wenn wir aber dennoch das Englische mit dem Deutschen in der Synode verbinden wollen, wird es gehen, wie wenn ein Deutscher mit einer Amerikanerin ein Ehebündniß eingeht. Die Ehe wird nicht halb deutsch und halb englisch, sondern ganz englisch werden, die Sprache, die Küche, die Haushaltung überhaupt werden englisch sein, die Kinder werden englisch erzogen, geht man zur Kirche, ist's zur englischen, und je mehr die Frau feststeht, desto eher wird der Mann seine Nationalität so sehr verlieren, daß er, wie das öfter geschehen, auch das letzte deutsche Wort vergißt.

In der Synode wird derselbe Fall eintreten. Das Englische wird nicht nur geduldet und von der deutschen Muttersynode bevormundet sein wollen, auch wird es nicht lange mit Gleichberechtigung zufrieden sein, ist doch der Englische smarter als der Deutsche und dem Englischen gehört die Zukunft. Darum wird auch das englische Element möglichst bald die Führung der Synode zu übernehmen bestrebt sein. Wollen die Deutschen noch weiter mitfahren, dürfen sie es thun, wenn sie hübsch stille sitzen, sonst mögen sie aussteigen. Es schadet nicht, wenn wir bei Zeiten Acht haben, daß das Englische nicht das Kukuksei wird, dem wir Deutsche auf unsere Unkosten zur Herrschaft verholfen haben.

An Eifersucht und Zwietracht, Zank und Streit wird's dann im Hause nicht fehlen. Es möchte aber dem deutschen Element zu ungemüthlich werden und wir würden es mehr aus unserer evangelischen Kirche hinaustreiben, als es anziehen. Durch das Englische vertreiben wir dann die Deutschen. Es fragt sich nun, ob eine solche Aussicht,

die uns über kurz oder lang entgegentreten wird, so lockend ist, unsere Synode zu einer deutsch-englischen zu machen.

Dann aber auch: Wie will man beim gegenwärtigen Stande der Synode jetzt mit dem Englischen den Anfang machen? Es werden in den betreffenden Gemeinden meist nur einzelne junge Leute sein, die nicht deutsch verstehen, in etlichen Gemeinden vielleicht sind derselben mehr. (Ob diese nun auch Glieder unserer Kirche bleiben und sich nicht lieber irgend einer fashionabelen englischen Kirche des Orts anschließen möchten, ist auch noch ungewiß). Diese Einzelne oder Mehrere können natürlich noch nicht zu einer englischen Gemeinde gesammelt werden, es sind zu Wenige, und würde der Pastor diese besonders mit Unterricht, Predigt 2c. bedienen, so würde für solche deutsche Gemeinden gar bald der Zeitpunkt gekommen sein, wo der Hochmuth oder die Trägheit der Jungen gar kein Deutsch mehr lernte und die jungen Leute alle englisch unterrichtet, confirmirt 2c. werden wollten. Da würde gar bald eine deutsche Gemeinde um die andere zu nur englischen werden und das um so schneller, je bereitwilliger die deutsche Synode die helfende Hand dazu reichte. Es ist ja wohl wahr: Alle Menschen müssen sterben, aber darum braucht man noch lange nicht zum Selbstmörder zu werden; d. h.: Unsere Nachkommen werden später englisch werden, aber damit müssen wir ihnen noch lange nicht die schnellen Hülfsmittel dazu in die Hand geben.

III.

Sollten wir jedoch etwas für unseren englisch redenden Nachwuchs thun müssen und thun können, ohne unserer deutsch-evangelischen Kirche zu schaden oder ihr gar die Existenz zu rauben, so könnte es etwa in der Weise geschehen:

In Städten, wo eine große oder mehrere unserer Gemeinden sich befinden und in denen eine genügende Anzahl englisch gewordener Leute aus unseren Gemeinden sind, könnten diese zu einer besonderen evangelischen Gemeinde mit englischem Gottesdienst, Büchern 2c. gesammelt werden. Von hier aus ist dann Umschau nach ähnlich zu bildenden engl. Stationen zu halten, und wohin es noth thut und wo sich englische Gemeinden bilden können, Prediger, später eigene Reiseprediger zur Sammlung englisch-evangelischer Gemeinden zu senden. Geldmittel, sonstige Hülfe und Rath für diese werdende englisch-evangelische Synode müssen natürlich von der deutschen Muttersynode herfließen, sowie auch die nöthigen Bücher und die Ausbildung der Prediger für diese erste Zeit von ihr ausgehen müssen. Es darf aber nicht aus den Augen gelassen werden, daß diese englischen Gemeinden nicht zusammen etwa einen Theil der jetzigen Gesammtsynode bilden sollen, sondern von vorn herein nur der Anfang einer englisch redenden evangelischen Synode sind. Sind die englischen Gemeinden genug erstarkt, sollen sie als Synode selbstständig werden; nur der Statutenparagraph vom Wesen und Bekenntniß der evangelischen Kirche und dergleichen sollten der Tochter als unveräußerliches Erbtheil mit ins Leben gegeben werden.

Kein äußeres Band sollte Mutter und Tochter an einander fesseln, das könnte doch nur zum Schaden der deutschen Mutter sein. Jeder Theil hätte seine eigenen Einrichtungen, Anstalten, Bücher und Blätter rc. Wer nicht mehr deutsch sein wollte oder könnte, der könnte sich dann in der englisch redenden evangelischen Kirche seine geistliche Heimath suchen. Je weniger dann beide Theile äußerlich an einander gefesselt wären, um so herzlicher könnte deren innere geistliche Gemeinschaft sein.

Ob schon jetzt Material genug zur Sammlung englisch redender evangelischen Gemeinden vorhanden ist, muß sich erst zeigen. Ist dieses vorhanden und erkennt die Synode es als ihre Pflicht, ihren englisch gewordenen Nachkommen in diesem Lande voll englischer Kirchen in englischer Sprache nachzugehen, dann wird es nicht viel Zeit in Anspruch nehmen, sich auf die Inangriffnahme dieses englischen Werkes durch Beschaffung der nöthigen Bücher und Prediger vorzubereiten. Die Bearbeitung der englischen Bücher hat ja schon privatim verschiedenerseits begonnen und junge Prediger begeistert für's Englische, werden sich auch alsbald finden.

Schluß: Auf die zweite Möglichkeit, die Synode zu einer deutschen und englischen zu machen, wird man ohne große Gefahr für den Bestand der Synode kaum weiter eingehen können. — Es bleiben also nur die zwei Wege: 1. Die englisch Werdenden den andern englischen Kirchen zu überlassen, oder sie 2. in einer englisch evangelischen Separatsynode zu sammeln. Es muß sich jeder darüber klar werden, welches von Beiden unserer Synode für die Zukunft den meisten Segen bringen wird. — Wir sind Deutsche und jedenfalls ist unser Werk vor allem deutsch. Arbeiten wir erst ganz an der deutschen Gegenwart und für die Zukunft erflehen wir uns vom Herrn die rechte Weisheit! Er gibt sie Jedermann, der ihn darum bittet.

O. Breuhaus.

Ein Beitrag zu den gemachten Vorschlägen einer neuen Distrikts-Eintheilung unserer Synode.

Von P. Theo. Dresel.

I. Im Allgemeinen.

Daß eine neue Distrikts-Eintheilung unserer Synode wünschenswerth und schier zur Nothwendigkeit geworden ist, darüber sind alle Synodalen wohl einig. Die Frage ist nur: Welche Eintheilung ist die ersprießlichste und fördert am meisten das Interesse der Kirche und Synode im Allgemeinen sowohl, als im Besonderen —: Die von einem dazu ernannten Comite in Vorschlag gebrachte und den diesjährigen Berichten der Synodal-Beamten beigedruckte Eintheilung, oder die in No. 12 der Theol. Zeitschrift vom Jahre '84 von P. Tanner dargelegte, die in No. 11 des Friedensboten vom 1. Juni l. J. von einem W. S. befürwortet wird. Wir erlauben uns, im Interesse der Sache auf etliche Punkte aufmerksam zu machen und zugleich auch unser eigenes Urtheil darüber abzugeben.

1. Was **gegen** die Neueintheilung der Synode zu sagen ist, wie sie von dem betreffenden Comite ist in Vorschlag gebracht worden, hat W. S. in seinem Gutachten im Friedensboten ausgesprochen. Wir heben darum nur hervor, was **für**, also **zu Gunsten** dieses Vorschlags spricht.

Das Erste ist, daß in dieser Eintheilung alle **einzelnen Distrikte** so ziemlich und so viel wie möglich **gleich stark** sind, kein **einzelner** durch seine Größe und Stärke im Gegensatz zu kleineren und schwächern Distrikten zu viel Einfluß auf die Leitung ꝛc. der Synodal-Angelegenheiten bringt. Wird hingegen der von P. Tanner gemachte und von W. S. unterstützte Vorschlag angenommen, das **Staatenprinzip** consequenter durchgeführt, so werden die vorgeschlagenen Distrikts-Synoden von Illinois und Missouri allen anderen gegenüber so stark und mächtig, daß sie auf Kosten der anderen Distrikte den Haupteinfluß auf die Synodalangelegenheiten und deren Leitung ausüben — ein Uebelstand, der nicht erst in neuerer Zeit, sondern vor Jahren schon ist gefühlt worden und Nachdenken gemacht hat, wie man ihm abhelfen könne, ohne der Sache nach irgend welcher Seite zu schaden, sondern sie nur zu fördern.

2. Das **Staatenprinzip** ist auch nach dem neugemachten Vorschlage nicht consequent durchzuführen, weil mehrere der Staaten noch zu schwach in der Synode vertreten sind, um selbstständig auftreten zu können. Z. B. würde auch nach dieser Eintheilung noch für lange Zeit Texas mit Missouri verbunden werden müssen, Louisiana mit Illinois, Kentucky aber in drei Theile getheilt, von welchen der westliche Illinois, der mittlere Indiana und der östliche Ohio zugetheilt werden müßte. Nach welchem Staate soll aber der **atlantische** Distrikt genannt werden? Er umfaßt sechs Staaten: Connecticut, New York, New Jersey, Pennsylvania, Maryland und Virginien. Consequent durchgeführt kann also das vorgeschlagene Staatenprinzip nicht werden. Es müßten so viele Ausnahmen von der Regel gemacht werden, daß kaum noch von einer Regel könnte die Rede sein.

3. Was nun die dreigliederige Eintheilung der Synode: in **General-Synode**, **Distrikts-** und **Bezirks-** oder **Kreis-Synode** betrifft, nach dem Muster der preußischen Staatskriche, so mag sich das auf dem Papier schön ausnehmen, in Wirklichkeit gestaltet sich das Ganze dadurch zu sehr in eine staatskirchliche Büreaukratie,*) nach welcher Seite jetzt schon bei uns stärkerer Zug ist, als manchem gefällt und auch wir für gut halten, wenn wir die Zukunft der Kirche und ihre Entwicklung ins Auge fassen. An staatskirchliche Büreaukratie erinnert **uns** z. B., wenn es jetzt schon einer Gemeinde nicht mehr erlaubt werden soll, einen Prediger ohne Vermittlung des Distrikts-Präses zu wählen und zu berufen, und diesem nicht erlaubt sein

*) Damit scheint uns die Sache doch etwas zu leicht abgethan. Die dreistufige Gliederung der Synode kam schon im Jahre 1874 zur Sprache. Um die Frage dreistufiger Gliederung der Synode zu erwägen, wenn eine zweistufige nicht mehr ausreicht, bedarf es doch wahrhaftig nicht erst des Musters der preußischen Landeskirche, sondern des ganz einfachen Gedankens, daß die nächste Stufe von zwei aufwärts eben drei ist.)

D. R.

soll ohne dessen Zustimmung den Ruf einer Gemeinde anzunehmen.*) Die gute Absicht, die man dabei im Auge hat, verkennen wir durchaus nicht, fürchten aber dabei eine zu starke Bevormundung sowohl der Gemeinden als der Prediger von Seiten der Präsides. Jetzt schon sind bereits seit Jahren hin und wieder Klagen laut geworden über Nepotismus — oder so etwas; ob und in wie weit mit Recht oder Unrecht, wollen wir unentschieden lassen. Schlimm genug, wenn auch nur der Schein des Rechts dazu da ist. Man vermeide besser alles, was dahin treiben und dazu führen könnte.

Auch deßhalb erscheint uns die vorgeschlagene Eintheilung in General-Synode, und Distrikts- Bezirks- oder Kreis-Synoden nicht vortheilhaft, weil dadurch ein zu großer Theil der Synodalen zu sehr alle directe Fühlung mit der Synode und ihren Arbeiten und Aufgaben verlöre, und damit auch das lebendige Interesse und die herzliche Theilnahme daran. Laut Vorschlag nimmt jedes Glied der Synode, Pastor wie Gemeinde, an der jährlichen Bezirks- oder Kreis-Synode Theil; an der alle zwei Jahre gehaltenen Distrikts-Synode aber nur von je drei Gliedern (Pastoren wie Gemeinden) eins, und an der alle drei Jahre gehaltenen General-Synode von je sechs oder neun Gliedern eins. Wie man annimmt, werden zu Delegaten gewählt, die vor andern dazu für befähigt gehalten werden oder sonstwie sich durch ihre Thätigkeit um die Synode verdient gemacht haben. In Wirklichkeit ist das aber nicht immer der Fall, sondern in vielen Fällen gibt auch die allgemeine Gunst und Gnade den Ausschlag, in welcher einer steht. Ja, es ist leider sogar schon vorgekommen und wahrgenommen worden, daß in Synodal-Versammlungen für die Wahl eines von einem größeren oder kleineren Theil der Synodalen Begünstigten bei Fernestehenden, Nichtinteressirten ist electionirt worden, gerade so, wie das bei politischen Wahlen zur Tagesordnung gehört und kaum anders gedacht werden kann.

Allerdings wird solches, wo Wahlen vorkommen, weder ganz zu verhüten, noch gänzlich zu verwerfen sein. Aber ein Uebel und zu bedauern ist's, wenn solche Dinge bei Synodal-Versammlungen in einer Freikirche geschehen und herausgefühlt wird, daß auch da die Politik noch ihre Rolle spielt.

Nun wäre es sicherlich nicht gut und rathsam, wenn man sagen wollte: Wir machen bei den vorkommenden Wahlen die Runde und wählen das eine Mal diesen, das andere Mal jenen, so daß Jeder einmal an die Reihe kommt. Damit würden die Angelegenheiten der Kirche zu einer sehr gedanken- und

*) Einestheils erschwert das den leider nur zu häufig vorkommenden Predigerwechsel, andererseits erleichtert und befördert es ihn auch, sofern es beiden Theilen leichter und bequemer gemacht wird, das Gewünschte zu suchen und zu finden. Man sollte aber im Interesse sowohl der Pastoren, als der Gemeinden, die Lösung ihrer Verbindung soviel wie möglich erschweren, zumal in gegenwärtiger Zeit, da alle Verbindungen sowohl im Staate als in der Kirche und in den Familien immer lockerer werden, was nicht zu den Vorboten einer neuen, besseren Zeit gezählt werden darf, sondern zu den Vorboten der letzten bösen Zeit.)

darum auch werthlosen Maschinenarbeit gemacht werden. Im Interesse der Kirche muß in kirchlichen Angelegenheiten die Wahl nach allen Seiten frei sein und bleiben. Bei der vorgeschlagenen dreigliederigen Eintheilung der Synode ist jedenfalls die Gefahr größer, daß ein gut Theil der Synodalen mit der Synode und ihren Angelegenheiten unbekannter bleibt und in Folge dessen das Interesse daran nicht so rege wird, als bei der von dem betreffenden Comite in Vorschlag gebrachten zweigliederigen Eintheilung. Aus dem Grunde und den vorher schon angeführten geben wir dieser Eintheilung auch den Vorzug.

II. Im Besonderen.

Mit diesem Besonderen wenden wir uns einem einzelnen, dem VIII. und sog. „atlantischen" Distrikte zu, dem wir selbst angehören, und den wir, wenn auch nicht erzeugten, so doch bei der General-Synode 1883 in St. Louis, Mo., ins Dasein gerufen und ihm so zu sagen, zur Geburt verholfen haben.

Nach dem Vorschlag des Comites sollen ihm drei Pastoren mit ihren fünf angeschlossenen Gemeinden genommen und dem jetzigen I. Distrikte zugetheilt werden. Es sind das die Pastoren mit ihren Gemeinden in Albany, Troy und in Renselaer Co., N. Y. Als Ersatz dafür bietet man ihm Neshanoke, Mercer Co., Johnstown, Cambria Co., Williamsport, Lycoming Co., und Allegheny, Allegheny Co., alle vier im Staate Pennsylvanien und noch nicht der Synode angeschlossen, die erstgenannte Gemeinde sogar noch vacant und von Seite unserer Synode noch nie besetzt gewesen. Unser Distrikt hat letztes Jahr schon gegen diesen oder einen ihm fast gleichen Vorschlag einstimmig protestirt und dieses Jahr wieder mit Ausnahme einer Stimme.

Unser Urtheil ist: Entweder hat das Comite keine genaue Kenntniß der geographischen Lage der in Rede stehenden Gemeinden oder aber liegt die Absicht zu Grunde, den atlantischen (VIII.) Distrikt in die Brüche gehen zu lassen. Denn nimmt man ihm Albany, Troy und die drei Gemeinden in Renffelaer Co. mit ihren Pastoren, so ist der übrig bleibende Theil kaum lebensfähig, da ihm dann nur 11 (incl. der 3 im letzten Mai neu aufgenommenen) Prediger bleiben, von welchen nur fünf der Synode angeschlossene Gemeinden bedienen, deren zwei noch junge und der Unterstützung bedürftige Missionsgemeinden sind.

Von den vier, dem Distrikt vorschlagsweise zugetheilten Gemeinden ist nur eine, die in Williamsport so gelegen, daß sie dem Distrikt ohne zu große Opfer kann zugetheilt werden. Die andern drei liegen westlich vom Allegheny-Gebirge und müßte das jedesmal überstiegen werden, wenn der westlich von ihm gelegene Theil des Distrikts mit dem östlich gelegenen, oder der östlich gelegene mit dem westlich gelegenen Theil zu einer Conferenz in Verbindung treten wollte. Es würde das mit eben so viel Beschwerden als großen Unkosten verbunden sein. Auch würde, wenn der vom Comite gemachte Vorschlag zur Annahme käme, der Distrikt nicht mehr mit Recht der atlantische genannt werden können, da er sich westlich bis an die Grenze des Staates

Ohio erstreckt. Nach welchem Staat aber sollte er genannt werden, da die von ihm bedienten Gemeinden in sechs verschiedenen Staaten weit auseinander zerstreut liegen? Mit Recht kann er der atlantische Distrikt genannt werden, wenn und so lange er bleibt, wie er ist, nicht aber, wenn, und so bald die vorgeschlagene Neueintheilung in Kraft tritt.

So viel ist sicher: Will man den atlantischen Distrikt erhalten, so darf Albany und Umgegend nicht von ihm getrennt werden. Will man dieses von ihm ablösen, so muß mit Auflösung des Distrikts eine ganz andere und zweckentsprechendere Neueintheilung mit ihm stattfinden. Die zweckentsprechendste würde die sein: Mit Albany und Umgegend müßten auch die Neu-England-Staaten (gegenwärtig Connecticut) sammt New Jersey und dem nördlichen Theile von Pennsylvanien (Williamsport — Erie und Umgegend gehört schon dazu) dem Staate New York zugetheilt werden, während das südliche Pennsylvanien mit Maryland und Virginien mit dem nördlichen oder südlichen Ohio müßte verbunden werden. Denn mit der Baltimore-Ohio R. R. können die Synodalen viel leichter, bequemer und billiger das nördliche oder südliche Ohio erreichen, als den Nordwesten von New York.

Für die Erhaltung des atlantischen Distrikts spricht, daß durch ihn die deutsche evangelische Synode von Nord-Amerika im Osten eher und leichter allgemein bekannt wird, als ohne ihn. Nur darf dann Albany und Umgegend nicht abgetrennt werden. Da aber auch in Verbindung mit diesen Orten und Gemeinden der atlantische Distrikt an Zahl und Kraft klein und schwach ist, schier ein Drittel der von ihm bedienten Gemeinden noch Missionsgemeinden sind, so muß, wenn der atlantische Distrikt wachsen und gedeihen soll, die Central-Casse der innern Mission diesem Distrikte viel kräftiger und bereitwilliger unter die Arme greifen, als bisher geschehen ist. Kann und will die General-Synode das nicht, so ist es das Zweckmäßigste, sie hebt den atlantischen Distrikt auf und vertheilt ihn in vorhin angegebener Weise unter die ihm zunächst liegenden, größeren und stärkeren Distrikte, damit diese den bereits bestehenden und in Zukunft noch entstehenden Missionsgemeinden innerhalb der Grenzen des jetzigen atlantischen Distrikts aus ihren respektiven Distrikts-Missions-Cassen so kräftig unter die Arme greifen, daß sie in kürzester Frist dahin kommen, auf eigenen Füßen stehen und dann auch andern weitere hülfreiche Hand bieten zu können.

Es ist wohl namentlich dieser Grund, der auf der jüngsten Distrikts-Conferenz in Albany, N. Y., den Delegaten von Troy bestimmte, sich für Abtretung von Albany und Umgegend an den bisherigen I. Distrikt zu erklären, weil seine verhältnißmäßig noch junge und für kurze Zeit der Unterstützung noch bedürftige Gemeinde diese von dem größern und stärkern I. Distrikt eher und leichter erhalten kann, als von dem noch kleinen und schwachen atlantischen (VIII.) Distrikt, dessen dritter Theil von Gemeinden noch der Hülfe und Unterstützung bedürftig ist.

Ist die Synode willig und bereit, das Missions-Werk an der atlantischen Küste stärker und kräftiger zu unterstützen als bis-

her, so rathen wir im Interesse der Synode zu der Erhaltung des atlantischen Distrikts; kann und will sie das aber nicht, so ist unser Rath: den atlantischen Distrikt aufzuheben, seine Angehörigen aber nicht meistbietend verkaufen zu lassen, noch sie hülflos sich selbst überlassen, sondern an die benachbarten Brüder des mit Tode Abgehenden, nachdem er ehrlich bestattet worden ist, zu vertheilen und ihrer Obhut und Pflege sie bestens zu empfehlen.

Warum melden sich so wenig Lehrzöglinge zur Aufnahme in das Proseminar?

(Eingesandt von P. H. Schmidt.)

Der vierte Distrikt hat obiges Thema seinen Pastoralkonferenzen zur Besprechung aufgegeben; dasselbe ist aber so wichtig und die Beantwortung desselben liegt zum Theil so nahe, daß es zweckmäßig erscheinen möchte, schon jetzt seine Beantwortung als Anregung für etwaige Aenderungen und Beschlüsse in Betreff unseres Synodalorganismus zu versuchen.

Beim Nachforschen über die etwaigen Ursachen dieses Mangels, den unser interimistisches Lehrerseminar aufzuweisen hat, finden wir dieselben nicht zuvörderst in der materialistischen Zeitströmung, welche unsere Jünglinge bei der Wahl ihres Berufs nicht an den zu erfüllenden Lebenszweck, sondern an den irdischen Gewinn denken läßt; vielmehr finden wir die Hauptursache in der principiellen Stellung der Synode zu der deutschen evang. Gemeindeschule; dieselbe erkennen wir aus § 5 der Statuten, in welchem das Mittelglied zwischen Pastor und Gemeinde, der evangelische Lehrer fehlt! — In einem Lande, wo es sich um Erhaltung und Fortpflanzung einer nationalen Kirche handelt, darf dieses Mittelglied, von dem allein die Aufrechthaltung des Princips unserer Synode abhängt, siehe § 3 der Statuten, doch durchaus nicht fehlen; weil es aber fehlt, erwachsen folgende Consequenzen:

1. Dadurch sinkt die evang. Gemeindeschule, horribile dictu, zum bloßen Privatunternehmen jeder einzelnen Gemeinde herab, um welches die Synode amtlich sich nicht zu kümmern hat. Als Beweis dafür möge die Stellungnahme des Lehrervereins zur Schulvisitation gelten.

2. Die Synode kann den Lehrerzöglingen durchaus keine Garantie künftiger Anstellung gewähren. Sobald sie das Proseminar absolvirt haben, stehen sie thatsächlich außerhalb der Synode und selbst die Mitgliedschaft des evang. Lehrervereins ist kein Bindeglied, sondern nur Surrogat des fehlenden organischen Zusammenhangs.

3. Da die Lehrerzöglinge mit den Predigerzöglingen zusammen unterrichtet werden, so erwachsen dadurch pädagogische Mißstände, die den einen der beiden Studienkreise entschieden mannigfaltig schädigen müssen, so daß man sich eher dem, wohl kärglichere Besoldung aber, doch feste Anstellung versprechenden Predigtamte zuwendet.

Es ist ja dankenswerth, daß seit einiger Zeit auch die synodale Presse

eifriger für die Schule eintritt und daß man jetzt häufiger Mahn- und Weckstimmen im Interesse der deutsch-evang. Gemeindeschule hört, aber alles bisher Erstrebte und Geleistete hat verschwindenden Werth und zweifelhaften Erfolg, und scheitert an den Parteiklippen des laissez faire aller, oder derer, die Kirche und Schule, als zwei einander ausschließende Sachen betrachten, wenn nicht das Uebel im Grunde erkannt und nicht sowohl bei der Neueintheilung der Synode das Princip der Concentration, als auch bei der brennenden Schulfrage dasselbe Princip durch Hinzufügung eines dritten Subjekts als Mittelglied zu § 5 der Statuten, nämlich: „evangelische Lehrer," von der Generalsynode beschlossen wird. Dadurch würde der evang. Lehrerverein nicht mehr gegensätzlich, sondern organisch im Verband der Synode sich verlieren; es würde ferner zur Gründung eines Lehrerseminars führen, das, mit einem Waisenhause verbunden, eine zugleich theoretische und praktische Bildungsanstalt sein würde; endlich würden auch naturgemäß mehr evangelische Jünglinge dem Rufe Christi, weide meine Lämmer, folgen, denn sie hätten an der Synode nicht mehr blos eine gleichgültige Stiefmutter, sondern fühlten sich, als rechte Kinder, am Mutterherzen! Sollten diese nur kurzen Andeutungen zur weiteren Anregung dienen und unserer Synode, wie dem Lehrerverein Veranlassung geben, die Lösung dieses thatsächlichen Confliktes, der allemal dann zu Tage tritt, wenn man auf Conferenzen dieser Frage gegenübersteht, womöglich zu vollziehen, dann hätte der Verfasser seinen Zweck erreicht und die Synode durch die, dadurch naturgemäße Beseitigung der leidigen Sprachenfrage unendlich viel kostbare Zeit gewonnen. Schließlich mögen noch folgende Zahlen reden. Die Missouri-Synode zählt im Staate Illinois 180 Pastoren und 130 Lehrer. Die evang. Synode dagegen in demselben Staate 116 Pastoren; die Lehrer aber finden keine Berücksichtigung.

Allgemeine Anforderungen an die erziehliche Thätigkeit eines Volksschullehrers.

(Aus der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung.)

(Fortsetzung.)

Nach welchem Maßstabe soll dabei verfahren werden? Die sittlichen Aufgaben des Menschenlebens überhaupt und die Leistungsfähigkeit unserer Kinder sind der rechte Maßstab für die Beurtheilung der Lehrerarbeit. Was wir von der Beurtheilung der Schule überhaupt fordern, das müssen wir aber auch selbst bei der Beurtheilung unserer Kinder üben. Gar manchem Kinde ist es bei allem guten Willen nicht möglich, mit seinen unterrichtlichen Leistungen sich unsere Zufriedenheit zu erwerben, und gar manches brave Kind läßt uns bei Gelegenheiten ohne Antwort, wo wir Rechenschaft über unsere Arbeit ablegen müssen. Sollen wir uns deshalb gegen dasselbe verstimmen lassen? Hier gilt es, im Lichte der christlichen Liebe, den Hauptwerth auf die Güte des Willens und nicht auf die Größe des Könnens zu legen. Man hat

sich sehr in acht zu nehmen, daß man nicht seine befähigten Schüler ausschließlich zu seinen Lieblingen erklärt und dadurch andere verletzt, die mehr gerungen und gearbeitet haben, wenn auch ohne Erfolg. Wenn man auch nicht immer die Fortschritte loben kann, so versäume man doch nicht das Streben anzuerkennen. Unser Censiren wird immer nur eine relative Richtung haben können, denn jeder Schüler ist mit seinem subjektiven Maßstabe zu messen; seine Leistungen lassen sich darum auch nicht auf einen objektiven Ausdruck zurückführen, weil sie eben von dem subjektiven Faktor der Individualität gar nicht abtrennbar sind. Was ein Kind Vorzügliches leistet, kann objektiv zurückstehen hinter sehr bescheidenen Erfolgen, wenn man die geistige Kraft und den guten Willen der Kinder mit in Erwägung zieht.

2. Die Volksschule soll mit dem Hause und der Familie in lebendigster Beziehung stehen. Wir fordern mit Recht, daß das Haus, die Familie uns ihre volle Unterstützung leistet; wir wollen aber dabei nur nicht vergessen, daß auch wir die ernste Verpflichtung haben, mit der Familie des Kindes in engster Beziehung zu bleiben, die außerschulischen Verhältnisse mit in unsern Dienst zu stellen. Die Schulstube ist viel zu eng und die Schulzeit viel zu beschränkt, als daß in der Schule des Kindes Individualität sich ganz äußern könnte. Was die Eltern beobachtet und erfahren haben, wie das Kind zu den Gliedern der Familie, zu seinen Gespielen steht, wie es sich zu den Arbeiten im Hause stellt und vieles andere mehr möchte der Lehrer wissen, um alle die Keime zu kennen, deren einstige Entfaltung die Qualität des Charakters beeinflussen werden. Wir hören mit Recht sagen: Wie ist es aber in den Verhältnissen der einfachen Volksschule möglich, mit dem Hause in lebendigster Beziehung zu bleiben? Wir können darauf nur antworten: Gerade in der gewöhnlichen einfachen Volksschule liegt die Nothwendigkeit vor; wer könnte sich, ohne sein Gewissen zu beschweren, davon dispensiren! Die Arbeit an der einfachen Volksschule fordert eben die tüchtigsten Lehrkräfte!

3. Der Umgang muß mehr gepflegt, das Spiel mehr betont werden. Der eigentliche Fruchtboden für die Charakterbildung ist das Gefühlsleben eines Menschen; denn hierin wurzeln die Strebungen und aus ihm erhalten sie ihre Nahrung. Thatsache ist nun, daß für die Gemüthsbildung die Bildung der Interessen der Theilnahme von größerem, unmittelbarem Einflusse ist als die Wirkung der Interessen der Erkenntniß. Das bedeutsamste Mittel für Bildung der Theilnahme ist aber der Umgang; denn durch denselben wird nicht nur das Mitgefühl für des Menschen Umgebung erregt, durch denselben erhält es seine weiter gebildete aktive Form; erst als Theilnahme gewinnt es Einfluß auf das Handeln. Folgt daraus nicht von selbst die Verpflichtung der Schule, dem Umgange eine seinem Bildungswerthe angemessene Pflege angedeihen zu lassen?

Es fragt sich nun, ob die öffentliche Volksschule auch in der Lage ist, den Umgang in der gewünschten Weise zu pflegen. Wir meinen, daß sie es im

vollen Maße ist. Die Angehörigen einer Schule bilden eine große Gemeinschaft, deren Glieder von dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit belebt sind; es kommt nur darauf an, daß die Angehörigen dieser Familie unter sich auch den rechten Verkehr pflegen; denn die zarten Bande, welche Familienglieder verbinden, sie sind ebenso die Früchte eines ununterbrochenen vielseitigen Umgangs.

Wie soll dem nun in der Praxis entsprochen werden? Zunächst ist es wünschenswerth, daß die Klasse dem E i n z e l n e n seine Theilnahme schenkt. Der Lehrer hat es in der Hand, dieses zu vermitteln. Es ist der Geburtstag eines Kindes; ein anderes kommt nach langer Krankheit zum ersten Male wieder zur Schule; ein drittes hat ein theures Familienglied durch den Tod verloren, oder ist selbst kaum einem schweren Unfall entgangen u. a. m. Weiß der Lehrer davon in rechter Weise Notiz zu nehmen, so wird er gemüthsbildend wirken. Aber auch die g a n z e S c h u l e hat vieles Gemeinsame. Wir wollen nur an die besonderen Schulfeierlichkeiten erinnern, deren Bedeutung theils dem Schulleben, theils dem öffentlichen Leben entnommen ist; wir weisen auf die Schulfeste hin; wir können es ferner nur bedauern, daß viele Schulen keine Zeit sich schenken, der allgemeinen Theilnahme und Trauer dann Ausdruck zu verleihen, wenn einmal der unerbittliche Tod mit kalter Hand ein theures Glied der großen Schulfamilie entreißt. Freude und Leid, die eine Schule treffen, müssen gemeinsam empfunden und der gemeinsamen Förderung dienstbar gemacht werden; so wird die Theilnahme des Kindes für die Wechselfälle des Lebens geweckt und manches kostbare Saatkorn gestreut. Es handelt sich also schließlich doch nur darum, daß der Lehrer immer seine Augen offen hält, damit er alles bemerkt, was er für seine Zwecke ausnützen kann.

Wenn wir uns im Vorstehenden auch nur auf kurze Andeutungen beschränken mußten, so genügen dieselben doch zu dem Beweise, daß der richtig geleitete Umgang des Kindes ein vorzügliches Erziehungsmittel ist; daß die Volksschule die Pflicht und auch vielfach die Gelegenheit hat, denselben zu pflegen. Wir wollen nun noch e i n k u r z e s W o r t ü b e r d i e g r ö ß e r e B e t o n u n g d e s S p i e l e s s a g e n.

Durch eine reiche pädagogische Literatur ist in neuester Zeit die größere Bedeutung des Spiels betont worden. Es ist richtig gesagt, daß durch ein gutes Spiel jene für alles Gute empfängliche Heiterkeit der Gesinnung erzeugt wird, daß mit dem Spiele eine Reihe guter Sitten anerzogen, daß mit der Lust am Spiel zugleich erhaltend und erziehend für die Zukunft des Kindes gesorgt wird.

W i e s o l l d i e S ch u l e d e m e n t s p r e ch e n? Das Schönste, was die neuere Literatur uns bietet, sind mit die reizenden Sing- und Turnspiele. In der Turnstunde sollen also nicht nur die Muskeln gekräftigt, die Bewegungen gewandt und schön werden; es sollen auch passende Turnspiele eingeübt werden. Der Lehrer bedarf der Freizeit; er soll aber auch die Klasse während derselben nicht aus den Augen verlieren; die beste Beschäftigung während der Freiviertelstunde bleibt aber ein heiteres Spiel. Jede Schule

muß einen hübschen Spielplatz besitzen. Gehen wir mit unsern Kindern spazieren, so ist ein angemessenes Spiel ein begehrtes Klassenvergnügen, feiern wir Schulfeste, so können wir der Spiele nicht entbehren. Aber nicht nur im Rahmen der Schule soll gespielt werden. Nach beendigter Schulzeit, an freien Nachmittagen, sollen unsere Kinder im Spiele Erholung finden. Dazu gehört eine kräftige Anregung seitens der Schule, und daraus ergiebt sich für jede Gemeinde, besonders aber für die Städte, die Verpflichtung zur Beschaffung großer Spielplätze für die Kinder. (Schluß folgt.)

Volksschul-Zeichenunterricht.

Referat von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Zunächst ist der Uebungsstoff auf's strengste zu sichten und zu ordnen. Niemals, auf keiner Stufe dürfen an die Kinder Zumuthungen gestellt werden, welche sie nicht voll und ganz zu leisten vermögen. Lückenlos vom Einfachsten zum Zusammengesetzten, vom Leichtesten zum Schweren, das ist auch hier der wichtigste Grundsatz, welcher als erste Bedingung durchaus zur Geltung kommen muß.

Zudem müssen sich die Uebenden vor Beginn einer Arbeit alles dessen klar bewußt sein, worauf sie bei Ausführung derselben unwandelbar zu achten haben. Man schreibe es ihnen, doch nicht immer, aber zu Anfang öfter an die Tafel und lasse es in jedem Falle wiederholt einzeln und im Chor angeben.

Ferner suche man in den Kindern das Interesse am Zeichnen recht zu beleben und in jeder Stunde wieder zu erfrischen, was um so nöthiger ist, als die Zeichenstunde gewöhnlich den Rest der Schulzeit des Tages zu bilden pflegt und darum Schüler und Schülerinnen während derselben vielfach mit Abspannung zu kämpfen haben.

Sodann wird es gut sein, das Dictat- und a tempo-Zeichnen fleißig zu handhaben. Man hat dadurch die Uebenden stets am Zügel. Je straffer der Lehrer dieselben, namentlich bei Anfängern, führt, um so eher wird er sie locker lassen können. Hüte man sich indeß ja, solche zu früh sinken zu lassen. Das wäre ein Fehler, welcher sehr schwer wieder gut zu machen ist.

Vor allen Dingen darf es nie an Beaufsichtigung fehlen. Niemals dürfen die Uebenden sich selbst überlassen sein. Jedes einzelne Kind muß ohne Wandel das wachsame Auge des Lehrers über seiner Arbeit finden, muß wissen, daß es sich nicht gehen lassen darf, sondern unnachläßig auf sein Thun zu achten hat. Ruhepausen treten für alle gleichzeitig ein und müssen öfter wiederkehren. Nur dann werden beim Arbeiten wieder alle Kräfte angespannt werden, den Anforderungen zu genügen, während andernfalls die meisten leicht wieder in ihre alte Schwäche verfallen, der Unlust Raum geben, unachtsam werden und fehlerhafte, flüchtige Arbeiten liefern. Denn jener böse

Feind steht immer wieder auf der Lauer und benutzt jeden günstigen Augenblick zu einem neuen Ausfallversuch.

Das alles fordert nun aber unbedingt, daß die ganze Klasse dasselbe übt, also Massenunterricht ertheilt wird. Der Bestand einer Klasse bietet allerdings gerade im Zeichnen die verschiedenartigsten Elemente dar. Die Beanlagung für die in Rede stehende Thätigkeit ist eine recht mannigfache; bei den jährlichen Versetzungen wird aber hierauf so wenig als auf den Grad der erlangten Zeichenfertigkeit Rücksicht genommen. Hiernach würde Einzelunterricht, resp. Abtheilungsunterricht gewiß am Orte sein. Allein die Kraft des Lehrers wird dadurch zu sehr zersplittert. Schon bei einem richtig betriebenen Massenunterricht wird dieselbe vollauf, ja leicht übermäßig angegriffen. Wir für unser Theil möchten darum sogar noch für letztere Unterrichtsweise für überfüllte Klassen den Helferdienst empfehlen, dem Lehrer ernstlich rathen, im Interesse des Unterrichts, der Schüler und der Lehrkraft, sich hin und wieder in den Oberklassen der besseren Schüler oder Schülerinnen beim Kontroliren zu bedienen. In sehr vielen Fällen hat sich solches Verfahren recht gut bewährt. Etwa sechs von denen, die ihre Arbeiten stets am Besten lösten, werden bestimmt, auf die Klasse vertheilt und müssen auf Befehl des Lehrers durch die Reihen gehen und die einzelnen Arbeiter und deren Thun und Treiben mit überwachen helfen, nachdem sie zuvor die eigenen Arbeiten gut vollendeten.

Es ist wesentlich, daß der einzelne kleine Sünder bei seinen fehlerhaften Darstellungen nicht nur auf frischer That ertappt, sondern auch seines Vergehens sofort klar überführt werde. Das ist aber nur bei solchen Zeichnungen möglich, deren Größenverhältnisse nach bestimmten ganzen Maßtheilen angegeben werden können. Die Bezeichnung: „etwas, mehr, zu wenig, weiter u. a." sind viel zu relativ und daher wenigstens bei jüngeren Zeichnern zu vermeiden. Sie vermögen keine genügende Ueberzeugung von Fehlern herbeizuführen. Die Anordnung des Stoffes muß hierauf entschieden Rücksicht nehmen. — In gut disciplinirten Klassen wird dann aufs beste Ueberzeugungsmittel, das Nachmessen, ohne Gefahr Anwendung finden können. Es ist stets nur auf ausdrückliche Anordnung hin vorzunehmen und kann mit der Kante der Unterlage, des Handblattes, ausgeführt werden. Eines besonderen Papierstreifens bedarf es also dabei nicht.

Gleich bei den allerersten Uebungen ist ein langsames und bedächtiges Zeichnen anzubahnen. Von vorn herein werde streng darauf geachtet, die Kleinen an ein vorsichtiges, behutsames und akkurates Arbeiten zu gewöhnen. Schon bei Darstellung der ersten Linien sind jene anzuleiten und durch Taktzeichnen zu nöthigen, dieselbe nicht gleich mit einem Zuge, sondern absatzweise zu erzeugen, wie später stets darauf zu halten ist, die ersten Risse einer Zeichnung möglichst fein zu geben, damit das Gummi nicht so viel Unheil anzurichten braucht. Dazu ist dieses bis zur Stunde eingehüllt zu führen und anfangs nur auf besondere Anordnung des Lehrers zu gebrauchen, ein Blatt als Unterlage für die Hand zu fordern, damit die Finger die Zeichen-

fläche nicht zu berühren brauchen, und den Zeichenstift stets gehörig gespitzt zur Stelle zu bringen. Nur bei solcher Handhabung im einzelnen werden die Arbeiten nicht nur genau, sondern auch zufriedenstellend reinlich und sauber werden. Alle jene Kleinigkeiten sind für die Erfolge des Unterrichts ganz bedeutende Größen. In ihnen liegt der Schwerpunkt der Methode. Mag diese auch noch so fein ausgedacht und der Leitfaden noch so musterhaft angelegt, mögen alle sonst mitwirkenden Umstände und Verhältnisse noch so günstig sein, sie sind unnütz und werthlos, wenn jene Winke nicht Verwerthung finden. In jedem Falle aber möge jeder Zeichenlehrer sonderlich bedenken und nie vergessen, daß die Arbeit auf der Unterstufe die wichtigste ist. Ist die Jugend hier richtig angeleitet und gewöhnt, so ist für später viel Zeit und Mühe erspart und der Fortschritt nm so größer. Im andern Falle gilt beim Volksschulzeichenunterrichte erst recht das bekannte Wort eines alten Rechenmeisters:

„Wo am Grund ist was verseh'n,
Da kann es über kurz gescheh'n,
Daß Lust und Kraft verloren geh'n,
Wir höchstens nur ein Zerrbild seh'n."

Wird der Zeichenunterricht in diesem Sinne ertheilt, rückt die Schuljugend so geschult von Klasse zu Klasse, dann wird das gesteckte Ziel sehr wohl erreichbar und der direkte und indirekte Gewinn der Uebungen fürs spätere Leben nicht umgangen sein. Es wird der Segen folgen. Wird der Zeichenunterricht in obiger Weise gehandhabt, dann ist er allerdings wahrlich keine Erholung für den Lehrer, sondern eine ernste, saure und mühselige Arbeit, die sicherlich eine volle Manneskraft verlangt. Allein Diesterweg bezeichnet als des Menschen Bestimmung: „Selbstthätigkeit im Wahren, Schönen und Guten!" Hat er Recht, dann dürfte auch die Aufgabe des Zeichenlehrers eine hohe und herrliche sein!

Grundzüge der Unterrichtsweise. (Résumé.)

I. Leitende Grundsätze.

Nicht für die Schule, sondern für das Leben! — Erst das Nothwendige, dann das Wünschenswerthe! — Nicht zu viel; nur, was gründlich und gut zu leister ist! — Lückenlos vom Leichtesten zum Schwersten! — Langsam, aber sicher! — Der Unterricht ist abschließend, nicht vorbereitend!

II. Aufgabe und Zweck des Unterrichts.

Der Unterricht hat dem Leben überhaupt und dem gewerblichen Leben im Besonderen zu dienen.

a. Direkt: Durch Erziehlung einer gründlichen und genügenden Handgeschicklichkeit und Bekanntschaft mit der Farbe und Anwendung derselben.

Durch Wecken und Pflegen des Gefühls für Geradheit, regelmäßige Biegung, Richtung, Parallelismus und Symetrie.

Durch Herbeiführung des Vermögens, körperliche Gegenstände fürs gewerbliche Leben darstellen u. dgl. Zeichnungen verstehen zu können.

b. Indirekt: 1. intellectuell: Durch Stärkung des Gedächtnisses und der Willenskraft, Belebung der Fantasie, Ausbildung des Auffassungsvermögens und dadurch, daß dem Geiste eine neue Bahn nach außen geebnet wird — die technische Sprache reden und verstehen.

2. Pädagogisch: Durch Gewöhnung an ein wirkliches Arbeiten, ein Werk mit nöthigen, geistigen Dabeisein, mit Ausdauer, Fleiß, Mühe und Akkuratesse zu beginnen, fortzuführen und zu beenden.

Durch Belebung und Förderung des Sinnes für Ordnung, Reinlichkeit, Schönheit und Wahrhaftigkeit.

III. Anlage und Behandlung des Unterrichtsstoffes.

a. Im Allgemeinen. Der Zeichenunterricht wird die letzten 5 Schuljahre in 2 Stunden wöchentlich ertheilt, und zwar Knaben und Mädchen gesondert.

Der Gang des Leidfadens ist in beiden Fällen derselbe, der Uebungsstoff aber nach den jeweiligen Bedürfnissen verschieden.

Schüler und Schülerinnen werden im freien Nachbilden und im selbstständigen Komponieren flacher Gebilde geübt, erhalten Belehrung über Perspektive und Beleuchtung körperlicher Gegenstände, lernen Farben unterscheiden und verwenden und mit Lineal, Maß und Zirkel umgehen.

Bei Knaben ist das freihändige Zeichnen in den letzten 2 Jahren auf 1 Stunde wöchentlich zu beschränken und dafür das Zeichnen mit bemittelter Hand (Lineal, Maß und Zirkel) — gewerbliches Zeichnen — zu üben, welches Gelegenheit bietet, die Farbe zu verwenden, Bekanntschaft mit den wichtigsten architektonischen Gliedern und den Säulentheilen herbeizuführen und einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Baukunst zu geben.

Das Komponieren darf erst dann eintreten, wenn die Kinder einen größeren Vorrath von Bildern innehaben, ist aber schon früher durch Uebung im Nach- und Umbilden vorzubereiten.

Das freie Auffassen und Darstellen hat es mit einzelnen Linien, Winkeln und Figuren zu thun. Letztere sind einfach begrenzt, gegliedert oder gruppirt.

Die Linien werden nach Geraden, die Winkel mit rechten Winkeln gemessen. Die Lage (Ebene und Entfernung) der Points von Figuren wird durch rechtwinkliche Projektion auf eine senkrechte oder wagerechte Richtungslinie (Maßlinie) und durch Abschätzung und deren Theilen, oder durch Winkelmessung, oder durch Parallelismus und Symetrie gefunden, oder nach einander, den Zwischenfeldern, oder durch Totaleindrücke bestimmt. — Die Kinder müssen für die einzelnen Fälle das beste Mittel selbst finden lernen.

Netz und Stiegmen und ähnliche Erleichterungsmittel sind bis zur Oberstufe ausgeschlossen, und wird deren Anwendung auch hier nur für vorkommende Fälle im späteren Leben gelehrt.

b. Im Einzelnen. Die Kinder zeichnen in oktavförmigen Heften, die für die Geübteren stärker als für die Anfänger sind. Ingleichen ist die

Zeichenfläche verschieden groß, erst kleiner, später stufenweise größer. Auf jede derselben darf nicht zu viel kommen. Die Menge nimmt mit den Stufen zu.

Für die Ausbildung des Armes für zeichnende Thätigkeiten sind mehrfach Linien und Figuren auf größeren Bogen darzustellen. Das Rücken des Buches wird beim Ueben nur ausnahmsweise gestattet.

Die erste Einübung der einzelnen Schwierigkeiten geschieht auf einem besonderen Blatte, welches sonst zur Unterlage für Hand und Finger dient.

Das Gummi ist vor wie nach der Zeichenstunde eingehüllt zu halten und den Bleistift stets gespitzt zur Stelle zu bringen.

Ueberall werde auf eine gute Körper- und Federhaltung gedrungen.

Flüchtiges Zeichnen ist von Anfang an streng zu verhüten.

Darum darf keine Uebung die Kraft des Kindes übersteigen.

Schüler und Schülerinnen müssen sich jeder einzelnen Aufgabe klar bewußt sein und dieselbe ernstlich voll und ganz zu lösen versuchen.

Ruhepausen treten bis zum freien Zeichnen nach Ermessen des Lehrers für alle gleichzeitig ein.

Anfänglich werde nur nach Diktat, später vorzugsweise a tempo, schließlich aber auch frei gezeichnet.

Die betreffende Vorzeichnung muß bei Beginn des Nachzeichnens fertig vorhanden und in hinreichender Größe so angebracht sein, daß sie von allen Schülern deutlich gesehen werden kann. Jede besondere Aufgabe ist zuvor vom Lehrer an einer Wandtafel mustergiltig auszuführen.

Der Unterricht sorge für Erhaltung eines lebhaften Interesses bei den Uebenden.

Stete Beaufsichtigung ist eine wesentliche Bedingung für günstige Erfolge.

Die Unterstufe erfordert die größte Sorgfalt.

Auf allen Stufen möglichst Massenunterricht mit Helferdienst.

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Die 139. Versammlung der Synode von Pennsylvanien wurde am 17. Juni in Easton, Pa., eröffnet. Es war das zehnte Mal, daß sich diese Synode in Easton versammelte; 1804 war es das erste Mal gewesen. Der bisherige Präsident, Dr. Krotel, wurde wieder erwählt.

Ein Isländer, Namens Bergman, wurde ordinirt, um unter seinen nach Dakota ausgewanderten Landsleuten zu wirken.

Der Schatzmeister berichtete, daß die Einnahmen im laufenden Jahre $62,673 betragen, sämmtliche Ausgaben $48,050. Interessant war der von Dr. Schmucker verlesene Bericht der Direktoren des Predigerseminars in Philadelphia. Das zum Zwecke der Verlegung des Seminars gekaufte Grundstück in Westphiladelphia wurde für untauglich zum Bauplatz eines Seminars erklärt. Die Eisenbahnen, welche dort vorbeifahren, machen so viel Lärm und Rauch, daß die Anstalt unmöglich dort gebaut werden kann. Auch die Röhren für Wasser und Gas sind kostspielig zu legen und die Kosten des Baues auf dem Hügel würden enorm werden. Darum wird gerathen den Bauplatz, der $24,000 gekostet hat, wieder zu verkaufen. Welch ein Glück, daß man

die Gelder nicht sofort gehabt und mit dem Bau begonnen hatte. Der Schaden ist jetzt schon groß, aber größer wäre er, wenn man später erst erkannt hätte, daß man einen großen Fehler gemacht.

Einen andern Bauplatz hat Agent Hill gefunden in Mt. Avoy (neun Meilen von Philadelphia.) Dieses Grundstück hat 450 Fuß Front an der Hauptstraße und ist 700 Fuß breit. Es hat Schattenbäume, einen großen soliden Bau und einen Anbau nebst einer steinernen Scheuer. Alle diese Gebäude könnten zu Zimmern und Sälen umgebaut werden. Es wurde beschlossen, dieses Grundstück zu kaufen. Die Kosten für den Bau werden dadurch bedeutend reducirt. Statt von $150,000 wird jetzt von $75,000 gesprochen.

Der Agent, P. Hill, erstattete Bericht über Sammlung der Gelder. Nur einige wenige Pastoren und Gemeinden haben den Erwartungen entsprochen. Die meisten antworteten ihm gar nicht. Andere entschuldigten sich mit ihren eigenen Gemeindeangelegenheiten und Missionsgeschäften. Bis jetzt sind $32,588 eingegangen und die Ausgaben für den Bauplatz in Westphiladelphia betrugen $24,444. Der Agent erhielt einen Gehalt von $3091. In der Kasse befinden sich noch 4,676 Dollars.

Die Sprachenfrage ist in der Synode von Pennsylvanien, sowie im Generalconcil soweit vorgeschritten, daß der Sprachenkampf in einer Weise geführt wird, die für uns selbst mindestens sehr lehrreich ist. Besprochen wurde die Sprachenfrage sowohl in Easton als auch Philadelphia von dem Direktorium des Seminars. Im letzteren Fall wurde von Dr. Mann darauf hingewiesen, daß das Deutsch, welches die Studenten des Mühlenberg-College mitbrächten, meist ein solches sei, daß sie damit nicht eines deutschen Professors Vorlesung folgen könnten. In der Snydalversammlung wurde darauf hingewiesen, daß leider in der Synode Unzufriedenheit in Betreff der Sprachen existire. Die Constitution des Seminars bestimmt, daß die deutsche und englische Sprache gleiche Rechte haben sollen. Dr. Mann erklärte daß dies leider nicht der Fall sei. Die Professoren seien gezwungen in englischer Sprache vorzutragen, weil die Studenten nicht Deutsch genug verstünden, um den Vorlesungen folgen zu können. Auch das Kropper Seminar wurde in die Sprachenfrage mit hineingezogen. Dr. Mann betonte, daß die beiden Anstalten in Philadelphia und Kropp nicht gegeneinander, sondern beide zum Bau der Kirche nothwendig seien. „Laßt Philadelphia die rechte und Kropp die linke Hand sein und laßt uns mit beiden Händen arbeiten."

Auch bei den Besprechungen über die deutsche innere Mission kam Kropp wieder zur Sprache. P. Wischan legte dar, wie die Anstalt in Kropp in's Leben gerufen worden sei. Dr. Schmucker betonte in einer längeren Rede, daß diese deutsche Mission ein Segen für das General-Konzil sei. Es sei nothwendig, daß man von Deutschland Männer dazu erhalte, denn die Anstalten des Generalkonzils könnten sie nicht schaffen. Er befürworte ernstlich, daß dem deutschen Missionskomite eine Geldbewilligung für die Ausbildung junger Männer in Kropp gemacht werde. Dr. Mann und noch andere sprachen gleichfalls dafür, aber die Bewilligung scheint nicht gemacht worden zu sein.

Ueber den Wortkampf hinaus ging die Sache bei der Wahl der Direktoren des Predigerseminars. Es wird darüber berichtet: „Die Wahl der Direktoren wurde vorgenommen. P. Richter frug den Präsidenten der Synode, wie es sich mit den gedruckten Tickets verhalte, welche heimlich unter den Synodalen ausgetheilt wurden. Diese Tickets wurden von den englischen Pastoren gedruckt, mit der Absicht, die ihnen unangenehmen Deutschen aus den Comiteen zu entfernen. Dr. Krotel erklärte, daß diese Tickets keine officielle Geltung hätten." Auch in der achten Sitzung der Synode machte Dr. Krotel aufmerksam auf die von Englischen heimlich gedruckten Wahlzettel. Es sei zum ersten Male, daß solche Slate-Tickets in der Synode gebraucht würden. Er verdammte dieselben und Dr. Schmucker nannte sie eine Schande. Am Nachmittag desselben Tages, in der neunten Sitzung, wurde die Wahl der Delegaten zum Generalkonzil vorgenommen und das heimlich gemachte Ticket von den Meisten gestimmt Die Glieder des deutschen inneren Missions-Comites wurden sämmtlich durch diese Procedur hinausgestimmt.

Zwölf Gemeinden hatten eine Petition um Bildung einer deutschen Konferenz eingereicht. Die Debatte über diesen Gegenstand nahm einen ganzen Vormittag in Anspruch. Dr. Seiß gab zu, daß es für Deutsche schwer sei, den englischen Besprechungen und Geschäftsverhandlungen zu folgen, aber er könne dem Verlangen nicht beistimmen. Dr. Fry meinte, die Deutschen sollten sich der Synode von New York anschließen, welche ja deutsch sei. P. Wischan wies auf die reformirte Kirche hin, welche deutsche Klassen in ihrer Synode errichtet habe, und in denselben das Missionswerk mit großem Eifer betriebe. P. Pohle und andere sprachen für Errichtung einer deutschen Conferenz. Die Sache kam indeß keineswegs zum Abschluß; sie wurde vielmehr den einzelnen Konferenzen, sowie dem Comite für Revision der Synodalordnung überwiesen.

Die Kanzelgemeinschaft mit Nichtlutheranern wurde trotz der Galesburger Regel und trotz des Protestes, den seinerzeit die deutschen Lutheraner auf der Versammlung des Generalkonzils in Monroe, Mich., erhoben hatten wiederum eifrig gepflegt. Sechs Pastoren predigten in Easton auf nichtlutherischen Kanzeln, so daß das lutherische Kirchenblatt ganz entrüstet frug: „Was helfen die Beschlüsse des Generalkonzils, wenn die englischen Pastoren von Pennsylvanien Jahr für Jahr dieselben mit Füßen treten?"

Auch sonst fehlt es nicht an Beweisen dafür, daß das Verhältniß der Deutschen und Englischen zu einander ein sehr gespanntes ist, so daß ein etwaiger Bruch zwischen beiden Niemanden wundern würde.

Die 92. Jahresversammlung und das 100jährige Jubiläum wird dieses Jahr vom evang.-luth.-Ministerium von New York gehalten. Wenn in Kriegsjahren nicht acht Versammlungen ausgefallen wären, so wären beide Zahlen gleich. Wie nämlich aus den Protokollen hervorgeht, so hatten sich am 22. und 23. October 1786 die Pastoren Dr. Kunze, Schwerdfeger und Moller, sowie die Laien J. Bassinger und J. Geyer zu Albany versammelt, um mit Zustimmung der Muttersynode von Pennsylvanien die Synode von New York zu gründen. Nach dreißig Jahren zählte die Synode erst vierzehn Pastoren. Im Jahre 1816 wurde das Hartwick-Seminar gegründet. Nach fünfzehn weiteren Jahren waren es dreißig Pastoren. Bei Gründung der Hartwick-Synode traten dann viele aus. Im Jahre 1836 schloß sich die Synode an die Generalsynode an und erhielt nun ihre Pastoren von Gettysburg. Als die Synode im Jahre 1867, bei Gründung des General-Konzils sich diesem anschloß, wurde sie wiederum durch zahlreiche Austritte reducirt, und zwar von 68 auf 44 Pastoren. An Gelegenheit zu Differenzen scheint es nicht gefehlt zu haben, indem seit 1850 mehrere Synoden und Konferenzen sich bildeten, die meistens aus Gliedern dieser Synode bestanden und zum Theil gegen dieselbe arbeiteten. Trotzdem ist die Gliederzahl der Synode gegenwärtig auf neunzig Pastoren gestiegen.

Die Londoner Maimeetings sind auch dieses Jahr wieder, wie gewöhnlich, gehalten worden. Lord Shaftesbury, sowie der Präsident der kirchlichen Missionsgesellschaft Lord Chichester sind wohl diejenigen Persönlichkeiten, die dieses Jahr am schmerzlichsten vermißt wurden. Die meisten dieser Gesellschaften hatten über den geregelten ruhigen Fortgang ihrer Arbeiten Bericht zu erstatten.

Aus den einzelnen Berichten möge nur einiges hervorgehoben werden. Die Londoner Traktatgesellschaft, die ihre Schriften gegenwärtig in 177 Sprachen verbreitet, berichtet von 576 neuen Publikationen im vergangenen Jahre und einer Einnahme von 212,731 Pf. St. (4,540 Pf. mehr als 1884.)

Die britische und ausländische Bibelgesellschaft hat im vergangenen Jahre mehr als vier Millionen heiliger Schriften verbreitet; seit ihrer Gründung über 108 Millionen. Die Jahreseinnahme der Gesellschaft betrug 238,289 Pf. St., ihre Ausgaben 240,728 Pf. St.

Im Dienst der Londoner Stadtmission arbeiten 463 Missionare. Ihre Einnahmen betrugen 57,757 Pf. St., 7000 Pf. mehr als das Jahr vorher. Ein Theil dieser Einnahmen kam aus Vermächtnissen, auf deren jährliche Wiederkehr eben nicht gerechnet werden kann und so mußte, trotzdem die Ausgaben nur 51,840 Pf. St. betrugen, von einer wesentlichen Ausdehnung der Arbeit abgesehen werden.

Die Londoner Missionsgesellschaft war mit einer großen Schuldenlast in das vergangene Jahr eingetreten; obwohl es indeß gelungen war, das Deficit von 11,000 Pf. zu decken und die regelmäßigen Beiträge höher waren als vorher, so reichte doch die Einnahme, 12,578 Pf. St., nicht zur Bestreitung der laufenden Ausgaben aus, so daß man Reservefonds anzugreifen genöthigt war.

Ueber die Versammlungen der kirchlichen Missionsgesellschaft, der Baptisten, der Primitiven Methodisten, sowie der Lumpenschulen-Union ist außer dem, daß sie das letzte Jahr in gewohnter Weise weiter gearbeitet haben, nichts besonderes zu berichten.

In Paris fanden ebenfalls im Mai die Jahresfeste der protestantischen kirchlichen Vereine Frankreichs statt. So die Konferenzen der reformirten und lutherischen Kirche in Frankreich, die Versammlung der französischen Traktatgesellschaft, deren Einnahmen 56,680 Frcs. betrugen, bei einer Ausgabe von 52,516 Frcs. Die protestantische Bibelgesellschaft von Paris erreicht allerdings den Umfang der britischen Bibelgesellschaft bei Weitem nicht. Ihre Einnahmen betrugen 25,300 Frcs. Die Frage der Revision der Osterwaldschen Uebersetzung, die in Frankreich vielfach gebraucht ist, wurde eingehend von Prof. Sabatier besprochen. Die Spaltung, welche über dieser Frage eingetreten ist, wurde beklagt; aber auf der andern Seite darauf hingewiesen, daß man Hoffnung habe, daß mit dem Revisionswerke ein Schritt zur Wiedervereinigung der Bibelgesellschaft von Paris und der von Frankreich gethan werde.

Die Versammlung der Gesellschaft für die Geschichte des französischen Protestantismus hat das Gute, daß sie sich als ein Einigungspunkt in dem Widerstreit der Meinungen unter den französischen Protestanten erweist. Aus diesem Grunde findet sie immer zahlreiche Theilnehmer und übt ihren Einfluß in den verschiedensten Kreisen der französischen Protestanten aus. So wurden z. B. die Feiern der Aufhebung des Edicts von Nantes von diesem Verein aus organisirt.

Ferner tagten der Centralverein für Evangelisation, der unter ziemlich günstigen Verhältnissen arbeitet, und die Evangelische Gesellschaft, die 88 Stationen mit einem Aufwand von 93,000 Frcs. unterhalten hat. Ihr Arbeitsfeld hat die Gesellschaft unter den Katholiken des Landes. Dieselbe hat seit ihrer Gründung im Jahre 1833 die Summe von 200,000 Frcs. aufgebracht und den Bau von sechszehn Kirchen veranlaßt.

Bei der Versammlung der Gesellschaft für innere Mission traten Anzeichen innerer Differenzen zu Tage. Die Gesellschaft hatte bei ihrer Gründung im Jahre 1871 den Anschluß an eine bestimmte kirchliche Gemeinschaft vermieden und im Sinne der evangelischen Allianz zu arbeiten versucht. Dieses Verhältniß wird von der kirchlichen Partei innerhalb der Gesellschaft als ein unhaltbares bezeichnet und die Uebernahme der inneren Mission von Seiten der reformirten Kirche Frankreichs gefordert. Der Führer dieser Partei, Pastor Granier von Bayard (Südfrankreich), hatte einen dahinzielenden Antrag gestellt. Er drang damit allerdings nicht durch, aber die Sache wurde auch nicht abgeschlossen, sondern die Anträge der Prüfung und definitiven Entscheidung der Generalversammlung von 1887 vorbehalten.

Die Frage des evangelischen Bisthums in Jerusalem ist durch Aufhebung des Vertrags, den vor 45 Jahren (7. Sept. 1841) Friedrich Wilhelm IV. mit der englischen Hochkirche abschloß, zunächst gelöst worden. Deutscherseits wollte man sich den drückenden Bestimmungen des Vertrags nicht mehr unterwerfen, denn die Krone von Preußen hatte sich wohl zu gleichen Leistungen verpflichtet, aber besaß nur scheinbare Rechte, indem der englischen Hochkirche durch die Bestimmung, daß auch der vom König von Preußen ernannte Bischof ihr angehören müsse, ein thatsächliches Veto gegenüber der Ernennung eines nicht englischen Geistlichen eingeräumt war. Englischerseits wollte man an diesen Vorrechten nichts nachlassen und so kam es zur Trennung. Es soll nun ein besonderes deutsch-evangelisches Bisthum in Jerusalem von Seiten der preußischen Krone errichtet werden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. September 1886. Nro. 9.

Die Rechtgläubigkeit der evangelischen Kirche und ihr Verhältniß zu den anderen Kirchen.

(Eingesandt von P. J. Grunert.)

(Fortsetzung.)

Dieses Vermögen, sich für Gott oder für das Gegentheil, die Welt, zu entscheiden, die Wahlfreiheit, ist nicht, wie Manche*) meinen, der völlige Indifferentismus zwischen gut und böse, so daß sie, wie Buridans Esel, der Nullpunkt zwischen zwei gleich stark anziehenden Kräften wäre, sondern diese Wahlfreiheit ist selbst eine Kraft, ein Vermögen, welches zugleich mit dem Selbstbewußtsein, als integrirendes Moment desselben, von Gott geschaffen und gegeben ist; sie ist ein Naturgesetz und als solches weder sittlich noch unsittlich, weder gut noch böse, sondern nur das Mittel zur sittlichen Entwickelung, und erst durch den Mißbrauch desselben entstand die Unsittlichkeit oder das Böse, die Sünde.

Wie aber, fragt man, war es möglich, daß der Mensch, der doch gut von Gott geschaffen war, seine Wahlfreiheit mißbrauchte und das Böse erwählte? — Wie es möglich war, ist in der Schrift (Gen. 3) †) klar genug ausgesprochen. Der Mensch, gut geschaffen, hat als Selbstbewußtsein, als die Einheit des Gottes- und Weltbewußtseins, das Bewußtsein des Guten und des Bösen, Gott selbst macht ihn auf den Unterschied aufmerksam, auf daß er das Gute erwähle, das Leben bewahre, und im Gehorsam gegen Gott heilig werde. Er ist gut, wie alles Geschaffene, aber als gottebenbildliches, durch sich selbst seiendes Wesen, soll er in freier Selbstbestimmung das Gute lieben und das Böse hassen, d. i. zu einem heiligen Leben sich entwickeln und heranwachsen.

Das Weltbewußtsein hat, als die Gedankenwelt des Menschen, seinem Geiste entstammt, geistige Kraft gegen den Geist; indem es, als sein Anderes, an der geistigen Natur participirt, hat es relative unwahre Selbstständigkeit gegen den Geist, wirkt auf ihn zurück und provocirt ihn, ihm zu gehorchen. Auch in dem ersten, gut erschaffenen, aber zur sittlichen Freiheit und Heiligkeit berufenen Menschen liegt es in der Natur seines Geistes, daß die

*) P. W. Meyer. Studien und Kritiken. Januar 1885.
†) Vergl. Theolog. Zeitschrift. 1883. Sept. u. Okt.

Gedanken sich untereinander verklagen und entschuldigen, und daß er von seiner eigenen Lust (die aber noch nicht Erb-Sünde, sondern natürliche Lust ist) gereizt und gelockt wird.

Die Schlange, dieses in unwahrer Selbstständigkeit und falscher Geistigkeit schillernde Weltprincip, erhebt züngelnd und Zweifel weckend ihr Haupt gegen den Menschen. Hätte derselbe nun schon die Vollkommenheit der Heiligkeit besessen, so hätte er den Willen Gottes nicht blos gedächtnißmäßig citirt, sondern hätte in der Kraft des Gottesbewußtseins jene Einflüsterungen zurückgewiesen. Er war aber nur erst unschuldig und sollte sich zur Heiligkeit entwickeln. Nun aber involvirt jede Entwickelung nicht allein einen Zustand der Unvollkommenheit und Schwäche, sondern der gottgeordnete Gang der Entwickelung besteht auch darin, daß die in der Einheit des Wesens beschlossenen, entgegengesetzten Kräfte zu relativer Selbstständigkeit heraustreten, sich differenziren, um bei wechselweisem Vorwalten bald der einen, bald der andern in gegenseitiger Durchdringung die höhere Einheit darzustellen und zwar ist es ja nicht ein mechanisches Heraustreten der Gegensätze, sondern ein Ebben und Fluthen des im Wachsthum begriffenen, ganzen Wesens. Es ist da wohl erklärlich, daß bei dem Vorwalten des Weltbewußtseins und bei der Schwachheit des noch unentwickelten Selbstbewußtseins die Menschen die vergänglichen Güter der Welt und ihren Genuß für ein wirkliches Gut halten konnten, Wohlgefallen daran fanden, und von der wachsenden Lust zum Genuß umstrickt gegen das ausdrückliche Gebot Gottes sündigten. Daß die ersten Menschen schon im Besitze der Heiligkeit waren und mit der ersten Sünde das radikale Böse gewollt hätten, davon steht nichts in der Schrift, sondern die Eva sagt: „Die Schlange *betrog* mich?" — Also *wie* es möglich war, daß die ersten Menschen aus ihrem anerschaffenen, guten Zustande heraus in die Sünde fielen, können wir uns wohl denken, aber, *daß* es möglich war, daß die Menschen, an sich gut, für eine gottwidrige Regung empfänglich werden konnten, dafür giebt es keinen Grund, diese Möglichkeit liegt im Gesetz des Selbstbewußtseins. Dies ist überall so. *Wie* $7 \times 3 = 21$ giebt kann man zeigen, einen Grund aber dafür, *daß* es so ist, und warum es so ist, daß $3 \times 7 = 21$ giebt, kann man nicht zeigen, das ist das Gesetz der Zahl. Wir können nicht sagen und haben keinen Beruf zu erklären, *warum* Gott die Welt so geschaffen hat, sondern wir sollen zu erkennen suchen, *wie* er sie geschaffen hat und den Vater im Himmel preisen.

Die unsterbliche Seele und ihr verlorener Zustand.

Haben wir bisher den Menschen als denkendes, selbstbewußtes Wesen, als Persönlichkeit, in seinem Verhältniß zu Gott und zur Welt betrachtet, so müssen wir nun sein Wesen selbst betrachten.

Das Gesetz der Selbstgestaltung, das relativ Ewige, Gottebenbildliche im Menschen, weist zurück auf Gott, wurzelt in ihm und ist darum das allgemeine, wahrhaft katholische Gesetz, unter welches Alles fällt, was Mensch heißt, und ohne welches eine sittliche, wahrhaft menschliche Entwickelung gar nicht denkbar ist.

Das besondere Ich aber, welches sich gestaltet, weist hin auf den geschaffenen Weltgedanken Gottes, welcher in die unendliche Lebensfülle des raumzeitlichen Daseins sich ausbreitend in dem Menschen das Auge aufschlägt und zum Bewußtsein kommt und als daseiende Welt dem Ich den Stoff liefert, die in ihm ruhende Welt auszubilden und heraus zu gestalten. Ist das gestaltende Prinzip der Geist, die Welt aber, die er sich als seine Welt gebildet hat, der Leib, so ist die Einheit dieses geist-leiblichen Daseins die Seele des Menschen, er selbst. Wie wir nun früher sahen, daß die sichtbaren Erscheinungen nicht die wirkliche Welt sind, sondern der unter der Hülle der Erscheinungen waltende und diese gestaltende Geist, der in seiner Vereinigung mit dem Leiblichen eben die Seele ist, — wie die Gestalt des Apfelbaumes als immanente Energie schon im Apfelkern ist, wie in dem Ei des Fisches dieses seelische Prinzip Alles ordnet und bildet für das Leben im Wasser, im Ei des Vogels für das Leben in der Luft, und in jeglicher Kreatur weisheitsvoll den Körper bildet, noch ehe diese selbst zum Leben erwacht, — so muß auch die Seele des Menschen präexistirend, und als Selbstbewußtsein, als die Einheit des Gottes- und Weltbewußtseins, aus dem Geiste Gottes gezeugt unsterblich sein. Es gehört zur Herrlichkeit des Geistes Gottes und des gottgeschaffenen Lebens Frucht zu bringen, in die Vielen auseinander zu gehen, und in jedem der Vielen sich zur Erscheinung zu bringen und zu offenbaren, sich in eine unendliche Mannigfaltigkeit einzutheilen (dividere), sich zu individualisiren. Die Kraft, mit der und die Art und Weise, wie die Seele die daseiende Welt sich assimulirt und in sich reproducirt, ihre Individualität ist unmittelbare Gabe Gottes und soll darum heilig und unantastbar sein. Wie von allen Millionen Blättern im Walde keins dem andern ganz gleich ist, so ist kein Individuum dem andern ganz gleich, und jedes ist eine besondere Offenbarung Gottes und gehört zu seiner Herrlichkeit. Diese von Gott gegebene Grundanlage nun zu einem selbstbewußten, sittlichen Leben herauszugestalten, ist die Aufgabe des Menschen; das Leben des Menschen ist daher einestheils ein für allemal bestimmt und hängt nicht von ihm ab; über seine Individualität kann Niemand hinaus. Es kann Niemand etwas nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben herab; anderestheils kommt alles auf ihn an, wie er sich zu dieser seiner Aufgabe stellt, wie er sich bei der Lösung derselben bethätigt, ob er der gegebenen Norm treu seine Individualität ausbildet, seiner Seele Heil bewahrt, oder ob er untreu und abnorm zu seinem Unheil und Verderben sein Leben gestaltet.

Das Grundgesetz dieser gestaltenden Thätigkeit war nun, daß die Seele, indem sie die Welt assimulirt, dieselbe in selbstbewußter, freier Weise reproducirt, in unbedingter Abhängigkeit von Gott, in unverbrüchlichem Gehorsam gegen ihn ihre Gedankenwelt als den geistigen Leib ausbildet und in diesem ihren inneren Sinn und Wesensinhalt offenbart, in den Gesinnungen ihren geistlichen Leib bildet, welcher, da er das gottgeschaffene Wesen der Seele ist, ewiglich leben soll. Sie kann aber diese Gesinnungen nur ausbilden, indem sie im Gehorsam gegen Gott, mit dem sie im Geiste conspirirt, zugleich

in der Selbstbeherrschung bleibt, nicht die Welt auf sich wirken, d. h. sich von ihr bestimmen läßt, sondern als das gestaltende Princip ihre Welt wirkt und sie als das Organ ihres Daseins mit ihrer persönlichen Kraft organisch durchdringt. Daraus folgt, daß der Gedanke, das Wort, die Lehre immer in der zweifachen Weise wirkt, einmal logisch, der Bestimmtheit des Gedankens gemäß, und sodann seelisch, kraftmäßig, der Persönlichkeit gemäß, die das Wort redet, — und daß jede Lehre ohne diese persönliche Kraft todt ist, und jede Orthodoxie, die eben nur um die Gedankenbestimmungen streitet, eine todte Orthodoxie ist, die nur zu scholastischen Streitigkeiten führt. 1 Cor. 4, 20. (Fortsetzung folgt.)

Welche Bedeutung hat das heilige Abendmahl für das persönliche Christenthum?

Referat von P. J. Meierle.

Wer erlangt das ewige Leben? Diese Frage richtete ein sehr bekannter Theologe Deutschlands an einen angehenden Vertreter der Theologie, welche bekanntlich die Aufgabe hat, die Frage zu lösen, wie der todverpflichtete Mensch das ewige, unauflösliche Leben empfangen kann und soll. Mehr als es die Achtung vor dem theologischen Unterricht eigentlich erlaubte in die Bezirke und Dinge des irdischen Lebens verloren, konnte indeß der junge Mann diese unerwartet an ihn herantretende Frage nicht beantworten. Lakonisch und paradox beantwortete daher der Fragende seine Anfrage selbst dahin, daß jeder einst das ewige Leben empfangen werde, der es hier schon habe. Ist diese Behauptung richtig — und sie ist es — so ergibt sich für jeden, der nach dem ewigen Leben trachtet, die Pflicht und Aufgabe, das ewige Leben schon während seines Erdenwallens zu ergreifen; und wir können die Behauptung aufstellen, der Mensch müsse ein zweifaches Leben haben. Ein leiblich-irdisches Leben, das erlischt, wenn das Grab und der Tod ihren Raub nehmen und ein geistlich inneres Ewigkeitsleben, das kein Tod verschlingen kann. Alles Leben aber steht unter dem Gesetz der Nießung und Ernährung; alles, was lebt, will ernährt sein. Diese Wahrheit predigt uns jeder aufmerksame Blick hinein in Schöpfung und Kreatur. Das Saatkorn von der Hand des Landmannes dem Schooß der Erde übergeben, keimt, wächst und entwickelt sich zum Gras, zum Halm, zur Aehre, welches kornbeschwert zur Erde sich beuget, wenn zur rechten Zeit Regen und Sonnenschein es treffen, wenn, kurz gesagt, die nöthigen Ernährungszuflüsse ihm werden. So ist's im natürlichen Leben; im geistigen ist's ähnlich. Auch da ist ein Bestand und Wachsthum nicht möglich, ohne befruchtende und nährende Einwirkungen. Das reichste, productivste Geistesleben erschöpft sich zuletzt, wenn es nie irgendwie anregende und nährende Zuflüsse erfährt. Deßhalb haben selbst Besitzer eines hohen Geisteslebens je und je im Gespräch mit Andern und in ihrer Lectüre nach neuen, befruchtenden Ideen gesucht. Unter diesem Gesetz der Abhängigkeit von fortwährender Nährung und Speisung steht auch das geistliche Leben, das neue

Leben, welches durch den heiligen Geist in dem Centrum des menschlichen Innenlebens gewirkt wird, und das in der Schrift wohl auch mit dem Ausdruck „innere Mensch" bezeichnet ist. Dieser innere Mensch, dies neue Leben, welches das Wesen des persönlichen Christenthums ausmacht, bedarf ebenso der Nahrung, wie der äußere Mensch. Das weiß und wußte Gott wohl, darum hat er in seiner Weisheit und Gnade dem Christen, der geistliches Innenleben führt, oder führen möchte, verschiedene Mittel an die Hand gegeben, diese nährenden und stärkenden Kräftezuflüsse nicht nur in Fluß zu bringen, sondern auch zu erhalten. Ein solches Mittel ist z. B. das Gebet. Dasselbe ist keineswegs nur ein Audienzrecht, welches uns gestattet, mit unserer Noth und mannigfachen Bedrängniß des Lebens klagend und Abhilfe erbittend vor Gott zu treten, sondern es ist vor allem auch die Hand, mit der wir hineingreifen in die Schatzkammer der göttlichen Segnungen und Kräfte, um Lichts- und Stärkezuflüsse in Gang zu bringen. Das hervorragendste Mittel, welches gewissermaßen eine Concentration von Segens- und Lebenszuflüssen bietet zur Förderung des innern Lebens und des persönlichen Christenthums überhaupt, ist indeß das heilige Abendmahl. Die Bedeutung desselben fürs persönliche Christenthum nachzuweisen, wäre die Aufgabe, zu der wir uns durch Aufstellung unseres Themas erkühnt haben. Selbstredend ist, wenn von der Wirkung und Bedeutung des heiligen Abendmahls die Rede sein soll, ein, wenn auch nur kurzes Eingehen auf die Frage nöthig: Was ist das heilige Abendmahl? Auf diese Frage antwortet ein deutscher Gottesgelehrter: „Das heilige Abendmahl ist ein Mysterion im vollen Wortsinne, ein heiliges Geheimniß, ohne daß er in dem Begriff ausgesprochen haben will, daß über das Wesen dieser Einsetzung etwas Näheres nicht zu sagen sei. Diese Definition dürfte richtig sein, wenn man den biblischen Geheimnißbegriff im Auge behält, welcher von dem des gewöhnlichen Lebens bedeutend abweicht. Im gewöhnlichen Lauf der Welt und ihres Verständnisses versteht man unter Geheimniß eine verdeckte, verhüllte Sache, die der allgemeinen Kenntniß sich entzieht, man begreift darunter ein Ding, ein Etwas, das Niemand kennt, dessen Verständniß dem denkenden Menschengeiste verschlossen ist. Die heilige Schrift dagegen versteht unter Geheimniß irgend einen Rathschluß, eine Absicht Gottes, die durch Zeitläufe hindurch den Menschen unbekannt war, eine Gnadenstiftung, für die dem natürlichen Menschen das Verständniß abgeht, falls es nicht durch Erleuchtung des heiligen Geistes gewirkt wird. Ein solch Geheimniß im biblischen Sinn ist das heilige Abendmahl. Es liegt daher allerdings auf der Hand, daß es ein beklagenswerthes Verhängniß ist, daß das Abendmahl zum „Gegenstand des Streites," die richtige Auffassung desselben zum Zankapfel der verschiedenen kämpfenden Parteien gemacht worden ist, weil gerade dieses Geheimniß am wenigsten geeignet ist, auf dem Wege scharfsinniger Studien und mit dem üblichen Aufwand theologischer Gelehrsamkeit gelöst und verstanden zu werden. Verstandeserkenntniß und wäre dieselbe auch noch so tief und allseitig, reicht hier nicht aus. Nöthig sind hier die erleuchteten Augen des Verständnisses, von denen Paulus redet im Epheserbrief (Kap. 1, 18).

Da dies geisterleuchtete Verständniß gemeiniglich aber sehr wenig Gemeingut der christlichen Gesammtheit zu sein pflegt, so ist klar, daß die „Zeit und Kraft, die in dem Kampf über richtige Auffassung“ dieses Mysterions angewandt worden ist, hätte besser angewandt werden können.

Natürlich maßen wir uns nicht an, den Schlüssel zur Lösung dieser geheimnißvollen Stiftung zu besitzen und die richtige Auffassung gefunden zu haben. Wir geben die drei wichtigsten Lösungsversuche, die innerhalb der protestantischen Kirche gemacht worden sind, indem wir an der Hand dieser Aufstellungen die Frage zu beantworten suchen, welche praktische Bedeutung des Abendmahls sich nach den einzelnen Auffassungen ergibt. Doch betonen wir im Voraus, daß wir die praktische Bedeutung des Abendmahls durchaus nicht gänzlich abhängig machen von der theoretisch-dogmatischen Auffassung, die der dasselbe Feiernde gerade hat, obwohl wir dieselbe auch in dieser Beziehung nicht für „gleichgültig“ halten. Die erste zunächst liegende, der menschlichen Vernunft auch am ehesten convenirende Anschauung ist diejenige, welche das Abendmahl auffaßt als ein Mahl des Gedächtnisses. Die Richtigkeit dieser Auffassung dürfte wohl kaum zu beanstanden sein. Das erhellt schon aus der Thatsache, daß das Abendmahl an einen „bereits in Israel bestehenden Gebrauch“ anknüpft, der völlig dankbarer Erinnerung gewidmet war, besonders berechtigt aber zu dieser Auffassung das Wort Jesu selbst, der ja auffordert dies Mahl zu feiern als ein Mahl des Gedächtnisses und der Erinnerung. Da bei dieser Fassung Brod und Wein nur Symbole sind, so kann — wie mit Recht betont worden — auf diesem Standpunkt die Bedeutung mehr nur eine ethische sein, die sehr wesentlich abhängt von dem Verhältniß, in das sich der das Abendmahl Feiernde zur Sache stellt.

Lebendige Vergegenwärtigung und gläubige Erwägung des sühnenden Todes Christi ist dasjenige, was sich als Aufgabe und Zweck der Abendmahlsfeier ergibt, deren Segen dadurch offenbar sehr abhängt von der mehr oder minder gläubigernsten Erwägung dessen, was Jesus für uns gethan und gelitten. Man hat je und je vom andern Standpunkt aus einer solchen Abendmahlsfeier eine sonderliche Bedeutung fürs persönliche Christenthum nicht zustehen wollen. Denken an seinen Herrn und Meister — hat man gesagt — soll der Christ immer, sein Heiland, dessen sühnend Sterben und glänzendes Tugendvorbild soll immerdar in seiner Erinnerung leben. Nur zwei- bis viermal des Jahres an ihn denken und das noch unter Veranstaltung einer besonderen ceremoniellen Feier, das ist ein bischen jämmerliches Christenthum. Und in der That, der Wahrheit gegenüber, daß das Wesen des persönlichen Christenthums besteht in dem Verhältniß von Herz zu Herz, von Du zu Du, in der Lebens- und Liebesgemeinschaft, in der der Christ mit Christo seinem Heiland und Erlöser steht, um aus ihm als dem geistigen Felsen fortwährend Licht- und Lebenskräfte zu ziehen, ist diese dankbare Erwägung noch nicht das Höchste und Wichtigste im Christenthum. Indeß so wahr das auch ist, ebenso wahr ist auch, daß es eine Versündigung gegen den sensus communis, gegen das allgemeine Billigkeits-, Rechts- und Wahrheitsgefühl ist,

etwas als unrichtig und unwichtig zu verwerfen, einfach weil es nicht das Richtigste und Wichtigste ist. Ganz abgesehen auch von der Thatsache, daß die drei- bis viermalige Abendmahlsfeier im Jahr die fortwährende Erinnerung gar nicht aufheben will, behält die Gedächtnißfeier des heiligen Mahles ihre segensvolle Bedeutung fürs persönliche Christenthum. Die Erinnerung schon an Menschen, die uns Liebe bewiesen und Opfer für uns gebracht, erfüllt oft und viel das menschliche Herz und Gemüth mit heiligen Entschlüssen, erregt den Vorsatz, diese Liebe durch Dankbarkeit und nützliches Leben zu vergelten. Wie sollte denn die dankbar-demüthige Erinnerung an alles das, was Jesus für uns gethan und erlitten, ohne mächtige ethische Wirkung auf unser Gemüth bleiben können? Wie sollte jene Liebe, die eben darin als echte Liebe sich zeiget, daß sie nicht nur einmal sich zu dem Sünder sich geneiget, sondern sich fortwährend zu ihm neigt, vergebend, tragend, mit Segen überschüttend, ohne fördernden Anreiz und Einfluß fürs eigene Liebesleben erwogen werden können? Sicherlich hat Jesus, als er bei Einsetzung des heiligen Abendmahles wiederholend sprach: „Das thut zu meinem Gedächtniß" auch die Absicht gehabt, daß seine Jünger dabei erinnert würden an sein Leiden, sein Sterben, sein endlos Lieben, seine Demuth, um dadurch angereizt zu werden zur Nachahmung seines Vorbildes, das er ihnen gelassen, damit sie fähig würden den Spruch durch ihr Thun und Leben zu illustriren: daran wird die Welt erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt. Ein solcher Anreiz und Anstoß zu heiliger Jesusliebe und daraus entspringende allgemeine und brüderliche Liebe, der aus einer gemeinsamen Gedächtnißfeier des Abendmahls sich ergibt, oder doch ergeben kann und soll, aber darf in einer selbstsuchtdurchkühlten, liebeleeren Welt nicht gering angeschlagen werden. Allerdings ist wahr, daß die dankbare Erinnerung an Jesu Liebe und sühnendes Sterben auch sonst gewirkt werden kann, da ja beinahe jede gläubige Predigt, jedes gläubige Lied Erinnerungen und ernste Erwägungen an Christum und seine Liebesthat wecken. Doch hebt die Thatsache die Bedeutung einer gemeinsamen, sacramentalen Abendmahlsfeier nicht auf, bei der alle die Erinnerung an den gemeinsamen Erlöser beherrscht, alle der Wunsch beseelt, Vergebung und Segen von dem erhöhten Hohenpriester zu empfangen, der auch als der zur Rechten Gottes Erhöhte es als sein Geschäfte im oberen Heiligthum ansieht, die erworbenen Segenskräfte durch sein Evangelium und — setzen wir hinzu — die heiligen Sacramente allen denen mitzutheilen, die zum Thron der Gnaden eilen. Sie behält ihre segensvolle Bedeutung jene heilige Handlung, bei der der „eine Kelch und das eine Brod predigen, daß wie aus vielen Beeren ein Wein, aus vielen Körnern ein Brot geworden, so wir alle sollen ein Leib sein."*) Daß so gefeiert, das Abendmahl in seiner ganzen Bedeutung fürs persönliche Christenthum nicht erschöpfend zur Geltung kommt, liegt indeß auf der Hand, ebenso leicht zu erkennen ist die Gefahr, daß weil eben die subjektive Stellung die Hauptrolle spielt, man leicht zu einer oberflächlichen Ansicht von der Bedeutung des Abendmahls sich verirren kann.

*) Vergl. Palmer, Katechetik Seite 524.

Auf dem Boden der Erinnerungsauffassung sind daher schon Ansichten über das heilige Abendmahl erblüht, die auch innerhalb des weitesten Rechnens irgend einer christlichen Abendmahlsauffassung keinen Platz haben. Sollte ich — so bekennt die Schriftstellerin Fanny Lewald — zum heiligen Abendmahl gehen müssen, so würde ich es als eine Zusammenkunft befreundeter Menschen betrachten, die irgend ein bedeutendes und interessantes Ereigniß im Gedächtniß feiern. Jeder denkt sich dann, was ihm am nächsten ist. Ich habe mir vorgenommen, mit Dank an das Geschick zu denken, daß ich in Kants Geburtsstadt das Licht der Welt erblickt habe, und daß mein Vater eine auserlesenekleine Bibliothek besaß und daß ich frühzeitig Göthes Faust lesen durfte.*) Solche Abendmahlserinnerungen und Erwägungen kann man allerdings auch ohne ceremonielle Abendmahlsfeier haben, von einer sonderlichen Bedeutung für Entwickelung des innern Lebens und des persönlichen Christenthums überhaupt dürfte dabei wohl kaum die Rede sein können.

Höher, tiefer, erschöpfender ist die Auffassung, welche in dem Abendmahl eine Einsetzung zur geistigen Speisung des inneren Menschen sieht. Diese Auffassung deckt sich im Wesentlichen mit der calvinischen Anschauung, da bekanntlich nach dieser Brod und Wein efficienter, der Kraftwirkung nach Leib und Blut Christi sind, die Abendmahlselemente mehr nur als Unterpfänder der unsichtbaren, göttlichen Segnungen gelten. Die Richtigkeit dieser Auffassung, die auf das berühmte, viel umstrittene 6. Kapitel des Ev. Johannis, in dem sie wohl eine Beziehung auf das später eingesetzte Abendmahl, nicht aber eine „eigentliche Abhandlung“ über dasselbe sieht, nicht weiter untersuchend, fragen wir auch hier wieder, welches ist die Bedeutung der Abendmahlsfeier für die Entwicklung des geistlichen Innenlebens auf dem Boden dieser Abendmahlsbetrachtung. — Bekanntlich handelt es sich bei der Sendung Jesu in die Welt nicht blos um Anbahnung eines Weges, auf dem der sündegeknechtete Mensch Vergebung seiner Sünden und Befreiung aus der Macht der Finsterniß erlangen könnte, sondern es handelt sich vor allem auch um die Eröffnung eines neuen Lebensgesetzes, einer neuen Lebens- und Liebesgemeinschaft des Menschen mit Gott. — Lebensgemeinschaft des Menschen mit Gott, seinem Schöpfer, war die ursprüngliche Idee, als das schaffende „Es werde“ aus dem göttlichen Munde über der entstehenden Welt und Menschheit erklang. Durch Essen von der verbotenen Frucht wurde der Todeskeim in den Schooß dieser seligen Lebensgemeinschaft gesenkt und ein Herabsinken des Menschen aus der Region der Gottesnähe und des Lebens in die Todesregion war die Folge. Jesus Christus aber, das Leben in ihm selber habend, hat für die Menschen einen neuen Weg geöffnet, wieder in die verlorene Liebes- und Lebensgemeinschaft mit Gott, der Quelle alles Lebens zu kommen. — Bei dem Glauben an Christum handelt es sich daher nicht blos um Erlangung der Sündenvergebung und der daraus fließenden Glückseligkeit, nicht nur um den Empfang jenes Friedens, der von dem Himmel ist, sondern vorzugsweise auch um die Begründung eines neuen Lebens und eines fortwäh-

*) H. Eckelmann: Salzkörner Seite 57.

renden Lebenszuflusses. Wer wahrhaftig an Jesum glaubt, hat schon in diesem Leben ewiges Leben; dasselbe bedarf aber zu seiner Erhaltung und Entwicklung der beständigen Nießung aus dem göttlichen Urquell. Wir haben nun schon angedeutet, daß solcher Lebenszuflußcanäle mehrere sind. Das Lesen der Geist- und Lebensworte Jesu, das gläubige Gebet, gottselige Betrachtungen und Verheißungen — alles das sind solche Mittel, die nährend, stärkend, das Wachsthum fördernd unser inneres Leben und persönliches Christenthum beeinflussen; auch geistgetragene Zeugnisse in Schrift und Rede speisen unser inneres gottgewirktes Leben.

Die innere Speisung und Kräftigung ist es denn auch — nebenbei bemerkt — welche der Apostel Paulus mit dem Namen „Erbauung bezeichnet," indem er dabei erheblich von der christüblich gewordenen Anschauung unserer Tage abweicht.— Der Hauptcanal, „durch welchen dem Gläubigen die Speise für sein inneres Leben, sein lebendig persönliches Christenthum dargereicht wird, ist das hl. Abendmahl, wie schon erinnert. — Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gewinnt das Abendmahl in hervorragender Weise die Bedeutung einer segensvollen Quelle göttlicher Stärke und Lebenszuflüsse, die, wenn gläubig benützt, den Christen nicht nur bewahrt vor Ermattung und Erschöpfung des durch den Glauben an Christum gewirkten Ewigkeitlebens, sondern ihn auch immer wieder kräftigt zu muthigem Glaubenskampf, sodaß sich ihm je und dann das Bekenntniß des Psalmisten: „Der HErr ist mein Licht und mein Heil, der HErr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen," nahelegt und aus der Brust sich hebt; es erweist sich als eine Einsetzung Gottes, bei der es sich vor allen Dingen um eine Lebens- und Liebesmittheilung handelt, die uns auf eine „geheimnißvolle," aber doch „bestehende" Weise zu Theil wird und uns die trostreiche Thatsache bestätigt, daß durch Christi Tod die trennende und hemmende Schranke zwischen Gott und den Menschen gefallen und uns der Zugang zum Vater und der Region der göttlichen Kräfte und Schätze wieder eröffnet ist, Jesu Wort von dem offenen Himmel bewährend, unter dem wir, von Himmelssegnungen überströmt, unsern Gang durch Welt und Zeit entgegen der Ewigkeit thun und vollbringen. Jeder Abendmahlsgenuß ist daher auch ein bittendes Eindringen in die Region der himmlischen Segnungen und Kräfte, um angethan zu werden mit Kraft aus der Höhe. Ganz erschöpfen dürfte indeß auch die Ansicht, welche in dem Nachtmahl eine geistliche Speisung und Kräftigung des geistlichen Innenlebens sieht, die Bedeutung des Abendmahls für den Christen noch nicht. — Es ist, sagt daher Dr. Fabri, allerdings begreiflich, daß von dem Gesichtspunkt einer geistlichen Nießung die Quäker dahin gekommen, jede Sakramentsfeier zu verwerfen, da es sich doch wesentlich um eine geistliche Nießung handle, zu welcher — wie sie schlossen — die äußere Abendmahlsfeier doch eine geringe Hülfe biete. — Mit Recht hat deßhalb eine tiefere Schriftauffassung diese Bedeutung des Abendmahls noch nicht für erschöpfend angesehen und hat sich einfaltsvoll an die Worte gehalten: Das ist mein Leib, das ist mein Blut, dem „efficienter" das „substantialiter" entgegenstellend.

Der Gedanke, daß das Abendmahl eine Speise zum neuen Wandel in Gott sei, eine Nahrung des inneren Menschen, ist auch dieser Ansicht nicht fremd. Daß das durch Taufe mit Wasser und Geist gewirkte neue Leben der Nahrung und Speisung bedarf, wird nachdrücklich betont, doch will man diese Speise nicht nur als eine geistliche, sondern als eine geistleibliche fassen, weil der neue Mensch geistleiblich sei. Darum ist es — bemerkt treffend, die praktische Bedeutung des Abendmahls beschreibend, Dr. Luther — gegeben zur täglichen Weide und Fütterung, daß sich der Glaube erhole und stärke, daß er in solchem Kampf nicht zurück falle, sondern immer je stärker und stärker werde. Denn das Leben soll also gethan sein, daß es stets zunehme. — Darum heißt es — das Abendmahl — wohl eine Speise der Seelen, die den neuen Menschen nähret und stärket. Auf die Frage, wie diese geistleibliche Speisung geschehe, kann man natürlich eine die Vernunft völlig befriedigende Antwort nicht geben, da alle Hereinwirkungen aus der Region der Kräfte hinein in diese materielle Welt im letzten Grunde etwas Geheimnißvolles an sich haben, und weil gerade bei Beantwortung dieser Frage, wie mit Recht bemerkt worden ist, die Anschauung über das Verhältniß von Geist und Leib, der geistlichen und materiellen Welt eine wichtige Rolle spielt. Entschieden indeß verwahrt man sich gegen eine capernaitische Auffassung, durch die Behauptung, daß es sich dabei nicht um eine grobsinnliche, sondern um eine verklärte Leiblichkeit handle, die nicht schwer und dunkel sei, sondern licht und lebensvoll, Durchdringungskraft besitzend. Selbstredend sind auch durch die Behauptung einer verklärten Leiblichkeit noch nicht alle Vernunfteinwände abgeschnitten. Da wir indeß durch unser Thema nicht die Verpflichtung übernommen, den Kampf ums Dasein irgend einer dogmatischen Ansicht übers hl. Abendmahl auszufechten, so berühren wir dieselben nicht weiter, zumal dieselben sich häufig in Gebiete, verlieren, wo man nur vertrauensvoll und zuversichtlich argumentiren, apologisiren und dociren kann, wenn die kühne Ueberzeugung in der Seele lebt, daß, „wo und wenn die Begriffe fehlen, immer ein Wort zur rechten Zeit sich pflegt zu stellen ein." Ist jedoch die Ansicht schriftgemäß, daß bei Jesu allmählich das Leibliche und Seelische in's Geistige erhöht worden, sodaß die gottmenschliche Person Jesu ein lebendig machender Geist wurde, so könnte man vielleicht die Behauptung wagen, daß die verklärte Leiblichkeit mit dem Geiste das gemein habe, daß sie durch Theilung nicht weniger wird und wir könnten uns vielleicht ein wenig denken „wie Christi Leib noch außerdem in einer Weise existire, in welcher er unzählige Mal und zwar vollständig als sein Leib mit irdischem Brot sich verbinden und genossen werden soll." Nach diesen mehr dogmatischen und in hohem Grade unmaßgeblichen Auslassungen, wieder zu unserer eigentlichen Aufgabe zurückkehrend, müssen wir noch auf die praktische Bedeutung, die das hl. Abendmahl als Mahl der Sündenvergebung hat, aufmerksam machen. Durch des HErrn Worte bei der Verabreichung des Kelches: „Das ist mein Blut zur Vergebung der Sünden vergossen," gewinnt das Abendmahl auch unstreitig in hervorragender Weise die Bedeutung eines Mahles der Gnaden, bei welchem uns Vergebung und Erlassung unserer

Sünden angeboten wird, eines Mahles, das besonders gegeben ist zur Stärkung und Tröstung der betrübten Gewissen, die ihre Sünde erkennen und bekennen, Gottes Zorn und den Tod fürchten und nach Gerechtigkeit hungern und dürsten. Und diese Wirkung und Folge eines würdigen Abendmahlsgenusses, welche unseres Erachtens am schönsten beschrieben ist in dem Liedbekenntniß: „Hat Dir Dein Sünd' vergeben, geheilt Dein Schwachheit groß, errett' Dein armes Leben, nimmt Dich in seinen Schooß," gehört mit zu den lieblichsten und beseligendsten für jeden Christen, der weiß was er bekennt mit den Worten: Ich glaube an die Vergebung der Sünden. Doch darf über dieser sündenvergebenden Wirkung, so eminent wichtig sie für's persönliche Christenthum auch ist, die sonstige Wirkung des Abendmahls nicht vergessen werden. Leider haben die Stimmen nicht unrecht, welche es als einen Mangel bezeichnen, daß das Abendmahl in zu ausschließliche Beziehung zur Sündenvergebung gesetzt wird; denn thatsächlich besteht bei sehr vielen Communicanten der ganze Zweck ihres Abendmahlsganges in der Absicht, sich Vergebung der Sünden zu holen. Den Druck der Sünde empfindend und darum Befreiung von demselben begehrend, wird man auf kurze Zeit ernster und geht dann zum Tisch des HErrn, Vergebung der Sünde sich zu holen und damit am Ende auch die Berechtigung, eine Zeitlang wieder ohne Gottesgemeinschaft durch Gebet und praktische Ausübung der göttlichen Gebote dahin zu leben. Man will blos Erleichterung und Lösung von Sünd und Schuld, während die innere Speisung und Füllung mit Kraft, Licht, Liebe und Frieden nicht ernstlich begehrt wird. Das ist aber offenbar ein Mangel, weil wir zum Tisch des Herrn gehen sollen, nicht nur zu gewisser Versicherung der Vergebung unserer Sünden, sondern vor allen Dingen auch zur Stärkung unseres Glaubens, unserer Liebe und zur Besserung unseres Lebens.

Zu bedauern ist auch die häufig vorkommende Opus operatum-Auffassung, welche auch in der protestantischen Kirche betreffs des Abendmahls noch manchmal statt hat und oft zu dem Wahn verleitet, schon der Sakramentsempfang an sich mache allen Schaden gut. Von diesem irrigen Gesichtspunkt aus ist es denn auch geschehen, daß ein Communicant, alle Herzensbereitung für überflüssig haltend, den dahinzielenden Beichtmahnungen seines Seelsorgers mit der verwunderten Frage begegnete: „Aber Herr Pfarrer, denken Sie denn, ich sei gottlos?"—Die auf den äußern Menschen sich erstreckenden, etwa gesundmachenden Wirkungen anlangend, ist wohl zu sagen, daß dieselben nach der Schrift nicht ganz abzuweisen sind, doch dürfte in dieser Beziehung Vorsicht und weiser Takt sehr zu empfehlen sein, damit man weder dem Aberglauben noch dem Unglauben in die Hände arbeitet.*)

Interessant und beachtenswerth ist bei der Frage nach der praktischen Bedeutung des Abendmahls für's persönliche Christenthum die Ansicht, welche dasselbe in Beziehung bringt zur Auferstehung und Vollendung, indem sie es als ein Arzneimittel der Unsterblichkeit betrachtet. Da — so folgert und schließt man — der innere Mensch die Grundelemente des Leibes, der Herr-

*) Vgl. Palmer, Katechetik S. 521. Artikel über das Abendmahl.

lichkeit und der Vollendung in sich trägt, der Abendmahlsgenuß aber den inneren Menschen stärkt, kräftigt und entwickelt, so stärkt und kräftigt er zugleich auch den Keim, aus dem der Auferstehungs- und Herrlichkeitsleib sich entwickelt und wird somit Mittel der Unsterblichkeit. Dieser Anblick aber auf die Vollendung, auf's herrliche Ziel des Christenlaufes, auf die Zeit der Freiheit der Kinder Gottes, mit welcher alle Gebundenheit endet und der göttliche Verherrlichungsplan, den er über die Menschheit gefaßt, sich vollendet, hat auch für's persönliche Christenthum eine praktische Bedeutung, die nicht, wie vielfach üblich, gänzlich unbeachtet bleiben sollte. Denn in dieser Ausschau auf den glänzenden Abschluß des Glaubenskampfes liegt für den Christen, der den Kampf des Glaubens ringt, ein noch viel größerer und ermunternderer Anreiz als er in dem Ausblick auf Sieg, Ehre und Lohn für den Kämpfer in irdischen Schlachten dieser Welt und Zeit je liegen kann.

Der Vollständigkeit wegen müssen wir mit ein paar Worten auch die Frage berühren, welche Wirkung denn ein unwürdiger Genuß des Abendmahls für unser Christenthum habe. Wie bekannt spielt hiebei die Frage, ob der unwürdig Genießende ganz dasselbe empfange und genieße, wie der Gläubige, eine wichtige Rolle. Ohne diesem Streitgegenstand näher zu treten, möchten wir nur im Vorbeigehen bemerken, daß, wenn unser Katechismus mit Recht behauptet, beim Abendmahl empfange der neue Mensch Leib und Blut Christi als die Nahrung seines Lebens, dann am Ende da, wo derselbe fehlt, wo das Glaubensleben gänzlich mangelt, eigentlich doch auch das nöthige Organ der Aufnahme, der Mund des Glaubens fehlten, um das zu empfangen, was der Gläubige empfängt. Daß ein unwürdiger Genuß des heiligen Mahles üble und nachtheilige Folgen hat, wird, Pauli ernster Mahnungen in dieser Beziehung gedenkend, wohl Niemand leugnen. Denn wer die Mahnungen zur Liebe, zum Glauben, zur Sinnesänderung und Gottgemeinsamkeit, die jede Abendmahlsfeier sehr nachdrücklich nahelegt, beharrlich nicht beachtet, der steht in der Gefahr, der Strafe der Verhärtung zu verfallen. Doch ist auch hiebei zu beachten und nicht zu vergessen, daß in dieser Zeit des Untereinander, wie der geistvolle Ph. M. Hase sich ausdrückt, Gott auch in dieser Sache Geduld übet.

Der Gedanke jedoch, daß eine Abendmahlsfeier, bei der das Untereinander nicht statthat, sondern mehr ein Herz und eine Seele unter den Communicanten herrscht, öfters eine größere Geistes- und Segensweihe an sich trage, als eine solche, der man das „Untereinander" nicht benehmen kann, dürfte wohl nicht ganz abzuweisen sein, obwohl andererseits Gott mit seinen Segnungen nicht gebunden ist an Ort, Zeit und Personen, und der Odem aus der ewigen Stille in souverainer Freiheit wehet und waltet. — Angesichts der eminenten Bedeutung, welche das Abendmahl für's persönliche Christenthum hat, mag endlich und zuletzt auch die Frage nicht ganz müßig sein, wie oft man zum Tisch des HErrn gehen solle? Dieselbe ist denn auch schon beantwortet worden, und hat man bald einen ein-, bald einen zwei-, bald einen drei-, bald einen vier- bis fünfmaligen Abendmahlsgang für's Jahr festgesetzt; auch

hat es nicht an solchen geistlichen Autoritäten gefehlt, welche gemeint haben, es sei rathsam und gut den Confirmanden das Versprechen eines viermaligen Abendmahlsganges für's Jahr abzunehmen. Bei einer Sache jedoch wie das Abendmahl ist, sollten gesetzliche Bestimmungen und Verpflichtungen, die häufig auch der Verhältnisse wegen schwierig zu erfüllen sind, möglichst unterbleiben. Wem die Entwicklung und Erstarkung seines inneren Lebens und seines Christenthums überhaupt ernstliches Anliegen ist, der wird die Hülfe, welche ihm das Abendmahl dazu bietet, gerne und wohl auch häufig benutzen, so oft er kann. Wem daran aber nichts gelegen ist, dem wird mit einem öftern erzwungenen Abendmahlsgang auch wenig gedient sein. Die Frage, ob eine sehr gesteigerte Entwicklung des persönlichen Christenthums die Nothwendigkeit wiederholter Abendmahlsfeiern nicht aufhebe, wollen wir entscheidend nicht beantworten; doch glauben wir, daß eine gänzliche Unterlassung nicht schriftgemäß ist, obschon einzelne fromme Männer der Meinung zuneigten, daß ein sehr hoher innerer Stand des geistlichen Lebens von dem sich wiederholenden Abendmahlsgang dispensire. So lange der Christ wallet im Lande der Fremdlingsschaft, wird er auch bei gefördertem inneren Leben zum Tisch des HErrn gehen, mit jenem demüthigen Gefühl der Kraft- und Vergebungsbedürftigkeit, das nach der Schrift der Communicant haben soll, indem er dabei freudig und sehnend ausblickt auf die Zeit jener Abendmahlsfeier der Vollendung, von der alle irdische Abendmahlsfeier nur Vorschmack ist, und bei welcher erst ganz sich erfüllen wird des Psalmisten Hoffnungswort: „Ich aber will schauen dein Angesicht und satt werden in Gerechtigkeit, wenn ich erwache nach deinem Bilde."

Ueber die Grenzen der Seelsorge,
im Anschluß an Dr. Büchsels Erinnerungen aus meinem Berliner Amtsleben!

(Aus der evangelischen Kirchenzeitung).

Eingesandt von P. M. Otto.

„Die nachfolgende Arbeit hat ihren Ausgangspunkt und Anlaß in der Lektüre des obengenannten Schriftchens, das daher in der Ueberschrift seine Erwähnung gefunden hat. Irgendwo ist gesagt worden: Aus Büchsels Erinnerungen lerne ein junger Geistlicher mehr für seine Amtsführung, als aus den meisten Vorlesungen über praktische Theologie. Ist das wohl auch eine starke Uebertreibung, so ist doch unbestreitbar, daß Alles, was Büchsel schreibt und redet, aus dem vollen, wirklichen Leben gegriffen ist und weit abliegt von jeder grauen Theorie. Niemand wird in Abrede stellen, daß in Büchsel ein Seelsorger von seltener Begabung der evangelischen Kirche geschenkt worden ist, der in allen, die Seelsorge betreffenden Fragen gehört zu werden verdient. Nun bewegt sich das gedachte Büchlein Dr. Büchsels um zwei Grundgedanken: einmal den, die rechte, fruchtbare Predigt kann allein aus der Seelsorge geboren werden, sodann den anderen: für fruchtbare Seel-

sorge sind kleine, übersehbare Gemeinden eine Vorbedingung. Beides in eins zusammengefaßt ist des greisen, reichgesegneten Büchsels letztes Wort, gleichsam sein Vermächtniß an die evangelische Geistlichkeit, die unermüdlich hämmernde Mahnung: an der Seelsorge liegt Alles; treibt rechte Seelsorge, ermöglicht rechte Seelsorge! Ein geistesmächtiger Prediger kann nicht jeder berufsmäßige Prediger sein. Vollends den Anforderungen an die Predigt der Gegenwart, die nicht nur die Gläubigen erbauen, sondern auch die Ungläubigen gewinnen, die Unwissenden belehren, die Unlustigen heranlocken, die innerlich Zerstreuten fesseln soll, können nur sehr wenige, hochbegabte Geister genügen. Es bedarf dessen aber auch nicht. Auch der schlichte, unberedte Prediger, der mit Mühe seinen Vortrag corrigirt (?), memorirt, producirt, kann in den ihm gesteckten Grenzen nicht werthlose Frucht schaffen, wenn nur die Seelsorge den Boden in der Gemeinde bereitet, und dem Mann auf der Kanzel die Stellung eines Hirten verschafft hat. — Allein wer sich einmal ernstlich auf diesem Gebiet versucht hat, der wird die Erfahrung gemacht haben, daß zwar große, unübersehbare Gemeinden ein absolutes Hinderniß für Ausübung der Seelsorge sind, indeß auch die Kleinheit und Uebersehbarkeit der Gemeinde nicht die einzige Bedingung für sie ist, abgerechnet natürlich die Qualification des Seelsorgers. Die Grenzen müssen anderweitig bestimmt werden. Suchen wir sie zu finden!

Der Uebersichtlichkeit halber wollen wir die gesammte seelsorgerische Thätigkeit eintheilen in die werbende und in die wachende; denn zweifellos hat der Seelsorger ein Doppeltes zu sein, ein Bote und ein Brautwerber Christi an den Einzelnen und ein Wächter, Führer und Hüter für den Einzelnen. Der Botendienst zerfällt wieder in zwei nah verwandte und doch unterschiedene Stufen. Die elementare Form desselben ist die einfache Ausrichtung des Auftrags an die einzelnen Geladenen: Kommt, es ist Alles bereit, Gott will auch dich selig haben; die Darlegung der Mittel, die in den Besitz des Himmelreichs führen, vor den einzelnen Berufenen. Diese Art von Seelsorge ist auch in volkreichen Gemeinden durchführbar und kann auch von einer Durchschnittskraft geleistet werden, wenn ihr die Hilfe der Presbyter zur Seite steht und der kirchliche Sinn und die kirchliche Sitte ungesucht zu mannigfachen Berührungen des Geistlichen mit den Gemeindegliedern die Gelegenheit bieten. Die Annahme ist wohl nicht ohne Grund, daß die meisten Geistlichen ihre seelsorgerische Thätigkeit auf dieses Gebiet beschränken, wie dasselbe denn auch, zumal wenn noch andere Anforderungen an den Geistlichen herantreten, Zeit und Kraft eines nicht gerade zu außerordentlichen Anstrengungen und Leistungen beanlagten Mannes genügend in Anspruch nimmt. Ist es doch selbst bei dieser bloßen Ladung und Unterweisung mit ein paar Worten selten gethan.

Indessen bildet dieses Gebiet, genau genommen, doch nur die Vorhalle der eigentlichen Seelsorge. Denn die Boten Christi haben nicht nur das Heil anzubieten, sondern auch zu werben für den Bräutigam; nicht nur in die Hausthüren hineinzurufen: Kommt, sondern auch zu bitten: Lasset euch

versöhnen mit Gott, zur Versöhnung zu bewegen. Sehr treffend bestimmt Steinmeyer das eigenthümliche der speziellen Seelsorge*) dahin, daß sie das Allen geltende Wort dem Einzelnen zu appliziren habe (Die spezielle Seelsorge, S. 67 ff), daß sie ihm also nicht blos zu sagen habe: wenn du nicht glaubst, gehst du verloren, sondern: weil du nicht glaubst, gehst du verloren, und umgekehrt. Es ist demnach nicht blos Säearbeit, es ist Ringarbeit, die ihr zu thun obliegt. Das ist aber eine Aufgabe, die schon an einem einzelnen Widerstrebenden die Kraft des Suchenden erschöpfen, ihn müde und mürbe machen kann. Und nun ist ihm eine Schaar von mehreren Hunderten, ja Tausenden zugewiesen, die oft Alle gewonnen werden sollen, die lauter Berufene sind, unter denen kein Auserwählter zu entdecken ist! Wo will das hin? Wie soll da die Kraft zureichen für eine so ungeheure Aufgabe? Die Antwort kann nicht befriedigen: der Seelsorger habe seine Kraft anzuspannen bis zur Erschöpfung, sein Leben in der Ringarbeit um die ihm zugewiesenen Seelen seinem Herrn zum Opfer zu bringen. Gut und fromm klingt das wohl; aber es geschieht doch nur vereinzelt. Sind alle die, denen man nicht unbeanstandet nachrühmen kann: der Eifer um das Haus des Herrn hat sie gefressen und früh hingerafft, — darum Miethlinge! Aber auch was Harnak sagt: „Hier gilt ultra posse nemo obligatur, nur muß man es mit dem posse durchaus ernst nehmen," umgeht mehr, als beantwortet die Frage.

Es handelt sich darum zu ermitteln, welches Maß von posse von Jemandem zu verlangen sei, der den geistlichen Beruf beansprucht und bei dessen Mangel ihm die Fähigkeiten dazu aberkannt werden, ob er als untreuer Haushalter gerichtet werden muß.

Auf die richtige Spur leitet uns dabei vor allem das Vorbild des Herrn, der ja der einzige rechte Seelsorger ist, der allein es vermag, Seelen sich zum Eigenthum zu erwerben. Und hier muß vor allem die Zurückhaltung auffallen, die der Erzhirte in diesem Werke übt. Welche Mittel stehen nicht dem Allmächtigen zu Gebote, die Seelen zu erschüttern, auf ihren Irrwegen zu

---

*) Die Seelsorge wird gewöhnlich in allgemeine und spezielle Seelsorge eingetheilt, und diese Bezeichnung ist auch, recht angewandt, meist genügend für die Sache. Doch dürfte es besser sein, noch eine dritte Bezeichnung beizufügen. Wenn der Verfasser sagt: Sehr treffend bestimmt Steinmeyer das eigenthümliche der speziellen Seelsorge dahin, daß sie das Allen geltende Wort dem Einzelnen zu appliziren habe, — so ist das, genau genommen, nicht ganz richtig. Will man diese Thätigkeit von der allgemeinen Seelsorge trennen, so wird sie richtiger Privatseelsorge genannt, weil sie es mit der einzelnen Persönlichkeit zu thun hat, aber auch dieser nur wieder zu sagen hat, was sie Allen öffentlich sagt. — Bei der speziellen Seelsorge dagegen muß der Seelsorger warten, bis ihm Gelegenheit für seine Thätigkeit gegeben wird, bis er gesucht, angesprochen wird in einem speziellen Fall; wenn ihm ein Geheimniß geoffenbart, eine besondere Sünde bekannt und sein Rath und Trost für den besonderen Fall begehrt wird. „Das Eigenthümliche der speziellen Seelsorge" ist demnach nicht das, was oben gesagt wurde, sondern das, daß sie nur auf Verlangen in besonderen Fällen geübt werden kann, und auf diese besonderen Fälle warten muß. — Alle andere Seelsorge ist entweder allgemeine oder private. (Otto).

hemmen! Und doch wie unbegreiflich für uns kurzsichtige, ungeduldige Menschen hält er an sich und läßt der Sünde freien Lauf und dem Teufel freie Hand. Es ist die alte Klage und Bitte der Frommen: Ach, daß Du den Himmel zerrissest und führest herab! Aber Gott läßt einen jeglichen seinen Weg gehen. Auch der menschgewordene Gott in den Tagen seines Erdenwandels, obwohl er gekommen ist, zu suchen, was verloren ist, bewahret doch in seinem Umgang mit den Menschenkindern eine Ruhe und Objectivität, die auf den Unerfahrenen fast den Eindruck der Gleichgültigkeit macht. Nirgends fast begegnet uns ein Ausbruch des Gefühles (Ausnahmen treten nur gegen das Ende seines Erdenwandels in die Erscheinung — in den Weherufen über Jerusalem und das verlorene Kind), ein Versuch durch flehentliche Bitten, feierliche Beschwörungen gleichsam im Sturm die Herzen zu erobern! In kurzen, knappen Sentenzen bewegt sich die Rede, verbirgt sich das Verlangen des suchenden Hirten nach dem Schafe, dafür gibt es nur den einen Erklärungsgrund, daß der himmlische Seelsorger, obwohl ihn die Liebe zu den Verlorenen herniedergetrieben hat und in den Tod geführt, dennoch die Freiheit der Persönlichkeit respektirt und vor ihr Halt macht. Es ist eine gute Glosse zu dem Katechismuswort: auf daß ich sein eigen sei: „mein Herr zwingt mich nicht, sondern bittet mich, sein eigen zu werden." Aber auch dieses Bitten will nicht im Ungestüm der Liebe den Gesuchten mit sich fortreißen, sondern es wartet — o welche Tiefe der Herablassung! — bescheidentlich und geduldig auf die freie Entschließung des Geschöpfes.

In diesem Verhalten des Erzhirten ist unfraglich den Unterhirten, allerdings nicht ohne Einschränkung (wie wir gleich sehen werden), die Norm für ihre Thätigkeit als Brautwerber gegeben. Eindringlich soll wohl der Pastor reden, nie aber darf er aufdringlich und zudringlich werden. Nicht überreden und drängen darf er zum Glauben, sondern überzeugen soll er. Die Ruhe, der Gleichmuth, der die Gelegenheit abwartet, die Kurzangebundenheit, die es bei wenigen Worten bewenden läßt, die anscheinende Gleichgültigkeit hinsichtlich des Erfolges, sie haben ihre Wurzel nicht immer in der Trägheit des Fleisches, das sich in sündlicher Weise zu schonen sucht, und der Lieblosigkeit des Herzens, das nach der Rettung der Schafe nicht ernstlich fragt: sondern sie finden ihre Rechtfertigung in dem Vorbild des Herrn, und in dem Recht der freien Persönlichkeit.

Gleichwohl findet zwischen dem Erzhirten und den Unterhirten ein tiefgreifender Unterschied statt, der es nicht erlaubt, ohne Weiteres das Vorbild des Ersteren den Letzteren zum Muster zu geben. Des Herrn Kraft ist so allgewaltig, daß ihre höchste Anspannung selbst in der Liebe jede andere ihr widerstrebende Existenz einfach vernichten würde und daß der Allmächtige selbst seiner Liebe Gewalt anthun, sie zügeln muß, um nur die Existenz sündiger Menschen in dem gegenwärtigen Aeon zu ermöglichen. Unsere Kraft dagegen ist so gering, daß auch ihre höchste Anspannung in der ringenden Liebe fremden bösen Willen oft kaum erschüttert und daher für uns die Schranke, welche das Recht der freien Persönlichkeit aufrichtet, kaum in Betracht zu kommen

scheint. Immerhin bleibt sie doch bestehen dem gewaltsamen Bekehrungseifer gegenüber, der es für ein Gott wohlgefälliges Opfer hält, sich in solchen Bemühungen zu verzehren. Anderseits behält auch jener Einwand seine Wahrheit, daß Gottes- und Menschenkraft nicht in Parallele zu stellen seien. Seelen zu retten ist ein Werk, das, wie die Rettung des Leibes, nicht lässig betrieben werden darf Der Werth einer Menschenseele erfordert die Aufbietung aller vorhandenen Kräfte zu ihrer Rettung. Aller vorhandenen, doch in rechter Ordnung und Vertheilung! Das liefert uns einen neuen Maßstab für die Grenzbestimmung der Seelsorge. Nicht der Pfarrer allein, sondern die ganze kirchliche Gemeinschaft ist zur Seelsorge berufen. Er übt sie nicht als einzelner Gläubiger, sondern als Organ der Kirche, der Gemeinde! Viel mächtiger und darum auch viel wirksamer als der Einfluß des Pastors ist der Einfluß, der von der Gesammtheit der Kirche auf die einzelnen Glieder ausgeht. Schon dieß, daß er viel stetiger, nachhaltiger, viel weiter dringend ist, daß er an Seelen herankommt und unbewußt arbeitet, die dem Seelsorger unbekannt, unerreichbar bleiben, stellt ihn an Bedeutung weit über das Thun des Pastors, falls diesem nicht ungewöhnliche Begabung verliehen, er nicht von Natur als imponirende Persönlichkeit angelegt ist. Mag der Einfluß des direkten Zuspruchs augenfälliger, der Einfluß von Person zu Person momentan wirksamer sein: er kommt in seinen Erfolgen doch nie gleich dem, was die mannigfaltigen, oft kaum merklichen Berührungen, die eine Christenseele innerhalb des kirchlichen Organismus erfährt, langsam ausrichten und verborgen als Frucht zeitigen. Hier hat das Sprichwort seine volle Wahrheit: „Ein Tropfen höhlt zuletzt auch einen Stein." Wir schweigen davon, wie ein frommes Elternhaus den Kindern größeren und bleibenderen Segen bringt, als der Confirmandenunterricht in großer Schaar, selbst wenn er von einem ernstgläubigen Pastor ertheilt wird, denn das liegt außerhalb des Kreises unserer Aufgabe. Auch wo Geist und Leben fehlen, da bilden kirchliche Sitte und Gewöhnung im Hause, kirchliche Zucht und Ordnung in der Gemeinde, im kirchlichen Sinne ertheilter Religionsunterricht in der Schule, die feste Einprägung von biblischen Geschichten und Sprüchen, von Kirchenliedern und Gebeten die Kanäle, durch welche das Wasser des Lebens an die Seele kommt und die Entstehung des Lebens aus Gott vorbereitet, die in der Menschenbrust liegenden Keime befruchtend, bis Gottes Gnadenstunde schlägt. Wie selten würde es dem Seelsorger gelingen, den Glauben zu wecken, wenn nicht diese Mittel die von der Taufe her glimmenden Kohlen in Gluth erhielten! Und wie oft erwacht er allein durch sie, durch den in ihnen sich bezeugenden heiligen Geist ganz ohne den Seelsorger! Und nicht nur propädeutisch wirkt die angewöhnte und anerzogene kirchliche Sitte und Anschauung, sondern sie bildet auch das Spalier, an welchem sich der schwache Glaube emporrankt, das Gehege, das ihn vor schweren Angriffen schützt. Man sieht: die Aufgabe des Seelsorgers und der Kirche stehen im engsten Zusammenhang mit einander. Die Hilfe der letzteren ist dem Seelsorger nicht nur absolut unentbehrlich, sondern sie ist die Voraussetzung für seine Arbeit — die als Amtspflicht ohne sie den Boden

verliert. Die kirchliche, vom Geiste Gottes belebte, von rechter christlicher Erkenntniß getragene Sitte ist die eigentliche Seelsorgerin und Erzieherin zum Glauben, der die Geistlichen nur Helferdienste zu leisten haben. Nur wo Helden der Kanzel stehen, Heerführer im Reiche Gottes, Männer wie Löhe, Harms und Andere, modificirt sich das Verhältniß in etwas. Wenn nun der kirchliche Organismus zerbrochen ist, die Einheit des Geistes der Anschauung zerstört ist, so daß dieser große Seelsorger nicht mehr gebührend funktionieren kann, so fällt dem andern, dem Pastor eine Aufgabe zu, der er nicht gewachsen ist, und die daher seine Kräfte entweder zu außerordentlicher Anspannung nöthigt, oder mehr oder weniger zum Stillstand bringt und bindet. Jedenfalls erweitern sich mit dem Gedeihen des kirchlichen Organismus die Grenzen der Seelsorge, mit seinem Verfall verengen sie sich, wie denn in auch nur kirchlichen Gemeinden die Pastoren viel mehr zu thun haben, als in unkirchlichen, obwohl es nach der Nothdurft der Seelen eher umgekehrt sein sollte, aber der Mangel an Wegen und Anknüpfungspunkten setzt der Arbeit ein Ziel. Will die Kirche also rechte gesegnete Seelsorge in ihren Grenzen ermöglichen, so genügt es nicht, die übergroßen Gemeinden zu theilen, sondern sie muß das Netz fester Lehr- und Lebensordnung flechten und um ihre Glieder spannen, in welchem diese als Berufene, von der Welt Ausgesonderte für direkte Seelsorge präparirt und zu Auserwählten gewonnen und herangezogen werden. Ohne dieses Netz, dieses Gehege wird die spezielle Seelsorge (wohl besser: Privatseelsorge, D.) stets kranken und lahmen und sich in ihrem Werbedienst gern auf die Elementarstufe zurückziehen.

Wie die gute, feste, kirchliche Sitte und Ordnung — natürlich nie als todte Form, sondern als vom kirchlichen Glauben belebter Leib — für die gewinnende Seelsorge Voraussetzung, Grenze ist, so ergibt sie sich als solche auch für das zweite Gebiet derselben, das wir als Wächterdienst bezeichnet hatten. Derselbe gliedert sich gleichfalls in zwei Theile, einmal in der Pflege derer, die zum Glauben erweckt sind und ein mehr oder weniger selbstständiges Glaubensleben führen, sodann in die Aufsicht über diejenigen, die, wenn auch noch nicht gewonnen, doch zur Gemeinde gehören und als Christen gelten wollen, oder doch sollen. Bei denen, die Christum ergriffen haben, ist die Ausübung der Seelsorge abhängig von dem Grad des Vertrauens, das dem Seelsorger von der einzelnen Seele entgegengebracht wird. Fehlt dieses aus irgend einem Grunde, wird es dem verordneten Seelsorger mit Recht oder Unrecht versagt, so findet damit auch seine Seelsorgerpflicht ihre Grenzen. Seelenleitung, Seelenpflege darf den Gläubigen nicht aufgedrungen, abgetrotzt werden, unter Berufung auf die amtliche Stellung, wie das die römische Kirche thut, ganz wider das Vorbild des Apostels Paulus: „Nicht daß wir Herren sind über euern Glauben“ rc. (2 Cor. 1, 24). Hier greift die Analogie zwischen Arzt und Patienten Platz, die Prof. Beyschlag als die einzige Beziehung zwischen Seelenhirte und Gemeindeglied zu kennen scheint, — was richtig wäre, wenn es nicht auch gelte, Seelen zu gewinnen, zu überwinden und vor Aergerniß zu behüten. Der

Patient sucht sich den Arzt aus, zu dem er Vertrauen hat, wenn er ihn zu bedürfen glaubt, und bedient sich seiner so lange, als er zu ihm Vertrauen hat. Dem evangelischen Christen darf es nicht verwehrt werden, für die Pflege seines inwendigen Menschen von denselben Motiven, von dem empfundenen Bedürfniß und dem Maße seines Vertrauens sich leiten zu lassen, d. h. also entweder gar keines oder eines andern, als des zuständigen Seelsorgers sich zu bedienen. Und der verordnete Pastor loci muß daher nach der Seite hin müssig stehen, bis Gottes Gnade ihm Seelen schenkt, die nach seiner Pflege begehren. Glücklicher Weise bewährt sich die Trübsal, wie sie schon als Treiber der suchenden Seelsorge treffliche Dienste leistet, als kräftiges Mittel, manche Knospe zur Entfaltung und manchen Mund zur Aussprache zu bringen, — sonst hätten nicht wenige Hirten nichts zu weiden! Wo freilich alle Schläge verloren sind, alles Leben erstorben ist, da hat die Klage ihr Recht: miserrime Pastor!

Doch nicht nur weiden, nähren, sondern auch hüten, bewachen soll der Hirt die Heerde, daß sie nicht Anstoß erleide, Aergerniß gebe. Der Befehl lautet auf die ganze Heerde. Habt Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde, schreibt Paulus. Ja, wenn wir noch apostolische Gemeinden hätten, dann wäre die Grenze dieser Pflicht leicht bestimmt! Nun aber unsere landeskirchlichen, lediglich nach geographischen, communalen Rücksichten abgegrenzten Gemeinden, wo so Viele sich finden, die über sich gar nicht wachen lassen wollen, die den Anspruch des Amtes, Wächterdienst zu üben, als hierarchische Anmaßung zurückweisen, jeden Auftrag von Gott bestreiten, wahrlich sie sind, selbst wenn an Umfang übersehbar, mit den apostolischen Gemeinden nicht im Entferntesten in Parallele zu stellen! Eben darum kann die Kirchspielsgrenze nicht ohne Weiteres die Grenze für die wachende Seelsorge sein. Sie bestimmt sich nach andern Gesichtspunkten, als für jene maßgebend gewesen sind. Die Heerde besiehlt Paulus zn weiden, nicht das Kirchspiel. Beide Begriffe können ja zusammenfallen, sind wohl auch früher zusammengefallen; heute differiren sie oft weit, und das ist nicht nur in den enormen Berliner Gemeinden! Nie hat die Heerde Christi aus lauter guten Schafen bestanden, nur aus solchen, die Jesus seine Schafe nennt; sie soll es auch nicht — die novatianische, donatistische Schwärmerei ist gerichtet — Böcke und Schafe, Weizen und Unkraut bleiben gemischt bis zu dem Tage, da der HErr sie scheidet. Die Böcke werden dem Hirten immer Noth machen, gegen seine Zucht sich sträuben, gegen seinen Stab ausschlagen, ihn der Ungerechtigkeit, der Parteilichkeit, der Lieblosigkeit, des Hochmuths beschuldigen. Aber, so lange sie nur sein Amt als einen Auftrag und eine Vollmacht von Gott, die Sünde aufzudecken, sie zu behalten, wo die Buße versagt wird, und zu vergeben, wo sie bekannt wird, anerkennen, mag sie auch der angebliche Mißbrauch des Amtes empören, so lange bleiben sie in der Heerde! Wo dagegen geleugnet wird, daß der Geistliche ist ein Botschafter an Christi Statt, ein πρες βέυων, ein Aeltester, eine Autorität, ὑπὲρ Χριστοῦ wegen seines Auftrags von Christo, wo er nur als der Prediger angesehen wird, der auf Ver-

langen und nach Bedürfniß der Gemeindeglieder die religiöse Erbauung zu leiten habe: da findet der Begriff „Heerde" keine Anwendung mehr. Da ist nicht mehr Kirche, sondern Missionsgebiet innerhalb des Kreises der Getauften, da tritt die innere Mission in ihr Recht, und der Beruf der amtlichen Seelsorge im Wächterdienst erreicht seine Grenze.

Man sieht: für unsere heutigen, namentlich großstädtischen Verhältnisse paßt die alte, herkömmliche Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche, Gemeinde der Getauften und der Heiligen nicht mehr. Es schiebt sich zwischen diese beiden Linien die organisirte Gemeinde oder Kirche, welche objectiv begrenzt wird durch die Fäden jenes Netzes, das wir oben skizzirt haben, durch die bekenntnißmäßige kirchliche Sitte und Ordnung, subjectiv durch die Ehrerbietung, die dem geistlichen Amt entgegen gebracht wird, die Anerkennung, die seinem Auftrag und seiner Vollmacht erwiesen wird. Die Taufe, losgelöst von einem geordneten, christlich-kirchlichen Familien- und Gemeindeleben hat nur noch den Werth, statistisch und rechtlich die äußerste Grenzlinie der Kirche zu markiren.

Als Resultat unserer Erörterung stellt sich die Aufgabe heraus, die Grenzen der wirklichen, sichtbaren Kirche zu ziehen im Unterschiede von der geschäftlich geographischen. So leicht, wie sich das auf dem Papier macht, so schwer ist das in der Praxis. Von der treuen, ferneren Anhänglichkeit an die Kirche, ihre Lehre und Ordnung bis zur völligen Unkirchlichkeit verläuft die Kirchlichkeit — die Gläubigkeit, die Gemeinschaft des Glaubens bleibt als unsichtbare Kirche hier überhaupt außer Betracht—in so zahlreichen Schattirungen, daß es darum schon schwer ist, zu bestimmen, was hinein und was hinaus gehört. Gleichwohl ist sie von unermeßlicher Wichtigkeit. Allein, schon das Vorhandensein der inneren Mission zeugt davon, denn diese verdankt ihre Entstehung doch nur dem Umstande, daß die reorganisirte Kirche mit ihrer Zucht und Ordnung, ihrem Einfluß weitaus nicht mehr an die Grenze der rechtlichen Kirche heranreicht, diese keineswegs auf ihrem ganzen Gebiete Heilsanstalt ist. Wo das noch der Fall ist, da hat die innere Mission als solche keinen Raum, und bleibt nur übrig in der Gestalt der Diakonie. Allein, die innere Mission, deren Nothwendigkeit Niemand leugnet und deren Segen Niemand verkennt, kann nur dann ihre Eigenart kräftig entfalten, wenn ihr Gebiet gegen das des Amtes genau abgegrenzt ist; wenn festgestellt ist, wer das Object ihrer Seelsorge, wer Object der amtlichen Seelsorge ist. Denn Seelsorge zu treiben und das in ihren beiden Theilen ist sowohl Aufgabe der inneren Mission als des geordneten Amtes. Aber die innere Mission hat da anzufangen, wo das Amt für seine Wirksamkeit seine Grenze gefunden hat, d. i. wo ihm der Respect versagt wird, die Lehren und Ordnungen der Kirche mißachtet oder bestritten werden. Daher sind Object der inneren Mission nicht nur die sittlich-, sondern auch die intellectuell Verirrten. Ihr Arbeitsfeld ist der Weg, das des Amts ist der gepflügte Acker.

Indessen nicht nur wegen der reinlichen Sonderung zweier bedeutungsvollen Thätigkeiten der Kirche ist die Lösung dieser Aufgabe (Grenzregulirung)

nothwendig, sondern vielmehr noch darum, weil damit ein werthvolles Mittel zur Erweckung geistlichen Lebens gewonnen wird. Wer irgendwie in der Seelsorge gearbeit hat, weiß, daß eine der schlimmsten Ursachen des geistlichen Todes die in weiten Kreisen herrschende Unklarheit über die religiöse Wahrheit ist. Aus ihr zumeist entspringt der starre Indifferentismus, der wie ein Bleimantel auf den Seelen liegt. Wie ist das aber anders zu erwarten, wenn Kirche und Welt, rechter und falscher Glaube, Moralität und Immoralität kaum unterscheidbar in einanderfließen, wenn Jedermann thut, was er für gut hält und glaubt, was er für recht hält! Dadurch werden die Gewissen abgestumpft und eine sittlich religiöse Laxheit erzeugt, die nur todbringend wirken kann. Gewissenhaftigkeit und sittlicher Ernst sind nicht nur die Früchte, sondern auch die Wurzeln eines gesunden Glaubenslebens. Daher werden alle Diejenigen, die sich mit der methodistischen Bekehrungsweise nicht befreunden können, auf die Pflege dieser Tugenden, auch bei den Unbekehrten nicht verzichten dürfen. Wie will man aber da etwas erreichen, so lange das evangelische Volk der Ansicht lebt: der evangelische Glaube sei die Freiheit, zu glauben und zu leben, wie Jeder will! Darum läuft unsere Betrachtung in den Satz aus: die richtige Begrenzung der Seelsorge ist die Ermöglichung der rechten Seelsorge. Und wem ernstlich daran gelegen ist, daß unser erstorbenes, verirrtes und verblendetes Christenvolk seelsorgerisch recht versorgt werde, der muß seine Kraft dahin aufbieten, daß die Grenzen der Seelsorge in Praxi richtig abgesteckt werden!

Allgemeine Anforderungen an die erziehliche Thätigkeit eines Volksschullehrers.

(Aus der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung.)

(Schluß.)

Ob wir mit unsern Bestrebungen das Richtige immer getroffen, können wir sehr leicht kontrollieren; wir gehen selbst auf die Spielplätze, beobachten unsere Kinder und werden bald wissen, welche Spiele die richtigen, welcher Art die kindlichen Interessen sind. Wir werden vielleicht auch die Erfahrung machen, daß unsere Kinder gern singen würden, sie sind aber noch vom Liederbuche abhängig, weil sie zumeist keine Texte gelernt haben. Wir wissen dann, was zu thun ist. Auch solche Beobachtungen haben einen besonderen Nutzen für uns. Wenn irgendwo, so gelangt des Kindes Eigenart im Spiele zum Ausdruck. Die Wahl, die Art des Spielens, sind sehr häufig der richtige Schlüssel für das richtige Verständniß der kindlichen Gaben und die richtige Ausbeutung derselben geworden. Wir wollen nur an einen Newton, Händel, James Watt erinnern.

Mit Freuden begrüßen wir die große Bewegung, die sich allerorts bemerkbar macht, das Spielen der Jugend zu fördern. Jeder Lehrer schließt sich derselben begeistert an. Von vielen Seiten hören wir aber die Frage stellen: Wo soll die Schule die Zeit hernehmen? Damit ist zugleich das Beden=

ken geäußert, das vielfach geltend gemacht wird, wenn man die größere Verpflichtung der Schule zur Pflege der Schulzucht betont. Wir sagen weiter:

4. Die Volksschule muß sich bei der Bemessung der Unterrichtsziele auf das Nothwendigste beschränken. Müssen wir uns nicht überzeugen, daß das heutige Geschlecht eigentlich recht wenig an die körperliche Kraft und Fülle altgermanischer Jünglinge und Jungfrauen erinnert; daß es leider in den besseren Ständen als nothwendig erachtet wird, auch schon für Schulkinder alljährliche Badekuren sich ärztlicherseits anordnen zu lassen; daß namentlich unsere „höheren Töchter" in höchstem Maße oft an Blutarmuth bez. Bleichsucht, Nervosität u. s. w. leiden? Was geht das aber uns in der Schule an? Wenn auch der Gesundheitszustand der Eltern, die häuslichen Verhältnisse hierbei in erster Linie in Frage kommen, so ergiebt sich doch auch für die Schule aus solchen allgemein auftretenden Erscheinungen die Verpflichtung, durch zu große geistige Anspannung nicht etwa die körperliche Entwickelung zu beeinträchtigen, das wird aber zweifellos geschehen, wenn die intellektuellen Leistungen ausschließlich berücksichtigt werden, wenn keine Beschränkung auf ein Stoffminimum stattfindet. Rechnet man dazu noch, daß mit der größeren Klugheit unsere Jugend an sich noch nicht besser geworden ist und daß auch rein schulische bez. unterrichtliche Interessen die Beschränkung fordern, so halten wir es gar nicht mehr für nöthig, von unserem besonderen Standpunkte aus noch ein Wort dafür zu sagen.

Wir wollen nur wirklich ergiebige Stoffe, für welche unsere Kinder entweder schon ein lebendiges Interesse besitzen, oder für welche dasselbe noch leicht erregt werden kann, auswählen, wollen die Stoffe sach- und naturgemäß behandeln, das Erlernte in seinen Hauptgedanken auch fest einprägen und für die Lebensverhältnisse des Kindes ausbeuten; wir wollen mit den Stoffen die Begeisterung für Wahrheit, Schönheit und Tugend in's kindliche Herz pflanzen, und wir haben einen Grund gelegt, der eine gesunde Weiterbildung veranlaßt und zuläßt. Dazu bedarf es nicht vieler, wohl aber richtig behandelter guter Stoffe. Wie weit jede einzelne Schule in der Beschränkung zu gehen hat, müssen örtliche und schulische Verhältnisse entscheiden; jedenfalls ist dieselbe ein Meisterstück. Möge dasselbe recht vielen gelingen!

5. Was ein Schulkind für sein Verhalten in der Schule und zur Schule wissen soll, das muß ihm in einer kurzgefaßten Haus- und Schulordnung zugänglich gemacht werden. Soll dieselbe ihren Zweck erfüllen, so möge man nicht vergessen, daß auch hier das Wort gilt: „Allzuviel ist ungesund!" Dieselbe soll am besten sich nur auf das erstrecken, was für die ganze Schule Geltung hat; was den einzelnen Altersstufen angemessen ist, muß dem Klassenlehrer selbst überlassen bleiben. In Bezug auf die Fassung ist zu bemerken, daß die einzelnen Paragraphen möglichst kurz sein müssen. Die Ordnung auf dem Papiere ist indeß noch keine Ordnung in der Schule. Für eine gute Schulregierung ist Voraussetzung, daß die Schulordnung zu Fleisch und Blut bei

den Kindern geworden ist. Was die Kinder unbedingt wissen müssen, das muß ihnen zu Anfang des Schuljahres täglich, später wöchentlich so lange nahe gebracht werden, bis man als Lehrer die Ueberzeugung hat, daß alle Kinder für die Ordnung ihres Verhaltens gehörig unterrichtet sind. Veranlassung zu Erinnerungen, Belehrungen werden wohl fast täglich sich bieten. Mit dem Wissen ist es noch nicht genug! Die Klasse muß nun auch so lange unter strenger Aufsicht stehen, bis die Bestimmungen allseitig auch gehandhabt, bez. respektiert werden. Hierin wird viel gesündigt. Was die Kinder vor der Schule, in den Zwischenzeiten, auf dem Schulwege treiben, wird leider nicht selten dem Ermessen der Kinder anheimgestellt, wird nicht genug beaufsichtigt. Was nützt dann die beste Haus- und Schulordnung? Der Lehrer kann nicht überall sein, das ist wohl wahr, aber auch nur zum Theil; sein Einfluß auf die Kinder soll derart sein, daß die Kinder auch dann den Lehrer vor Augen haben, wenn er nicht gerade vor ihnen steht. Die besseren Schüler einer Klasse sollen wir so an uns zu fesseln suchen, daß wir uns ihrer Hülfe bei Aufrechthaltung der Schulordnung zu erfreuen haben; es wäre eine Unterlassungssünde, wollten wir uns derselben nicht bedienen.

Schließlich haben wir nun noch eine Forderung der behütenden und fürsorgenden Liebe besonders zu betonen, nämlich:

6. Die Schule hat sich der Kinder in besonderer Weise anzunehmen und für sie zu sorgen, deren sittliche Entwickelung gefährdet ist, die ohne besondere Maßnahmen zu verwahrlosen drohen. Es ist unstreitig, daß unsere Zeit sich selbst ehrt, wenn in Vereinen und privatim für die Zukunft entlassener Sträflinge gesorgt wird. Von weit größerer Bedeutung erscheint es uns aber, wenn rettende und bewahrende Hände bereit sind, um den Irrenden und Strauchelnden zu erfassen, ehe er die schiefe Ebene des Verbrechens betreten und auf derselben verunglückt ist. Erkundigt man sich eingehender nach der Vorgeschichte der Sträflinge, so wird man zumeist finden, daß die Jugenderziehung derselben eine mangelhafte gewesen ist, daß die Eltern derselben physisch, geistig oder sittlich unfähig waren, überhaupt ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben; daß es dem erwachsenen Knaben an einer Unterstützung gefehlt hat, durch welche er einen gediegenen Lehrmeister, oder dem ins Leben eintretenden Mädchen eine wohlmeinende Berathung und Förderung gemangelt, damit dasselbe Unterkommen in einer braven Familie gefunden. Die Verhältnisse liegen meist so, daß es an einem gewissen Punkte nur einer Kleinigkeit bedurft hätte, um ein ganzes Menschenleben zu retten.

Es ist Thatsache, daß viele Kinder keine oder doch eine völlig ungenügende Erziehung im Elternhause finden; daß die edelsten Keime, die in der Menschenseele schlummern, nicht zur Entfaltung kommen, bez. verkümmern; daß dieselben durch das Unkraut, das ungestört wuchern darf, erstickt werden. Es ist darum eine Menschen- und Christenpflicht, solchen Kindern zu helfen. Wie soll dies aber geschehen? Der Schule fällt die hohe Mission zu, die sittliche Entfaltung der einzelnen Kinder sorglich zu überwachen, besondere Er-

scheinungen genau auf ihre Ursachen zurückzuführen und sofort helfend beizuspringen, wo irgendwie Gefahr droht. In einzelnen Fällen wird es nöthig werden, ein Kind aus seinen Verhältnissen heraus zu nehmen und in besondere Pflege zu bringen. Hat ein Lehrer solche Kinder in der Schule, so sollte er sich an den Schulvorstand und andere edelgesinnte Gemeindeglieder, Menschenfreunde u. s. w. wenden, damit in rechter Samariterliebe dafür gesorgt werde, daß dieselben in bessern Familien, Waisenanstalten oder Rettungshäusern erzogen werden.

Wir dürfen uns mit dem Wenigen wohl begnügen, was wir zur Illustration unserer sechsten Forderung gesagt haben. In jeder Schule giebt es in diesem Sinne zu thun, und wir Lehrer sind in erster Linie dazu berufen, das sich verirrende Schäflein wieder auf den rechten Weg zu führen, es ist das eine der schönsten, wenn auch verantwortungsreichsten Seiten unseres Berufs.

Um aber seinen Kindern nicht nur der talentvolle Lehrer, sondern auch der treue Erzieher sein zu können, dazu bedarf es einer Liebe, wie sie im Herzen des Heilands brannte, der Treue eines Hirten, der auch sein Leben lässet für die Seinen, und des Gottvertrauens eines Luther, der alles Gedeihen dem Höchsten anheimstellt. In der Liebe ruht des Erziehers Kraft, die Treue ist der Grad- und Werthmesser seiner Arbeit, und das gläubige Vertrauen auf Gott ist die rechte Gesinnung für die richtige Beurtheilung des erziehlichen Erfolges, es ist darum dieser Dreiklang diejenige Harmonie, aus welcher erst eine wahre Befriedigung unseres gesammten Thuns sich ergiebt. Gott schenke uns allen die Kraft, sie uns zu erringen und zu bewahren.

Volksschul-Zeichenunterricht.

Referat von A. Breitenbach.

(Schluß.)

Lehrgang.

I. Freihändiges Zeichnen. Fünfjähriger Kursus. 4.—8. Schuljahr.

Erste Stufe.

Die gerade Linie. Zeichenfläche $4\times5\frac{1}{2}$ inch. — Die Geradheit (Richtung ist gegeben). — Punkte in gerade Reihe setzen (senkrecht). — Zwischen zwei gegebene Punkte. — Gegebene Punkte enge, weiter. — Eine angefangene Reihe fortsetzen. — Von unten, oben und umgekehrt. — Von der Mitte aus nach oben und unten. — Von einem gegebenen Punkte zum andern. — Von unten nach oben. — Ziel nahe, weiter, fern.

Linien. Von einem gegebenen Punkte zum andern. — In 8, in 4 Absätzen. — Punkte in gerade Reihe setzen (wagerecht). — Zwischen zwei gegebene Punkte. — Gegebene Punkte enge, weiter. — Eine angefangene Reihe fortsetzen. — Von links nach rechts und umgekehrt. — Von der Mitte aus nach links und rechts. — Von einem gegebenen Punkte zum andern. — Von rechts nach links. Ziel nahe, weiter, fern. — Von links nach rechts. Ziel nahe, weiter, fern.

Linien. Von einem gegebenen Punkte zum anderen. — In 8, in 4 Absätzen. Richtung suchen. — Eine angefangene Linie fortsetzen. Senkrecht, wagerecht. — Von einem gegebenen Punkte aus eine Linie ziehen. — Senkrecht wagerecht.

Messen. Eine gegebene Länge auf eine Paralelle übertragen. — Eine gegebene Länge um sich selbst verlängern. — Eine beliebige Länge in zwei Theile theilen. — An eine gegebene Länge eine gleiche rechtwinklig antragen. — Gegebene Längen auf entferntere Linien übertragen. — Diese gleichlaufend (Paralelle). — Diese Visierlinie. — Diese Rechtwinklige.

Maß und Richtung. Pointzeichen (Quadratische Verhältnisse).— Paralellismus. — Gleichweite Linien links, rechts oder nebeneinander. Anwendung. Geometrische Figuren. Geräthe. Eine Linie in der Mitte zwischen zwei andern. — Anwendung desselben. — Symmetrie. — Neben eine Linie wechselseitig gleichweite Längen ziehen. — Anwendung. — Geräthe. — Gerade Linien mit Ueberspringen von Hindernissen. — Anwendung. — Schräge Richtung. — Etwas schräge Linien links, rechts. — Mehr schräge Linien links, rechts. — Sehr schräge Linien links, rechts. — Fortgesetzte Uebung im Pointsbestimmen an Figuren. — Nach ganzen oder halben Theilen zu bestimmen. — Figuren mit nicht symmetrischem Verhältniß. — Figuren mit symmetrischem Verhältniß.

Zweite Stufe.

Regelmäßig gebogene Linien (Zeichenfl. dies.). — Die Biegung (technische Fertigkeit). — Die gleichmäßig gebogene (Ellipse). — Die ungleichmäßig gebogene Linie (Oval, Herz, Blatt, 2c.). — Schlangen und Wellenlinien. — Die Flammenlinien in zwei Zügen. — Die Flammenlinie in einem Zuge. — Die Kreislinie. — Mit Hilfe von sich schneidenden Geraden. — Als Paralelle eines Punktes, klein, größer. — Die Spirale (als Vermittlung der folgenden). — Die Schneckenlinie.

Dritte Stufe.

Freigeschwungene Linien (Zeichenfl. 5½×8 inch.)

Komponiren. Einzelne Linien. — Die Abzweigung. — Gebilde aus Ovallinien oder Flammenlinien. — Gebilde aus Oval-, Flammen- oder Schneckenlinien. — Verbindung: Kante, Füllung. — Paralelle Linien: die Abzweigung. — Gebilde damit. — Nicht paralelle Linien. — In der Mitte weiter, Ende spitz. — Schwung im Grunde. — Schwung nach der Spitze hin. — Gemischt.

Vierte Stufe.

Detaillirtere Zeichnungen. Freies Blatt 8×10½. — Theilung eines Blattrandes. — Buchtung des Akanthusblattes. — Verzierungen damit. — Grotesken. — Netz zeichnen. — Karte.

Fünfte Stufe.

Freiarmiges Zeichnen. Fläche 19½×27 inch. Belehrung über **Perspektive.** — Belehrung über Licht und Schatten.

II. Gewerbliches Zeichnen (Farbe). Zweijähriger Kursus. 7. und 8. Schuljahr.

a. Darstellung von Flächen (Zeichensl. $5\frac{1}{4}\times 8$). — Ziehen verschiedenartiger Linien mittels Lineal. — Messen. — Praktische Theilung. — Parallellen mittels des Zirkels. — Geometrische Theilung. — Bildung von rechten Winkeln. — Geometrische Figuren. — Linien mittels Zirkel mit Reißfeder-Einsatz. — Wellen, Schlangen, Spiral-, Schneckenlinie. — Vieleck. — Oval und Elipse. — Zusammengesetzte Figuren mittels Lineal und Zirkel. — Winkelmessung mittelst Zirkel. — Darstellung unregelmäßiger Flächen durch Winkelantragen. — Längenmaß für Verjüngung. — Transporteur. — Flächen mit gebogenen Linien mittelst Winkel nachbilden. — Flächen mit gemischter Grenzlinie mittelst Winkel nachbilden. — Planzeichnung.

b. Darstellung von Körpern (Flächen $8\times 10\frac{1}{4}$ und $16\times 19\frac{1}{2}$). Netz geometrischer Körper. — Rechtwinkliche Projektion gerader Linien. — Seitenansichten. — Rechtwinklige Projektion gebogener Linien. — Seitenansichten. — Paralell-Perspektive geradliniger Körper. — Parallel-Perspektive krummliniger Körper. — Seiten- und parallelperspektivische Ansicht von körperlichen Gegenständen. — Grund- und Aufriß. — Durchschnitten. — Grund- und Aufriß und Durchschnitt eines körperlichen Gegenstandes. — Die Säule. — Architektonische Glieder. — Kurze Geschichte der Baukunst. — Das Koloriren.

Anmerkung: Dieser Gang des nachstehenden Leitfadens wird aber nur in solchen Schulen ganz eingehalten werden können, welche unter den günstigsten Verhältnissen wirken und schaffen, also 7—8 (?) aufeinanderfolgende Klassen mit gleichaltrigen Schülern haben.

Sechsklassige Schulen werden die 4. Stufe im Freihandzeichnen und vierklassige Schulen mindestens auch die 2. Stufe des gewerblichen Zeichnens fortlassen müssen. Schulen mit drei gemischten Klassen werden an Stufe 1—3 im Freihand- und Freiarm-Zeichnen und den wichtigsten Uebungen von Stufe 1 des gewerblichen Zeichnens genug haben, während einklassigen Schulen nur möglich sein wird, die (Stufe 5) fürs freiarmige Zeichnen ausgewählten Uebungen der drei ersten Stufen freiarmig oder freihändig gründlich durchzuarbeiten. Sollten die Verhältnisse es gestatten, dann dürfte vor allem Stufe 1 des gewerblichen Zeichnens zu berücksichtigen sein.

Das Prinzip der Anschaulichkeit

und seine Durchführung im Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Religionsunterrichts.

Referat von Dr. E. Kaiser.

Das Prinzip der sogenannten Anschaulichkeit hat für die neuere Pädagogik eine geradezu reformatorische Bedeutung erlangt, und zwar weil wir ihm nichts Geringeres verdanken, als die vollständige methodische Umgestaltung der gegenwärtigen elementaren sowohl wie der höheren Lehrkunst. Lag es doch tief im innersten Wesen dieses Fundamentalprincipes der modernen Pä-

dagogik begründet, daß ein jeder Pädagog von Fach, und mithin also auch ein jeder Lehrer, der mit seinem Beruf es wirklich ernst nahm, genöthigt wurde, der Natur der allerersten Entwickelungsstufen der geistigen und der sprachlichen Bildung nachzuforschen und dadurch die psychologischen Gesetze aufzusuchen, nach denen sich diese allerersten Bildungen vollziehen. Dadurch aber wurde allein erst ein sicheres Fundament für den Aufbau der gesammten neueren Unterrichtswissenschaft geschaffen, und zugleich auch insbesondere der Elementarunterricht der Unterstufe erst voll und ganz in seiner wirklichen grundlegenden Bedeutung für allen nachfolgenden Unterricht erkannt und gewürdigt.

Um dieser hohen Bedeutung willen, die das sogenannte Anschaulichkeitsprinzip aber für die ganze moderne Pädagogik im allgemeinen, wie für die elementare Lehrkunst ganz im speziellen gewonnen hat, lassen Sie mich Ihnen dasselbe in dem nachstehenden Referat einmal in einem, wenn auch nur ganz flüchtigen Gesammtüberblick, und zwar 1. nach der Seite seiner historischen Entwickelung hin, und sodann 2. nach der Seite seiner Durchführung im heutigen Schulunterricht hin, und in letzterer Beziehung ganz im besonderen nach der Seite seiner Durchführung im modernen Religionsunterrichte hin, in der gegenwärtigen Stunde vor Augen führen.

1. Die historische Entwickelung des Anschaulichkeitsprinzips.

Bekanntlich ist es Johann Heinrich Pestalozzi gewesen, der als Reformator der Elementar-Methode der gegenwärtigen Unterrichtswissenschaft auch in ganz besonders hohem Maße zuerst das Anschaulichkeitsprinzip mit Nachdruck betonte, anders hätte er ja eben gar nicht zum „Vater der modernen Pädagogik" zu werden vermocht; aber er ist um deswillen doch nicht eigentlich der Erfinder des Prinzipes der Anschaulichkeit; sondern das letztere ist vielmehr so alt, wie die Menschheit selbst, denn Gott der Herr hat es als Gesetz ihrer Entwickelung schon bei der Erschaffung des Menschengeschlechts in die geistige Natur des Menschen gepflanzt, und nicht das allein; nein, Er hat es auch selbst in Seiner göttlichen Pädagogik den Menschenkindern gegenüber von Anbeginn her bereits geübt, so z. B. bei der Vorführung der Thiere des Felds und der Vögel unter dem Himmel zu dem Behufe, daß der Mensch dieselben „sähe und nennete." (Gen. 2, 19–20.) In dieser, wir möchten fast sagen, „ersten Anschauungsstunde," begann demnach die erste geistige Bildung der Menschheit mit einer Anhaltung zur Betrachtung der Werke des Herrn und mit sprachlicher Bezeichnung der angeschauten Dinge. Ganz in derselben Art und Weise begann oder beginnt aber nun auch noch heute ein jeder Mensch seine geistige Bildung, und genau in der gleichen Art und Weise hat dieselbe auch ein jedes Volk begonnen, indem die den Menschen umgebende Natur gleichsam zu dem ersten Lesebuch desselben sich gestaltet. Auf diesen Urquell aller geistigen wie aller sprachlichen Entwickelung deuten deshalb auch die Anfänge aller Sprachen hin, und insonderheit die sogenannten

Wurzelwörter derselben, welche allesammt aus Naturanschauungen entsprungen sind.

Doch wenden wir uns dem Spezialgebiete der pädagogischen Wissenschaft zu, so tritt uns als erster, der auf anschaulichen Unterricht gedrungen hat, und zwar schon lange vor Pestalozzis Zeit, der Mann entgegen, der auch als der eigentliche Begründer der modernen Volksschule betrachtet werden muß, nämlich Dr. Martin Luther. „Das Erkenntniß ist zweierlei," schreibt derselbe, „nämlich eines der Worte, das andere der Sachen. Wer aber das Erkenntniß der Sache nicht hat, dem wird auch das Erkenntniß der Worte nichts nützen." In ganz ähnlicher Weise bekämpfte sodann Franz Baco von Verulam den sogenannten „verbalen Realismus," indem er dafür „realen Realismus" forderte und in dringendster Weise das Prinzip festhielt, daß überall von der Anschauung und intuitiven Wahrnehmung ausgegangen werden müsse, um im Wege der Indiction zu den generellen Gesetzen aufzusteigen.

Als Ersten aber, der das Princip der Anschaulichkeit auf dem Gebiet des Unterrichtswesens auch praktisch durchzuführen sich bestrebte, müssen wir Johann Amos Comenius bezeichnen. „Vor allem," so lautete seine Forderung, „übe man die Sinne. Mit realer Anschauung, mit Beobachtung der Sachen, nicht mit einem Erlernen trockener Wortverzeichnisse muß der Unterricht beginnen. Es sollen den Kindern dabei die bekannten Sachen nicht nur mit der Figur, im Bilde, sondern auch an sich selber (in natura) vorgeführt werden, denn nur aus der Anschauung entwickelt sich das sichere Wissen." Und um nun nicht nur mit Worten eine solche Forderung zu stellen, sondern auch die Möglichkeit zur Verwirklichung derselben darzubieten, edirte dieser berühmte, dem Verständnisse seiner Zeit bereits weit vorausgeeilte Pädagog im Jahre 1657 in seinem Orbis pictus das erste Anschauungsbilderwerk, das im Jahre 1774 in dem „Elementarwerk" des Johann Bernhard Basedow einen freilich viel besser ausgestatteten, aber, was pädagogische Brauchbarkeit anlangt, doch mit bedeutend viel weniger Verständniß entworfenen Nachfolger fand.

Auf den Schultern dieser Leute alle, zu denen wir noch einen Jean Jacques Rousseau und einen Friedrich von Rochow zählen dürfen, stand nun erst an seinem Theile Heinrich Pestalozzi mit seiner Erklärung: „Jede Erkenntniß muß von der Anschauung ausgehen (z. B. bei den realen Gegenständen) oder auf die Anschauung zurückgeführt werden (wie bei allen formalen Gegenständen)," mit der freilich die gegenwärtige Periode in der Entwickelung der pädagogischen Wissenschaft inaugurirt war.

Doch bleiben wir hier zunächst einmal einen Augenblick stehen, um vor allen Dingen erst unter Zugrundelegung der Pestalozzischen Auffassung für den Begriff „Anschauung" ein richtiges und sicheres Verständniß zu gewinnen. Was ist denn eigentlich eine Anschauung? und um weß willen soll das Prinzip der Anschaulichkeit das oberste Gesetz alles Unterrichtes sein?

Um zu dem richtigen Verständniß des Begriffes Anschauung zu gelangen, müssen wir uns folgendes klar machen: Ein jeder von einem Dinge der Außenwelt auf das peripherische Ende eines unserer sensitiven Nerven geübte Reiz erzeugt in uns eine sogenannte Empfindung, die von vornherein noch unbewußt ist, und erst, wenn sie in uns zum Bewußtsein gelangt, den Namen einer Wahrnehmung erhält. Eine Wahrnehmung ist also das bewußte Innewerden eines von einem Gegenstande der Außenwelt auf unsere Sinnesnerven ausgeübten Reizes. Eine jede Wahrnehmung ist also auch Empfindung; aber noch nicht eine jede Empfindung ist als solche auch eine Wahrnehmung. Die Fähigkeit, sinnliche Wahrnehmungen zu machen, kommt aber einem jeden unserer Sinnesorgane, wenn auch keineswegs allen in gleichem Maße, zu. Und durch diese ihm ein für alle Mal im gesunden Zustande immanente Fähigkeit bringt uns ein jeder Sinn unserer Seele verschiedene einzelne Beschaffenheiten der Dinge der uns umgebenden Außenwelt zum Bewußtsein. So sieht man z. B. die Farbe der Orange; man fühlt ihre Härte; man schmeckt ihren Geschmack; man riecht ihren Duft u. s. w. Die Seele faßt nun alle diese verschiedenen Merkmale, welche sie vermittelst der sinnlichen Wahrnehmungen an einem Dinge der Außenwelt hat machen dürfen, zu einer Einheit zusammen, und diese Gesammtheit der an einem Dinge wahrgenommenen sinnlichen Qualitäten bezeichnen wir sodann als Anschauung. Bei jeder Anschauung ist demnach dreierlei zu unterscheiden, nämlich einmal die Sinne, welche die Empfindungen vermitteln, zweitens die seelische Thätigkeit, durch welche wir der Empfindungen uns bewußt werden, oder mit anderen Worten zu den Wahrnehmungen gelangen und drittens diejenige Thätigkeit der Seele, welche die Wahrnehmungen zu Anschauungen vereinigt. Da die beiden letztgedachten psychischen Vorgänge nun aber mit der Seele nicht getrennt von einander bestehen, sondern vielmehr aufs engste mit einander in Verbindung stehen, so behält der bekannte Herbartsche Ausspruch recht: „Man muß den Sinn beim Geiste fassen." (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Lehre und Wehre citirt aus einem Artikel der Theol. Zeitschrift etwa zwei Seiten und fährt dann fort: „Wir haben in Vorstehendem so reichlich excerpirt, um darzuthun, was bei den hiesigen Unirten möglich ist. Es kann Jemand unbehelligt die unsinnigsten theosophischen Speculationen auskramen und die Grundlehren des Christenthums leugnen, die Lehre von der Rechtfertigung, von dem erbsündlichen Verderben, von der Inspiration der hl. Schrift 2c. und die ganze geoffenbarte Heilsordnung verkehren. Um so wunderlicher nimmt es sich dann aus, wenn sich der Schreiber über die „Lieblosigkeit" der Lutheraner beklagt, daß sie den Unirten die Bruderhand verweigern."

Daß Jeder, der nicht missourisch lehrt, die Grundlehren des Christenthums leugnet, ist so selbstverständlich, daß wir nichts dagegen sagen wollen. Zudem ist die ganze Bemerkung nach einem alten Muster zugeschnitten, wie ja im Jahre 1884 Lehre und Wehre auf Seite 24 in den letzten vier Zeilen sagte: „Wir wissen ja, daß die hiesigen Unirten sehr „liberal" sind. Aber daß Jemand bei ihnen Pastor sein könne, der so offen die

Inspiration der Schrift und alles, was die Schrift von Sünde und Gnade lehrt, leugnet, hielten wir doch nicht für möglich."

Wir haben die Absichten, die durch dieses Verfahren gefördert werden sollen, schon auf Seite 93 der Theol. Zeitschrift vom Jahre 1884 beleuchtet, (was wahrscheinlich die Missourier seitdem vergessen haben) und können deßhalb nur sagen, daß wir die Missourier nicht brauchen, um die Ketzer unter uns aufzuspüren, damit wir dieselben nach dem Willen der Missourier verfolgen können. Zudem ist die Entdeckung von Lehre und Wehre eine solche, wie die Missourier sie oft machen. Der Schreiber des betreffenden Artikels ist uns und innerhalb unserer Synode so gut bekannt, daß wir uns der wissentlichen Verleumdung schuldig machen würden, wenn wir behaupteten, er leugne die Grundlehren des Christenthums.

Das ist allerdings bei den „hiesigen Unirten" möglich, daß Einer in der Theologischen Zeitschrift Ansichten aussprechen kann, die eben seine eigenen sind, selbst dann, wenn der Redakteur der Zeitschrift und vielleicht noch viele andere Synodalglieder verschiedener Ansicht sein sollten. Ja gerade um das zu ermöglichen, besteht die Theol. Zeitschrift, wie das schon klar und deutlich Seite 27—30 Jahrgang 1883 der Theol. Zeitschrift ausgesprochen worden ist, was natürlich Lehre und Wehre schon längst wieder vergessen hat.

Endlich aber ist es gar nicht einmal wahr, daß der Verfasser des betreffenden Aufsatzes unbehelligt geblieben ist. Zunächst wurde er vom Redakteur behelligt, der ihn dazu veranlaßte, seine Arbeit in manchen Punkten zu ändern, sodann indirect von zwei Synodalgliedern, von welchen der eine allerdings nichts in der Theol. Zeitschrift unbehelligt lassen kann, das seine guten Freunde in Missouri irgendwie unangenehm berühren könnte. Daß aber auf Grund der Bemerkung in „Lehre und Wehre" Jemand den Schreiber des betreffenden Artikels behelligen wird, glauben wir nicht. Denn die hiesigen Unirten sind nicht so — wir wollen sagen — „unmenschlich," daß sie sofort gegen ein einzelnes Synodalglied bellen und beißen, wenn es den Missouriern beliebt, einen Hetzruf gegen dasselbe auszustoßen.

Daß es dem betr. Verfasser wunderlich vorkommen wird, daß er um die Bruderhand der Missourier gebeten, glauben wir recht gerne; denn er hat sie jetzt in Form eines ganz gehörigen Faustschlags erhalten. Es ist aber das so Missouris Art und da wir nicht gerade besonders starkknochig sind, so sehen wir es am liebsten, wenn die Missourier uns ihrer Aufmerksamkeit gar nicht würdigen.

In Berlin tagten in der Woche nach Trinitatis die Jünglingsvereine, die Goßnersche und Berliner Mission und das Johannisstift, Vereine für Schriftenverbreitung und Judenmission und die Berliner Pastoralkonferenz.

Die Goßnersche Mission feierte ihr 50jähriges Jubiläum. Durch eine Anzahl reicher Legate ist der finanziellen Noth derselben wieder abgeholfen und auch in Indien steht es wieder gut.

Bei dem Feste der Berliner Missionsgesellschaft berichtete der von seiner Reise nach Südafrika zurückgekehrte Dr. Wangemann zum ersten Male wieder. In Afrika stehe alles günstig; auch in China gehe es vorwärts, aber dieses Land koste viel Geld und die Chinavereine brächten wenig auf. Im Ganzen hat die Gesellschaft 200,000 Mark zusetzen müssen und bittet nun um Hilfe. Früher — so wird gesagt — kam es wohl vor, daß christliche Anstalten für ein frisches, fröhliches Deficit dankten; diese Zeiten seien aber jetzt vorüber.

Die Judenmission hat an Stelle des erkrankten Pastor Daab in dem Pastor von Velsen einen Ersatz gewonnen.

Die Pastoralkonferenz selbst begann mit einer Ansprache von Dr. Stahn. Superintendent Bartusch hielt einen Vortrag über „Weckung und Pflege der Liebe und Treue zur Kirche," der eine lebhafte Diskussion hervorrief. Superintendent Tauscher brachte eine Resolution zu Gunsten des Antrags ein, den von Hammerstein im preußischen Landtag gestellt hatte. Die Resolution wurde selbstverständlich angenommen.

Pastor Asmis forderte zur Fürbitte für die lutherischen Glaubensbrüder der Ostseeprovinzen auf. Am zweiten Tag hielt Pastor Steinhäuser einen Vortrag über Kunst und Moral, der zwischen ihm und Dr. Pfannschmidt zu einer lebhaften und interessanten Diskussion führte.

Der Antrag Hammerstein, wie er meist kurzweg genannt wird, den wir oben erwähnten, bildet ein protestantisches Nachspiel zum Kulturkampf. Da Rom so viel im Kulturkampf erlangt hat, so möchte man wenigstens etwas haben und so ist denn im preußischen Landtag der Antrag gestellt worden, der „evangelischen Kirche ein größeres Maß von Freiheit und Selbständigkeit und reichlichere Mittel zur Befriedigung der kirchlichen Bedürfnisse zu gewähren.“ Dieser Antrag, so harmlos und bedeutungslos er auch in seiner allgemeinen Fassung erscheint, ist doch, wie das gar nicht anders zu erwarten war, zum Zankapfel zwischen den Vertretern des Staates und der Kirche, sowie zwischen den kirchlichen Parteien unter sich geworden. Schon das gab der Sache ein eigenartiges Gepräge, daß die Centrumsmänner den Antrag unterstützten. Wenn sie das als gute Katholiken gethan haben, so konnten sie es nur unter der Voraussetzung thun, daß diese Stärkung der evangelischen Kirche der römischen Kirche nicht gefährlich werden könne. Windthorst und Genossen wußten gut genug, daß sie damit sich ihrer Dankespflicht für die Unterstützung, die sie bei den Conservativen gefunden hatten, am höflichsten und wohlfeilsten entledigen konnten. Denn daß von so allgemein und unbestimmt gehaltenen Worten bis zu wirklichen bestimmten und auch für die katholische Kirche bedeutenden Thatsachen noch ein sehr weiter Weg war, wußte Windthorst vielleicht noch genauer als v. Hammerstein. Daß man mit dem Antrag sich eigentlich in den Spuren Roms bewegte, wird dem Antragsteller, der Chefredakteur der Kreuzzeitung ist, ebensowenig anzurechnen sein, als denen, welche später dem Antrag zustimmten, denn es ist gegenwärtig kaum eine Kirchengemeinschaft, die nicht von dieser allgemeinen Zeitströmung, die nur auf äußere Unabhängigkeit und Beschaffung der materiellen Grundlagen des Kirchenwesens hingeht, ergriffen und getragen wäre. Das Schlimmste an der ganzen Sache ist aber nicht einmal das, sondern der Zank darum, wie diese Güter die man noch lange nicht einmal hat, zu vertheilen seien. Jeder Partei wäre die Stärkung wohl recht genehm, wenn nur die Gegner nichts davon erhielten. Am meisten erfreut über die Vorgänge in Folge des Antrags sind die Ultramontanen, so daß selbst die Freunde der Vorlage etwas stutzig wurden und die „Conservative Correspondenz“ bemerkte: „daß die Rolle, die sich das Centrum bereits mit großem Vergnügen zurechtlegte, und die diese Partei in der Beleuchtung eines Wohlthäters und Organisators nun auch noch der evangelischen Kirche vorführen sollte, doch zu recht ernsten Bedenken Anlaß gebe.“

Daß der Antrag irgend welche praktischen Folgen haben werde, glaubt eigentlich Niemand, aber er gibt wieder Anlaß zu neuen Diskussionen, die mit viel Eifer geführt werden, ohne daß dabei bedacht wird, daß die evangelische Kirche nicht vor allem der äußern Stärkung vom Staate, sondern der innern, vom rechten Geiste bedürftig ist und daß ihr Bestand, wie ihre Entstehung nicht zunächst von äußeren Mitteln, sondern von der Festigkeit ihrer inneren geistigen Grundlagen abhängt.

Bei der Jahresfeier der Church Union, einer Vereinigung, die seit 20 Jahren die Sache des Ritualismus in England vertritt, berichtete der Vorsitzende, Lord Halifax, daß die Mitgliederzahl der Union in stetigem Steigen begriffen sei, und daß 17 englische Bischöfe ihr als Vicepräsidenten angehörten. Es sei in verschiedenen Richtungen mit Erfolg gearbeitet worden. Das Privy-Council wage nicht mehr in die Angelegenheiten der Church Union dreinzureden. Auch von der Wiedervereinigung der Christenheit unter dem Primat Roms wurde, wenn auch nicht ohne Widerspruch, geredet. Einer der Redner in dieser Richtung, Denison, bemerkte, es sei unnütz von einer Einheit des Glaubens zu reden, so lange nicht die griechische, römische und englische Kirche sich als Schwesterkirchen ansähen und ihre Glieder gegenseitig zum Abendmahl zuließen. Das sind allerdings Dinge, über die sich Rom nur freuen kann, denn wie Rom seine Schwesterkirchen behandelt und wie es sich stets mütterlich seinen Schwestern gegenüber benimmt, weiß man ja schon längst.

Die Berichte der Jahresversammlungen der Methodisten in England lassen erkennen, daß seit längerer Zeit die Zahlen der Mitglieder der methodistischen Kirchen im Sinken begriffen sind. Wenn von einem sterbenden Methodismus geredet wird, so ist das allerdings Uebertreibung. Es werden aber jetzt von den energischeren Gliedern der Denomination, mit Rev. Hugh Price Hughes an der Spitze, Mittel und Wege berathen, dem beginnenden oder befürchteten Verfall Stillstand zu gebieten. Namentlich soll die Mission in dem unteren Mittelstande der Bevölkerung wieder mit neuen Kräften aufgenommen werden. Durch die Versuche die höheren und reicheren Gesellschaftskreise heranzuziehen, habe man der eigenen Sache mittelbar geschadet. Jetzt müsse man alle Kraft aufbieten, um die durch die Heilsarmee entzogenen Elemente in anderer Weise wieder zu gewinnen und auch in den Landgemeinden festeren Fuß zu fassen suchen.

Die englischen Congregationalisten und Baptisten haben am Schlusse ihrer Jahresfeste ein gemeinsames Meeting gehalten. Der Vorschlag war von den Baptisten ausgegangen und wurde von den Congregationalisten entgegenkommend aufgenommen. Der Vorsitzende, Dr. Williams, erklärte, die beiden Kirchen hätten schon lange auf gleichem Boden gearbeitet und denselben Kampf für religiöse Gleichberechtigung gekämpft; es sei also ganz natürlich, daß die innere Einheit zum Ausdruck komme. Die Idee der Einheit der beiden Kirchen wurde dann noch von verschiedenen Rednern weiter ausgeführt, wobei auch das politische Gebiet vielfach betreten und die von Gladstone eingeschlagene Richtung gefeiert wurde, den Schwerpunkt der Regierung aus den mittleren in die unteren Volksklassen zu verlegen. Obwohl bei dem Meeting selbst jeder Versuch, die denominationellen Grenzen zu verrücken, fern gehalten wurde, so ist es dennoch Thatsache, daß in beiden Denominationen sich Geistliche befinden, welche eine organische Einigung beider Kirchen lebhaft befürworten. Ebenso hat sich unter den Gemeinden schon eine gewisse praktische Vereinigung vollzogen, indem viele Baptisten den Grundsatz der „freieren Mitgliedschaft" adoptirt haben und sich zahlreich an congregationalistischen Gottesdiensten betheiligen.

Der Vorsitzende machte den beifällig aufgenommenen Vorschlag, die beiden Denominationen sollten, wenn auch nicht alle Jahre, „wie die Griechen in Olympia" gemeinschaftlich tagen.

Schulnachrichten.

Den Lehrerzöglingen, welche im Juni dieses Jahres das Seminar in Elmhurst absolvirt haben, sind folgende Schulstellen überwiesen worden:

Die Schulstelle an der evangelischen Pauls-Gemeinde in Laporte, Ind., dem Seminaristen Eduard Berg.

Die Schulstelle an der evang. Gemeinde des Herrn P. Quinius in New Orleans, La., dem Seminaristen Albert Glück.

Die Schulstelle an der evang. Gemeinde des Herrn P. Reinicke in Wausau, Wisc., dem Seminaristen Chr. Giese.

Die zweite Lehrerstelle an der evang.-luth. Emanuels-Gemeinde in South Brooklyn, N. Y., dem Seminaristen Wm. Nagel.

Die Schulstelle an der evang.-Petri-Gemeinde in Okawville, Ill., dem Seminaristen Heinrich Hunecke.

Die Schulstelle an der evang. Pauls-Gemeinde in Carlinville, Ill., dem Seminaristen Louis Weiß.

Die Schulstelle an der evang. Lucas-Gemeinde in Burlington, Iowa, dem Seminaristen John Buck.

Die Schulstelle an der evang. Pauls-Gemeinde in Wausau, Wisc., dem Seminaristen J. Feld.

Die Schulstelle an der evang. Paulsgemeinde in Nashville, Ill., dem Seminaristen Louis Malkemus.

Unsere diesjährige Lehrerconferenz in Quincy, Ill., war seitens der Glieder unseres Lehrervereins ziemlich gut besucht. Die dort anwesenden Lehrer werden gewiß der von der Salems-Gemeinde in Quincy ihnen erwiesenen Liebe und Gastfreundschaft noch dankbar gedenken. Ueber die Verhandlungen der Conferenz wird in einer der nächsten Nummern des Friedensboten berichtet werden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. October 1886. Nro. 10.

Die Rechtgläubigkeit der evangelischen Kirche und ihr Verhältniß zu den anderen Kirchen.

(Eingesandt von P. J. Grunert.)

(Schluß.)

Die Seele ist also das in aller Bewegung Ruhende, in allem Wechsel Bleibende, das setzende, Gesetz und Gestaltung gebende, belebende und herrschende Princip. Das Nicht-Ich, die Welt die stete Unruhe, das Werden, welches in sich selbst kein Sein hat und daher als solches ein immer währendes Sterben ist, der Tod. Es ist klar, daß die ersten Menschen mit der ersten Sünde, mit der ersten Hingabe ihres Ichs an die Welt, Gottes Ordnung im tiefsten Grunde gebrochen hatten und damit dem Tode verfallen waren. Die Inspiration des Gottesgeistes war nun getrübt, und das Gewissen ein böses Gewissen, der Gehorsam umgeschlagen in Selbstsucht und Genußsucht, die Harmonie des Gottes- und Weltbewußtseins, Frieden und Freude in Reue und Scham. Was durch die Ueberfluthung des Weltbewußtseins dieses an Macht gewonnen, hat eben dadurch das Gottesbewußtsein an Reinheit und Kraft verloren, und das Selbstbewußtsein in seinem innersten Wesen der Gottebenbildlichkeit, als das spontane sich selbst Gestalten ist gebrochen und entstellt und darum verloren ohne Gottes Erbarmen, d. h. die Seele hat ihre Selbstständigkeit, ihren Frieden, ihre Freiheit verloren. Die Seele in diesem gebrochenen Zustande arbeitet nicht mehr rein und normal, pflanzt sich physisch und sittlich krankhaft fort; anstatt in unbedingter Abhängigkeit von Gott den Willen Gottes zu thun, das Setzende, Gestaltende, Herrschende zu sein, die sittliche Macht, welche als Selbst-Zweck die Welt und ihre Organe sich dienstbar macht, um vermittelst derselben ihr Sein und Wesen, ihre Gesinnungen auszubilden, so daß diese, worin sie ihr eigenstes Leben hat, ihre Individualität, herrschen, — hängt die Seele nun zur Welt und ihren Organen hin, will diesen dienen, in ihnen Befriedigung, den verlornen Frieden finden; da sie ihre Selstständigkeit und Selbstherrschaft verloren, sucht sie ihr Selbst in dem Gesetztsein, der Welt, ihrem Nicht-Ich, wie sie es doch nimmermehr finden kann, und diese Selbstsucht, wo die Seele nicht mehr vermittelst ihrer Welt sich selbst, ihre Gesinnungen, ausbilden und in ihnen, als in ihrem Eigenen frei und seelig sein will, sondern in der von ihr gesetzten und gebildeten Welt sich selbst sucht, überall das Mittel zum Zweck

macht, ist das Grundverderben, die Unsittlichkeit an sich, die sich nach der geist=leiblichen Natur der Seele entweder als Herrschsucht oder Genußsucht offenbart. Anstatt der von Gott gegebenen Welt sich als Mittel zu bedienen, um sich selbst auszubilden, will der Selbstsüchtige sie genießen; anstatt daß die von ihm herausgesetzte Gedankenwelt, das Gesetz, das Mittel sein soll, durch welches er die Gesinnungen der Gerechtigkeit und Wahrheit ausbilden soll, fordert er, daß statt der Gesinnungen das Gesetz, das, was er als recht und wahr gesetzt hat (sei es Staatsgesetz oder Dogma), also er selbst herrsche. Genußsucht, Tyrannei und Hierarchie im Allgemeinen, und irdischer Sinn, Eigenwille und Selbstgerechtigkeit im Einzelnen bilden das herrschende Verderben im socialen, politischen und kirchlichen Leben.

Der Mensch kann nun wohl sein Thun, seine Stellung zu Gott und seiner Welt verkehren, aber er kann nicht das Gesetz Gottes aufheben, welches ihn als spontanes, selbstthätiges Wesen geschaffen hat, welches als unsterbliche Seele ihren Körper als physischen, ihre Gedankenwelt als geistigen Leib auferbaut, um vermittelst dieser in ihren Gesinnungen ihren geistlichen Leib zu organisiren, welcher zu Gott zurückkehren muß, von dem er gekommen ist. Ist nun in ihrem selbstsüchtigen Thun der Frieden der Seele und ihr Heil, ihre Selbstherrschaft und Freiheit entflohen, so muß auch der zukünftige Leib krankhaft, friedlos und mißgestaltet werden; ja da, wie wir früher sahen, das Andere, das Nicht=Ich, die Gedankenwelt des Geistes, eine relative Selbstständigkeit gegen den Geist hat, so werden, da die Selbstherrschaft der Seele verlo= ist, die entfesselten Gedanken des Nicht=Ichs zu den bösen Geistern, welche die Seele mit derselben Gesetzmäßigkeit, mit welcher der Mensch athmet und unablässig an dem Kleide seiner Zukunft webt, zur Vernichtung führen. Dies geschieht nicht mit einem Schlage, und noch weniger ist der Mensch durch den Hang zur Sünde, durch die Erbsünde, schon todt, wie Stock oder Stein, sondern im Bösen wie im Guten ist das geistige Leben Gestaltung und Entfaltung, gesetzmäßige Entwickelung. Allerdings wird durch den Hang zur Sünde die Seele von Anfang an zur Welt und ihren Dienst hingezogen, aber ebenso gewiß reagirt auch das Gewissen dagegen, doch mit jeder Hingabe der Seele an die Welt wird die Versuchung naturgemäß stärker und der Widerstand schwächer, bis das A n d e r e, die Welt, endlich die dauernde Herrschaft über die Seele erlangt, das Sündigen in irgend welcher Weise dem Menschen zur a n d e r n Natur geworden und das Böse ausgereift ist; dann ist die Seele geknechtet und kann sich der Herrschaft der Sünde nicht mehr entziehen, fühlt der Mensch sie auch als eine unerträgliche Last; ja ist so die Sünde zum Laster geworden, dann ist die Seele dem ewigen Tode, der Qual des Gottes= und Selbstgerichtes, des sterben Wollens und nicht sterben Könnens ohne Gottes Dazwischentreten verfallen.

Die Sünde, das sich Abwenden des Menschen von Gott, der Lebensquelle, dem absolut Ewigen, und das sich Hingeben an das Geschaffene, die Welt, ist der Tod, die Scheidung der Seele von Gott, und da Gott der Schöpfer der sich gestaltenden, organisirenden Kraft ist, so ist das von Gott

geschiedene Sein das zerstörende, desorganisirende Princip, und so jäh machte dieses seine Kraft geltend, daß es schon in dem Kinde der ersten Menschen, in Cain, dem Mörder, sich offenbarte als das, was es ist, Zerstörung, Tod. Als solche müßte die Sünde alsbald in sich selbst zerfallen und vergehen, hätte sie nicht das von Gott geschaffene Gesetz der Seele, sich zu gestalten und zu organisiren, sich zugewendet und in ihren Dienst gezwungen, kraft dessen sie nun in angemaßter Selbständigkeit und falscher Freiheit sich gestaltet und das Reich des Bösen baut. Dies ist der tiefste Grund des Wortes: 1 Cor. 15, 56. Die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. Das in falscher Selbständigkeit und falscher Freiheit wirkende Weltprincip lebt nur vom Raube, ist ein Mörder von Anfang an und hat in sich selbst keinen Seinsgrund und keinen Ruhepunkt, und seitdem die Seele jener zischelnden, falschen Geistigkeit, welche die Gedankenwelt als geistentsprungene gegen den Geist hat, ihr Ohr geliehen, und sich selbst ihr hingegeben hat, trägt sie in sich den Fluch, unstät und flüchtig und friedlos zu sein, und ihre Individualität, die Gottes Güte ihr gegeben, mißgestaltend, baut sie sich ihre eigene Hölle und wandelt so die Güte Gottes in den Zorn. Doch das Grundgesetz des Seelenlebens, das gestaltende, organisirende Princip beherrscht so tief alles Seelenleben, daß nicht blos die einzelne Seele sich organisiren und verleiblichen muß, sondern auch alle gleich gearteten Seelen untereinander sich wieder organisiren, und sich zu einem Ganzen vereinen als Glieder unter einem Haupte, von den Zugvögeln in den Lüften und von den Heerden auf den Triften bis zu den Stämmen der Wilden, bis zu den Staaten der Kultur-Völker herauf; so auch müssen die unsterblichen aber verlorenen Seelen sich organisiren zu einem Reiche des Bösen unter ihrem Haupte, dem Fürsten dieser Welt, und obwohl sie in Selbstsucht entbrannt, haßerfüllt unter einander sich bekämpfen, können sie doch nicht von einander lassen, sondern gebunden durch die organische Macht entbrennen sie ein Zornesfeuer gegen das Reich des Glaubens und der Liebe. So ist es dieselbe Liebe Gottes, welche den Weltgedanken rief, zu einem Reich der Herrlichkeit sich zu entfalten, welche hier als Rache Gottes über die Uebelthäter die Verlorenen zwingt, die Hölle zu gestalten. Es ist unlogisch und unmöglich zu denken, daß dieses Reich des Bösen blos in den im raum-zeitlichen Dasein weilenden Seelen wirke und nicht auch in den aus diesem Dasein geschiedenen, aber darum doch zu dem Reiche Satans gehörenden Seelen. Epheser 6, 12.

Christus Jesus, der Fürst des Lebens.

Wie das Reich des Bösen, ragt aber auch das Reich Gottes in die daseiende Menschheit; und indem Gott, der trotz aller Macht des Bösen doch Herr nicht nur seiner Welt, sondern auch der Hölle bleibt, in dem Kampfe zwischen dem Weibes- und Schlangensamen immer neue Truppen dem alten, bösen Feind entgegenstellt, sind zwar von vorn herein Alle unter die Sünde verkauft, da mit der Sünde der ersten Menschen das ganze Geschlecht eine falsche Gottähnlichkeit mit dem Preise seiner Selbstherrschaft, der Integrität

seiner Gottebenbildlichkeit bezahlte, aber der Geist Gottes, der Träger alles Geschaffenen, führt dennoch während des Kampfes, das Ungesetzliche gesetzlich überwaltend, selbst das Böse in seinen Dienst zwingend, die Menschheit im großen Ganzen den Weg des Heils. Das Gesetz Gottes, die immanente Energie des zum Selbstbewußtsein erwachten Weltgedankens, setzt ihre Momente heraus, differenziirt sich in Gottes- und Weltbewußtsein, Kinder Gottes und Kinder der Menschen, und während das Gottesbewußtsein unter den Offenbarungen Gottes sich fortentwickelt und in der nationalen Beschränkung Israels sich zu einem Weltreiche entfaltet, gestaltet das Weltbewußtsein, in den heidnischen Völkern sich fortentwickelnd, die Ahnungen der verdunkelten und gebrochenen Gottebenbildlichkeit (εἶδος) zu einem Götterreiche, und indem beide nach der Herrschaft strebend sich ausschließen, deuten doch beide, die Juden in den Verheißungen der Propheten, die Heiden in den Aussprüchen ihrer Weisen auf den hin, in welchem allein sie ihre Einheit und Wahrheit und ihre Berechtigung finden. Entwickelte sich das Gottesbewußtsein nach dem Weltbewußtsein hin, flehte Israel: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gieb mir einen neuen, gewissen Geist," und erkannte immer klarer, daß er kommen werde, der groß und ein Sohn des Höchsten genannt, daß Gott in der Welt erscheinen würde — und entwickelte sich das Weltbewußtsein zum Gottesbewußtsein hin und erkannte es immer bestimmter, daß die Gottheit herrschen und wohnen will in den Herzen der Menschen, wie Cicero es so schön ausspricht: "Est vera lex, recta ratio, natura congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna. — Nec erit alia lex Romae, alia Athenis, alia nunc, alia posthac, sed et omnes gentes et omni tempore *una* lex et sempiterna et immutabilis continebit — "unus communis quasi magister et imperator omnium," — und Aristoteles es ahnungsvoll verkündete: Wenn einer kommen wird, der an Tugend so reich wäre, daß er den Andern insgesammt überlegen würde, daß die Tugend und das politische Vermögen (δύναμις) aller Uebrigen nicht die Vergleichung aushielte mit ihm, so könnte ein solcher nicht mehr als Theil des Staates gelten. Man würde einer solchen Persönlichkeit Unrecht thun, indem sie den Uebrigen gleich gehalten würde, während sie doch ungleich wäre.

Es ist billig, daß ein solcher wie ein Gott unter den Menschen sei. Für solche giebt es kein Gesetz, sie selbst sind Gesetz; — kommt in der morgenländischen Entwickelung mehr das theologische, in der abendländischen mehr das ethische Moment zur Geltung, so findet sich in der nordischen Mythologie die vorläufige Einheit als die Ahnung des Gottesreiches, welches als das Heilige siegend aus dem Ragnaroik, dem Weltuntergange hervorgeht, in welchem Gimle, ein Reich des Friedens und der Verklärung, herrschen wird, und in welches auch die Asen, die Grundkräfte des Lebens geläutert und verklärt auferstehen werden.

Doch was war all das Beste, was die Völker ersehnten, ahnten und erkannten als Schatten des Zukünftigen? Phantome ohne Kraft und Leben,

und wenn auch die Edelsten und Erhabensten etwas von der Wahrheit schauten, so war dies nur der Wiederschein von den Gipfeln der Berge, welcher wohl die Hoffnung erwecken konnte, daß der Aufgang aus der Höhe nahe sei, welcher aber der von der Sünde geknechteten, den finsteren Gewalten verfallenen Menschheit kein Licht, keine Kraft, kein Wachsthum geben konnte. Joh. 3, 6. In Sünden empfangen und geboren blieb alles Fleisch unter der Macht der Selbstsucht und des Fürsten dieser Welt, die Selbstbeherrschung, der Gehorsam gegen Gott gebrochen, die Gerechtigkeit vor ihm und der Frieden mit ihm verloren, bis er kam, mit welchem die Kraft der ganzen Menschheit den Vergleich nicht aushält, welcher nicht gezeugt von dem Geblüt noch von dem Willen des Fleisches, noch von dem Willen eines Mannes, sondern der, als das Wort, welches Gott war, der ewige Sohn, der das ewige Leben trägt in sich selber, aus freiem Entschluß sich erniedrigte, in die Weltentwickelung eingehend, ward eine menschliche Seele, geboren von der Jungfrau Maria. Sehen wir schon in der organischen Welt, in jedem Saatkorn, in jedem Ei, daß die Seele ihre Lebenskraft nicht von den Bedingungen empfängt, unter denen sie sich entwickelt (z. B. Feuchtigkeit und Wärme), sondern diese Bedingungen nur benutzend spontan, so zu sagen, aus freiem Entschluß, als die Productivität aus sich selbst, als gesetzmäßig organisches Sich selbst gestalten, ihre Leibeshütte auferbaut; — sehen wir bei den Menschen, insonderheit bei den großen Männern, daß die Gaben der Individualität nicht an die menschliche Zeugung gebunden sind und nicht vererben, wie man sagt: „Genies haben keinen irdischen Vater," so ist es ganz undenkbar, daß das Erscheinen dessen, der vor aller Zeitlichkeit, ehe der Welt Grund gelegt war, und über aller Kreatürlichkeit erhaben ist, an zeitliche und creatürliche Bedingungen geknüpft sein sollte. Das ist die Thorheit des römisch-katholischen Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der Maria, daß man meint, Maria könne nicht die Mutter des Sohnes Gottes sein, wenn sie mit der Erbsünde behaftet sei. Christus, der ewige Sohn Gottes, in die Weltorganisation des Mikrokosmos, der Menschennatur, eingehend gestaltet als menschliche Seele, als Productivität aus sich selbst, seinen Leib, und geht durch die Natur der Maria, die von dem allgemeinen Loose ihres Geschlechtes, der Erbsünde, keine Ausnahme macht, kraft seiner Gottheit ebenso hindurch, wie er später durch die sündige Welt hindurch ging unberührt von der Sünde, obschon versucht allenthalben gleich wie wir. So gewiß und unleugbar es ist, daß die Menschheit, wäre sie nicht in die Sünde gefallen, sich zu Christum hin entwickelt hätte, durch den und zu dem die Welt geschaffen war, auch wenn er nicht in die Welt gekommen wäre, so gewiß ist es, daß die Menschheit in Sünden sich fortzeugend, Schuld auf Schulden häufend ohne ihn verloren war; und so gewiß er von Ewigkeit her das Haupt der Menschheit war, so unabwendbar lag, da er Mensch wurde, die Sünde der Welt auf ihm, und die große Passion seines Lebens war nach der Seite der Menschen hin ein stellvertretendes Leiden, indem er das Uebel erduldete, was sie verschuldet, und für sie die Macht der Sünde gleichsam in sich aufzehrend und sterbend die Macht

der Sünde und des Todes überwand, um ihnen das Leben zu geben, — nach der Seite Gottes hin eine Versöhnung der Gerechtigkeit Gottes, indem er das normale Verhältniß des Mensch-Seins zu Gott wiederherstellte — sowie für ihn selbst ein Akt der Selbstbehauptung, indem er als Mensch mit der Kraft seines ewigen Lebens in seinem Worte und Blute den sündenkranken Menschheitskörper regenerirte, das Gottesreich gründete auf Erden, und das actualiter wurde, was er potentialiter war, der Herr und das Haupt der Geisteswelt.

Man hat die Frage aufgeworfen: Konnte Gott nicht durch ein Wort seiner Allmacht die Menschheit regeneriren? Warum mußte Gott Mensch werden? d. h. mit andern Worten: konnte Gott nicht mit Zwang, mit Gewalt ein Reich sittlicher Freiheit schaffen? Nein, das konnte er nicht, das ist ein Widerspruch und eine Unwahrheit in sich selbst; eine erzwungene Sittlichkeit giebt es nicht. Nachdem durch die erste Sünde das Selbstbewußtsein in sich selbst gebrochen war, und nun als das organisch sich selbst gestaltende Sein krankhaft, d. i. sündhaft organisirte, war die Wahrheit des Selbstbewußtseins nirgends mehr als im Sohne Gottes, durch den die Welt geschaffen war, und selbst als Gottes- und Weltbewußtsein durch die vorbereitende Gnade Gottes sich entfaltet und gegenseitig durchdrungen und bis zur Ahnung ihrer Einheit sich entwickelt hatten, war die Erkenntniß des persönlichen Gottes, des Vaters und die Erkenntniß der persönlichen Freiheit des Menschen unmöglich, bis der ewige Sohn Gottes in den Organismus der Menschheit eingehend, sich organisch mit ihr verband, selbst Mensch wurde, bis der Gott-Mensch auf Erden erschien, in welchem alle Verheißungen erfüllt und alle Ideale verwirklicht sind, welcher es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein, sondern seine Gottgleichheit damit bewies, daß er als des Menschen Sohn den Fluch der Sünde, die Gottverlassenheit tragend, seine Gotteinheit bewahrend die Macht der Sünde überwand und als das himmlische Weizenkorn seinen Leib in den Tod gab, um mit seinem Blute die Kraft seines ewigen Lebens in den sünden-kranken Menschheitskörper ausströmen zu lassen.

Damit hat Jesus Christus die völlige Hingebung und Liebe zu Gott, den Frieden mit ihm, die Gerechtigkeit des Gehorsams und die Selbstherrschaft und Freiheit des Menschen wieder hergestellt; durch ihn ist Gnade und Wahrheit wieder an das Licht gebracht, und in dem Tode Christi allein haben wir das neue Leben. Es ist klar, daß jeder, welcher an diesem Leben theilnehmen will, den Willen seines natürlichen verderbten Wesens brechen und sich Christi Willen ganz ergeben muß; Selbstverleugnung, Liebe zum Herrn und der neue Gehorsam sind die Bedingungen der Lebensgemeinschaft mit Christo, der Seligkeit. Diese Bedingungen aber sind keine Lehrsätze, keine Dogmen, sondern Gesinnungen, Willensakte des neuen Lebens, und dieses neue Leben ist der Grund der Berechtigung und der Rechtgläubigkeit unserer evangelischen Kirche. Um die Gnade Gottes, dieses neue Leben, den Menschen zugänglich zu machen, hinterließ er ihnen sein

Wort und seine Sacramente. Diese drei Gnadenmittel, der Geist, das Wasser und das Blut, welche sowohl Zeugniß geben von Gott als auch das Leben zeugen auf Erden, wurden aber erst activ, zeugungskräftig, als er selbst, der Sohn Gottes, wieder kam in der Kraft des heiligen Geistes, das Zeugniß wach rief in den Herzen seiner Jünger, und durch die Ausgießung des heiligen Geistes die Lebensgemeinschaft seiner Jünger mit ihm und der Jünger unter einander herstellend seine Kirche gründete, und das neue Leben des Gottesreiches verleiblichte; und noch heute wird das Reich Gottes gebaut in der ganzen Welt, wie in dem einzelnen Herzen durch die doppelte Wirksamkeit Jesu Christi, des Sohnes Gottes, der da ist das Haupt der Kirche, seines Leibes:

1. durch die Kraft des heiligen Geistes den Zug der Herzen zum Vater und zum Sohne und
2. durch die Kraft der Gnadenmittel des Wortes (Joh. 6, 63), des Wassers und des Blutes.

Es ist klar, daß keine Seele gezeugt und wiedergeboren werden kann, die das Zeugniß nicht annimmt und sich dagegen verstockt, und ebenso klar ist es, daß durch nichts und auf keinem anderen Wege eine Seele gezeugt und wiedergeboren werden kann, als durch das Zeugniß des Lebensfürsten, durch die Kraft des Geistes von oben und durch das Zeugniß der Gnadenmittel auf Erden, durch die Kraft des Geistes, des Wassers und des Blutes. Wer sich diesem Zeugniß zuwendet, wer an den Sohn Gottes glaubt, der hat das Leben 1 Joh. 5, 12. Dies ist der ewige Grund, auf welchem die Kirche Christi steht, dies ist die Bedingung der Seligkeit. Ziehe deine Schuhe aus, hier ist heiliges Land; bringe nichts mit herein von deinem irdischen Wandel, von deinen menschlichen Gedanken und Bedenken in dieses Heiligthum. Hier gilt allein Buße, Umkehr von den vorigen Wegen, liebendes Hinsinken in die ausgebreiteten Arme Jesu Christi, ergreifen und sich ergreifen lassen von der gottgezeugten und von Gott zeugenden Macht des ewigen Lebens. Hier handelt es sich allein um das Leben, um die Wirksamkeit realer Gotteskräfte. Wir sahen schon oben, daß jedes Wort in der zweifachen Weise wirkt, nach seiner begrifflichen Bestimmtheit und sodann nach seiner inneren, organischen Kraft, nach der persönlichen Kraft dessen, der es redet. Vor allem gilt das von dem Worte Jesu Christi, mit dem die Kraft der ganzen Menschheit den Vergleich nicht aushält, der allein das ewige Leben trägt in sich selber, dessen Wort darum allein lebenathmend, zeugungskräftig ist, und zwar ist eben nicht die begriffliche Bestimmtheit seines Wortes, die ja nur die menschliche Seite daran ist, die Leben weckende, Person bildende Kraft, sondern die innere, persönlich wirkende Kraft Jesu Christi selbst ist es, welche den Worten Christi als lebenzeugende Macht innewohnt. Darum ist das Wort Christi verschieden von allen Menschenworten, darum ist das Wort, wie das Leben Christi, ein abgeschlossenes Ganze in der Menschheit, und so thöricht es wäre, etwas hinzuthun zu wollen, so vermessen ist es, es begrifflich feststellen zu wollen. Es ist gewiß verkehrt, wenn das Auge das Licht schaffen und die Philosophie die

Wahrheit erst finden will, aber ebenso albern, ja schändlich ist es, den lebenzeugenden Sonnenschein ewiger Liebe in die Mauern einer allein selig machenden Kirche oder in das System einer reinen Lehre einsperren zu wollen. Sagte schon Baco: „in jeder Schönheit ist ein Etwas, was sich nicht mit Worten ausdrücken läßt;“ und ihr wolltet die Gottesmacht des Schönsten der Menschenkinder in Worte, in Begriffe fassen und sagen: so müßt ihr ihn glauben, sonst könnt ihr nicht selig werden? Kann man überhaupt sachlich definiren, was Kraft, was Wachsthum, was Leben ist? Welch blinde Vermessenheit und welch schändlicher Hochmuth gehört dazu, die menschliche Auffassung oder das kirchliche Bekenntniß eines Zeitalters, oder eine sichtbare Kirche mit ihren Organen als den vollendeten Ausdruck des ewigen Wortes hinzustellen und zu sagen: daran müßt ihr glauben, dabei müßt ihr bleiben, wenn ihr wollt selig werden, und so wiederum die Gewissen zu binden durch ein Glaubensgesetz, welches doch nur Menschenwerk und der Ausdruck eines Zeitalters ist, wie es das Wort Christi versteht, und nur in so weit Lebenskraft und Wahrheit besitzt, in wie weit es in dem ewigen Worte gegründet und aus ihm erwachsen ist, niemals aber aus sich selbst Leben geben kann. Christus hat uns erlöst von dem Fluche des Gesetzes; diejenigen aber, welche, anstatt zu dem erhöhten Lebensfürsten und seinen Gnadenmitteln zu weisen als zu der einzigen Bedingung der Seligkeit, die Zugehörigkeit zu ihrer Kirche und zu ihrer Auffassung und begrifflichen Feststellung der Lehre Christi und seiner Gnadenmittel als Bedingung der Seligkeit hinstellen und festsetzen, richten wiederum das Gesetz auf, welches auch als Glaubensgesetz kein Leben geben kann, predigen das Evangelium anders als Christus und seine Apostel es gepredigt haben, und fallen unter den Fluch Pauli, Gal. 1, 8. Wir bezeugen hiernach vor Jesu Christo, dem Herrn und seiner Gemeinde feierlich, daß die römisch-katholische Kirche und die sogenannte evangelisch-lutherische Kirche von Missouri, welche sich die allein seligmachende und die allein geheiligte Kirche nennen, welche die Zugehörigkeit zu ihrer Kirche und zu ihrem Bekenntniß als Bedingung zur Seligkeit hinstellen, welche, anstatt von der Lebensgemeinschaft mit Christo und der Wirksamkeit der Gnadenmittel die Zugehörigkeit zur Kirche abhängig zu machen, von der Zugehörigkeit zu ihrer Kirche die Gemeinschaft mit Christo und den Genuß seiner Gnadenmittel abhängig machen wollen, die doch kein Leben geben kann, — welche die jungen Seelen, anstatt nur auf den dreieinigen Gott, dem sie gehören, der allein sie erschaffen und erlöst hat und allein sie heiligen kann und will zur Seligkeit, auch auf ihre sichtbare Kirche verpflichten und damit die Gewissen verwirren — daß diese das Evangelium falsch predigen. Gal. 1, 8. Hingegen bekennen wir uns mit allen Kirchen, welche die in Buße und Glauben erlangte Lebensgemeinschaft mit Jesu Christo, dem Sohne Gottes, dem Erlöser der Menschen und das neue Leben in ihm als die alleinige Bedingung der Seligkeit glauben, so verschieden auch sonst die begrifflichen Bestimmungen ihrer Lehrsätze sein mögen — verbunden als mit den verschiedenen Gliedern des Leibes Christi, erzeugt durch den einen Geist, belebt durch die Kraft des

einen Blutes, befeligt durch einerlei Hoffnung unseres Berufs in Jesu Christo, unserm Herrn. Nur dadurch, daß die Seelen zu der Lebensquelle, zu Jesu Christo, dem Sohne Gottes und seinem Worte gewiesen werden, können sie erlöst, wiedergeboren, geheiligt und selig werden, denn er ist allein der Fürst des Lebens, welcher Sünde vergeben und Leben geben kann. Darum ist es gewiß, daß jene Kirchen, welche das Kommen zu Christo von der Zugehörigkeit zu ihrer Kirchengemeinschaft abhängig machen, die Seelen irre führen, denn sie weisen die Seelen zunächst und vornehmlich an die sichtbare Kirche, als ob sie in dieser die Seligkeit haben, während sie doch nur das Mittel sein soll, zu Christum zu führen, für sich selbst aber kein Leben geben kann, und verkehren so Gottes Ordnung, indem sie das Mittel zum Zweck machen, — sie wollen das Wort Gottes nur ausgelegt wissen nach ihren menschlichen Satzungen und Bekenntnissen und machen sich so zu Richtern über das Wort Gottes, und stellen so ein Gesetz auf, kraft dessen sie herrschen wollen, statt zu dienen, kraft dessen sie lieblos verdammen, statt Erbarmen zu üben, kraft dessen sie tödten, statt zum Lebensfürsten zu führen; sie sind Feinde der Volksfreiheit, denn sie hemmen die Selbstgestaltung und freie Thätigkeit der gottgeschaffenen Individualität und ihrer Gaben, und wollen alles, selbst das Gewissen knechten unter ihr Gesetz; und wenn dennoch Seelen zu der wahren Freiheit der Kinder Gottes hindurch dringen, so geschieht es nicht, weil sie in solcher Kirche sind, sondern trotzdem, daß sie in solcher Kirche sind durch das Erbarmen Jesu Christi und die Macht seiner Wahrheit. Wo soll die Einheit und die Uebereinstimmung in den Gesinnungen, welche Leo XIII. in seinem Rundschreiben fordert, herkommen, wenn nicht von dem Einen Heiland und Erlöser Jesu Christo, der allein seinen Sinn ins Herz schreiben und den Sinn und die Gesinnungen des neuen Lebens geben kann. Nicht die Vorschriften des apostolischen Stuhles in Rom sind das Lebensgesetz, sondern die Vorschriften Jesu Christi, welcher sein Lebenswort in den Herzen lebendig macht, und damit die Hingebung und den freiwilligen Gehorsam gegen Gott und damit auch die Selbstbeherrschung und Selbstgestaltung, die Gottebenbildlichkeit des Menschen, wieder herstellt. So gewiß Niemand, auch keine Kirche, die Seele von Sünden los und selig machen kann als nur der Sohn Gottes, so gewiß kann auch der Mensch nicht selig werden, wenn er nicht zu Christum kommt und nicht bei Christo bleibt, wenn er nicht in täglichem Gebet und Glauben der Heiligung nachjagt, die Kraft des neuen Lebens, dieses durch Christum wieder aufgerichtete Gesetz der Selbstgestaltung dazu anwendet, das Verdienst und die Gaben Christi sich anzueignen, den alten Menschen in sich zu tödten, und den neuen Menschen in sich auszubilden, der vor Gott ewiglich leben soll. Es darf darum allerdings, wie Leo XIII. sagt, der Mensch und das Volk nicht denken und schreiben und thun, was er will, sondern jeder muß seine Gedanken in die Zucht nehmen, muß seine Worte und seinen Wandel heiligen, sein Herz behüten, denn daraus geht das Leben. Der aber dieses Leben giebt, ist und bleibt Jesus Christus, der Sohn Gottes, hochgelobt in Ewigkeit.

Zeichen der Zeit.

Referat von Pastor L. Haas.

Der Ausdruck „Zeichen der Zeit" ist keineswegs auf die Bedeutung und das Gebiet beschränkt geblieben, auf dem er entstanden ist, und wenn man überall, wo das Wort gebraucht wird, auf wahres Christenthum schließen dürfte, so stünde es wahrlich ganz anders in der Welt. Gerade die so verschiedene und oft entgegengesetzte Anwendung dieses sprüchwörtlich gewordenen Ausdruckes nöthigt uns, auf den ursprünglichen Sinn desselben, wie wir ihn Matth. 16, 1—4 finden, zurückzugehen.

Es sind ungläubige Juden der beiden Hauptparteien des jüdischen Volks, der Gesetzesstolzen und der freisinnig-ungläubigen Richtung, welchegem einsam an den HErrn die verfängliche Bitte stellen, sie ein Zeichen vom Himmel sehen zu lassen. D. h. sie stellen sich, als ob sie zwar gerne an ihn glauben wollten, aber noch nicht recht überzeugt seien, daß er wirklich der verheißene Messias sei. Sie gehen bei ihrer Bitte zugleich vou der jüdisch-apokryphischen Voraussetzung aus (Baruch 6, 66): „Die Götzen der Heiden oder die Teufel können kein Zeichen am Himmel weisen." D. h. also: Wenn droben am Himmel auf Jesu Geheiß oder Befehl irgend etwas Außerordentliches oder Wunderbares sich ereignete, dann etwa, so geben sie vor, wollten sie ihn als Propheten oder dergleichen anerkennen.

Der HErr aber, der ihren argen Sinn wohl durchschaut, hält ihnen zunächst ihre treffliche Wetterkunde vor, indem er ihnen zeigt, daß in rein natürlichen Dingen sie wohl im Stande seien sich ein Urtheil zu bilden, also z. B. die scheinbar ganz gleiche Gestalt des Himmels dennoch zu beurtheilen und verschieden zu deuten. Die Röthe des Abends und die Röthe des Morgens, so ähnlich sie auch sind, vermögen sie gleichwohl zu beurtheilen und folgern aus der einen Erscheinung die Erwartung guten Wetters, aus der anderen aber die Erwartung schlechten Wetters, und diese ihre Folgerungen erkennt der Herr an als zutreffend.

Und nun mit einem Sprung vom Sinnlichen auf's Uebersinnliche, vom Natürlichen auf's Geistliche übergehend, deckt er ihnen ihre Verkehrtheit auf und sagt: „Die Zeichen der Zeit könnt ihr nicht beurtheilen!" (V. 3.) Was meint der Herr damit? Die Erklärung ergibt sich aus dem bereits Gesagten. Sie gaben sich den Anschein, als ob sie blos darum nicht an ihn glaubten, weil sie in Betreff der Zeichen, die Jesus wirklich that, im Ungewissen seien, wie sie dieselben zu deuten hätten. Reine Gewissenszweifel schienen sie zu treiben, als ob sie nicht wüßten, ob Jesu Wunder göttlich oder dämonisch wären. Jesus aber nennt sie mit Recht eine arge und ehebrecherische Art, die muthwillig sich das richtige Verständniß und Deutung seiner Wunder und Zeichen unmöglich machte. Hätten sie in Demuth, in Beugung und wahrer Buße das alttestamentliche Wort gläubig erforscht und erfaßt, so hätten sie in diesem Wort einen ganz sicheren und untrüglichen Prüfstein für die Zeichen ihrer damaligen Zeit gehabt. Sie hätten schon von Johannes dem Täufer

gelernt, wer Jesus von Nazareth sei, und sie wären durch treue, hingebende Beobachtung seiner Lehre, seiner Wunder und Zeichen, seines ganzen Lebens und aller zusammentreffenden Umstände zu dem Schluß gekommen, den selbst der einfältige, ungebildete blind geborene Mann so einfach und natürlich fand: „Wäre dieser nicht von Gott, er könnte nicht die Zeichen thun, die er thut!"

Die Beurtheilung der Zeichen der damaligen Zeit hätte also, um zu einem richtigen Ergebniß zu führen, folgende Bedingungen erfordert:

1. Eine gründliche Kenntniß der alttestamentlichen Weissagungen von dem verheißenen Messias.

2. Einen demüthig-gläubigen für den Geist der Wahrheit offenen Jüngersinn, der die Wahrheit nicht meistern, sondern willig sich vom Geist in alle Wahrheit leiten lassen will.

3. Eine genaue Bekanntschaft mit Johannes, dem Vorläufer Christi, und mit Jesus von Nazareth selber und allem, was mit seiner ganzen Person, Erscheinung und Wirksamkeit in Zusammenhang stand.

Indem wir aber diese drei Grunderfordernisse prüfend überblicken und überlegen, kann es uns nicht entgehen, daß das in höchstem Grad wichtigste und geradezu unerläßlichste Erforderniß zur richtigen Beurtheilung der Zeichen der Zeit das an zweiter Stelle genannte, nämlich der gläubig-erschlossene, demüthige Jüngersinn ist.

Den Schriftgelehrten und Pharisäern fehlte es nämlich weder an gelehrter Schriftkenntniß, noch an genauer Bekanntschaft mit den zu ihrer Zeit auftretenden Hauptpersonen des Reiches Gottes und deren Wirksamkeit. Was ihnen fehlte, das ist das vermittelnde Bindeglied, das die Worte der Weissagung und die vor Augen geschehenden Thatsachen des Reiches Gottes in richtige Verbindung zu bringen vermochte. Dieses Bindeglied aber ist der Geist der Wahrheit, der allein demüthig-gläubige Jüngerseelen lehrt, ihre Zeit im Licht des alten Gotteswortes zu verstehen und somit die Zeichen der Zeit richtig zu beurtheilen.

Hätten sie mit diesem gläubigen Jüngersinn zuvor ihre alte Schrift gelesen und dann ihre Zeitereignisse darnach geprüft und beurtheilt: Wahrlich sie hätten nie den schrecklichen Irrthum begehen können, den Sohn Gottes als Gotteslästerer zum Tode zu verurtheilen und dem Gericht Gottes dafür anheimzufallen.

Damit haben wir nun aber die sichere Grundlage gewonnen, auf welcher wir Fuß fassen müssen, um unsere Aufgabe zunächst zu erkennen und dann auch mit des Herrn Hülfe zu lösen. Wir werden zu zeigen haben:

1. Was man auch jetzt noch unter der Beurtheilung der Zeichen der Zeit zu verstehen hat.

2. Welche Erfordernisse dazu gehören, um zu einem richtigen Urtheil zu kommen.

3. Welche ungeheuren Folgen ein richtiges oder falsches Urtheil für uns haben muß.

4. Endlich werden wir an den schwierigsten Theil der Aufgabe herantreten müssen und selbst eine praktische Probe in Beurtheilung der Zeichen unserer Zeit zu geben haben.

1. Die Redensart „Zeichen der Zeit" hat in der gegenwärtigen Christenheit einen mehr speziellen Sinn gewonnen, als wie es ursprünglich von dem Herrn gemeint war. Er verstand damals besonders „die Zeichen der messianischen Zeit," die mit Johannes dem Täufer und ihm selbst angebrochen war. Bei uns aber versteht man unter „Zeichen der Zeit" so viel als das Eintreffen gewisser Merkmale, woraus man auf die bevorstehende Nähe der zuvor geweissagten und von allen wahren Christen geglaubten Wiederkunft Christi schließen kann. Wer von Zeichen der Zeit redet, bei dem setzt man voraus, daß er glaubt, daß der gegenwärtige Welt- und Zeitlauf nicht ins Ungemessene und Unendliche so fortgehe, sondern daß die ganze Weltentwicklung einem in Gottes Rath zuvor versehenen Ziel und Ende entgegenschreite. Dieses Ende bringt eine Gerichtskatastrophe über die Welt, und diesem Gericht gehen bestimmte geheime Merkmale oder Kennzeichen voran, woraus man schließen kann, ob der Tag des Gerichts oder genauer der Tag der Zukunft Christi nahe bevorstehe oder nicht. Auch wir glauben an die Wiederkunft Christi vom Himmel her und glauben, daß, ehe dieselbe erfolge, eine Reihe von Vorzeichen verschiedener Art eintreffen müssen. Diese richtig zu erkennen und zu beurtheilen — das ist es, was wir jetzt verstehen unter Beurtheilung der Zeichen der Zeit.

2. Aus dieser Feststellung unseres vorliegenden Begriffs ergibt sich nun auch die Beantwortung der zweiten Frage, welche Erfordernisse dazu gehören, um zu einem richtigen Urtheil zu kommen.

Wir müssen vor allem zurückweisen auf das schon vorhin gewonnene Resultat der biblischen Betrachtung. Drei Dinge fanden wir nöthig, um zu richtigem Urtheil zu kommen:

1. Kenntniß der Weissagung.
2. Einen Jüngersinn, der vom Geist der Wahrheit sich leiten läßt.
3. Kenntniß der Zeitereignisse. Als wichtigstes Mittelglied erkannten wir das mittlere.

Man möge mir erlauben mich in Anwendung jenes gewonnenen Resultats auf unsere vorliegende Frage bildlich auszudrücken: Unsere Frage nach den Zeichen der Zeit lautet kurz: „Freund, wie viel Uhr ist es auf der großen Weltenuhr Gottes?"

Um diese Frage zu beantworten, muß man verstehen, die Stellung der zwei Zeiger an der Uhr zu beurtheilen. Der eine, der Stundenzeiger, rückt uns sehr langsam von seiner Stätte, er zeigt aber immerhin, ob es noch weit von zwölf Uhr ist oder nicht, ganz abgesehen vom großen Zeiger. Dieser Stundenzeiger ist das Wort der Weissagung, das schon lange uns gesagt hat: „Kindlein, es ist die letzte Stunde und wie ihr gehöret habt, daß der Widerchrist kommt und nun sind viel Widerchristen geworden; daher erkennen wir, daß die letzte Stunde ist." (1 Joh. 2, 18). Das Wort der

Weissagung also muß gründlich durchforscht werden, um daraus zu erkennen, wie viel der Zeiger vorwärts gerückt ist, seit der Zeit des Apostels Johannes.

Der andere Zeiger ist der Minutenzeiger. Dieser rückt zwar viel schneller voran, aber er zeigt uns nur Minuten, d. h. kleine Dinge, Zeitereignisse, die man leicht übersieht und keiner besonderen Beachtung werth hält. Es handelt sich in der That auch weniger darum, auf einzelne geschichtliche Ereignisse zu achten, als vielmehr auf den Geist, der allen Geschichts- und Zeitereignissen als Triebkraft zu Grunde liegt.

Um aber diese beiden Zeiger richtig zu verstehen und zu beurtheilen, bedarf es in unserer Zeit ebenfalls jenes demüthig-gläubigen Jüngersinns, der von allen hochmüthigen, vorgefaßten Lehrmeinungen sich frei zu machen sucht und einzig und allein lernen will vom Geist der Wahrheit, der allein uns das Wort der Weissagung richtig deuten und die gegenwärtigen Zeitereignisse im Licht des Wortes Gottes beurtheilen lehrt.

Stümper werden wir in diesen Dingen sein und bleiben, so lange wir entweder uns ein eigenes System der Auslegung zurechtmachen und beharrlich daran festhalten, oder aber meinen, in dem oder jenem Lehrbuch eine unfehlbare Auslegung zu besitzen und darüber versäumen, fortwährend uns tiefer in das Wort der Weissagung zu versenken und als lernbegierige Jünger uns vom Geist der Weissagung in aller Demuth die rechte Auslegung zu erbitten. Aber nicht minder wichtig ist, wie gesagt, das treue Achten auf die Zeitereignisse und auf den sie treibenden Geist, den man eben beurtheilen lernt, wenn man durch den treuen Umgang mit der hl. Schrift aus dem Kindesalter in Christo vorwärts schreitet in's reifere Jünglings- und Mannesalter und so durch Gewohnheit geübte Sinne bekommt, zum Unterschied des Guten und Bösen. (Ebr. 5, 14.) Dem Kinde kommen auch kleine Dinge groß und wundersam vor, wer aber es zu einer Meisterschaft in göttlichen Dingen bringt, der wird viele Dinge klein schätzen, die andere für groß und wichtig halten und anderes, was jene nicht beachten, wird er als ein wichtiges Zeichen der Zeit zu erkennen vermögen.

3. Da es, nach dem Gesagten, bei Beurtheilung der Zeichen der Zeit, um die Nähe der Zukunft Christi sich handelt, und da dieser Zukunft Christi eine allgemeine Sichtungs- und Scheidungszeit vorangeht, bei welcher sich immer entschiedener zwei entgegengesetzte Heerlager bilden: Freunde und Feinde Gottes, so ist leicht ersichtlich, daß es für uns die allergrößten und weittragendsten Folgen haben muß, ob wir uns in Beurtheilung unserer Zeit ein richtiges oder falsches Urtheil bilden. Wer ein feines und richtiges Gefühl hat für diese Fragen, wird sich ferne halten von jeder Verbindung und Gemeinschaft, die ihn in das falsche Heerlager zu ziehen vermöchte. Wer aber ohne sicheres Urtheil blindlings oder gar leichtsinnig in den Tag hineinlebt, wird leicht eine Beute der fein ausgesponnenen Verführung des Zeitgeistes und kann leicht in die Lage kommen, die schreckliche Warnung des Predigerbuchs an sich erfüllt zu sehen: Es weiß der Mensch seine Zeit nicht, sondern wie die Fische gefangen werden mit einem schädlichen Hamen und wie die

Vögel mit einem Strick gefangen werden, so werden auch die Menschen berückt zur bösen Zeit, wenn sie plötzlich über sie fällt." (Pred. 9, 12). Es gilt darum ganz besonders das Wort des HErrn zu beherzigen (Luc. 21, 34. 35): „Hütet euch," daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen und Sorgen der Nahrung, und komme dieser Tag schnell über euch; denn wie ein Fallstrick wird er kommen über alle, die auf Erden wohnen."

4. Und damit sind wir denn also an den Theil unserer Aufgabe gekommen, den wir vorhin schon als den schwierigsten bezeichnet haben. Wir haben nämlich noch eine praktische Probe unserer Beurtheilung der Zeichen der Zeit zu geben. Wir beanspruchen darin keine Meisterschaft, sondern wollen in bescheidenem Lehrlingssinn zu geben versuchen, was uns eben möglich ist.

A. Vor allem gilt es, die Merkmale des Stundenzeigers an Gottes Weltuhr festzustellen, so weit wir sie zu erkennen vermögen. Diese Merkmale sind aber zweifach:

1. Merkmale der positiven Entwicklung der Menschheit und des Reiches Gottes, welche dem Ende vorangehen sollen.

2. Merkmale der negativen Entwicklung der Menschheit dem Reich des Bösen zu. (Fortsetzung folgt.)

Luther als Bibelübersetzer.

Vortrag von Dr. Ed. Riehm.

(Abdruck aus den Studien und Kritiken.)

Unter den segensvollen Gaben, welche Gottes Gnade unserem deutschen Volke durch Dr. Martin Luther geschenkt hat, darf man die deutsche Bibel die größte und edelste nennen. Mit gutem Grund hat man gefragt: wenn unter den Segnungen der Reformation diese eine fehlte, wo wären die übrigen geblieben?

Die Entstehungsgeschichte der Lutherbibel von jener Frucht der unfreiwilligen Muße auf der Wartburg, dem Neuen Testament von 1522 an bis zu der ersten ganzen Bibel von 1534 und weiter bis zu der Ausgabe letzter Hand von 1545 darf in ihren Grundzügen und in vielem Detail als allbekannt vorausgesetzt werden; und diese oder jene minder bekannte Einzelheiten daraus mitzutheilen, ist nicht die Aufgabe dieser Arbeit. Das aber wäre nicht im Sinne Luthers, wenn wir von seinen Verdiensten als Bibelübersetzer reden wollten, ohne zugleich seiner treuen Gehilfen zu gedenken. Hat er doch schon von der Wartburg aus über sein Vorhaben an Amsdorf geschrieben (13. Januar 1522): „Es ist ein groß Werk und würdig, daß wir alle daran arbeiten, weil es zum gemeinen Besten gereichet"; und wiederum: „Das A. T. werde ich nicht anrühren können, wo ihr nicht dabei seid und helfet". Von Hieronymus sagt er in den Tischreden: „Er hätte nicht übel gethan, wenn er einen gelehrten Mann oder zween hätte zu sich gezogen zur Translation; da hätte sich auch der heilige Geist desto kräftiger sehen lassen nach dem Spruch Christi: wo ihrer zween oder drei in meinem Namen versammelt sind, da will ich mitten unter ihnen sein. Und Verdolmetscher oder Translatores sollen

nicht alleine sein; denn einem einigen Mann fallen nicht allezeit gute et propria verba zu." In der Vorrede auf das A. T. von 1523 erklärt er: „Summa, wenn wir gleich alle zusammen thäten, wir hätten dennoch alle genug an der Bibel zu schaffen, daß wir sie ans Licht brächten, einer mit Verstand, der andere mit der Sprach. Denn auch ich nicht allein hierinnen hab' gearbeitet, sondern dazu gebraucht, wo ich nur Jemand hab' mögen überkommen." — Vor allem war von Anfang an Melanchthon sein treuer Helfer. Schon Luthers Wartburgarbeit hat er vor dem Druck revidiert, seinerseits über antiquarische Einzelheiten, wie über die im N. T. erwähnten Münzen und Maße befreundete Gelehrte, besonders Joachim Camerarius, auch den Erfurter Arzt Georg Sturz zurathe gezogen und Luthern das ganze N. T. „ausfeilen" helfen. Die Ungeduld, mit welcher Luther die Veröffentlichung betrieb, scheint ihm aber dazu nicht die nöthige Zeit gelassen zu haben. Wenigstens blieben eine Menge kleiner, für den Sinn weniger bedeutender Ungenauigkeiten in der Wiedergabe des griechischen Textes, auch wo der lateinische diesem genau entspricht, stehen, welche erst bei der gründlichen Revision des N. T.s, deren Frucht die wesentlich verbesserten Ausgaben vom Jahre 1530 enthalten, berichtigt worden sind. Auch diese Revision war die gemeinsame Arbeit Luthers und Melanchthons, und gerade die Berichtigungen dieser kleinen Ungenauigkeiten sind aller Wahrscheinlichkeit nach großentheils auf Rechnung des letzteren zu setzen. Auch von den kanonischen und apokryphischen Schriften des A. T.s hat Luther nichts veröffentlicht, ohne daß M. Philippus seine Uebersetzung zuvor revidiert hätte; ja die Mithilfe desselben erschien ihm so nöthig, daß er hauptsächlich aus diesem Grunde die Arbeit an den Propheten einstellte, so lange Melanchthon durch seine Reise zu dem zweiten Reichstag in Speier (1529) zu helfen verhindert war. Spalatins Rath und Beihülfe nahm Luther bezüglich einzelner zutreffender deutscher Ausdrücke, darunter der Edelsteine und der Thiernamen, brieflich in Anspruch. Für das Verständniß des alttestamentlichen Grundtextes aber waren neben Melanchthon seine Haupthelfer der auf seinen Vorschlag nach Wittenberg berufene Lehrer des Hebräischen Matthäus Aurogallus und bei der Uebersetzung der Propheten der seit 1528 in Wittenberg angestellte, auch in der Naturwissenschaft bewanderte Hebraist Kaspar Cruciger. Diese Hebraisten haben ihn namentlich durch Vergleichung der sogen. chaldäischen Paraphrasen und der rabbinischen Kommentare unterstützt; denn Luthers eigene Kenntniß derselben war — wie noch seine Enarrationes in Genesin beweisen — nur eine mittelbare, fast durchweg aus Nikolaus Lira, dann und wann auch aus Hieronymus und aus St. Pagninus geschöpfte. Endlich ist aus Matthesius bekannt, daß die gründliche Revision der ganzen Bibelübersetzung, insonderheit des A. T.s, welche Luther im Jahre 1539 begonnen hat, und deren Frucht in den Ausgaben von 1541 ans Licht trat, in allwöchentlichen Konferenzen eines von Luther berufenen „Sanhedrin von den besten Leuten, so desmals vorhanden," vorgenommen worden ist; regelmäßige Mitglieder dieses Sanhedrin waren außer Melanchthon, Cruciger

und Aurogallus der mit der lateinischen Bibel besonders vertraute Dr. Joh. Bugenhagen, Justus Jonas und der Korrektor der Lufftschen Offizin, M. Georg Rörer; auch nahmen zuweilen auswärtige Gelehrte an den Berathungen theil, namentlich der Leipziger Dr. Bernhard Ziegler, der übrigens Luthers Neigung zu christologisierender Exegese manchmal übeln Vorschub leistetete, und der um jene Zeit in Tübingen und Nürnberg angestellte Dr. Johann Forster, dessen Urtheil über dunkle Stellen Luther nach Melanchthons Zeugniß auch sonst gern eingeholt hatte. — So dankbar aber Luther die Mithilfe seiner Freunde anerkannt und vor der Welt gerühmt hat, so hatte er doch ein gutes Recht, von seiner Uebersetzung zu sagen: „Es ist mein Testament und meine Dolmetschung und soll meine bleiben und sein.“ Die schöpferische Arbeit gehörte ganz ihm an; die seiner Mitarbeiter bestand nur in der Handreichung und dem Ausfeilen und Nachbessern im einzelnen; und auch das Ausfeilen und Nachbessern war weit überwiegend Luthers eigene Aufgabe, der er mit rastlosem Eifer und gewissenhafter Sorgfalt sein Leben lang obgelegen hat. Seine Gehilfen haben ihn auch stets als den von Gott berufenen Bibelübersetzer, der allein der großen Aufgabe gewachsen sei, geehrt.

Man muß sich die Aufgabe vergegenwärtigen, welche Luther sich gestellt hatte, um sein Meisterwerk richtig zu würdigen. Wer die zu seiner Zeit herrschenden Vorstellungen von der Uebersetzungsaufgabe einigermaßen kennt, muß ihn schon in der klaren und sichern Auffassung derselben als genialen Bahnbrecher bewundern. Bekanntlich hat es schon vor Luther eine deutsche Bibel gegeben, deren älteste, bis jetzt bekannte, in Leipzig befindliche Handschrift aus dem Jahre 1343 von einem Mönch aus Halle, Matthias (Martin?) von Beheim geschrieben ist, und von der bis zum Jahre 1518 in der hochdeutschen Mundart 14 verschiedene Ausgaben gedruckt worden waren *). Sie war eine Uebersetzung der Vulgata, in welcher ohne alles Verständniß für die Eigenart sowohl der lateinischen als der deutschen Sprache der lateinische Text mechanisch und mit sklavischer Gebundenheit an den Buchstaben nachgebildet, oft genug auch völlig mißverstanden war. Da war factus est sermo domini (Ezechiel 7, 1) durch „das Wort des Herrn ward gemacht“, quid vobis videtur de Christo? (Matth. 22, 42) durch „was ist euch gesehn von Christo?“ gratias egit (Apostg. 27, 35) durch „er würkte Gnad,“ gratiarum actio durch „Würkung der Genaden“ wiedergegeben. 2 Chron. 7, 1 liest man: „Und do salomon volbracht het vergiessend sein gebett, do steig ab feuer vom Hymel;“ Luk. 1, 3 steht für visum est mihi assecuto omnia a principio: „ist auch mir gesehen worden, der ich fleyssigklichen von anfang alle ding begriffen hab“ u. s. w. Gab nun schon die Vulgata, namentlich im Alten Testament, den Grundtext vielfach unlateinisch und oft ganz unverständlich wieder, so mußte eine derartige deutsche Ueber-

*) Der ersten gedruckten deutschen Bibel, der Mainzer, und damit auch allen folgenden vorlutherischen liegt im N. T. die Uebersetzung zugrunde, welche in dem in München bei Huttler 1881 und 1882 veröffentlichten Codex Teplensis enthalten ist.

setzung derselben den Sinn des Bibelwortes an unzähligen Stellen vollends verdecken, und es begreift sich, daß Matthesius die deutsche Bibel, die er in seiner Jugend gelesen, undeutsch, dunkel und finster nennt.

Darin nun daß sich Luther eine Uebersetzung nicht der Vulgata, sondern des Grundtextes zur Aufgabe machte, folgte er nur der den „Quellen" zugewandten geistigen Strömung, welche schon der Humanismus herbeigeführt hatte. Aber es gehörte seine völlige Befreiung von den Fesseln der kirchlichen Autorität und sein in Gott starker Muth dazu, um als Bibelübersetzer dieser Strömung folgen und den zahlreichen und heftigen Anklagen seiner päpstlichen Gegner, daß er den „bewährten alten Text der christlichen Kirche" verlassen habe, Trotz bieten zu können. Dabei waren ganze Berge von Schwierigkeiten zu überwinden, die man sich bei dem damaligen Stande der Sprachwissenschaft und der Exegese und bei der Beschränktheit und Unvollkommenheit der Hilfsmittel, die Luther zugebote standen, nicht groß genug denken kann. Er bezeugt ja auch wiederholt, besonders bezüglich des Hiob und der Propheten, wie er mit seinen Gehilfen habe schwitzen und sich ängstigen müssen, und wie sauer ihnen die Arbeit geworden sei, und zuweilen überkam ihn das Gefühl, als habe er sich zu viel unterwunden, sonderlich das Alte Testament zu verdeutschen. Will man erkennen, wie Großes er trotzdem in der richtigen Wiedergabe des Grundtextes geleistet hat, so darf man natürlich nicht das jetzt gewonnene Verständniß desselben zum Maßstab nehmen. Den rechten Maßstab geben nur die damals vorhandenen sonstigen Bibelübersetzungen, insbesondere die vorzüglichste derselben, die damalige lateinische Kirchenbibel; und da durfte Luther ohne Frage in berechtigtem Selbstbewußtsein sagen, daß, wenn er sich auch nicht rühmen könne, alles erlangt zu haben, seine deutsche Bibel doch an vielen Orten lichter und gewisser sei, denn die lateinische. Zwar gebrauchte er die ihm seit seiner Erfurter Zeit vertraute Vulgata neben der Septuaginta immer als ein Haupthilfsmittel zum Verständniß des Grundtextes. Seine Uebersetzung, zumal in ihrer ersten Gestalt, ist darum oft genug auch in solchen Stellen von der Vulgata oder Septuaginta abhängig, wo diese den Sinn des Grundtextes verfehlt haben; und auch wo Luther einen andern Sinn ausdrückt, als die Vulgata, ist er doch manchmal weniger vom Grundtext, als von der unrichtigen lateinischen Uebersetzung aus auf denselben geführt worden *). Aber zunächst wird man schon in den ersten Ausgaben, die einzige Stelle Hebr. 13, 16 und etwa noch Tob. 6, 19—23 und 8, 4 ausgenommen †), nicht leicht finden, daß Luthers Abhängigkeit von der Vulgata irgendwo einen unbiblischen Gedanken zur Folge gehabt hat. Sodann hat doch schon das erste Neue Testament Luthers so zahlreiche Berichtigungen der Vulgata nach dem Grundtext enthalten, daß seine päpstlichen Gegner nicht genug Zeter darüber schreien konnten. Und in

*) So z. B. Gen. 6, 3 f. Jes. 2, 22; 28, 19 u. a.

†) Hebr. 13, 16 hatte Luther anfangs übersetzt: „Der Wohlthat aber und des Mittheilens vergesset nicht; denn mit solchen Opfern verdienet man sich wohl um Gott" (Vulg. „talibus enim hostiis promeretur deus").

noch viel zahlreicheren Stellen hat Luther im Alten Testament die Vulgata nach seinem besseren Verständniß des Grundtextes berichtigt. Endlich zeigen auch die Verbesserungen der späteren Ausgaben, daß Luther mit der Zeit immer unabhängiger von den alten Uebersetzern geworden und dem richtigen Verständniß des Grundtextes immer näher gekommen ist. Bei alledem sind freilich auch noch in der Ausgabe letzter Hand genug Stellen übrig geblieben, in welchen der Sinn des Grundtextes infolge des Einflusses der lateinischen oder der griechischen Bibel verfehlt ist. Es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß in einzelnen Stellen der wahre Sinn von den alten Uebersetzern besser getroffen ist, als von Luther. Und auch an solchen Stellen fehlt es nicht, in welchen Luthers frühere Uebersetzung richtiger war, als die spätere.

(Fortsetzung folgt.)

Das Prinzip der Anschaulichkeit

und seine Durchführung im Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Religionsunterrichts.

Referat von Dr. E. Kaiser.

(Fortsetzung.)

Im Anschauen richtet sich nach alle dem der Geist durch das Organ eines Sinnes auf einen sinnlichen Gegenstand, ein psychischer Akt, den wir als Aufmerksamkeit zu bezeichnen pflegen, und der zur Sphäre des sogenannten Denkens gehört. Man kann um deswillen auch Denken und Sehen bei einem Anschauungen machenden Menschen nicht von einander trennen, wenngleich auch beide Funktionen im Grunde genommen äußerlich getrennte und hier in der Anschauung nur zusammenwirkende sind, und darum kann man auch mit Recht von einem „denkenden Sehen" reden, wovon K. G. Ehrlich sagt: „Wenn du das Kind zum denkenden Sehen bringst, so thust du vielmehr für dasselbe, als wenn du ihm das Lesen und Schreiben beibringst, denn ein wirklich sehendes Auge, ein wirklich hörendes Ohr, einen denkenden Geist hat jeder und in jedem Augenblick seines Lebens nöthig."

Die in solcher Weise gewonnenen, resp. entstandenen Anschauungen bilden nun aber an ihrem Theile die Grundlage alles weiteren Erkennens. Ohne sie giebt es keine Vorstellungen, d. h. keine geistigen Reproductionen früher gewonnener Anschauungsbilder unter Abwesenheit der damals intuitiv aufgefaßten Dinge; ohne Vorstellungen aber sind ferner keine Begriffe möglich, und ohne Begriffe keine Urtheile; ohne Urtheile keine Schlüsse. (Kant: „Begriffe ohne Anschauungen sind leer.") Bildet jedoch solchergestalt die Anschauung die Voraussetzung alles weiteren Erkennens, indem sie die conditio sine qua non für alles begreifliche Wissen abgiebt, so muß sie nothwendigerweise auch der Fundamentalgrundsatz all und jedes Unterrichts im allgemeinen und des Elementarunterrichtes ganz im speziellen sein, als welchen Pestalozzi, wie seine gesammte Schule, dieselbe denn nun auch unbedingt aufgefaßt und angenommen wissen wollen, eine Forde-

rung, der seither nicht nur von keinem Pädagogen widersprochen worden ist, sondern der auch für die Folge seitens jedes denkenden Pädagogens und Lehrers die rückhaltsloseste Anerkennung zu Theil werden muß.

Wenn nun nach alledem auch über den Umstand, daß die Anschauung das Grundprinzip all und jeden Unterrichts überhaupt und des Elementarunterrichts ganz im besonderen bilden müsse, unter den Pädagogen von Fach kein Zweifel mehr vorhanden sein kann, so ist doch bis auf die gegenwärtige Stunde über die praktische Durchführung des Anschaulichkeitsprinzipes im Unterricht unter den Letzteren viel hin- und hergestritten worden, und, indem wir uns nunmehr

2. der Durchführung des Anschauungsprinzipes im Unterricht unter besonderer Berücksichtigung des Religionsunterrichtes

zuwenden, wollen wir zunächst erst in aller Kürze einen Ueberblick über die diesbezüglichen Meinungen der hervorragendsten Fachmänner der Gegenwart zu gewinnen suchen.

Pestalozzi forderte zum Zweck der praktischen Durchführung des Anschaulichkeitsprinzipes im Unterricht in seinem „Buch der Mütter“ (1803) die Einführung des sogenannten „Anschauungsunterrichtes“ als eines besonderen Lehrgegenstandes im Elementarunterricht, wobei er als Stoff für diesen Anschauungsunterricht den eigenen Körper des Kindes bestimmte. Mit der letzteren Auswahl aber hatte er bereits einen argen Mißgriff begangen, denn, während er behauptete, daß der erste Gegenstand der Erkenntniß des Kindes allemal das Kind selber sein müsse, übersah er vollständig, daß doch nicht der Körper des Kindes das Kind selbst ist, und daß z. B. der Körper der Mutter oder des Lehrers für das Kind, welches seinen eigenen Körper ja noch gar nicht zu verstehen vermag, weil es denselben noch nicht bewußt zu gebrauchen im Stande ist, auf alle Fälle auch viel sichtbarer und anschaulicher sein muß und wird, als eben der eigene kindliche Körper, und daß um deswillen auch das von ihm geübte Lehrverfahren des Vor- und Nachsagens der Namen der einzelnen Körpertheile keine wirklichen Anschauungen und Erkenntnisse ergab, sondern vielmehr nur ein rein mechanisches Auswendiglernen willkürlicher Worte war. (Herbart: „Der Mensch lebt zuerst in der Objectivität und ist ganz von ihr dahingenommen, und erst allmählich kommen wir aus dem Vorstellen des Objectiven und Fremden zu uns selbst zur Subjectivität.“) Und ebenso unglücklich wie die Auswahl des Stoffes für den Anschauungsunterricht war bei Pestalozzi auch die Anordnung des letzteren. Da sollten die armen Kinder zunächst nur eine Unmenge von Namen für diese und jene Theile des Körpers auswendig lernen, und was sonst noch zur Anschauung der betreffenden Körpertheile gehörte, wie die Merkmale der Form, der Farbe, der Lage und der Verrichtung, das fand sich unter den zehn der bei Pestalozzi aufeinander folgenden „Uebungen“ so zerstreut, daß von wirklichen Zusammenfassungen und also auch von Gewinnung richtiger Anschauungsbilder bei ihm nicht vor der letzten „Uebung“ die Rede war.

In allen diesen Beziehungen war von Türk, der im übrigen als ein rechter und echter Pestalozzianer bezeichnet werden muß, viel glücklicher als Pestalozzi selbst. Er fordert in seiner Schrift: „Die sinnlichen Wahrnehmungen als Grundlage des Unterrichts in der Muttersprache" (1811), ebenfalls einen besonderen Anschauungsunterricht; aber als Objekte für denselben wählt er die das Kind umgebende Dinge der Außenwelt (des Elternhauses, der Schule, der Natur), und in der Anordnung des Stoffes folgt er dem System der fünf Sinne, mit welchen die Dinge einzeln oder gemeinschaftlich wahrgenommen werden. Daß v. Türk damit seine Zöglinge in der That zu klaren Wahrnehmungen und wirklichen Anschauungen zu erheben im Stande war, liegt auf der Hand; aber die Mißgriffe, die er dabei beging, bestanden darin, daß er 1. ein viel zu großes Gewicht auf die mittelbaren Anschauungen legte, wodurch sein Unterricht zu einfachem Sprachunterricht herabsank; 2. bei Anordnung des Stoffes sich von der Eintheilung der Sinnesorgane leiten ließ, was dem Wesen der Anschauung direkt widerspricht, die ja doch die Summe aller sinnlichen, an demselben Gegenstand zu machenden Wahrnehmungen bildet, und daß er 3. den Anschauungsunterricht in der Weise an den Anfang der Schulausbildung stellte, daß das Kind zunächst zwei Jahre lang nur Anschauungsunterricht erhalten und erst alsdann das Lesen und Schreiben erlernen sollte.

Eine der letztgedachten Auffassung des Anschauungsunterrichts sehr nahestehende Ansicht wurde von B. Denzel in seiner „Einleitung in die Erziehungs- und Unterrichtslehre für Volksschullehrer" (1822) Theil III pag. 25—83 vertreten. Nach Denzel — auf dessen eigenthümliche Auffassung des Anschauungsunterrichts wir später noch einmal eingehender zurückkommen werden — sollte der erstere den Grundstamm alles ferneren Schulunterrichtes und auf der Unterstufe auch den alleinigen und ausschließlichen Unterrichtsgegenstand bilden. Wenn nun aber Denzel in diesem sog. Stammunterricht bereits auch wirklich die Elemente alles andern Unterrichts schulgemäß (nach sorgfältig ausgearbeiteten Dispositionen) lehrte, wobei übrigens ebenfalls die mittelbaren Anschauungen ungebührlich vorherrschten, so ist doch gar nicht abzusehen, warum nicht auch alle andern Disziplinen bereits auf der Unterstufe als gesonderte Unterrichtsfächer auftreten sollten.

In letzterer Hinsicht repräsentirt F. H. Graßmann *) insofern einen Fortschritt, als er bereits auf der Unterstufe die anderen Disziplinen des Schulunterrichtes von dem Anschauungsunterricht, den auch er als Stammunterricht auffaßte, abgezweigt wissen wollte. Natürlich blieb aber auch dabei doch für solange das ermüdende und ertödtende Einerlei der Uebungen, wie die Kinder nur ausschließlich Anschauungsunterricht empfingen, und nebenbei bildete auch der Graßmann'sche Anschauungsunterricht nach seiner Gesammtanlage und Gesammtausführung einen viel zu abstrakten Sprachunterricht, in wel-

*) F. H. Graßmann: „Anleitung zu Denk- und Sprechübungen als der naturgemäßen Grundlage für den gesammten Unterricht, besonders aber für den ersten Sprachunterricht in Volksschulen." (1825.)

wem zu allem Ueberfluß auch noch eine Menge von Sachen vorkamen, die für sechsjährige Kinder unbedingt viel zu hoch und wunderlich sind, als z. B. die Beschreibung einer Fläche, eines Dodekaeders u. s. w. Gänzlich und vollständig in den von G r a ß m a n n vorgezeichneten Bahnen bewegte sich auch A. W. D i e s t e r w e g, *) der sich nur bemühte, den Anschauungsunterricht etwas elementarer als G r a ß m a n n zu gestalten, und mit beiden in Grundauffassung und Ausführungsweise nahe verwandt ist auch W. J. G. C u r t m a n, der aber insofern über alle seine Vorgänger hinausgeht, als er in seinem „Lehrbuche der Erziehung und des Unterrichts" die Forderung aufstellt, daß auch auf der Mittelstufe der Anfangsunterricht in jeder neu auftretenden Disziplin (z. B. Geographie, Naturgeschichte und Geometrie) durchaus in der Art und Weise wirklichen Anschauungsunterrichts ertheilt werden solle.

Wenn wir nun von den allerdings recht originellen und genialen, aber im Grunde genommen, doch nur der Vollständigkeit halber hier mitzuerwähnenden, weil praktisch gänzlich unverwendbaren Vorschlägen G r a s e r s und Z i l l e r s absehen, so hätten wir hiermit die Meinungen der hervorragendsten Pädagogen der nachpestalozzischen Zeit über die praktische Durchführung des Anschaulichkeitsprinzips im Schulunterricht einmal in Kürze einer kritischen Revue unterworfen, und es bliebe uns nur noch übrig, nach einem kurzen nochmaligen Rückblick unsere eigenen Vorschläge auszusprechen. Wir glauben uns hierbei um so kürzer fassen zu dürfen, weil wir die Begründung für unsere nachstehenden Ausführungen bereits in den vorhergehenden kritischen Studien entwickelt haben, und weil es doch wohl kaum unsere Aufgabe sein kann, in dem engen Rahmen eines derartigen Referates ein vollständiges „Lehrbuch der Methodik des anschaulichen und des Anschauungsunterrichtes für deutsch-amerikanische Schulverhältnisse" zu entwerfen. Um deßwillen werden wir es auch vorziehen, die von uns an dieser Stelle abzugebenden Vorschläge in der Form einer Anzahl mehr oder minder kurzen Thesen zu bieten.

Die vorangestellte kritische Würdigung der von den hervorragendsten Pädagogen der nachpestalozzischen Zeit geltend gemachten Ansichten über die Methodik des anschaulichen resp. des Anschauungsunterrichtes hat uns gezeigt, in wie gar überaus verschiedener Weise die verschiedenen Methodiker das Prinzip der Anschaulichkeit im Unterricht durchgeführt wissen wollen. In jüngster Zeit hat sich nun auch noch unter den Pädagogen von Fach eine ganz bedeutende Gegenströmung gegen die D e n z e l - G r a ß m a n n'sche Ansicht in der Weise geltend gemacht, daß mehrere namhafte Methodiker — dabei allerdings das Kind mit dem Bade gleichzeitig wegschüttend — den Anschauungsunterricht als besondere Disziplin gänzlich aufzugeben verlangen, und statt dessen nur noch von „a n s c h a u l i c h e m" Unterricht etwas wissen wollen.

Wir haben dem gegenüber an folgenden Grundsätzen festzuhalten:

1. D i e A n s c h a u u n g b i l d e t, a l s a b s o l u t e G r u n d l a g e a l l e s u n d j e d e s E r k e n n e n s, e i n P r i n z i p, e i n N a t u r g e s e t z d e r

*) Fr. A. W. D i e s t e r w e g: „Der Unterricht in der Kleinkinderschule oder die Anfänge der Unterweisung und Bildung in der Volksschule." (1827.)

geistigen Entwicklung des Menschen, welches um des- willen auch im Unterrichte und insonderheit im Elementarunterricht, nicht außer Acht gelassen werden darf.

2. Das Pestalozzi'sche Prinzip der Anschauung, resp. der Anschaulichkeit, darf im Unterricht nicht in unberechtigter Weise verengt werden. Fassen wir den Begriff Anschauung im engeren Sinne des Wortes, so kann unter Anschauungsunterricht allerdings nur eine methodische Uebung im thatsächlichen Anschauen sinnlicher Gegenstände, verbunden mit einer Besprechung der letzteren verstanden werden. Aber auch abstrakte, übersinnliche Dinge können dem Kinde durch Veranschaulichung allein erst zum klaren Bewußtsein gebracht werden, weßhalb auch Pestalozzi berechtigt war, eine Anschauungslehre der Zahl und der Form zu bieten und zu erklären, daß jede Erkenntniß entweder direkt von der Anschauung ausgehen, oder auf dieselbe zurückgeführt werden müsse. Und nicht Form- und Zahlvorstellungen allein lassen sich auf dem Wege der Anschauung gewinnen; nein, sondern auch religiöse und sittliche Vorstellungen, weßhalb das Prinzip der Anschaulichkeit des Unterrichts auch in dieser Beziehung ein nothwendiges, unvermeidliches Institut bildet. (Wer könnte z. B. Kindern die Begriffe Verträglichkeit, Friedfertigkeit und Barmherzigkeit besser erklären, als durch Veranschaulichung derselben, indem er ihnen die Geschichten von Abram und Lot und dem barmherzigen Samariter erzählt!)

3. Andererseits darf das Pestalozzi'sche Prinzip der Anschaulichkeit dagegen auch nicht ungebührlich gedehnt und erweitert werden, wie dies z. B. von Seiten Denzels und Graßmanns geschehen ist, die demselben noch einen ganz besonderen formalen und materialen Unterrichtszweck beilegen wollten, der in dem Prinzip der Anschauung an sich durchaus nicht enthalten liegt, indem sie damit eine höchst einseitige und unnatürliche Conzentration des Unterrichts zu erreichen suchten. (Schluß folgt.)

Der Unterschied zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe.

Referat von A. Breitenbach.

In manchen der neuern Lehrbücher der Pädagogik, welche unter der Rubrik „Schulzucht" die Strafe behandeln, wird zugleich darauf hingewiesen, wie zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe ein erheblicher Unterschied wohl bestehe. Sie legen indessen nicht klar dar, worin dieser Unterschied besteht, und noch viel weniger wird aus ihnen ersichtlich, worin derselbe begründet sei: So sagt z. B. Curtmann (Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts 7. Aufl. I. Seite 109): „Die pädagogische Strafe unterscheidet sich von der richterlichen dadurch, daß die erstere lediglich auf Besserung hinzielt, die letztere dagegen nur eine Sühnung vor dem Gesetze oder eine Abschreckung zum Zwecke hat." Wir können hier, um dem Gange unserer Untersuchung nicht vorzugreifen, auf diese Worte Curtmanns

noch nicht näher eingehen, sondern begnügen uns hier vorläufig mit der Bemerkung, daß sie zwar richtiges enthalten, jedoch noch lange nicht die volle Wahrheit. Wir werden indessen später Gelegenheit haben, dies näher darzulegen.

Noch etwas kürzer als Curtmann fertigt Lübker (Grundzüge der Erziehung und Bildung S. 76) die Sache ab, indem er dort sagt: „Zwischen der pädagogischen und juridischen Strafe ist ein gewaltiger Unterschied; diese richtet ohne Ansehen der Person, jene darf es nicht." Lübker sagt im Grunde nur aus, daß zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe ein Unterschied bestehe, worin derselbe aber bestehe, das wird in Lübkers Worten auch nicht einmal leise angedeutet, und noch viel weniger, worin dieser Unterschied begründet sei. Wie weit aber der letzte Theil des Lübker'schen Ausspruches richtig ist, das werden wir gleichfalls weiter unten näher zu beleuchten Gelegenheit haben. Andere Lehrbücher der Erziehung und des Unterrichts, wie z. B. die von Schütze, Baur u. a. gehen gänzlich mit Stillschweigen über diesen Punkt hinweg. Und doch scheint es nicht so ganz nutzlos zu sein, der Sache etwas näher zu treten und ein wenig tiefer auf den Grund zu sehen. Es will uns bedünken, als ob viele der Konflikte, in welche die Lehrer durch die Ausübung des Straf-Aktes mit den bestehenden Staatsgesetzen gerathen, mit daraus hervorgehen, daß man den durch unser Thema beregten Punkt entweder gar nicht oder doch nicht genügend berücksichtigt. Wir wollen versuchen, denselben etwas näher in Betracht zu ziehen, und fragen deshalb zunächst: besteht denn in Wirklichkeit zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe ein Unterschied? Müssen wir diese Frage bejahen, so fragt es sich weiter, worin besteht denn dieser Unterschied und worin ist er begründet? Daß diese zweite Frage mit der ersten steht und fällt, daß sie also nur in etwa genügend beantwortet werden kann, wenn jene erledigt ist, liegt klar auf der Hand. Wenden wir uns deshalb der ersten Frage zu, um so Grund und Boden für die zweite zu gewinnen. Zuvor müssen wir uns jedoch die kurze Bemerkung erlauben, daß wir unter der pädagogischen Strafe in Sonderheit die Strafe der Schule verstehen, wenn auch der allgemeine Begriff derselben nicht unbedingt ausgeschlossen ist.

Daß ein wirklicher, thatsächlicher Unterschied zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe wohl bestehe, kann nicht gut in Abrede gestellt werden. Es ist dies auch klar und deutlich durch den Umstand bestätigt, daß der Staat jugendliche Verbrecher unter 12 Jahren — in Deutschland und auch meines Wissens hier zu Lande — nicht vor seine Schranken zieht. Das muß seinen besondern Grund haben, und wir werden denselben auch im Verlaufe unserer Darstellung näher kennen lernen. Damit aber ist erwiesen, daß zwischen der juridischen und der pädagogischen Strafe ein Unterschied wohl bestehe, der nicht übersehen werden darf. Es fragt sich nur noch, worin dieser Unterschied bestehe und worin er begründet sei?

Nach manchen Auffassungen könnte es scheinen, als liege derselbe in dem Begriffe der Strafe selber. Das kann jedoch nicht wohl der Fall sein. Wäre

es so, dann müßte das Wort „Strafe" einen doppelten Wortsinn haben. Dem ist aber nicht so. Denn überall, allüberall, wo das Wort Strafe in Anwendung gebracht wird, da wird darunter verstanden, daß man einem Menschen wegen einer bösen d. h. sittlich schlechten Handlung Uebles zufügen oder erleiden lassen wolle. Um aber zu der klaren Einsicht zu gelangen, daß der in Rede stehende Unterschied in dem Begriffe „Strafe" nicht liege, und um zugleich zu erkennen, worin derselbe bestehe und worin er denn eigentlich begründet sei, müssen wir tiefer graben. Wir richten daher unsern Blick auf folgende Punkte:

1) auf das Wesen der Strafe selber;
2) auf die beiden hier in Betracht kommenden Institute, den Staat und die Schule; daraus ergiebt sich dann
3) der Unterschied zwischen der juridischen und der pädagogischen Strafe.

I. Das Wesen der Strafe selber. Die Strafe ist, wie wir schon vorhin angedeutet haben, das zu erduldende Uebel, wodurch eine begangene böse Handlung gesühnt werden soll. Die Strafe hat mithin eine verübte Sünde oder doch ein begangenes Unrecht zur Voraussetzung. Denn durch die Sünde wird der Mensch schuldig und ruft eben dadurch die Strafe hervor. In der Natur waltet aber die Nothwendigkeit. Gleiche Ursachen haben hier gleiche Wirkungen. Alles ist bedingt in unzerbrüchlicher Verkettung eines gewissen Mechanismus. Anders dagegen ist es im Reiche des sich selbst bewußten freiwollenden Geistes. Hier giebt es kein zwingendes „muß" mit eisigstarrer Nothwendigkeit, sondern ein mahnendes „soll." Keine bloße Verstellung des Rechten, sondern das Gefühl der Verpflichtung für das Wahre und Gute in unserer Seele. Das Bewußtsein, daß unsere Menschenwürde steht und fällt mit der Versäumung unserer Pflicht. Der Sieg des Guten über das Böse, das ist und bleibt also die sittliche Weltordnung. Sie allein ist die Norm und das Band für die freien vollendeten Menschengeister, für die selbstbewußten Lebenskräfte und Lebenstriebe.

In dieser sittlichen Weltordnung nun decken Pflicht und Recht sich gegenseitig. Das Recht reicht genau so weit als die Pflicht, wie auch umgekehrt die Pflicht genau so weit reicht als das Recht. Wie nun der pflichttreue Mensch ein Recht an das sittlich Ganze, an die Achtung seiner Persönlichkeit hat, so hat auch der pflichtwidrig Handelnde, der Verbrecher, sein Recht an der Wiedervergeltung oder der Strafe. Die sittliche Weltordnung fordert mithin die Strafe als Wiedervergeltung, d. h. als Wiederherstellung des durch den Muthwillen Einzelner gestörten und verletzten Rechtes. „Was der Mensch sähet, das wird er ernten." (Gal. 6, 7.) Dieses Gesetz beherrscht die ganze Geschichte der Menschheit, und jeder Mißbrauch der Freiheit führt früher oder später seine nothwendige, unausbleibliche Reaktion mit sich. Denn Pflicht und Recht fordern einander gegenseitig, sind nur zwei verschiedene Seiten ein und derselben Sache. Gott der Herr hat eben die menschlichen Dinge alle auf das „Recht" gestellt, und dieses Recht durch die „Strafe" wie mit einem Zaun umgeben, um es dadurch als unverletzlich und unan-

tastbar hinzustellen." „Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses **thut**," schreibt der Apostel Paulus, Röm. 13, 4. Die Idee der Strafe wird daher auch in ihrem Centrum nicht getroffen, wenn man sie lediglich so auffaßt, als solle durch sie der Verbrecher gebessert, oder gar andere durch sie von gleichen Verbrechen abgeschreckt werden, oder gar so, daß durch die Strafe eine eigene Art Nothwehr gegen den Verbrecher seitens der Gesellschaft geübt werden solle. Wie äußerst verkehrt eine solche Auffassung des Wesens der Strafe ist, werden wir weiterhin noch Gelegenheit haben zur Darstellung zu bringen.

Wer Gott allein die Ehre giebt, dem giebt Gott auch seine Ehre. Auch dem pflichtwidrig handelnden Menschen wird sein Recht. Und dies sein Recht ist eben die Strafe. Jede Strafe ist mithin die Vollbringung des ewigen Rechtes Gottes an der Gesammtheit wie an dem Einzelnen. Der Verbrecher hat eben ein Recht an der Strafe, und der zur Erkenntniß seines Unrechts gekommene Verbrecher fordert auch selbst seine Bestrafung, weil er erst so zum Frieden seiner Seele gelangt. Fälle von Selbstanzeige schwerer Verbrecher sind ja schon häufig genug vorgekommen. Ja, selbst ein unverdorbenes Kind findet eine sittliche Beruhigung darin, wenn es die verdiente Strafe erlitten hat, und es verlangt dieselbe.

Diese sittliche Weltordnung aber giebt sich Jedem kund in seinem Gewissen, dieser untrüglichen Gottesstimme in uns. Denn das Gewissen ist das Bewußtsein des allein Sittlichen und der sittlichen Weltordnung. Die allererste Bekundung des Gewissens erscheint in der heiligen Schrift in dem die Versuchung abweisenden Worte der Eva: „Wir essen von den Früchten der Bäume im Garten; aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: esset nicht davon", (Gen. 3, 3). Da unterscheidet Eva ganz deutlich das Gebot als den göttlichen Willen von dem eigenen, den sie nachher doch ausführt. Dieses abweisend urtheilende Gewissen setzt aber die Anerkennung des göttlichen Gebotes als eines alle Menschen verpflichtenden voraus. (Fortsetzung folgt.)

Kirchliche Rundschau.

Außer unserer Generalsynode, über welche ein Bericht in der Theol. Zeitschrift überflüssig sein wird, da weitaus die meisten Leser der Theol. Zeitschrift das Protokoll der Generalsynode erhalten werden, haben diesen Sommer noch eine ganze Anzahl ähnlicher Versammlungen stattgefunden.

Die evang. luth. Synodalconferenz, bestehend aus der Missourisynode, die 35 Delegaten sandte, der Wisconsinsynode (8 Delegaten), der Minnesotasynode (1 Delegat), und der Concordiasynode (2 Delegaten) hatte sich in Detroit, Mich., versammelt. Da die Concordiasynode beschlossen hat, sich aufzulösen, damit ihre Glieder dem östlichen District der Missourisynode sich anschließen, so werden für die nächste Zukunft nur noch drei Synoden zur Synodalconferenz gehören. In fünf Sitzungen wurde unter der Leitung von Prof. A. L. Gräbner „über die Göttlichkeit der heiligen Schrift" verhandelt. Einen zweiten Hauptgegenstand der Besprechung bildete die Negermission, welche Sache der ganzen Synodalconferenz ist. Ferner wurden die Synodal-

berichte geprüft. Darüber berichtet der Lutheraner: „Die Synodalconferenz will auch ein Wächter der reinen Lehre sein. Sie ernennt daher eine ganze Anzahl Comiteen, welche die in den einzelnen Synoden herausgegebenen Synodalberichte hinsichtlich der darin enthaltenen Lehre zu prüfen und einen Bericht darüber alle zwei Jahre vorzulegen haben. Das ist auch diesmal wieder geschehen und das Resultat ist, daß in keinem der geprüften 18 Synodalberichte sich etwas findet, was dem Wort Gottes und dem lutherischen Bekenntniß zuwider wäre. Es herrscht also, Gott Lob! innerhalb der Synodalconferenz Reinheit und Einigkeit der Lehre."

Das gerade Gegenstück der Synodalconferenz ist wohl die ebenfalls alle zwei Jahre zusammentretende **Kirchenconferenz**, die aus Abgeordneten der deutschen evangelischen Kirchenregierungen besteht (Oesterreich miteinzeschlossen). Es wurde dort unter anderem über folgende Gegenstände verhandelt:

1. Die praktische Vorbereitung der Candidaten der Theologie für das Pfarr- und Schulinspectionsamt.
2. Die Verwerthung von Kirchenchören zur Hebung des Gottesdienstes.
3. Die Herstellung eines Melodienbuches zum dem evangelischen Militärgesangbuche.
4. Die Verhütung von Collisionen zwischen verschiedenen Landeskirchen bei Versagung von Konfirmationen und Trauungen.
5. Die Revision der Lutherschen Bibelübersetzung.

Was den ersten Punkt betrifft, so wurde darauf hingewiesen, daß in Folge der wachsenden Anzahl der Candidaten es sowohl möglich wie räthlich sei, mehr als bisher für ihre praktische Ausbildung zu thun. Als Mittel dazu wurden genannt: die Schaffung von mehr Predigerseminarien sowie von Vikariaten in solchen Landeskirchen, wo diese Einrichtung noch nicht besteht; ferner, der Durchgang der Candidaten durch ein Schulamt, sowie eine längere Beschäftigung im Dienste der äußern und innern Mission.

Betreffs des letzten Punktes (der Revision der Lutherbibel) wurde berichtet, daß nach dem gegenwärtigen Stand der Arbeiten ein Abschluß des Werkes nicht früher als im Jahre 1889 zu erwarten sei.

In Beziehung auf den von der Kirchenconferenz revidierten Text des kleinen Katechismus Luthers konnte berichtet werden, daß derselbe in einer großen Zahl deutscher Landeskirchen Aufnahme gefunden habe.

In Dresden hat dieses Jahr im Mai und Juni die vierte ordentliche Synode des Königreichs Sachsen getagt. Der Zeitraum von einer Synode zur andern beträgt fünf Jahre. Im Anfang brachte die formale Frage nach dem Modus der Zählung der Stimmenzahl bei der Wahl eines Abgeordneten zur Synode lebhafte und langwierige Debatten. Zu den innerkirchlichen Angelegenheiten, mit denen die Synode sich beschäftigte, gehört die Revision des sächsischen Perikopenbuches. Das bestehende Perikopenbuch bietet zwar Texte für vier Jahre, wobei für das vierte Jahr für jeden Sonntag drei Texte zur Auswahl gegeben sind. Die vier Jahrgänge sollen beibehalten, aber theilweise eine andere Auswahl und Anordnung der Texte getroffen werden.

Von den Berathungen über die Kirchenzuchtsfrage wird berichtet, daß man nicht sagen könne, daß sie völlig resultatlos verlaufen seien. Das Resultat war allerdings nur der Beschluß gewesen, das Landeskonsistorium um eine Zusammenstellung und Veröffentlichung aller zur Zeit geltenden Disciplinarbestimmungen sowohl älteren wie namentlich neueren Datums zu ersuchen. Der Präsident des Landeskonsistoriums, Geheimrath v. Berlepsch, erklärte, daß er dem Antrage keineswegs abweisend gegenüberstehe, aber immerhin sei auf's reiflichste zu erwägen, in welcher Form eine solche Veröffentlichung erfolgen könne, damit dieselbe nicht als eine Art Strafgesetzbuch erscheine, wodurch eine unevangelische Richtung in die Kirche gebracht würde.

Die dritte württembergische Landessynode hat ebenfalls dieses Jahr und zwar vom 18. Mai an, getagt. Da die Abgeordnetenkammer sich weigerte, auf die Berathung des Gesetzentwurfes einzugehen, der die Durchführung eines kirchlichen Gesetzes erst ermöglichen sollte, so konnte die Kirchenverfassungsfrage auch jetzt noch nicht zum Abschluß

gebracht werden. Diese Haltung des Abgeordnetenhauses trug mit Schuld an der fast unbegreiflichen Verzögerung des Zusammentrittes der Synode, der erst sieben Jahre nach den Wahlen zu derselben stattgefunden hat.

So konnten der Synode auch verhältnißmäßig wenige Gegenstände zur Berathung vorliegen. Sie betrafen unter anderem die Fürsorge für Pfarrwittwen und Waisen, sowie die der Unterstützung von Geistlichen an minder gut dotirten Stellen durch Gewährung von Alterszulagen.

Von allgemeinerem Interesse ist die Verlegung des Reformationsfestes von dem Sonntag nach dem 24. Juni auf den Sonntag nach dem 30. October. Gestützt auf die Aeußerungen verschiedener Diöcesansynoden hatte das Kirchenregiment auf der Eisenacher Kirchenconferenz schon den Beitritt Württembergs zu einer einheitlichen deutschen Reformationsfeier in Aussicht gestellt. Dennoch ging die betreffende Vorlage in der Landessynode nur mit fünf Stimmen Majorität durch und zwar mit dem Zusatz: „Der Uebergabe des Augsburgischen Bekenntnisses wird auch ferner am Sonntag nach dem 24. Juni im Predigtgottesdienst feierlich gedacht." Mit einem unverhältnißmäßigen Aufwand von Scharfsinn und Beredtsamkeit wurde die Vorlage bekämpft und vertheidigt. Endlich aber drang doch trotz aller conservativen, dogmatischen und partikularistischen Bekämpfung der Gedanke durch, daß man durch eine einheitliche und gleichzeitige Feier des Reformationsfestes von Seiten aller deutschen Landeskirchen dem Zug zur Vereinigung aller evangelischen Kirchen entgegenzukommen berechtigt und verpflichtet sei.

Auch die Badische Generalsynode hat dieses Jahr vom 6. bis 22. Juli getagt. Fragen von tiefgehender principieller Bedeutung lagen diesmal nicht vor, und so hatten die Verhandlungen einen ruhigen Gang. Dem von der Synode sehr lebhaft ausgesprochenen Wunsche einer Erhöhung der Wittwen- und Waisenpensionen, sowie der Gewährung von Zulagen für Pastoren mit beschwerlichen Filialdiensten wurde wenig Aussicht auf Erfüllung gemacht, durch die Erklärung des Oberkirchenrathes, daß das Sinken der Holzpreise, der Güterpacht- und Kapitalzinsen einer Verminderung des allgemeinen Kirchenvermögens um 70,000 Mark ($16,450) gleichkomme.

Da das von der letzten Generalsynode an die Stelle des alten rationalistischen gesetzte gute Gesangbuch bereits in allen Gemeinden (vier ausgenommen) freiwillig eingeführt worden war, so wurde es durch Beschluß der Generalsynode obligatorisch gemacht, so daß es bis zum nächsten Jahre in allen Gemeinden eingeführt werden muß.

An die Staatsregierung richtete die Synode die Bitte, die Zahl der wöchentlichen Religionsstunden in den Volksschulen von drei auf vier zu erhöhen; ebenso die Bitte bei dem Bundesrath dahin wirken zu wollen, daß die aktive Dienstzeit der Theologen in der Armee auf ein halbes Jahr reducirt werde.

Dagegen wurde die Studienzeit der Theologen um ein halbes Jahr vermehrt, so daß die erste theologische Prüfung erst nach drei- und die zweite erst nach vierjährigem Studium gemacht werden kann.

Die Dienstordnung wurde sehr eingehend berathen. Ebenso neu wie bedeutungsvoll war die folgende Bestimmung des Entwurfs: „Die Versetzung eines Geistlichen in den Ruhestand ist gegen seinen Willen zulässig, wenn er in Folge von körperlichen Gebrechen oder wegen Schwäche seiner körperlichen und geistigen Kräfte zur Erfüllung seiner Amtspflichten dauernd unfähig geworden ist, und die Versehung seines Dienstes durch einen Vikar aus dringenden Interessen des Dienstes als unthunlich bezeichnet werden muß." — Bisher konnte nach dem bestehenden Recht kein Pastor anders als auf dem Disciplinarwege gegen seinen Willen in Ruhestand versetzt werden, und der Entwurf fand erst die Zustimmung der Generalsynode, nachdem der Oberkirchenrath erklärt hatte, auf die beantragte Erhöhung der Ruhegehälter eingehen zu wollen. Die niedrigen Ruhegehälter waren es bisher hauptsächlich gewesen, weßhalb man an jenem Rechte so zähe festgehalten hatte.

Der Antrag auf Einführung eines Todtenfestes fand eine getheilte Aufnahme. Es wurde daher beschlossen, die Sache den Diöcesansynoden zur Berathung zu überweisen.

Die Zusammensetzung der theologischen Facultät in Heidelberg war diesmal Gegenstand einer Erklärung der Vertreter der positiven Richtung innerhalb der badischen Landeskirche, die sich auch diesmal wieder in der Minorität befanden. Seit 1867 wurde der Wunsch auf allen Synoden ausgesprochen, daß die positive Richtung auch in der Heidelberger theologischen Facultät vertreten sein möchte. Auch die neueste Besetzung in Heidelberg konnte von dieser Seite nicht als eine Erfüllung ihres Wunsches angesehen werden und so wurde denn von Dekan Schmitthenner im Namen der Minorität eine Erklärung verlesen, die zunächst diesem Urtheil Ausdruck gab und mit den Worten schloß: „Wir übersehen nicht, daß wir in der Vertretung der Kirche die Minderheit sind, wir appelliren aber an den Billigkeits- und Gerechtigkeitssinn der Mehrheit, welche unsern Anspruch nicht als einen ungerechtfertigten wird bezeichnen können, und sind überzeugt, daß die Erfüllung unseres Wunsches für die Kirche wie für die theologische Facultät nur heilsam sein könne."

Sogar in Brasilien hat dieses Jahr eine evangelische Synode getagt und zwar ist mit dieser Versammlung eine Synode entstanden, die in mancher Hinsicht an unsere evangel. Synode von Nord-Amerika erinnert.

Schon vor 19 Jahren hatte Pastor Dr. Borchard die „Deutsch-evangelische Synode der Provinz Rio Grande Do Sul" gestiftet, die aber nach ihr Konstituirung nur ein einziges Mal getagt hatte. Freilich konnte man auch diesmal nicht im Voraus wissen ob ein synodaler Zusammenschluß möglich sein werde und diejenigen, welche dafür arbeiteten „waren sich bewußt, daß der Kampf nicht durch Gründe und Disputationen, sondern allein durch Gebet entschieden werde."

Wir geben nun im folgenden den Originalbericht mit einigen Auslassungen wörtlich wieder:

„In S. Leopoldo, dem Ort der Zusammenkunft, wurden inzwischen mit allem Eifer, ja mit Enthusiasmus die Vorbereitungen zur würdigen Abhaltung der Vorsynode getroffen; die Gemeindeglieder selbst gaben die Parole aus: Wenn sie sein soll, dann aber auch so, wie es sich gehört! So kam der Tag näher, und schließlich waren von den 16 ordinirten evangelischen Geistlichen der Provinz doch nur vier ausgeblieben. Freilich war mancher wohl mit Unlust gekommen, und auf der gemeinsamen Reise kam in mehr als einer Weise der Zweifel zum Ausdruck, daß der Wunsch gelingen werde, sodaß selbst einige Vorkämpfer der Sache bedenklich zu werden begannen.

In S. Leopoldo wehte ein anderer Wind; der Hauch der warmen Begeisterung mußte auch die Gäste erwärmen. Und als sie nun alle in die mit Blumen, Guirlanden, Palmen und Blattpflanzen hübsch und geschmackvoll ausgestattete Kirche eintraten; als das von der großen Versammlung angestimmte Loblied: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren" dahinbrauste, da wurde doch alles zu einem gemeinsamen Willen zusammengefaßt. Die schöne Liturgie mit eingefügten und gut ausgeführten Chorgesängen, sowie die kräftige Predigt des Pastors Falk über die Gnade Gottes schlossen Herzen und Sinne noch fester zusammen. Das Zutrauen zu einem guten Verlauf und Resultat der Verhandlungen wurde dadurch bedeutend gehoben, daß der Kaiserlich deutsche Konsul, A. Hellwig, sich mit an den Berathungstisch setzte; und es soll sogleich beigefügt werden, daß das verständige Eingreifen des Genannten in die Debatten für die Sache von großem Werth gewesen ist.

Nach Eröffnung der Versammlung wurde zunächst festgestellt, daß der Einladung 23 Personen Folge geleistet hatten, die also auch stimmberechtigt waren. Nachdem jetzt der Präses (Rotermund) und der Protokollführer (Ehemann) gewählt worden, verlas Dr. W. Rotermund eine Ansprache, in welcher er ausführte, daß die hiesigen Gemeinden als Pflegerinnen und Hüterinnen von Christenthum und Volksthum des Dienstes werth seien, den wir ihnen zu leisten gedächten, und daß sie dieses Dienstes in mannichfacher Hinsicht bedürften. Sodann kam eine Ansprache des „Evangelischen Vereins für die protestantischen Deutschen in Amerika", gezeichnet durch Dr. Fabri, zur Verlesung. In derselben wurde die Freude ausgesprochen, daß der Versuch zu einem synodalen Zusam-

menschluß gemacht werden solle, und es wurde als eine Ehrensache der deutsch-evangelischen Gemeinden hingestellt, mit Beiseitesetzung alles Trennenden eine Einigung herbeizuführen.

In die Verhandlungen eintretend wurde beschlossen, die Statutenvorlage zur Grundlage zu machen. Besonders muß hervorgehoben werden, daß mit peinlicher Genauigkeit die Statuten so redigirt wurden, daß die Selbständigkeit der Einzelgemeinden nach keiner Seite hin angetastet oder gefährdet erscheint. Die Debatten verliefen sehr anregend; Geistliche wie Laien betheiligten sich lebhaft an denselben, und stets wurde in versöhnlichem Geiste gesprochen. Längere Diskussionen riefen folgende Punkte hervor. Zu dem Namen „Riograndenser Synode" wollten die einen das Attribut „deutsch", andere „evangelisch" hinzugesetzt wissen. Und als man noch vorschlug, den Bekenntnißstand der evangelischen Gemeinden näher als „unirt" zu bestimmen, dieser Vorschlag auch vielfache Unterstützung fand, da wurde darauf hingewiesen, daß dies für uns ein Hinderniß der Vereinigung sein würde. Wir haben Geistliche aus der Schweiz, aus Württemberg, Baden, Hessen, Preußen und Hannover; unsere Gemeindeglieder haben drüben theils konfessionellen, theils unirten Gemeinden angehört. Thatsächlich ist also kein gemeinsames Bekenntniß vorhanden. Wollten wir uns streng konfessionell scheiden, so würde unter den obwaltenden Umständen auch eine äußere Verbindung unmöglich sein, und wir trügen den Streit in unsere bunt zusammengesetzten Gemeinden selbst hinein. Vorläufig handle es sich darum, unter Dach und Fach zu kommen; sei erst das äußere Gebäude fertig, dann möge man später an die konfessionelle Frage herantreten; vorderhand sei das unthunlich, und in dem Worte „evangelisch" hätten wir vorläufig ein gemeinsames Banner, das von allen hochgehalten werde und ausreiche in dem Kampfe gegen die vorhandenen Feinde. Diesen Erwägungen zufolge wurden auch die betreffenden Beschlüsse gefaßt.

Eine längere Diskussion knüpfte sich noch an den Vorschlag, der Synodalvorstand solle das Recht der Ordination haben, sich also als Kirchenbehörde konstituiren. Faktisch sind wir ohne kirchliches Oberhaupt; die hiesigen Geistlichen sind entweder als Geistliche irgend einer deutschen Landeskirche, oder auf Befehl irgendeines Konsistoriums speciell für Brasilien ordinirt. Es wurde anerkannt, daß die Lage der Dinge auf die Dauer unhaltbar sei, und daß die evangelische Kirche dieses Landes mit der Zeit eine eigene Behörde haben müsse; aber um augenblicklichen praktischen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, wurde beschlossen, mit der Errichtung einer Behörde mit Ordinationsbefähigung zu warten, bis wir Geistliche vorbilden könnten und Bestimmungen über den Bildungsgang getroffen seien, welchen die zur Ordination zuzulassenden Kandidaten des Predigtamtes durchzumachen hätten. Vorläufig sind wir noch darauf angewiesen, daß andere kirchliche Körperschaften Geistliche für uns ausbilden und ausländische Kirchenbehörden denselben die Weihe zum Predigtamt ertheilen. Der Synodalvorstand hat die Ordinirten auf ihre Befähigung zu prüfen und sie dann eventuell in ein Amt einzuführen.

Der Vorstand der Synode besteht aus fünf Personen, nämlich aus vier Mitgliedern der Versammlung (zwei Geistlichen und zwei Laien) und aus einem Lehrer. Derselbe soll auf die Dauer von drei Jahren gewählt werden.

Da eben nur sieben Gemeinden sich zur Synode konstituirten, die übrigen Geistlichen und Laienvertreter, obgleich für ihre Person den Statuten zustimmend und den Anschluß wünschend, keine Autorisation seitens ihrer Gemeinden hatten und diese erst einholen mußten, so wurde noch der Zusatz zu den Statuten beantragt und angenommen: „Bei Konstituirung der Synode wird deren Vorstand vorläufig auf ein Jahr gewählt". Die jetzt stattfindende Wahl ergab das Resultat: Dr. W. Rotermund (Präses) und Fr. Brutschin als geistliche Mitglieder; Th. Grimm als Lehrer, und F. A. Engel und G. Greßler als weltliche Mitglieder.

Nachdem dann noch dem deutschen Konsul, sowie dem „Evangelischen Verein für die protestantischen Deutschen in Amerika" der Dank der Versammlung ausgesprochen

war, wurde die Vorsynode mit Gesang und Gebet geschlossen, und besprochen, daß die erste ordentliche Synode im nächsten Jahre zwischen Ostern und Pfingsten in Santa Cruz tagen solle.

Der Gewinn, welchen die beiden Tage des 19. und 20. Mai uns in kirchlicher und christlicher Beziehung gebracht haben, ist jedenfalls nicht gering anzuschlagen. Die Grundlage zur Synode ist gelegt, und der Geist, welcher unverkennbar durch Gottes Gnade über alle gekommen ist, verbürgt Segen für die Zukunft. Jeder Theilnehmer ist gehoben und gestärkt in seine Gemeinde zurückgekehrt; diese Lebensäußerung unserer evangelischen Gemeinden ist eine That, die bereits Aufsehen gemacht hat und in vielen Kreisen das protestantische Selbstbewußtsein hebt."

In der römischen Kirche hat man sich keineswegs mit den bisherigen Erfolgen des Kulturkampfes zufrieden gegeben. Man konnte es ja auch vorher wissen, daß Rom nimmt, was es bekommen kann, um dann noch mehr zu verlangen. Zunächst hat Leo XIII. das Seinige gethan, um alle Mißverständnisse in Beziehung auf sein Verhältniß zum Jesuitenorden zu beseitigen. Es wird wohl fernerhin Niemand mehr sein, der den Papst irgend welcher Freiheit oder Abneigung dem Jesuitenorden gegenüber für fähig hält. Er hat nämlich aus Anlaß der Wiederherausgabe des Buches „Die Institution der Gesellschaft Jesu" den Jesuiten eine ganz überschwängliche Lobes- und Liebeserklärung gemacht, der noch außerdem — und darauf legen die Jesuitenväter wohl das Hauptgewicht — eine Neubestätigung aller Bullen und Breven, die je zu Gunsten der Jesuiten erlassen worden sind, beigefügt ist. Alle entgegenstehenden Actenstücke, also alles, was je von den Päpsten gegen die Jesuiten gethan worden ist, wurden „speciell und ausdrücklich" aufgehoben.

Selbst in China will die Curie politisch selbstständig auftreten. Bisher hatten nämlich alle Katholiken in China unter französischer Schutzherrschaft gestanden und eine etwaige politische Vertretung der Interessen Roms war Sache des französischen Gesandten in China gewesen. Da aber der französische Einfluß durch die in letzter Zeit an Frankreich begangenen Thaten in Ostasien nicht gewachsen ist, so findet es die Curie augenscheinlich vortheilhafter, sich den Chinesen gegenüber jeweils auch auf die politische Freundschaft des zwar ketzerischen, aber doch politisch nicht unbrauchbaren deutschen Reiches berufen zu können. Daher wurde im Vatican beschlossen, einen Ministerresidenten — im Curialstil Nuntius — in Peking zu accreditiren, wogegen der chinesische Botschafter in London China auch beim Vatican zu vertreten hätte. Dadurch würde die Thätigkeit der Curie in China vom politischen Einfluß Frankreichs unabhängig. Deßhalb wird dem Project der Curie von Seiten Frankreichs entgegen gearbeitet und es wurde sogar mit der Kündigung des Concordats und dem Abbrechen der diplomatischen Beziehungen zur Curie gedroht. Daraufhin hat indeß der Moniteur de Rome im Bewußtsein des letzten Kulturfriedens kühl und zuversichtlich erklärt, daß ein solcher Schritt Frankreich mehr schaden würde als der Curie, und der Osservatore Romano setzt den Franzosen die Vortheile der neuen Einrichtung auseinander, indem er erklärt, der päpstliche Gesandte in Peking würde die Aufgabe haben, über die religiöse Lage der Christen in China zu wachen, sowie für Ausbreitung des Katholicismus Sorge zu tragen; im Uebrigen würde er, soviel als möglich, im Einverständniß mit dem französischen Gesandten handeln. Der letztere solle auch da, wo er für sich vorgehen wolle, durch den päpstlichen Legaten nicht gehindert sein. Dagegen könne in solchen Fällen, wo der Vertreter der Curie mit dem französischen Gesandten gehe, das Ansehen Frankreichs durch die Mitwirkung des Nuntius nur gewinnen. Die Sache sei übrigens so wie so eine beschlossene und wenn mit ihrer Ausführung noch gezögert werde, so geschehe das aus Rücksicht auf Frankreich, dessen Besorgnisse man noch zu zerstreuen hoffe.

Dieselbe Erklärung soll nach der Germania Leo XIII. dem französischen Gesandten in Rom gemacht haben. Die Vorstellungen der französischen Regierung haben denn auch nur soviel zu Stande gebracht, daß die Curie versprochen hat, ihren Plan nicht sofort zur Ausführung zu bringen, wogegen französischerseits die fernere Beobachtung des Concordats in Aussicht gestellt wurde.

Auch in Indien sucht der Papst die römische Hierarchie zu organisiren. Die Differenzen zwischen Portugal und der Curie über die Jurisdiction des Erzbischofs von Goa sollen gelöst und ein Plan zur Einführung der römischen Hierarchie entworfen worden sein, welcher vom Papste geprüft wurde und in kurzem der britischen Regierung mitgetheilt werden soll.

Sogar in den Gang der staatlichen Jurisdiction will der Papst hemmend eingreifen, indem er katholischen Richtern unter Androhung kirchlicher Strafen verbietet, eine Ehetrennung auszusprechen. Allerdings ist das betreffende Breve zunächst für Frankreich und Belgien berechnet und eine Rache der Curie dafür, daß sie in Belgien die Aufhebung des Ehetrennungsgesetzes nicht zu erlangen vermochte und in Frankreich ein solches trotz ihres Widerstandes eingeführt wurde.

Daß die Curie in Deutschland bald noch mehr verlangen wird, ist nach dem, was über das Programm der natürlich geheim gehaltenen Bischofsconferenz in Fulda verlautet, außer Zweifel. Dasselbe soll, wie berichtet wird, folgendes fordern: 1. Freiheit und Selbständigkeit der Kirche; 2. das Recht der Besetzung der kirchlichen Aemter und Seelsorgerstellen; 3. die volle Freiheit, die Diener der Kirche den kirchlichen Gesetzen gemäß zu erziehen; 4. den confessionellen Charakter der Volksschule; 5. die freie Ausübung des Kultus, unter welchem auch das Klosterleben und die Ordenswirksamkeit, besonders auch die des Jesuitenordens, ausdrücklich zu verstehen sei; 6. das Recht, den Glauben in seiner ganzen Integrität allezeit frei zu bekennen, und sich nach seinen Principien zu richten und nicht genöthigt zu werden, solche in der kirchlichen Gemeinschaft zu dulden, die nicht in Allem dem katholischen Glauben zustimmen und der kirchlichen Lehrautorität sich unterwerfen; 7. die Rechte, welche der katholischen Kirche kraft göttlicher Anordnung in Bezug auf das Sacrament der Ehe zustehen.

Für diese Grundsätze erklären die Bischöfe jedes Opfer bringen zu wollen, denn es seien die Grundsätze, welche sie ihr göttlicher Lehrmeister selbst gelehrt hätte, der gesagt hat: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und gebet Gott, was Gottes ist.“ Man sieht also, daß es dem Ultramontanismus nicht an Stoff zum Streit fehlt, und wenn der vicarius Christi einzieht, was nach seiner Ansicht Gott gehört, behält der Kaiser weder Land noch Leute, wie ja das die Geschichte schon öfter sattsam bewiesen hat.

Den größten Trumpf hat die Curie dem Königreich Italien gegenüber ausgespielt. Sie erklärt nämlich, es sei Anmaßung, wenn die italienische Regierung über gewisse Kathedralen das Patronatsrecht ausübe und bei der Ernennung von Bischöfen das „Exequatur,“ d. h. die Anweisung der Einkünfte für den Bischof, sich vorbehalte.

Leo XIII. hat nun das Recht der italienischen Regierung in dieser Hinsicht durch die Advokaten des Heiligen Konsistoriums untersuchen lassen. Diese haben natürlich gefunden, daß die Ernennung der Bischöfe und höheren Geistlichen überhaupt, sowie die Zuweisung ihrer Einkünfte nur dem Papste zustehe auf Grund der höchsten und ausgedehntesten Macht, welche Christus dem Petrus und seinen Nachfolgern verliehen habe. Wenn nun auch die frühern Fürsten Italiens die Rechte der Prälatenernennung besessen hätten, so finde sich in allen Dokumenten darüber die Bestimmung, daß diese Rechte rein persönliche seien und den betreffenden Persönlichkeiten diese Privilegien für ihre Unterwürfigkeit und ihren Gehorsam gegen den heiligen Stuhl verliehen worden seien. Das Königreich Italien habe aber diese Rechte nicht ererbt und sei vom Papste nie anerkannt worden. Auch das Privilegium der Könige von Sardinien, Bischöfe zu bestellen sei zwar 1819 auch für ihre Nachfolger bestätigt worden, aber nur „wenn sie mit ihren Staaten im Gehorsam gegen den heiligen Stuhl beharren würden.“ Das habe aber die jetzige Regierung Italiens nicht gethan, sie sei vielmehr dem heiligen Stuhl feindlich gesinnt.

Man sieht also, daß es Rom weder an sehr dreisten Ansprüchen noch an sehr großen Plänen fehlt. Sind einmal die ersteren alle befriedigt und die letzteren alle ausgeführt, dann wird die Spitze des Thurmes der römischen Hierarchie bis an den Himmel reichen. Wir werden's erst einmal abwarten müssen. Damit es aber dem großen Gebäude der päpstlichen Weltherrschaft nicht an dem nöthigen mittelalterlichen Schmucke fehle sind

kleinere Geister thätig. Daß eine Kapelle zu Ehren Tetzels ein würdiges Prunkstück für die römische Kirche ist, wird wohl Niemand bezweifeln, am allerwenigsten der römisch-katholische Kirchenrath von St. Hedwig in Jüterbog, dem es gelungen ist, „eine kleine, in einem Hintergebäude gelegene baufällige Kapelle, in welcher nach der Ueberlieferung der fromme Dominikanermönch Tetzel gepredigt und die Thesen seines treulosen Bruders Luther bekämpft haben soll, als Eigenthum zu erwerben." Ein würdiger Ausbau der Kapelle ist nun erforderlich; nicht allein um „dem Gespött der Protestanten ein Ziel zu setzen", sondern auch um zu beweisen, daß „die katholische Kirche selbst hier, an der Geburtsstätte der protestantischen Lehre, umlagert und begeifert von Renegaten (!) aller Art, noch immer die Macht hat ihre treuen Kinder um sich zu sammeln u. s. w."

Es wäre doch wirklich interessant zu wissen, ob diese Macht in der Dreistigkeit besteht, mit der, oder in der Dummheit, auf die gerechnet wird. Wer es genau wissen will wird wohl über Jüterbog nach Rom zurückkehren müssen. Vielleicht kann er es dann an sich selbst erfahren.

Schulnachrichten.

Lehrer C. A. Weiß hat die Schul- und Organistenstelle an der evangel. Pauls-Gemeinde in Chicago übernommen, indem diese Stelle durch die Berufung seines Vorgängers, Herrn Lehrer J. K. Rahn, als Professor der Musik am Proseminar in Elmhurst, vakant geworden war.

Lehrer A. Breitenbach hat nach nur kurzer Wirksamkeit an der Gemeindeschule der evangel. lutherischen Emanuels-Gemeinde in Brooklyn, N. Y. daselbst sein Amt niedergelegt und dasselbe dem für die dortige zweite Classe berufenen Lehrer, W. Nagel, überlassen. Es als eine besondere Fügung Gottes erkennend, hat Lehrer A. Breitenbach die ihm angebotene Schulstelle an einer von Herrn Pastor Hattendorf neu zu gründenden Gemeinde in Chicago übernommen, und wird daselbst am 17. Okt. sein Amt antreten.

Lehrer A. Schoppe hat den von der evangel. Zionsgemeinde in Millstadt, Ill., an ihn ergangenen Ruf als Lehrer an ihrer Gemeindeschule angenommen und daselbst sein Amt bereits angefangen.

Lehrer F. Dinkmeier hat dem Präsidium des Lehrervereins folgenden Beschluß der St. Johannis-Gemeinde in St. Charles, Mo. übermittelt: „Die St. Johannis-Gemeinde ladet den Lehrerverein herzlich ein, seine nächste Conferenz in ihrer Mitte abzuhalten." Der Lehrerverein nimmt diese Einladung dankbar an und freut sich, daß es ihm vergönnt ist, zum zweiten Male in genannter Gemeinde sich zu seiner Jahres-Conferenz versammeln zu dürfen.

Ch. Dietrich, Lehrer am Töchterinstitut in Stuttgart, Württemberg, schreibt unterm 10. August d. J.: „Aus dem „Friedensboten" entnahm ich Nachrichten über Ihren Verein und fühlte die geistige Verwandtschaft zwischen uns. Anbei erlaube ich mir, Ihnen die diesjährigen Nummern unseres Blattes unter Streifband zu schicken — lediglich als Gruß aus Württemberg. Wollten Sie nicht die Güte haben, mir die Statuten Ihres Vereins zuzusenden nebst Angabe des Stiftungsjahres und der gegenwärtigen Mitgliederzahl? Unser hieländischer Verein wurde 1865 gegründet als „Verein christlicher Lehrergehilfen in Württemberg", 1870 erweitert zum „Verein evangel. Lehrer in Württemberg", und zählt jetzt nahezu 500 Mitglieder, zumeist Volksschullehrer, doch auch Lehrer an höheren Schulen. — Der Herr gebe Segen, Heil und Sieg im heiligen Jesusnamen — dieseits und jenseits des Ozeans!" Im Anschluß an diesen brüderlichen Gruß aus Württemberg ist bereits die nöthige Information über unsern hiesigen evangel. Lehrerverein nebst dessen Statuten und zwei Nummern der Theol. Zeitschrift, begleitet von einem brüderlichen Gruß im Namen unseres Lehrervereins an Herrn Dietrich und den Verein evangel. Lehrer in Württemberg abgesandt worden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. November 1886. Nro. 11.

Zeichen der Zeit.

Referat von Pastor L. Haas.

(Schluß.)

Bekanntlich haben die Jünger des Herrn Jesu den Meister gefragt nach dem Zeichen, das seiner Zukunft und der Weltvollendung vorangehen werde. (Matth. 24, 3). Der Herr hat darauf auch in Kap. 24 des Evangeliums Matthäi und zum Theil noch im 25. Kapitel in den ersten 13 Versen ausführlich Antwort gegeben. Jene Antwort des Herrn gilt es vor allem gründlich zu studiren. Es würde uns aber viel zu weit führen, wenn wir jene Rede des Herrn entwickelnd auslegen sollten.

Wir entnehmen aber jener Rede ein wichtiges Merkmal der positiven Entwicklung des Reiches Gottes. Matth. 24, 14.: „Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich Gottes in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker und dann wird das Ende kommen.“

Hieran knüpfen wir die Worte Pauli, Röm. 11, 25. 26: „Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, so lange bis die Fülle der Heiden eingegangen sei und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben stehet: Es wird kommen aus Zion, der da erlöse und abwende das gottlose Wesen von Jakob.“ — Mit diesen beiden Stellen soll nur angedeutet werden, was sonst in vielen prophetischen Stellen deutlich und länger ausgeführt ist: Es soll eine Anzahl Heiden ins Reich Gottes gesammelt werden vor Christi Wiederkunft und es soll Israel bekehrt werden zu dem Herrn seinem Gott. Manche Stellen lassen annehmen, daß Israel zuvor in sein Land und Erbtheil versammelt wird, ehe es zur Bekehrung zu Christo kommt, und so besonders läßt Mal. 4, 5 erwarten, daß ein Prophet wie Elias auftreten und das Volk sammeln und seinem Gott zuführen wird.

Eine politische und geistliche Wiedergeburt Israels ist eines der positivsten Merkmale der Nähe der Zukunft Christi. Hierzu ist noch ein drittes Merkmal hinzuzufügen, das von gar Wenigen erkannt und verstanden wird, weil es namentlich als etwas Selbstverständliches in der hl. Schrift nie besonders ausführlich aufgeführt wird. Bloß Andeutungen und Winke gibt hier die Schrift, die wir aber sorgfältig beachten müssen. Der Herr redet in Matth. 13, 39 vom Ende der Welt und sagt: „Die Ernte ist das Ende der Welt.“ Ferner Offb. Joh. Kap. 14 ist ebenfalls von Ernte und Herbst

die Rede. Dort wird gesagt V. 15: „Die Ernte der Erde ist dürre geworden" — da wird also von reifem Weizen geredet; und V. 18: „Schneide die Trauben auf Erden, denn ihre Beeren sind reif." Nun wissen wir aus dem Gleichniß des Herrn, daß die reifen Weizengarben in die Scheunen Gottes gesammelt werden, das sind die vollendeten Gerechten. Von den Trauben aber heißt es Offb. 14. 19: „Er warf sie in die große Kelter des Zornes Gottes," das sind die in der Bosheit vollendeten Sünder. Also von doppelter Ernte ist hier die Rede, und diese erfolgt erst zur Zeit der Reife.

Das dritte Merkmal also, das wir hier gewinnen, ist das der Ausreifung des Guten und des Bösen. Es entsteht nun aber die Frage: Woran erkennen wir die Ausreifung des Guten? Wir können uns hierüber nicht ausführlich verbreiten, da diese Frage wohl einen besondern Artikel erfordern würde. Wer sich darüber gründlich belehren will, den verweisen wir auf zwei Schriften. Die eine ist kurz und billig, aber nur schwer verständlich. Es ist die Schrift von E. A. v. Schaden: „Begriff der Kirche." Sie gibt am Schluß in acht Sätzen eine kurze Zusammenfassung der Merkmale ächter Kirchenbildung, die aus dem Geiste geboren ist. Wir erkennen darin eine positive Ausreifung des guten Samens, wenn jene dort aufgezählten Merkmale sich einfinden. Die andere Schrift ist Culmann's Ethik, die in ihrer dritten Tugendstufe die positive Ausreifung des Christen auf der Stufe des Geistes mit einer Evidenz beschreibt, die wir für durchaus schriftgemäß erachten.

Das wesentlichste Merkmal dieser Ausreifung des guten Samens ist, kurz zu sagen, jene anspruchslose, demüthige Liebe und christliche Milde, die gepaart mit entschiedenstem Ernste gegen alles Antichristische, sich doch nicht erbittern, noch aus ihrer heiligen Ruhe bewegen läßt. Diese Liebe lehrt die wahre Toleranz, wobei man, ohne gleichgiltig gegen die Wahrheit zu sein, doch zugleich jeden aus dem Geist geborenen Bruder in Christo erkennt und neidlos anerkennt auch in dem, was er Besonderes hat oder zu haben scheint.

Wir erkennen darum in der sechsten Gemeinde der Offenbarung, in der Gemeinde von Philadelphia, das prophetische Vorbild der Vollendungsgemeinde, die der Zukunft Christi vorangeht. Philadelphia, d. h. Bruderliebe, das ist das höchste Erkennungszeichen der Ausreifung der Christen. „Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt."

Liebe ist aber nur die Frucht hochgesteigerten geistigen Lebens aus Gott. Und wo diese beiden sich finden, da wird auch das Licht nicht fehlen.

Und zwar Licht im praktischen Leben, d. h. ein hl. Wandel im Licht Gottes und Licht in der Erkenntniß, d. h. Wiederkehr der prophetischen Geistesgaben. Der erste Brief Johannes mit seinen drei Grundbegriffen von Licht, Liebe, Leben gibt hierüber viel zu denken und zu lernen.

Um kurz zusammenzufassen, was wir meinen: Die Christen müssen erst wieder jene Höhe und Reife geistigen Lebens erreichen, die zur Zeit der Apostel wenigstens bei vielen einzelnen Christen als vorhanden zu denken ist. Der

Wein des Christenthums muß so vollständig vergohren und abgeklärt werden, daß er als ein milder edler Wein ohne Säure und Hefe den reinen und heiligen Liebesgeist Jesu Christi zur vollen Herrschaft und Geltung kommen läßt.

Doch wir können nur andeuten, was wir meinen und müssen weiter gehen; machen auch gar keinen Anspruch auf Vollständigkeit in Aufzählung der Merkmale für die positive Entwicklung, die sich aus der Schrift erkennen lassen. Zahlreicher sind die Merkmale der negativen Entwicklung der Menschheit, dem Reiche des Bösen zu. Der Herr selbst nennt eine ganze Reihe solcher Dinge, die der Endentwicklung vorangehen sollen. Es sind theils große Naturereignisse, meist schreckende Zeichen und Gerichte, theils sind es traurige Vorgänge innerhalb der Christenheit, theils sind es Vorgänge in der Gott feindseligen Welt.

Der Herr sagt von Kriegen und Kriegsgeschrei und Empörung der Völker wider einander, von Pest, Theuerung, Erdbeben. Das ist der Nothanfang. (Matth. 24, 8.) Dann kommen Verfolgungszeiten für die Jünger des Herrn, Aergerniß an Christo, Verrath und Abfall, Verführung durch falsche Propheten; es kommt der Greuel der Verwüstung an hl. Stätte; es kommen Parteiungen der Christen, wo jede Partei allein den wahren Christus zu haben beansprucht; dann folgen die großen Zeichen der Sonne, Mond und Sterne u. s. w. Dann das Zeichen des Menschensohnes — der ihm vorangehende Herold — das alles sind Dinge, die wir Matth. 24 finden. Nehmen wir dann 2 Theſſ. Cap. 2 noch hinzu, so heißt es dort ganz deutlich: „Der Tag Christi kommt nicht, es sei denn, daß zuvor der Abfall komme und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens u. s. w."

Dort wird der wichtige Zusatz gemacht V. 9, daß der persönliche Antichrist werde mit Wundermacht ausgerüstet sein, die ihm vom Satan verliehen wird. Diese Wundermacht wird er gebrauchen zur Verführung aller, welche die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden, darum schickt ihnen Gott kräftige Irrthümer, daß sie der Lügenmacht verfallen.

Eine weitere Vervollständigung ergibt sich aus der Offenbarung Johannis und dem Propheten Daniel. Wir müssen uns freilich versagen, darauf näher einzugehen. Nur so viel sei im Allgemeinen bemerkt: Die Thiere bei Daniel und das Thier der Offenbarung bedeuten durchweg die gottfeindliche Weltmacht, die zuletzt in der gottfeindlichen Spitze, dem persönlichen Antichristen, auslaufen wird.

Dieser Weltmacht steht Offenbarung Cap. 12 das Sonnenweib, d. h. die reine Gemeinde Gottes gegenüber; Cap. 17 aber zeigt uns die ehebrecherische, abgefallene Kirche unter dem Bilde der Hure. Der Antichrist ist alt, nicht der Papst, sondern er ist ein weltliches Haupt, ein Thierhaupt, oder vielmehr das kleine Horn bei Daniel, das an Stelle der drei ausgestoßenen wächst. Dan. 7, 8. Die Hurenkirche aber steht Anfangs im Bunde mit der feindlichen Weltmacht gegen Gottes Volk, empfängt dann aber ihr Gericht durch die Hörner der Weltmacht nach Offb. 17, 16.

Aus der Verfolgungszeit während der antichristischen Periode wird hervorgehoben, daß dann Niemand kaufen noch verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen des Thiers an seiner Stirn oder an der Hand, oder den Namen des Thiers oder die Zahl seines Namens. In dieser Zeit treten aber auch zwei Zeugen Gottes auf in Geist und Kraft des Elias und werden theilweise wenigstens das Volk des Herrn schützen durch besondere göttliche Macht und Wunder. Doch, wir müssen abbrechen, da wir hier noch viel mehr nur bruchstückartig andeuten können, was alles hierher gehört zu den zuvor verkündigten Merkmalen der Zukunft Christi. Es wird ja Niemand erwarten, daß wir hier eine vollständige Entwicklung der Lehre von den letzten Dingen geben sollen.

Wollten wir noch den Propheten Sacharja beiziehen, so wäre noch Manches hier aufzuzählen. Doch es genüge diese Zusammenstellung von Merkmalen für die letzte Zeit, welche uns der göttliche Stundenzeiger, das Wort der Weissagung deutlich erkennen läßt, sowohl bezüglich der positiven als der negativen Entwicklung gegen das Ende hin.

Wir müssen nun den Minutenzeiger in's Auge fassen und sehen, ob er bald sich deckt mit dem Stundenzeiger, d. h. wir müssen unsere gegenwärtige Zeit einer prüfenden Untersuchung unterwerfen, um zu finden, ob wir jetzt schon etliche der genannten Merkmale finden.

1. Für die positive Entwicklung zum Guten hin haben wir drei Stücke genannt. Zuerst die Predigt des Evangeliums in aller Welt. Nun, wer mit der Missionsgeschichte bekannt ist, der weiß, daß in diesem Jahrhundert das Werk der Mission einen ungeheuren Aufschwung genommen hat. Ein Heidenreich nach dem andern wurde dem Evangelium erschlossen: Indien, China, Japan, neuerdings Korea; Afrika tritt immer mehr in den Vordergrund, die Inseln der Südsee sind fast alle unter Bearbeitung. Wir nehmen keinen Anstand zu sagen: Bald wird in aller Welt das Evangelium gepredigt werden, wenn der Weltverkehr in dem Maße wie bisher, fortschreitet.

Das zweite Merkmal bezog sich auf die politische und geistliche Wiedergeburt und Wiederkehr Israels. Israel ist in der Gegenwart in zwei Lager gespalten: Reformjuden und Altgläubige. Die ersteren haben vom Judenthum kaum mehr als den Namen. Sie sind aber dem Christenthum darum nicht näher gekommen, sondern bilden vielmehr einen Hauptbestandtheil der verbissensten Christusfeinde. Die orthodoxen Juden fangen aber weiter an sich in zwei Theile zu theilen, indem der bessere Theil das Joch des Talmud abzuschütteln beginnt und zur hl. Schrift des alten Testaments zurückkehrt. Die andere Partei, die am Talmud hängt, bleibt damit auch in der alten Christusfeindschaft. Wir sehen also: Es gibt Scheidungen in Israel, es gibt Bewegungen, ja es gibt in Rußland große Bewegungen zum Christenthum hin. Die Todtenbeine fangen an sich zu regen, sich mit Haut und Fleisch zu überziehen, wie Hesekiel geweissagt. Es fehlt nur noch der belebende Hauch von Gott, der sie lebendig macht und zurückführt in ihr Land. Ehe das letztere geschehen kann, mögen erst große politische Ereignisse eintre-

ten, die das hl. Land der Türkenherrschaft entreißen und für die Besiedlung durch Juden eröffnen.

Wir kommen an das dritte Merkmal: Die Ausreifung des Guten zur Ernte. Um diese Ausreifung des Guten zu erkennen und zu finden, dürfen wir nicht die christliche Kirche im Großen und Ganzen in's Auge fassen; wir dürfen sie auch bei keiner einzelnen Kirche als solcher suchen, sondern wir müssen die sogenannten Stillen im Lande aufsuchen, bei denen der Pulsschlag des geistlichen Lebens zu finden ist. Wir müssen bei diesen nachforschen, welches geistige Streben und Sehnen sich unter ihnen geltend macht.

Wer mit der verborgenen Lebensgeschichte der geistlichen Gemeinde Christi näher bekannt ist, der wird nicht verkennen, daß ein innerer Fortschritt zu bemerken ist. Am Anfang dieses Jahrhunderts führte der neu erwachte Glaube Christen der verschiedensten Bekenntnisse zusammen und knüpfte unter ihnen ein Band der Liebe und Gemeinschaft. Es entstand damals eine freie Liebes-Union der Christen, noch ehe es eine staatliche Gesetzes-Union gab. Diese ist nur Schattenbild von jener, indem gerade durch die Eingriffe des Staates das freie Unionswerk des Geistes Gottes gestört und verhindert wurde, so daß der eisige Konfessionswind wieder vieles zerstörte, was unter dem milden Frühlingshauche des Geistes Christi erblüht war.

Aber in den letzten 10—12 Jahren sind doch gar große Anstrengungen gemacht worden, die wahren Kinder Gottes in der Liebe Christi zu vereinigen und diese sind vielfach von großem Segen gewesen.

Dazu kommt ein unverkennbares Streben in vielen wahren Christen nach größerem Ernst der Heiligung, nach dem Wandel im Licht, nach Erfüllung mit dem hl. Geiste. Es erwachen theilweise die Geistesgaben, die Gaben der Weissagung, der Krankenheilung — oft noch mit Unlauterkeiten vermischt. Aber das alles sind Frühlingsboten, die den nahen Sommer verkünden, in dem die Ernte reif werden soll. Was den Kindern Gottes noth thut, ist ein einheitliches Streben und Sehnen nach der Vollendung im Guten, wie wir sie vorstehend angedeutet, ein ernstes Flehen und Beten darum; der Muth, alle Privilegien der Erlösung durch Christum auch allen Ernstes besitzen zu wollen, und damit anzuhalten nach den Lehren Christi, Luc. 18, 1 bis 8.

2. Schließlich handelt es sich darum nachzuweisen, inwiefern die Merkmale der Ausreifung des Bösen in unserer Zeit zu finden sind. Wir sehen ab von den Kriegen und Kriegsgeschrei und von schreckenden Naturereignissen der letzten Jahre, denn diese Dinge sind gar vieldeutig.

Wir wollen mehr nur andeuten das Verderben in der Kirche und in der Welt. Der Herr hat gesagt, Matth. 24, 12: Weil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Das ist die Grundsignatur unserer Zeit in Kirche und der Welt.

Die Liebe ist erkaltet in der Kirche, so weit sie äußerlich organisirt ist. An die Stelle der Liebe setzt man das Recht, setzt Gesetze, Verordnungen, man will der Kirche helfen mit allerlei schönen Sachen, aber — der Geist der Liebe

fehlt. Sieht man die einzelnen Confessionen an, so ist jede selbstsüchtig nur darauf bedacht, für sich die Welt zu erobern. Der Neid zwischen Juda und Ephraim hat noch heute nicht aufgehört. Zieht man die verborgene Philadelphia-Gemeinde, die dem Herrn allein bekannt ist, ab von der organisirten Kirche, so bleibt nichts übrig als ein ekles Laodicea, weder kalt noch warm, weder ganz abtrünnig, noch entschieden gläubig, trotzdem in unserer Zeit es nicht am lauteren Evangelium fehlt. Wie lange das noch unter Gottes Geduld also fortgehen kann, maße ich mir nicht an zu sagen, es kann aber ein schnelles Ende nehmen. Das Ausspeien ist Laodicea geweissagt und es kann unvermuthet schnell kommen.

Daß die Liebe erkaltet ist in der Welt, braucht man kaum erst zu beweisen. Die Ungerechtigkeit und Gewaltthat der Reichen und Großen hat dafür gesorgt, daß allenthalben sich der Kampf aller gegen alle anbahnt. Alle die verschiedenen offenen und geheimen Verbindungen und Verbrüderungen laufen auf das Ziel hinaus, das allein dem hinter dem Vorhang verborgenen Fürsten dieser Welt bewußt ist, dieses Ziel heißt: Auflösung aller göttlichen Weltordnung. Wenn einerseits die Arbeiter sich verbinden, um tyrannisch die Welt zu regieren nach ihrem Willen, und andererseits die Arbeitgeber sich organisiren wider den Anprall der Arbeiter, so sieht zwar der Weltphilosoph darin nur eine Wiederholung von Dingen, die alle schon bei früheren Culturvölkern dagewesen sind und dort auch den Untergang der Nationen zuletzt herbeiführten, aber er denkt, darüber geht doch nicht die Welt unter.

Anders denkt der christlich gläubige Philosoph E. A. v. Schaden in der schon angeführten Schrift, die ich dringend der Beachtung empfehle.

Während die alten Völker zwar untergingen kamen neue Culturvölker empor, welche den Faden der Weltgeschichte weiter fortführten. Diese Möglichkeit ist jetzt, allem Anschein nach, erschöpft. Deshalb schreibt Schaden: „Da in Asien und Europa und selbst in Amerika keine, neue Historie erzeugenden, Nationen aufzustehen vermögen, hat sich jetzt jener Geist der Selbstsucht und des Egoismus, welcher der Vater des Hochmuths und der Grausamkeit ist, aufgemacht, auf seine Weise die Welt zu reformiren. Denn wenn alles übrige fehlt, ein schon in der Jugend altes Geschlecht zu erneutem Lebensumschwung zu begeistern, so reibt die Noth des täglichen Bedürfnisses so lange an den wohlthätigen Banden, welche gewöhnlich die menschlichen Seelenkräfte umschlungen halten, bis ihre Fugen reißen und nun alle entzündeten Leidenschaften der Fahne ihres Fürsten Hochmuth folgen. Das aus der Pandorabüchse aber erschlossene Unheil führt keine Beschwörung in seinen Anfang zurück."

Nur noch e i n kurzes Wort sei mir erlaubt über das sogenannte Malzeichen des Thiers. Da dieses ein Erkennungszeichen der Anhänger des Thiers ist, so sollen damit alle Christen von Handel und Wandel ausgeschlossen werden. Man wird an dieses Zeichen erinnert theils durch die geheimen Zeichen der Ordensbündnisse, theils durch die neue Art, Geschäfte zu ruiniren, das sogenannte Boycotten, das durch die Arbeiterverbindungen in brutalster

Weise ausgeübt wird. Doch sind diese Dinge wohl nur schattenhafte Vorbilder für das eigentliche Malzeichen.

Das eigentliche Malzeichen des Thiers ist sicher eine Art Kainsbrandmal, wodurch der Satanismus aus den Augen hervorschlägt und auf der Stirne brennt. Wenn die geisterhaften Leidenschaften entfesselt sind und die Hölle im Herzen brennt, so schlägt das wilde, höllische Feuer auch aus den Gesichtszügen heraus. Das Malzeichen ist das satanische Gegenstück des Zeichens derer, die das Siegel Gottes an ihrer Stirne tragen. Wird in der letzten Zeit Gottes Volk mit dem Geiste Gottes vollendet und versiegelt, so lodert dagegen die höllische Flamme in den Uebrigen auf, die nicht versiegelt sind und sie verfallen, ob sie wollen oder nicht, dem Heer des Antichristen. Vorspiele der Entfesselung der höllischen Leidenschaften haben wir genug vor uns, wir dürfen nur an die Geschichte der Commune in Paris erinnern, an die socialistischen und anarchistischen Greuel unserer Tage, an den Massenmord, der da und dort praktisch in's Werk gesetzt wird mit Höllenmaschinen und Dynamitbomben und dergleichen.

Ernst, furchtbar ernst sind die Zeichen unserer Zeit. Wenn die Stunde Gottes wirklich schlägt, kann sich schnell in wenigen Jahren die letzte antichristische Epoche von 3½ Jahren abspielen. Und ob nicht in unserer nächsten Zeit schon der Minutenzeiger sich wirklich deckt mit dem Stundenzeiger, das vermag kein Sterblicher zu berechnen; denn Tag und Stunde hat der Herr sich vorbehalten. Möge er doch uns alle wachend finden, wenn er kommt. Amen.

Luther als Bibelübersetzer.

Vortrag von Dr. Ed. Riehm.

(Abdruck aus den Studien und Kritiken.)

(Fortsetzung.)

Luthers rastloses Streben, in dem er sich nie genug that, ging aber immer darauf, den Sinn des Grundtextes so treu als möglich wiederzugeben. — Wie ernstlich ihm daran gelegen war, hat er auch damit bewiesen, daß er es nicht verschmähte, die durch seinen Vorgang angeregten Bibelverdeutschungsversuche anderer sich zunutze zu machen, selbst wenn sie von so übelberüchtigten Männern herrührten, wie Hetzer und Joh. Denk, die ihm mit ihrer im Jahre 1527 in Worms erschienenen Prophetenübersetzung zuvorgekommen waren. Und selbst von seinen schmähsüchtigen Kritikern, die er sonst als „Meister Klügling" und „päpstliche Eselsköpfe" verspottete, nahm er Belehrung an, wenn er etwas Gutes und Richtiges bei ihnen fand. Durch Wicels berechtigten Tadel hat er sich z. B. bestimmen lassen, in Jon. 2, 9 und Hos. 4, 8 die gegen die Papisten gemünzten falschen Uebersetzungen: „aber die sich verlassen auf ihre Werke, die doch nichts sind, achten der Gnade nicht" und „Sie geben Ablaß für ihre Sünden" zu beseitigen; in Jer. 4, 27 das ganz verfehlte: „und ich will gar nicht schonen" in das gegentheilige: „und will's doch nicht gar aus machen," in Jes. 40, 10 das anfängliche „siehe seine Arbeit

und sein Thun wird nicht ohne Frucht sein" in „siehe sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung ist vor ihm" zu verbessern, und in Hos. 7, 8 Wicels Uebersetzung: „Ephraim menget sich unter die Völker" aufzunehmen *). Selbst den tadelnden Bemerkungen des „Sudlers" Hieron. Emser hat er einige Rechnung getragen, in Phil. 3, 20 nicht einmal zum Vortheil seiner Uebersetzung; denn sein anfängliches „unsere Bürgerschaft aber ist im Himmel" kam dem Sinn des Grundtextes näher, als die seit 1530 aufgenommene der Vulgata entsprechende Uebersetzung Emsers: „Unser Wandel aber ist im Himmel."

Auf das Verhältniß, in welchem Luthers Uebersetzung zu der überlieferten Gestalt des hebräischen Textes steht, kann ich hier nicht näher eingehen. Ich will nur als einen weiteren Beleg dafür, wie ernstlich er bemüht war, den wahren Sinn des Grundtextes selbstständig und von der Tradition unabhängig zu ermitteln, das eine bemerken, daß er sich keineswegs einfach an die überlieferte Punktation hielt. Er wußte wohl, daß Moses und die Propheten nicht mit Punkten geschrieben haben; diese galten ihm als ein „neu Menschenfündlein," und er argwöhnte, daß zuweilen sogar die Christusfeindschaft der Juden den wahren Sinn durch die beigesetzten Punkte habe verdecken wollen. Nicht selten, und zwar auch in Fällen, wo sein christologisches Interesse nicht ins Spiel kam, hat er sich darum bemüht, ohne Rücksicht auf das supra und infra scriptum der Rabbinen, den wahren Sinn des hebräischen Konsonantentextes zu ermitteln. Auch die ihm bekannten rabbinischen Auslegungen hat er oft eingehend geprüft und seine davon abweichende Uebersetzung zu rechtfertigen versucht. — Nur in ganz vereinzelten Fällen, wo er trotz aller aufgewendeten Mühe zu keiner Gewißheit über den wahren Sinn gelangen konnte, oder wo ihm der Streit der Gelehrten über den Sinn dunkler Wörter für den Glauben und die Religion völlig bedeutungslos erschien, entschlug er sich weiteren Forschens, gestand wohl auch, er habe versuchen müssen, den Sinn zu errathen oder erklärte, danach wolle er die Zänker suchen lassen bis an den jüngsten Tag und wolle es dieweil verstehen, wie es gedeutscht sei. —

Man könnte nun freilich sagen: wenn es der Meisterschaft und der rastlosen Arbeit Luthers auch gelungen sein mag, im ganzen und großen den Grundtext getreuer wiederzugeben, als die damalige lateinische Kirchenbibel, so könne seine Uebersetzung doch gegenüber dem jetzt gewonnenen besseren Verständniß des Grundtextes auf den Vorzug der Richtigkeit und Treue nicht mehr Anspruch machen. In der That ist ja auch nicht zu leugnen, daß die Lutherbibel gerade in dieser Beziehung am meisten als das, wenn auch noch so meisterhafte Werk einer bestimmten Zeit sich darstellt, das wie jedes Menschenwerk auch dem Veralten und der Besserungsbedürftigkeit unterliegt. In der genauen und richtigen Wiedergabe des Grundtextes ist Luthers Bibelübersetzung ohne Frage von manchen Neueren übertroffen. Indessen haben doch

*) Auch das gar zu drastisch-anschauliche „und Krieger mit Bier zu zechen" in Jes. 5, 13 hat Luther auf Wicels Tadel hin fallen lassen.

viele übertriebene Vorstellungen von der Inkongruenz der Uebersetzung Luthers mit dem Grundtext. Nachdem Referent in einem Zeitraum von bald 20 Jahren alljährlich viele Wochen daran gewendet hat, zu prüfen, was an der Uebersetzung Luthers berichtigungsbedürftig ist, darf er wohl glauben, das wirklich vorhandene Maß jener Inkongruenz einigermaßen zu kennen. Zunächst ist zu constatieren, daß Luther zwischen Uebersetzung und Auslegung wohl zu unterscheiden wußte, und daß darum sehr viele ungeschichtliche, dem damaligen Stand der Exegese entsprechende Auffassungen namentlich alttestamentlicher Texte, die wir in seinen Komentaren finden, auf seine Uebersetzung keinen Einfluß geübt haben. Sodann kann ich versichern, daß ich je länger um so mehr erkannt habe, in wie hohem Maße unser Luther sich nicht nur in den Geist und Inhalt der heiligen Schrift eingelebt, sondern auch mit der Eigenthümlichkeit der biblischen Ausdrucksweise vertraut gemacht hatte, und wie er dadurch instand gesetzt war, oft mit bewunderungswürdiger Sicherheit, oft auch mit genialer Divination in das richtige Verständniß des Grundtextes einzudringen. Man kann hundertfältig die Erfahrung machen, daß auch was auf den ersten Anblick besserungsbedürftig erscheint, bei genauerem Zusehen sich als treffliche *deutsche* Wiedergabe des wesentlichen Sinnes erweist. Und ganz abgesehen von den Stellen, in welchen auch unsere heutige Exegese über den wahren Sinn noch nicht einig ist und auch der von Luther ausgedrückte noch seine Vertreter hat, auch *die* Fälle sind nicht ganz selten, in welchen die Einmüthigkeit der heutigen Exegese in einer von Luther abweichenden Auffassung vor einer gründlichen neuen Untersuchung sich mehr als eine konventionelle, denn als eine solid begründete zeigt. Dazu betrifft ein guter Theil des Berichtigungsbedürftigen, wenn es auch für das genauere Verständniß nicht ohne Bedeutung ist, gar nicht unmittelbar das Gebiet des Glaubens und der Religion. Und endlich gibt Luther, auch wo er entschieden falsch übersetzt, zwar öfters einen über den Inhalt des betreffenden Schriftworts und über die geschichtliche Offenbarungsstufe, der es angehört, hinausgreifenden Sinn, dabei aber immer aus der Schrift selbst und aus den Tiefen der christlichen Erfahrung geschöpfte Wahrheiten. Ich darf mich für alles dies auch auf das Zeugniß der verehrten Männer berufen, deren Mitarbeiter im Werke der Bibelrevision ich sein durfte; sie werden gewiß alle mit mir der Ueberzeugung sein, daß auch bezüglich der *richtigen* Wiedergabe des Grundtextes die Lutherbibel im großen und ganzen ein Meisterwerk ist und bleibt, und daß die erforderliche Besserungsarbeit daran in keinem wesentlich andern Verhältniß zu Luthers Arbeit steht, als einst jene Mitarbeit seiner Gehilfen.

Der hohe Werth der Lutherbibel und ihre Unersetzbarkeit durch eine neuere den Grundtext genauer wiedergebende Bibel beruht aber in erster Linie auf der Art und Weise, *wie* Luther das von ihm gewonnene Verständniß des Grundtextes zum Ausdruck gebracht hat. Aus seinem an Wenceslaus Linck in Nürnberg gerichteten Sendschreiben über das Dolmetschen (von 1530) und aus seiner Schrift „Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dol-

metschens" (von 1533) ist bekannt, wie klar ihm die deutsche Volksbibel als Ziel seines Strebens vor Augen stand. Jene sklavisch treue Nachbildung lateinischer, griechischer oder hebräischer Konstruktionen und Ausdrucksweisen geißelt er als lächerliche Thorheit der Buchstabilisten. „Ich habe" — sagt er — „deutsch, nicht lateinisch noch griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dolmetschen fürgenommen habe." Von einer deutschen Bibelübersetzung wird auch heutzutage jeder Einsichtige nach der Sinngetreuheit vor allem fordern, daß sie den Gesetzen und der Art der deutschen Sprache entspreche. — Zu dem Ideal einer guten Uebersetzung gehört nach unsern Begriffen allerdings weiter das, daß sie auch in der Ausdrucksweise den Grundtext so genau nachbilde, als es möglich ist, ohne die Klarheit und Verständlichkeit zu beeinträchtigen und dem deutschen Sprachgebrauch Gewalt anzuthun. In welchem Maße dies geschehen kann, das hängt aber wesentlich von dem Zwecke ab, den der Uebersetzer verfolgt, und von den Lesern, für welche die Uebersetzung bestimmt ist. Wer darauf ausgeht, die Eigenthümlichkeit des Originals nach Inhalt und Form möglichst vollständig wiederzugeben, so daß das nationale, zeitalterliche und selbst das individuelle Gepräge desselben auch in der Uebersetzung erkennbar wird, der muß die eigene Sprache der fremden möglichst anbequemen und, so viel es dieselbe immer zuläßt — und unsere bildsame deutsche Sprache ist ja vor andern dazu geeignet —, das Satzgefüge, die Wortstellung, die Redewendungen, die Bilder und Tropen, kurz den ganzen Charakter der Darstellung kunstmäßig nachzubilden suchen. Aber wie werthvoll eine solche Uebersetzung auch sein kann, nur ein gebildeter Leserkreis, der mit der kunstvolleren Gestaltung unserer Muttersprache schon vertraut ist, wird sie zu würdigen und recht zu verstehen vermögen. Luthers Absehen war ein anderes. Er wollte Gottes Wort seinem lieben deutschen Volk in seiner eigenen, für klein und groß, gebildete und ungebildete verständlichen Sprache darbieten. Da kam alles in erster Linie auf den Inhalt an; ihn so klar und verständlich als möglich auszudrücken, war die Hauptaufgabe, gegen welche die einer Nachbildung der Darstellungsform zurücktreten mußte. Die praktisch-volksthümliche Bestimmung seiner Uebersetzung erlaubte Luther nicht, in der Anbequemung der deutschen Sprache an die hebräische und griechische so weit zu gehen, als es die Bildungsfähigkeit derselben zuließ; was der Schlichtheit und Einfachheit der Rede, die der gemeine Mann führt und versteht, allzu fremdartig ist, das mußte er meiden. Es ist ja bekannt, wie er Spalatin erklärte, „Schloß- und Hofwörter" könne er nicht brauchen, und an Linck schrieb: „Man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man deutsch mit ihnen redet." So ergab sich für ihn der Grundsatz: „Wer deutsch reden will, der muß nicht der hebräischen Worte Weise führen, sondern muß darauf sehen, wenn er den hebräischen Mann verstehet, daß er den Sinn fasse und denke also: Lieber, wie redet der deutsche Mann in solchem Fall? Wenn er nun die deutschen Worte hat, die hierzu dienen,

so lasse er die hebräischen Worte fahren und spreche frei den Sinn heraus aufs beste, so er kann." Nach diesem Grundsatz hat er viele Bilder und Tropen, die dem Vorstellungskreis unseres Volkes gar zu fremd sind, beseitigt, hebräische und griechische Redeweisen und zuweilen im Spruchbuch und Jesus Sirach selbst ganze Sprichwörter durch gebräuchliche deutsche ersetzt; wo die Kürze des Ausdrucks den Text dunkel und unverständlich gemacht hätte, durch Umschreibungen nachgeholfen, kurz der Art der deutschen Volkssprache und dem Verständniß des gemeinen Mannes überall volle Rechnung getragen. Von solcher Freiheit gegenüber der Darstellungsform, die er sich von Anfang an mit klarem Bewußtsein genommen, macht er in den späteren Ausgaben immer ausgiebigeren Gebrauch; am allermeisten in dem biblischen Buch, auf welches er die größte Sorgfalt verwendet hat, in dem Psalter; da zielen weitaus die meisten späteren Aenderungen darauf, die Uebersetzung nicht wortgetreuer, sondern deutscher und verständlicher zu machen, wie denn Luther in der Nachrede zu dem Psalter von 1531 selbst erklärt, sein früherer Psalter sei an vielen Orten dem Hebräischen näher und dem Deutschen ferner, der neue aber dem Deutschen näher und dem Hebräischen ferner. In einzelnen Fällen ist Luther allerdings in diesem Verdeutschungsstreben zu weit gegangen, aber auch nur in einzelnen Fällen; sonst muß man mit Goethe*) urtheilen, daß gerade dieses Verfahren seine Uebersetzung erst recht geeignet gemacht hat, die deutsche Volksbibel zu werden. Auch von uns wird niemand manche ganz freien, aber doch den wesentlichen Sinn treffenden Uebersetzungen mit solchen, welche die Ausdrucksweise des Grundtextes genauer nachbilden, vertauschen wollen. Oder möchte jemand in Anlehnung an Luthers frühere wörtlichere Uebersetzung mit v. Meyer und Stier in Ps. 33, 4 schreiben: „sein Thun ist lauter Treue" statt „was er zusagt, das hält er gewiß"? oder gar Ps. 63, 6: „Da würde meine Seele gleich als von Fett und Feistem satt werden und mein Mund mit fröhlichen Lippen rühmen" statt: „Das wäre meines Herzens Freud' und Wonne, wenn ich dich mit fröhlichem Munde loben sollte" (vgl. dazu E. A. 37, 256 f.) oder in Ps. 63, 7: „Wenn ich dein gedenke auf meinem Lager, so sinne ich Nachtwachen lang von dir" statt: „Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, wenn ich erwache, so rede ich von dir." Wie anders als die frühere wörtlichere Uebersetzung in Ps. 68, 21: „Der Gott ist uns ein Gott des Heils und ein Herr Herre dem Tod zu entlauffen" fällt das nachmalige: „Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn Herrn, der

*) Goethe, Aus meinem Leben, Tl. III, B. 11: „Daß dieser treffliche Mann (Luther) ein in dem verschiedensten Stile verfaßtes Werk und dessen dichterischen, geschichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Muttersprache wie aus einem Gusse überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im einzelnen hätte nachbilden wollen. Vergebens hat man nachher sich mit dem Buche Hiob, den Psalmen und anderen Gesängen bemüht, sie uns in ihrer poetischen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden soll, bleibt eine schlichte Uebertragung immer die beste. Jene kritischen Uebersetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander."

vom Tode errettet" ins Ohr! Oder in Ps. 73, 9 das jetzige: „Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein; was sie sagen, das muß gelten auf Erden" im Vergleich mit dem früheren, wörtlichen: „Sie stellen ihren Mund in den Himmel, und ihre Zunge geht im Lande um!" Und wie anders geht es zu Herzen, wenn es in Ps. 73, 25. 26 statt: „Wen hab' ich im Himmel? und auf Erden gefällt mir nichts, wenn ich bei dir bin. Mein Fleisch und mein Herz ist verschmachtet, Gott ist meines Herzens Hort und mein Theil ewiglich" nun heißt: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Theil."

Man würde aber sehr irren, wenn man meinen wollte, Luther habe die Aufgabe, auch die Ausdrucksweise des Originals nachzubilden, ganz aus den Augen gelassen. Gerade darin zeigt sich seine Meisterschaft, daß er ihre Erfüllung mit jenem Verdeutschungsstreben oft in bewunderungswürdiger Weise zu vereinigen weiß. Man kann das schon bezüglich einzelner Ausdrücke und Redewendungen wahrnehmen. Wo ein Wort, eine Redeweise, ein Bild zum vollen Ausdruck des Sinnes, des religiösen Affekts, der Gemüthsstimmung, kurz des mannigfaltigen Charakters der inneren Lebenszustände beiträgt, da hält sich Luther an das Wort; denn von dem Inhalt des göttlichen Worts wollte er auch nicht das Kleinste verloren gehen lassen. Auch darin verfuhr er nach klar bewußten Grundsätzen. „Doch hab' ich," — so heißt es in dem Sendschreiben an Linck — „wiederum nicht allzu frei die Buchstaben lassen fahren, sondern mit großen Sorgen samt meinen Gehilfen darauf gesehen, daß, wo an einem Ort gelegen ist, hab' ich's nach den Buchstaben behalten und . . . habe ehe wollen der deutschen Sprache abbrechen, denn von dem Wort abweichen." Und in der Abhandlung von Ursachen des Dolmetschens sagt er: „Wiederum haben wir zuweilen auch stracks den Worten nach gedolmetscht, ob wir's wol hätten anders und deutlicher können geben, darum daß an denselben Worten etwas gelegen ist." Als Beispiele führt er an: Joh. 6, 27: „denselbigen hat Gott der Vater v e r s i e g e l t", wo „gezeichnet" oder „meinet Gott" deutscher gewesen wäre; Ps. 68, 19: „du hast das Gefängniß gefangen", wo das deutschere: „du hast die Gefangenen erlöset" den feinen reichen Sinn des Hebräischen nicht wiedergebe. Auch über die Beibehaltung von hebräischen Redensarten, wie „Gnade finden für jemands Augen", „der HERR erleuchte sein Angesicht über dir", u. dgl. rechtfertigt er sich gelegentlich. Um der Lehre und des Trostes unseres Gewissens willen — sagt er — müßten wir solche Worte behalten, gewohnen und also der hebräischen Sprache Raum lassen, wo sie es besser macht, denn unsere deutsche thun kann. Auch im Psalter, wo er am freiesten verdeutscht, durfte er sich rühmen, nach diesen Grundsätzen, „alle Wort auf der Goldwage gehalten und mit allem Fleiß und Treuen verdeutscht" zu haben. — Es sind auf diese Weise durch Luther gar manche hebräische Redeweisen in den allgemeinen deutschen und noch mehrere in den kirchlichen Sprachgebrauch eingeführt worden. — Aber nicht nur im Einzelnen schloß sich Luther, wo es der Inhalt forderte, auch in der Form

genauer an das Original an. Auch im großen hat er die Aufgabe, die Darstellungsform des Originals nachzubilden, geistvoll aufgefaßt und in der ihm durch seinen Zweck vorgeschriebenen Weise meisterhaft erfüllt. Der Reichthum seiner religiösen Erfahrung, seine leichte und klare Auffassungsgabe, sein feines Verständniß für alles, was das Menschenherz bewegt, sein offener Sinn für alles Große, Schöne und Heilige, seine natürliche Beredsamkeit, seine erworbene Herrschaft über die deutsche Sprache, seine hohe dichterische Begabung setzten ihn instand, den verschiedenen Ton, das eigenthümliche Kolorit der biblischen Rede in gutem, klarem Deutsch in einer oft ganz unübertrefflichen Weise wiederzugeben. In lebendigem Wechsel schließt sich seine Rede dem Darstellungscharakter des Originals und damit dem Inhalte an, bald im schlichten Ton des Erzählers, oder in dem ruhigen der lehrhaften Rede, bald in dem Ton des feuersprühenden Affekts oder in hochdichterischem Schwung, bald kurz, körnig und gedrängt, bald wieder in anmuthiger, behaglicher Wortfülle. Welch innigen, rührenden Ausdruck findet z. B. Davids Klage um Jonathan 2 Sam. 1! Wie niederschmetternd lautet die Ankündigung des Gerichtstags Jehovas in Jes. 2! Wie vollen Ausdruck findet die Angst des aus der Tiefe der Sündennoth zu Gott rufenden Herzens und wiederum der Jubel dessen, der Vergebung gefunden hat! Wie tröstlich und herzgewinnend klingen Gnadenworte, wie: „Ob auch ein Weib ihres Kindleins vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen!" Und wie glücklich ist in vielen Stellen auch die „reisige und prächtige Sprache" des Buches Hiob wiedergegeben, z. B. in der herrlichen Schilderung des Schlachtrosses! Es war in der That ein wohlverdientes Lob, wenn der Dompropst zu Magdeburg und Meißen Fürst Georg von Anhalt von der Lutherbibel rühmte, daß darin „auch der heilige David und die heiligen Propheten so vernehmlich und deutlich in Worten und Sinne reden, als wären sie in unserer Muttersprache geboren und erzogen." (Schluß folgt.)

Ist das Leben der Mühe werth?

(Ein Vortrag. Aus dem Spanischen übersetzt von P. Wiegmann.)

Weinend kommt der Mensch auf die Welt. Schon vor langer Zeit machte man diese Beobachtung und darauf stützte sich ein schwermüthiger Dichter, der in schönen und wohlklingenden Versen erklärte, daß das menschliche Leben in der That ein sehr trauriges Ding sei, und daß der Neugeborene, wenn er es mit Thränen antritt, all das Elend zu ahnen scheine, das seiner in demselben warte *). Das mag ein Poet wohl sagen, allein wir halten uns ganz und gar nicht für verpflichtet, Den als Beurtheiler des Lebens anzusehen, der dasselbe erst beginnt und noch nicht kennt. Um jedoch zu wissen, was wir vom Leben halten sollen, laßt uns sehen, was die tiefen Denker darüber geredet haben, und dann ihre Ansichten vergleichen.

1. Das Erste, worüber wir bei dieser Frage, die uns beschäftigt, nachdenken müssen, ist die relative Menge von Gutem und Uebeln, die dem Men-

*) Lucretius, De natura rerum.

schen im Verlauf seines Daseins beschieden werden, das Verhältniß, in welchem die Leiden und Freuden zu ihm stehen. Was sagen die Weltweisen hierüber?

In diesem Punkte, wie in vielen andern, stimmt die Ansicht der Philosophen nicht überein. Eine meiner ältesten Jugenderinnerungen bezieht sich auf zwei Bilder, die ich einst in einem Buch aus dem vorigen Jahrhundert sah. Dieselben standen auf zwei verschiedenen Seiten einander gegenüber. Links war ein Mann abgebildet, der mit dem ganzen Gesicht lachte, und rechts ein anderer, welcher weinte, daß es einen Stein hätte rühren können. Später erfuhr ich, daß jene beiden Männer Demokritos und Heraklitos waren, und daß der Maler oder Zeichner in jenen zwei griechischen Philosophen die beiden entgegengesetzten Ansichten personificirte: die der Optimisten, welche das Leben rosig, und die der Pessimisten, welche dasselbe so schwarz als nur möglich malen. Wir wollen sie hier abwechselnd zu Wort kommen lassen. Hören wir zuvörderst die Optimisten!

Es ist wahr, der Optimismus ist kein auf den Werth des Lebens bezügliches System, sondern eine Theorie, die auf die Vollkommenheit des ganzen Universums Bezug nimmt. Von der Idee ausgehend, daß Gott nach Seiner Allgütigkeit und Allweisheit nur etwas sehr Gutes geschaffen haben könne, lehrt diese Schule, daß diese Welt, so wie sie ist, die beste aller möglichen Welten sei. Es läßt sich leicht einsehen, daß diese Behauptung einer nicht sonderlich günstigen Würdigung der menschlichen Geschicke gleichkommt, denn man könnte vermuthen, daß es zum besseren Bau des Universums in seinem Zusammenhang nothwendig gewesen sei, daß unser Geschlecht sich mit einem gar armseligen und traurigen Erbtheil zufrieden gäbe, gerade so wie man in der Architektur auch wohl dann und wann diesen oder jenen Theil eines Palastes einem schönen Plan opfert. Viele Philsosophen behaupten das aufs allerbestimmteste und fordern uns auf, uns mit dem Gedanken zu trösten, daß unser Leben, so traurig es uns auch erscheinen mag, seinen Platz in dem großen All einnimmt und zur Vollkommenheit des großen Universalgebäudes beiträgt. — Allein es gibt andere Optimisten, die noch viel weiter gehen und behaupten, daß diese Welt die bestmöglichste sei nicht blos in sich selbst, sondern in Bezug auf den Menschen, der nach ihrer Ansicht ihr Mittelpunkt und Zweck ist. Alles — sagen sie — ist in dem Himmel und auf Erden zum Besten unseres Geschlechts bewunderungswürdig geordnet. „Das Universum," sagt einer von ihnen, Wolf, dessen Einfluß in Deutschland zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts gar groß war, „das Universum ist eine Vereinigung von Mitteln, die der Schöpfer combinirt hat, um uns Alles zu gewähren, was unsere Wohlfahrt erheischt." Sowohl er wie seine Schüler spinnen diesen Gedanken bis zu den äußersten Consequenzen fort. „Seht," sagen sie, die wunderbare Einrichtung von Tag und Nacht und erwäget, wie nützlich letztere ist, daß sie nicht blos unsere Kräfte wieder herstellt, sondern uns auch den Fischfang erleichtert!" Dazu bemerkt ein Spötter: „Und lasset die treffliche Fürsorge des Schöpfers nicht außer Acht, der Kork im Ueberfluß geschaffen, damit den Champagnerflaschen die Pfropfen nicht fehlen!"

Uebertreibt man die Sache auf diese Weise, so ist es wahr, daß die Ansicht der Optimisten absurd wird. Die Manie oder Sucht, stets und überall eine providentielle Harmonie zu erblicken (eine Manie, die nicht ausschließliches Erbtheil Deutschlands war, denn sie zeigte sich zu gleicher Zeit in England und Frankreich), das Geneigtsein, alle Dinge in ihrer Geringheit zu schätzen und sich den Schöpfer vorzustellen, als würde er in all seinem Thun von der Rücksicht auf unsere kleinsten Bedürfnisse geleitet, — das Alles wird nicht blos von der augenscheinlichsten Erfahrung über den Haufen geworfen, sondern verstößt auch gegen den gesunden Menschenverstand. Da bedurfte es nicht des Spötterwitzes Voltair's, um jene nicht aus der Fassung zu bringenden Metaphysiker lächerlich zu machen, die uns stets demonstriren wollen, daß Alles lieblich und entzückend ist und vortrefflich geht in der besten aller Welten.

Will man den Optimismus unparteiisch beurtheilen, so darf man nicht auf seine Uebertreibungen schauen, sondern auf seine berühmtesten Repräsentanten, auf seine Genien, auf Malebranche oder Leibnitz. Letzterer z. B. gibt keineswegs vor, irgendwie zu beweisen, daß auf dieser Welt Alles zum Vortheil des Menschen und zum Zweck der Befriedigung seiner Wünsche geordnet sei, sondern daß der Schöpfer in seiner Weisheit das gute Gleichgewicht innehalte und sich nicht das ausschließliche Glück dieser oder jener Provinz seines Reiches zum Zweck gesetzt habe. Dessenungeachtet fügt Leibnitz ausdrücklich hinzu, daß die Provinz, die uns als Loos zugefallen ist, keinerlei Grund für uns zur Klage oder Beschwerde ist, und daß das menschliche Leben in Wirklichkeit gut und nicht schlecht ist. „Wüßten wir nicht, daß es ein anderes Leben gibt," sagt er, „so glaube ich, würde es gar Wenige geben, welche in ihrer Todesstunde nicht noch einmal zum Leben zurückkehren möchten...... Es gibt wirklich," fügt er hinzu, „nicht so viele Uebelstände auf Erden, wie man gewöhnlich sagt. Ist die Zahl der Belustigungsorte nicht größer als die der Gefängnisse? Wenn ein Uebel so sehr unsere Aufmerksamkeit fordert, so kommt dies lediglich daher, weil es eine Ausnahme ist...... Uebrigens wie oft passirts uns nicht, daß wir über ein ganz imaginäres Unglück klagen? Und in wie viel andern Fällen sind ganz unbedeutende Leiden nicht die Quelle herrlicher Güter? Wie oft dient uns ein geringfügiger Schmerz dazu, daß wir einer ernsten Gefahr ausweichen können! Gar häufig dient uns auch ein gar geringes Leiden dazu, daß wir, schätzenswerthe Güter, die wir vielleicht kaum beachten würden, um so besser schätzen lernen, ebenso wie der Schatten die Farbenschönheit eines Gemäldes besser erkennen läßt oder wie ein wenig Säure uns den Wohlgeschmack eines Gerichts verwirklicht." — Wie zahlreich und groß sind die Annehmlichkeiten des Lebens! rufen die Optimisten aus. Wie viele Freuden weist das Leben des Menschen auf, wenn er's nur recht versteht, sie nicht zu stören oder zu trüben: die Freude an mäßiger und gewissenhafter Arbeit, die Freude am häuslichen Herd, die reinen Freuden der Freundschaft und viele andere. Eine einzige Minute solches Glücks sollte uns entschädigen für viele Leidensstunden.

Das Resumé optimistischer Anschauung ist also: Das Leben ist gut und angenehm, seine Güter sind unendlich und dauerhaft und seine Uebel wenig und vergänglich.

2. Ein Sprüchwort sagt, daß der, welcher nur eine Glocke hört, auch nur ein Geläute höre. Laßt uns deßwegen prüfen, was die Pessimisten ihrerseits sagen.

Diese haben mit ihren Klagen nicht gewartet, bis das XIX. Jahrhundert kam. Schon im fernen Alter gab es deren in Indien und einer derselben lebte circa 600 Jahre vor der christlichen Aera, der Stifter der buddhistischen Religion, welche als Grundlage die Ueberzeugung hat, daß jedes Dasein nothwendigerweise ein erbärmliches ist, sowohl das des Fürsten als das des Bettelmannes. Es gab deren auch in Griechenland, jenem Lande, das man das Land des Lichts und der Freude nannte. Homeros, der Dichter des Heldenzeitalters, war es, welcher diese so melancholische Worte schrieb: „Im Schmerz zu leben, das ist das Loos, welches die Götter den elenden Sterblichen vorbehalten haben," und Sophokles sagt, daß es sicherlich das Beste sei, gar nicht geboren worden zu sein, und daß es dann, wenn man das Licht der Welt erblickt habe, das Beste sei, dahin zurückzukehren, wo man hergekommen sei. Um aber die Citate nicht unnöthig zu vermehren, wollen wir nur noch den Philosophen Hegesias (300 ante Chr.) erwähnen, den seine Zeitgenossen den „Eingeber der Sterbe-Idee" nannten. Der König Ptolemäus sah sich genöthigt, dessen Schule zu schließen, weil sich die Selbstmorde in erschrecklichem Maße vermehrten, seit jener Pessimist seine Jünger lehrte, daß man das Leben mit der größten Indifferenz ansehen müsse.

In unsern Tagen hat der Pessimismus einen neuen Aufschwung erlebt und es gibt sogar eine Schule, die auf ihrem Fähnlein dieses Wort trägt. Wir wollen uns darauf beschränken, drei der bekanntesten Repräsentanten anzuführen. Einer derselben ist Leopardi, mehr Dichter als Philosoph, ein begeisterter Besinger der italienischen Freiheit. Derselbe hat uns eine Sammlung kleiner Abhandlungen hinterlassen, in denen die düsterste Schwarzseherei und der bitterste Menschenhaß widerscheint. Folgendes sind seine Worte: „Die Wahrheit ist so jämmerlich und widerstrebend, daß der Mensch allewege, wenn er gerührt werden oder sich freuen soll, der Täuschung und des Irrthums bedarf...... Mögen die Menschen Gefallen daran finden, zu glauben, daß sie zufälligerweise böse geworden sind, während sie es in Wirklichkeit von Natur sind!...... Blos die Dummen sind gut und diese nur deßhalb, weil sie nicht anders sein können, ... und in allen alten und modernen Sprachen bezeichnet das nämliche Wort Güte und Dummheit." Nach Leopardi ist die Empfindung, welche die Welt in einer edeln Seele hervorbringt, der Ueberdruß, ja der Ekel.

Arthur Schopenhauer (geb. 1778 zu Danzig) und Hartmann (geb. 1842 zu Berlin) haben nacheinander in voluminösen Büchern zwei metaphysische Systeme dargelegt, in denen sie zeigen, welch ein elend Ding das menschliche Dasein ist. Folgendes ist ein Resumé ihrer Behauptungen und Argumente: Es liegt in der Natur der Dinge, daß der Wille ohne Unterlaß

nach der Realisirung eines Objectes strebt mittels einer Anstrengung, die nothwendigerweise schmerzlich ist. Selten wird der gewünschte Zweck erreicht. Man täuscht sich und leidet darunter. Gelingts einem aber wirklich, so ist der Wille auch gleich schon auf etwas Anderes gerichtet und findet nie Frieden noch Glück. Weit davon entfernt, jene gute und liebevolle Mutter zu sein, wie die Optimisten behaupten, ist die Natur eine Stiefmutter, deren trockene Brüste nie unserem brennenden Durst einige Tropfen Milch gönnen, ohne sie mit Galle zu vermischen und uns mit tausenderlei Schmerzen theuer dafür bezahlen zu lassen. Für den, der sie genau beobachtet und scharf betrachtet, ist die Welt etwas Entsetzliches.

„Das Leben" — sagt Schopenhauer — „ist eine stete Jagd, worin die Geschöpfe, bald Jäger, bald Wild, sich die Stücke Fleisch von einem grausen Schmaus streitig machen; es ist ein Krieg Aller gegen Alle, eine Art Naturgeschichte des Schmerzes, welche man ganz kurz so zusammenfassen kann: ohne Ende wünschen, stets kämpfen, stets leiden, bis der irdene Becher unseres Planeten in Stücke bricht." Wenn der Jäger nur wenigstens Vortheil davon hätte, daß er das Wild quält, aber mit nichten! Wir verursachen uns gegenseitig Leiden, ohne den mindesten Profit davonzutragen. So muß man denn Alles gut, ja zu theuer bezahlen.

Uebrigens gibt es für den Menschen nicht so viele Güter, wie Manche annehmen. Hartmann sagt: „Den Namen Güter darf man der Jugend, dem Reichthum, der Gesundheit nicht beilegen, denn im Grunde genommen sind sie nur rein negative Privilegien, wie der Schlaf, und bestehen einfach darin, daß man gewisse Leiden nicht erfährt, wie Alter, Armuth oder Krankheiten. Ists möglich, daß man die Arbeit und die Familie Güter nennt? Es ist wahr, daß sie uns vor andern schlimmen Uebeln bewahren, allein jede Arbeit ist doch nur eine Mühe, und so schön wir uns auch die Familie vorstellen, so hört sie doch darum nicht auf, eine Quelle von tausenderlei Leiden und Verdruß zu sein. Und was wollen wir von den andern vermeintlichen Gütern sagen, welche in Wirklichkeit nur illusorische Hoffnungen sind, weiter nichts, welche nur dazu dienen, daß wir unnütze Anstrengungen machen? Die Tugend trägt das nicht ein, was sie kostet, und das Laster kostet noch weit mehr und bringt gar nichts ein. Es bleibt in der großen Wüste des menschlichen Lebens nur eine Oase: Wissenschaft und Kunst. Allein man mache sich nur keine Illusionen: auch diese Genüsse sind sehr theuer und Niemand weiß, wie groß und wie viel die Leiden des Künstlers und des Dilettanten sind. Eben deßhalb, weil diese am meisten im Stande sind, sich über gewisse Harmonien zu freuen, sind auch ihre Sinne gleicherweise leichter fähig, unter dem Mangel an Harmonie zu leiden, der sich so häufig im Leben zeigt. Bei allem dem ist derjenige ein Prüdhomme, der am meisten Glück hat, und wenn er auch irgend einen Genuß oder Besitz einbüßen muß, so hat er dagegen auch um so viel weniger Verdruß und kann ruhig fortfahren seine Zeitung zu lesen, wenn unter seinem Balcon schlecht gestimmte Instrumente ertönen, während für einen Mozart der geringste Mißton eine wahre Todesqual sein würde."

(Schluß folgt.)

Das Prinzip der Anschaulichkeit

und seine Durchführung im Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Religionsunterrichts.

Referat von Dr. E. Kaiser.

(Schluß.)

Nach alledem sind wir genöthigt, an unserem Theile folgende Forderungen für die Durchführung des Anschaulichkeitsprinzips im Unterricht aufstellen zu müssen.

1. Aller Unterricht, sowohl auf den Elementar- wie auf den höheren Stufen, muß anschaulich sein d. h. soviel als möglich von der Anschauung ausgehen oder auf dieselbe zurückgeführt werden.

2. Daneben ist aber auf der Unterstufe auch noch ein besonderer Anschauungsunterricht nöthig, durch den die Kinder im thatsächlichen Anschauen sinnlicher Gegenstände geübt werden, und mit dem auch die ersten Sprachübungen sowohl im Deutschen wie im Englischen zu verbinden sind.

3. Weil dieser Anschauungsunterricht zugleich Denk- und Sprachunterricht sein soll, so muß demselben für jede einzelne Unterrichtsstunde eine feststehende, genau logische Disposition zu Grunde gelegt werden, die zugleich auch Rücksicht auf das in der betreffenden Stunde gleichsam praktisch einzuübende Kapitel der angewandten Grammatik zu nehmen hat.

> (Damit soll keineswegs etwa gesagt sein, daß in den einzelnen Anschauungsstunden auch nur ein Wort von grammatischen Regeln zu erwähnen sei; aber in jeder einzelnen derselben ist unzweifelhaft darauf Rücksicht zu nehmen, daß ein ganz bestimmter Kreis von grammatischen Formen oder Construktionen praktisch eingeübt werde.)

4. In allen realen Disciplinen ist, im Interesse der Anschaulichkeit des Unterrichts, stets von der sinnlichen Anschauung direkt auszugehen, und zwar, wenn irgend möglich, nicht nur von der sinnlichen Anschauung bildlicher Darstellungen, die jedoch so viel als thunlich zur Veranschaulichung mit heranzuziehen sind; sondern von der direkten Anschauung der betreffenden sinnlichen Dinge der Außenwelt.

> (Um deswillen hat der Unterricht in der Geographie z. B. stets mit der sog. Heimathskunde zu beginnen; während der Unterricht in der Botanik und Zoologie von den Pflanzen und Thieren der Heimath ausgehen muß.)

5. Bei der Veranschaulichung abstrakter Vorstellungen und abstrakter Regeln sind erstere an sinnlichen Gegenständen und letztere an Beispielen zu erklären, resp. begreiflich zu machen. So müssen z. B. die abstrakten Zahlvorstellungen im Rechenunterricht an Würfeln, Kugeln, Strichen, Kreuzen, Fingern &c. veranschaulicht werden, wozu insonderheit die sog. Rechenmaschinen (russische Kugelmaschine, Born'sche Maschine &c.) vortreffliche Dienste

leisten. So zeige man ferner an einer zu theilenden Linie, was ein Bruch sei, sowie, daß $\frac{1}{4} = \frac{2}{8}$ und $\frac{1}{2} = \frac{4}{8}$ 2c. seien.

6. Die Veranschaulichung hat als generelles Prinzip in dem gesammten Unterrichte überall mit der Anwendung der übrigen dialektischen Fundamentalgesetze auf's engste Hand in Hand zu gehen.

Doch um alle diese Anforderungen und Ausführungen, insonderheit auch in Bezug auf die Durchführung des Anschaulichkeitsprinzipes in den abstrakten Lehrfächern, an einem Beispiel sofort selbst zu veranschaulichen, gestatte man uns zum Schluß noch einige Andeutungen über die Art und Weise, in welcher der Religionsunterricht z. E. anschaulich ertheilt werden könne.

Einen ganz eigenthümlichen Vorschlag in dieser Hinsicht hat der schon vorher von uns erwähnte B. G. Denzel gemacht, der, ausgehend von der Voraussetzung, daß das sechsjährige Kind im ersten Schuljahre für alle Lehrfächer, und also auch für den Religionsunterricht erst „unterrichtsfähig" gemacht werden müsse, die Forderung aufstellte, daß auch religiöser Anschauungsunterricht, als Vorbereitung auf den biblischen Religionsunterricht ertheilt werden solle. Denzel sucht dabei in diesem „religiösen Anschauungsunterricht" hauptsächlich auf die sog. sympathetischen Gefühle, wie auf das Rechts- und Schicklichkeitsgefühl zu wirken, die er ohne weiteres als religiös bezeichnete, indem er zu gleicher Zeit die Moral mit den Lebens- und Anstandsregeln verwechselte und dieselbe ohne Umstände vom Glauben loslöste, in welchem letzteren doch allein nur ihre Kraft und ihr Leben steht. Und als Mittel zum Zweck mußten ihm insonderheit speciell „moralische Erzählungen" dienen, die, wie J. F. Hänel sehr richtig bemerkt, allerdings wohl zeitig zur Klugheit, zur Selbstsucht und zum Eigendünkel, aber nicht zur Gottseligkeit zu führen im Stande sind.

Doch, kommen wir zurück zu den Andeutungen über unsere eigene Auffassung, so müssen wir zunächst als das Hauptmittel zur Veranschaulichung des Religionsunterrichtes die ja den Haupttheil des letzteren selbst ausmachenden biblischen Geschichten bezeichnen. Die biblische Geschichte ist Offenbarungsgeschichte, und als solche also auch Quelle der Katechismuslehren. Und die noch so abstrakten Lehrsätze des Katechismus müssen sich um deswillen auch hin wiederum an ihrem Theile durch konkrete biblische Geschichten und Beispiele veranschaulichen und erläutern lassen. Hieraus aber ergiebt sich nun das nothwendige Postulat, daß der Unterricht in der biblischen Geschichte mit der Unterweisung im Katechismo, und umgekehrt auch die letztere mit dem ersteren auf das allerengste und innigste mit einander in lebendigster Wechselbeziehung stehen müssen.

Aber damit ist die Sache noch durchaus nicht erschöpft, sondern es ergibt sich für uns auch noch die weitere Frage: Lassen sich denn die biblischen Geschichten den Kindern nicht auch noch an ihrem Theile selber veranschaulichen? eine Frage, die wir ohne Besinnen mit Ja beantworten dürfen. Aber wie? Nun, von der Nothwendigkeit einer umfassenderen Veranschaulichung der bib-

lischen Geschichten kann natürlich nur auf der Unterstufe die Rede sein, und hier bieten sich zu dem Behufe dem Lehrer zwei wichtige Hilfsmittel dar, die wir im Nachfolgenden noch in Kürze einer Besprechung zu unterziehen haben werden, nämlich: 1. Das anschauliche Erzählen und 2. die biblischen Anschauungsbilder. Wie biblische Geschichten anschaulich zu erzählen sind, das läßt sich eigentlich nur vormachen, aber nicht beschreiben, und deßhalb müssen wir uns auch in dieser Hinsicht nur auf wenige ganz flüchtige Andeutungen beschränken. Um biblische Geschichten für die Kinder der Unterstufe möglichst anschaulich zu erzählen, erzähle dieselben im thunlichst engen Anschluß an das Bibelwort aber unter Auslassung alles geographischen, ethnographischen, genealogischen und chronologischen Details, welches außerhalb der Anschauungssphäre und des Interesses der Kleinen liegt, sowie unter lebendiger Ausmalung des im Bibelwort Dargebotenen. Die Erzählweise der Bibel selbst ist bereits ein ganz unübertreffliches Muster anschaulichen Erzählens, nur wird es manchmal nöthig werden, die Situationen der biblischen Szenen für die Kinder etwas eingehender auszumalen, und die stillen Gedanken und verborgenen Gefühle der handelnden Personen dabei etwas genauer in's Licht zu stellen. Man beachte auch beim Erzählen einer biblischen Geschichte wohl, daß kleinere Kinder allemal auch die Nebenumstände, wie die Heimathszustände der betreffenden Personen mit einer gewissen Umständlichkeit ausgemalt haben wollen.

Was endlich die biblischen Anschauungsbilder anlangt, so liegt deren Nutzen für den Gebrauch beim biblischen Geschichtsunterrichte auf der Unterstufe so auf der Hand, daß wir nach dieser Richtung hin nur noch einiger Worte bedürfen. Biblische Anschauungsbilder sollten nicht nur in den „Biblischen Geschichten" enthalten, sondern auch in einer jeden Schule in solcher Größe vorhanden sein, daß eine ganze Schulklasse im Stande wäre, die auf denselben dargestellten Personen und Gegenstände deutlich erkennen zu können, wozu insonderheit auch ein ziemlich grell farbiges Kolorit ganz wesentlich beitragen würde. Wir empfehlen in dieser Hinsicht die überaus vortrefflichen Vergrößerungen der Schnorr- von Carolsfeld'schen Bilder, die aber leider des Kolorits entbehren, und die nicht minder brauchbaren, zudem auch buntfarbig ausgeführten „zwanzig Anschauungsbilder für den ersten Unterricht in der biblischen Geschichte" von Wangemann, Helmert und Rentsch. In Betreff des Gebrauchs dieser Bilder bemerken wir nur noch, daß wir, entgegen den Palmer'schen Ausführungen, stets zuerst, um des Totaleindrucks des göttlichen Wortes willen, die betreffende biblische Geschichte im Zusammenhange erzählt haben möchten, bevor, behufs Erläuterung derselben, zur Vorzeigung des Bildes gegriffen würde.

Mag es uns gestattet sein, zum Schluß dieser, die ganze Sache allerdings nur in ihren wesentlichsten Grundzügen darstellenden Abhandlung noch ein Wort des Mannes citiren zu dürfen, der zuerst auf dem Gebiete der Pädagogik in praktischer Weise dem Prinzipe der Anschauung Bahn zu brechen suchte, also des Johannes Amos Comenius: „Der Anfang des Wissens

soll vom Sinnlichen sein, was geschieht, indem man Sichtbares den Augen, Hörbares den Ohren, Riechbares der Nase, Schmeckbares dem Geschmack, Fühlbares dem Gefühle nahebringt. Anschauung ersetzt die Demonstration, und fehlen hin und wieder die Dinge selbst, so mag dies oder jenes sie vertreten. Kurz, mit realer Anschauung, nicht mit verbaler Beschreibung der Dinge muß der Unterricht beginnen. Aus solcher Anschauung entwickelt sich ein gewisses Wissen."

Der Unterschied zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe.

Referat von A. Breitenbach.

(Fortsetzung.)

Jede freventliche Ueberschreitung der sittlichen Weltordnung ruft die Strafe hervor. Das erkannte schon Kain, nachdem sein Gewissen erwacht war, indem er sprach: „Es wird geschehen, daß mich todtschlägt, wer mich findet." (Gen. 4, 14.) Er erkennt damit als ein unumstößliches Richten, daß der Brudermord an ihm persönlich vergolten werde. Würde die gestörte sittliche Weltordnung die Strafe nicht unbedingt fordern, so würde sie sich damit selber als etwas höchst gleichgiltiges hinstellen und somit sich selber aufheben. Dann aber würde bald alles in Willkür und Unordnung, in Anarchismus auseinander gehen. Denn alles Böse ist Sünde, d. h. eine Störung des normalen Verhältnisses des menschlichen Willens zu dem lebendigen Gott. So ist sie, ihrem innersten Wesen nach, eine Verneinung des sittlich Guten. Das verneinende Wesen schlägt aber nothwendig unmittelbar in ein positives um. Die Verneinung ist daher kein bloßes „Nichtsein", sondern auch ein „Thun", ein Verwirklichen, nämlich ein Vernichten des sittlich Guten. Denn wer das Gottwohlgefällige eben nicht will, der will eben das Widergöttliche oder das Nichtgöttliche. So wird in der Sünde der Wille des Menschen selbst zu einem widergöttlichen. Ist aber die Sünde oder das Böse eine Verneinung des heiligen Gotteswillens, und auch somit des vollkommen sittlich Guten, der von allen seinen Menschenkindern fordert, daß sie heilig sind, — weil er heilig ist, so ruft sie als solche wiederum die Sühnung der Negation hervor; und das ist eben die Strafe. Denn das Böse muß auf das Haupt dessen zurückfallen, der es hervorgerufen, das fordert die Gerechtigkeit der von Gott gesetzten sittlichen Weltordnung. Die Strafe an sich betrachtet ist mithin in erster Linie der reine Ausdruck der göttlichen Gerechtigkeit gegen die stattgehabte Verletzung der sittlichen Weltordnung, die sich dem frevelnden Uebertreter gegenüber als eine Macht bewährt. Ist es doch die Rechtsordnung, die durch die Uebertretung des Sünders verletzt und beleidigt worden ist, und welcher dadurch Genugthuung geschafft wird, daß dem Verbrechen die gerechte Vergeltung widerfährt. Die Idee der Strafe ist demnach die, daß der Gerechtigkeit genug gethan werde, auf daß „Recht" dennoch „Recht" bleibe. Das verletzte

Recht ist es also, was die Strafe fordert, weil es seine Aufrechthaltung und Vollziehung fordert. Da das begangene Unrecht die Macht des Rechts durchbrochen hat, und wohl nicht mehr ungeschehen gemacht werden kann, so stellt sich in der Strafe das Recht in seinem Ansehen und in seiner Macht wenigstens ideell wieder her und es behauptet so seine allgemeine Anerkennung. Die Strafe ist mithin wohl begründet in der sittlichen Weltordnung und der unumgänglich nothwendige Ausdruck derselben; denn die ewige Grundlage derselben ist eben das Recht. In der Strafe aber setzt das Recht seine Autorität und Herrlichkeit der Selbstherrlichkeit des Menschen gegenüber, der sich wider das Recht aufgelehnt hat. Denn die gerechte Vergeltung ist die heilige Vernünftigkeit der sittlichen Weltordnung. Gottes Ordnung erhält sich so dem Sünder gegenüber. Nicht sie wird vernichtet, sondern das Dasein des sündlichen Menschen selbst erfährt den von diesem ausgegangenen Widerspruch gegen die von Gott gesetzte sittliche Weltordnung in der Strafe. Des Menschen eigene That ist somit in ihren Folgen auch seine Strafe; er, der da zerstören wollte, wird selber zerstört. Der einfache Ausdruck der sittlichen Weltordnung, der auch aller menschlichen Strafgerechtigkeit zu Grunde liegt, ist der Satz: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ (Exod 21, 24. 25.)

Weil demnach die Strafe in der sittlichen Gemeinschaft begründet ist, als deren Band wir das Recht erkannten, so führt uns dies weiter

II. auf die beiden hier in Betracht kommenden Institute, den Staat und die „Schule.“ Beide sind Gesellschaften, das ist Vereine von Theilnehmern an gemeinsamen „Pflichten“ und „Rechten.“ Jede Vielheit von Personen wird jedoch erst zu einem sittlichen Gesammtwesen verbunden durch ein gemeinsames Bewußtsein, sowie durch eine gemeinschaftliche sittliche Aufgabe. Ungleichheit ist zwar von jeher das Wesen jeder sittlichen Gesellschaft, jedoch nicht sowohl die Ungleichheit des sittlichen Rechtes der Persönlichkeit, als die Ungleichheit der geistig-sittlichen Stellung in der Gesellschaft überhaupt. Diese aber wird ausgeglichen durch die gesellschaftliche Sitte, der sich alle unterordnen. Sie allein ist also das Band, welches alle Glieder der Gesellschaft zu einem Ganzen verbindet. Diese gesellschaftliche Sitte waltet zunächst zwar als eine rein unpersönliche Macht, wird aber zu einer persönlich vertretenen und sich in eigener Kraftthätigkeit durchführenden Macht und wird damit zugleich zum gesellschaftlichen Rechte, welches seinen Ausdruck findet im Gesetze. Da aber die Sittlichkeit auf der Freiheit des menschlichen Wissens beruht, so ist das sittliche Gesetz an und für sich immer und allezeit, „zweiseitig.“ Das heißt, es ist Gebot und Verbot zugleich und keines ist ohne das andere. Es ist aber an sich kein wesentlicher, sondern nur ein formeller Unterschied, wenn das Gesetz bald in der einen, bald in der andern Form auftritt. Denn auch die verneinende Form des Gesetzes setzt zugleich einen positiven Inhalt sittlichen Thuns voraus.

Kein Gesetz aber ist ohne einen persönlichen Vertreter und Vollstrecker desselben. Das ist nun hier der Staat. Denn der Staat ist die Form,

in welcher das äußere Leben eines Volkes sich gestaltet. Wie aber, so fragen wir, sind denn diese Gestalten geworden? Es giebt verschiedene Ansichten darüber. Die eine läßt ihn aus der Familie hervorgehen. Diese Ansicht hat zwar etwas naives und gutmüthiges und liegt wohl dem einfachen, natürlichen Denken am nächsten. Man sieht den Staat so gleichsam als eine große Familie an; nennen wir doch auch die Fürsten „Landesvater." So natürlich das alles auch klingen mag, so ist diese Annahme doch unrichtig; denn Familie und Staat sind zwei ganz verschiedene Institute. Die Familie ist die Welt der Pietät und der Sitte; der Staat hingegen ist die Welt des Rechts. Dort allein herrscht freies Vertrauen und liebende Hingebung, hier der ernste strenge Geist des Rechts, welcher den Gehorsam gegen seine Gebote mit Zwang fordert.

Nach der andern Ansicht, die ganz besonders in Rousseau ihren Vertreter findet, ist der Staat weiter nichts, als das Produkt des Vertrages. Aus der Gesetzlosigkeit gingen anfangs die Menschen zu Gesetz und Recht über und gründeten Autoritäten, indem sie durch gegenseitige Uebereinkunft Ordnungen trafen und anrichteten, die das Gesetz und durch dasselbe das Recht handhaben sollen. Doch auch diese Ansicht ist eine irrige; denn durch den Entschluß des Willens und Vertrag kommt wohl kein Staat zu Stande. Wir wissen aus der Geschichte nur zu gut, wie viel solche Verträge bedeuten. Der Staat aber hat festere Grundlagen als solche schwankende Verträge, die gar zu oft über Nacht schon wieder umgestoßen werden.

Die dritte Ansicht läßt den Staat durch Gewalt und Macht entstehen. Seit den Tagen Nimrods sind je und je einzelne Männer aufgestanden, die wohl mit Gewalt sich die andern unterthan gemacht, ihnen Gesetze gegeben und so Staaten gegründet haben. Dies ist besonders die Lehre der römischen Schriftsteller. Allerdings sind so viele Staaten des Alterthums entstanden, indem sie aus der Despotie hervorgingen. Und es ist unleugbar, daß in den Anfangszeiten die Staaten meistens die Gestalt der Despotie hatten. Aber unumstößlich richtig ist auch diese Ansicht nicht; denn die reine Gewalt ist der gerade Widerspruch gegen das eigentliche Wesen des Staates. Gerade darum eben giebt es ja Staaten, damit Gerechtigkeit und nicht Gewalt noch Willkür herrsche. Gott der Herr hat, wie wir schon vorhin erkannten, die menschlichen Dinge nur, und nur allein auf das Recht gestellt, damit sie der rohen Gewalt und der Willkür einzelner entrückt seien. Ehe es also Staaten gab, hat es ein Recht gegeben. Als nach dem Aufhören der großen Fluth die Menschen sich wieder zu mehren begannen, da setzte Gott, um den Lebensbestand des Menschengeschlechts zu sichern, die ewige Grundlage des Rechtes in den Worten fest: „Wer Menschenblut vergießet, deß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden; denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde gemacht." (Gen. 9, 6). Es ist dieses die älteste Rechtsbestimmung, welche überhaupt existirt, und welche die heilige Schrift auf göttliche Anordnung zurückführt. Was aber so in Recht gefaßt ist, das ist das Leben der Völker. Die Staaten sind demnach die rechtlichen Ordnungen und

Formen des Völkerlebens. Das allein ist die natürliche Grundlage eines jeden Staates. Der Staat ist somit ein Produkt der Geschichte, und weil die Form, in welcher das äußere Leben des Volkes sich gestaltet, mit göttlicher Bestätigung erfolgte (Röm. 13, 1—7), so ist der Staat die verwirklichte Rechtsordnung. Die sittliche Aufgabe des Staates ist daher die, daß er das persönliche Dasein, Leben und Eigenthum jedes einzelnen Staatsbürgers, das sittliche Dasein, Wesen und die Entwickelung der Familie und der Gesellschaft bewahrt, unterstützt und wohl ordnet. Der Staat als solcher hat demnach zwar nicht die Aufgabe, seine Staatsbürger zu ernähren, und der einzelne hat nicht Anspruch darauf zu machen, daß ihn der Staat erhalten solle und müsse. Ganz im Gegentheil. Der Staat hat vielmehr das Recht und die heilige Pflicht, den, der nicht arbeiten mag und will, hungern zu lassen. „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen," schreibt der Apostel Paulus an die Thessalonicher. (2 Thess. 3, 10). Wohl aber hat der Staat die Aufgabe, seinen Angehörigen die äußere Möglichkeit zu erschaffen, durch sittliche Arbeit ihr äußeres Dasein zu erhalten, und die heilige Pflicht, ihr Leben und ihr sittliches Wirken vor äußerlicher feindseliger Gewalt zu schützen, und wenn es nicht anders geht, so durch Anwendung von Zwang und Gewalt, d. i. durch Strafen. Und dies eben ist der Punkt, auf den es hier ganz besonders ankommt.

Die Rechtspflege, das heißt die Handhabung der Gerechtigkeit von Seiten des Staates, ist somit für die öffentliche Sittlichkeit von der größten Bedeutung. Denn die Rechtsordnung ist die Grundlage für das sittliche Leben der Gesellschaft wie auch für den äußern Bestand derselben. Aus diesem Grunde muß denn auch die Rechtsordnung unbedingt und mit aller Entschiedenheit gegen alle Willkür und Eigenmächtigkeit aufrecht erhalten werden. In der Handhabung des Strafrechtes zeigt es sich also, wie ernst es der Staat mit Recht und Gerechtigkeit nimmt. Die Strafgesetzgebung eines Volkes ist somit der klarste Ausdruck für das Rechtsbewußtsein wie auch für dessen sittliches Bewußtsein von der Autorität des Gesetzes.

Das Strafrecht des Staates gründet sich jedoch nicht auf menschliche Uebereinkunft, sondern darauf, daß es nach dem Willen Gottes bestimmt ist, die Gerechtigkeit in einer äußern Rechtsordnung durch äußere Mittel auf Erden zu behaupten. Denn die Obrigkeit ist nach Röm. 13 v. 4 Gottes Dienerin und Stellvertreterin hier auf Erden und hat als solche die Aufgabe dem sittlich Bösen mit aller Kraft entgegen zu treten. Als Vertreter des Rechts und damit zugleich auch der sittlichen Weltordnung, hat der Staat mithin das Recht wie auch die Pflicht der Strafe gegen die Uebelthäter und der gewaltsamen Verhinderung des Unrechts. Bei der vorhandenen Wirklichkeit des Bösen kann also der Staat ohne Anwendung von Gewalt und Kampf nicht wohl bestehen. Treffend sagt einer der größten deutschen Rechtsgelehrten, Ihering: „Alles Recht in der Welt ist erstritten worden; jeder Rechtssatz, der da gilt, hat erst denen, die sich ihm widersetzten, abgezwungen werden müssen, und jedes Recht des Volkes wie auch des Einzelnen setzt die stetige Be-

reitschaft zu seiner Behauptung voraus. Darum führt die Gerechtigkeit, die in der einen Hand die Wagschale hält, mit der sie das Recht abwägt, in der andern das Schwert, mit dem sie es behauptet. Das Schwert ohne die Wage ist die nackte Gewalt, die Wage ohne das Schwert die Ohnmacht des Rechts. Beide gehören zusammen, und ein vollkommener Rechtszustand herrscht nur da, wo die Kraft, mit der die Gerechtigkeit das Schwert führt, der Geschicklichkeit gleichkommt, mit der sie die Wage handhabt."

(Schluß folgt.)

Kirchliche Rundschau.

„Wo die Unirten ihre deutschen Pastoren herbekommen." Unter dieser Ueberschrift erschien im Lutherischen Kirchenblatt ein Artikel, der mit den Worten beginnt: „Diese deutsche Synode, welche sich „Evangelisch" nennt und ihre General-Konferenz vom 25. August bis 2. September in Buffalo, N. Y., abgehalten hat, hat seit ihrer letzten Versammlung vor drei Jahren um 127 Pastoren zugenommen." Es folgt sodann eine Reihe statistischer Angaben, worauf es weiter heißt: „In Württemberg ist besonders ein Pfarrer Kauffmann für die Evangelischen thätig. Er sandte letztes Jahr fünf junge Männer. Derselbe hat auch ein sehr interessantes (!) Büchlein zum Besten der „Evangelischen" verfaßt, welches uns dieser Tage durch Herrn Dr. Späth zugestellt wurde. Es ist ein „Adreßbuch der Gemeinden und Pastoren der deutschen evangelischen Synode von Nordamerika. Herausgegeben von F. Kauffmann, Pfarrer in Zaberfeld, Königreich Württemberg. Stuttgart 1886." Hier kommen alle unirten Pfarrer vor. Unter den „Winken für Auswanderer" winkt er also den lutherischen Württembergern: „Ein anderer Punkt, der zu berücksichtigen ist bei der Frage, wo man sich niederlassen soll, betrifft die kirchlichen Verhältnisse. Das ist ein sehr wichtiger Punkt. Dieser hat hauptsächlich dieses Schriftchen veranlaßt. Es gibt Gegenden in den Weststaaten, wo noch gar keine Kirche steht, weder eine englische, noch eine deutsche. In einer solchen sich niederzulassen, ist abzurathen. Es gibt Gegenden, wo es englische gibt, aber keine deutschen. Auch diese sind nicht zur Ansiedlung zu empfehlen, weil einem Deutschen, der nicht englisch versteht, eine englische Kirche nichts hilft, und wenn er auch das Englische lernt, wird's ihm doch nie heimathlich wohl in einer englischen Kirche werden können. Aber auch in einer deutschen Kirche, die nicht seiner heimathlichen Kirche entspricht, in der er getauft, erzogen und konfirmirt wurde (hier meint dieser Schwabe die lutherische!), kann es ihm nicht heimathlich zu Muthe werden. Deßhalb nun ist für evangelische Christen, besonders Würtembergs, Badens, Preußens, welche auswandern wollen, dieses Adreßbüchlein angefertigt worden. Diese deutsche evangelische Synode von Nordamerika entspricht am meisten der evangelischen Landeskirche Württembergs, Badens und Preußens."

Ihr Württemberger, staunt ihr nicht, die ihr das lutherische Bekenntniß aus Württemberg mitgebracht und hier der lutherischen Kirche treu geblieben seid, und euch heimisch fühlt in derselben, daß ein Württemberger Pfarrer draußen also „winken" und rathen kann? Doch er thut nicht bloß „rathen", sondern auch „thaten". Während Lutheraner darob zanken, ob man für den Osten und Westen für die eingewanderten Deutschen noch Kandidaten braucht, schafft dieser jährlich Schaaren von Jünglingen aus Württemberg hierher in die unirte Kirche. Schon stehen acht unirte Pastoren an großen Gemeinden in Buffalo, N. Y., drei in Rochester, N. Y., vier in Baltimore, Md., und funfzig im Staate New York. In Pensylvanien sind noch wenige und in Philadelphia noch gar keine. Aber was soll also das für ein Wegweiser für deutsche lutherische Auswanderer sein, der gar nichts von lutherischen Gemeinden und Pastoren in Amerika weiß?

Wir wollen annehmen, daß der ganze Artikel aus reiner kirchlicher Nächstenliebe

hervorgegangen ist — die den irrenden Nächsten zurechtweisen will. Denselben Liebesdienst wird der Verfasser des betreffenden Artikels hoffentlich ebenso dankbar von uns annehmen, als wir — uns für seine gutgemeinten Bemühungen bedanken müssen. Er meint es nur zu gut mit uns. Schon im Staat New York allein um etwa fünfzehn Pastoren. Denn diesen Sommer standen nur 33 Pastoren unserer Synode in dem genannten Staat. Was die „Schaaren von Jünglingen aus Württemberg" betrifft, die „Dieser" (P. F. Kauffmann) hierher schafft, so scheint der Artikel einen eigenthümlichen Begriff mit dem Worte „Schaar" und mit seinem Gebrauch in der Mehrzahl zu verbinden. Es befinden sich nämlich im Ganzen acht Zöglinge aus Württemberg in den Lehranstalten unserer Synode. Würde man nun annehmen, daß diese alle durch Pastor Kauffmann hierher gesandt seien, und würde man sie auf die zwei Jahre 1884 und 1885, in denen sie eintraten, gleich vertheilen, so kämen auf jedes Jahr zwei Schaaren von je zwei Mann. Weniger Schaaren könnens nicht sein als jährlich zwei und keine Schaar kann kleiner sein als zwei Mann. Aber es reicht noch nicht einmal dazu, denn die acht sind nicht sämmtlich durch P. Kauffmann gesandt.

Wenn nun der Verfasser des Artikels meint, unsere Synode entspreche der württembergischen Landeskirche so wenig, daß man sogar mit einem Ausrufungszeichen in Klammern setzen müsse: „hier meint dieser Schwabe die lutherische!" so verbindet er jedenfalls damit den Anspruch, daß das General-Konzil der württembergischen Landeskirche viel mehr entspricht als unsere Synode. Wahrscheinlich ist der betreffende Artikelschreiber kein Schwabe, denn er scheint sich etwas darauf zu Gute zu thun, daß er keiner ist; ob er aber damit schon vor allem Irrthum in Beziehung auf unsere Synode, sowie auf die württembergische evangelische Landeskirche gesichert ist, ist eine andere Frage.

Zunächst ist „dieser Schwabe" jedenfalls in der Lage sowohl unsere Synode sowie die evangelische Kirche in Württemberg ziemlich genau zu kennen, jedenfalls genauer als der Artikelschreiber, der gerade diesmal mit sehr übel angebrachtem Spott auf ihn hinweist. Hat doch eben „dieser Schwabe" eine Reihe von Jahren an den Lehranstalten unserer evang. Synode gewirkt und als württembergischem Pfarrer kann ihm seine eigene Landeskirche auch nicht unbekannt sein.

Da der Schreiber dieses zwei seiner Gymnasial- und zwei seiner Universitätsjahre in Württemberg zugebracht hat, so wird er wohl auch sich erlauben dürfen, zu bemerken, daß die Evangelische Synode der Evangelischen Kirche in Württemberg in vieler Beziehung ähnlich ist. Und wenn nach dem eigenen Zeugniß des Präsidenten des General-Konzils heute noch jeder evang. Geistliche in Württemberg das Gelöbniß ablegt, „sich keine Abweichung von dem evangelischen Lehrbegriffe, so wie derselbe vorzüglich in der Augsburgischen Konfession erhalten ist, zu erlauben", so stimmt das ganz gut mit dem Bekenntniß unserer Synode, die sich zu der Auslegung der heiligen Schrift bekennt, „wie sie in den symbolischen Büchern der lutherischen und reformirten Kirche, als da hauptsächlich sind, die Augsburgische Konfession u. s. w. niedergelegt ist."

Wenn aber der Schreiber des betr. Artikels den nicht gerade ausdrücklichen, aber nach dem ganzen Artikel selbstverständlichen Anspruch macht, daß das General-Konzil der württembergischen Landeskirche völlig entspreche, so befindet er sich damit im Gegensatz zu dem, was seinerzeit der Ehrw. Präsident des General-Konzils selbst erklärt hat: „Es hat hier nie eine lutherische Kirche gegeben, die grundsätzlich jene „eigenthümlich" vermittelnde Stellung der württembergischen Landeskirche eingenommen hätte, daß sie „in der Lehre lutherisch, im Kultus das zwinglische Element" hätte vorwalten lassen".

Ferner bekennt sich, so viel wir wenigstens wissen, das General-Konzil in quali et quanto zum Konkordienbuch. Das ist aber keineswegs die thatsächliche Stellung, welche man in der württembergischen Landeskirche einnimmt. Man darf nur gelesen oder gehört haben, was seinerzeit Palmer, Beck und Landerer, die bekannten Tübinger Universitätsprofessoren, geäußert haben. Palmer sagt: „Einzelne Versuche sind gemacht, den modernen Konfessionalismus zu proklamiren; werden doch z. B. die Vilmarschen

Pastoralblätter, verschiedene Schriften von Löhe und andere mehr in Stuttgart gedruckt. Ob aber dieser Same auf dem geschichtlich ganz anders angelegten Grund und Boden der württembergischen Kirche aufgehen wird, ist mehr als zweifelhaft." In Beziehung auf die mit der württembergischen Kirche jetzt verschmolzenen Reformirten ist gesagt: „Wenn einigen Wenigen dieser Friedensstand nicht behagt, wenn sie das Lutherthum nach auswärtigen Vorbildern durch Polemik gegen die Reformirten schärfen zu müssen meinen, so stehen sie damit sehr vereinzelt da; den Geist der Landeskirche zu alteriren werden sie nie im Stande sein."

Beck sagt: „Daß die symbolischen Bücher dem wesentlichen Inhalte nach den ewigen unveränderlichen Kern der Schriftwahrheit enthalten, davon werden alle guten Christen überzeugt sein, nicht aber davon, daß die ganze und volle Wahrheit in ihnen ihre infallible und unveränderliche Fassung erhalten habe". Und in Beziehung auf das Abendmahl sagt er: „Die lutherische Abendmahlsdoktrin hat wohl die Ausdrücke, aber nicht den vollen Sinn. Sie übt wohl das Wächteramt, aber nicht das Auslegungsamt." Ebenso in derselben Beziehung: „O, wie nahe hätten sich Luther und Calvin gestanden, wenn das Licht gekommen wäre aus der Anthropologie der Schrift. Muß diese klaffende Wunde jetzt wieder aufgerissen werden? Sehen Sie doch in die Einheit, die göttlich dasteht. Am wenigsten darf man aus bloßen Dogmen Schlüsse machen. Und wer's nicht annimmt, — ausgestoßen!? Hat der Herr den Nikodemus fortgejagt? Christi Sinn gilt's und seinen Weg oder Methode. So hat er die Leute nicht gezwungen."

Professor Landerer faßt die ganze Sache kurz und bündig zusammen, wenn er sagt: „Württemberg ist von diesem Lutheranismus [der nämlich das Konkordienbuch in quali et quanto zur Lehrgrundlage machen will. D. R.] bis jetzt nur unbedeutend berührt worden. Die Union in Württemberg hat eine Aenderung nur in Bezug auf die wenigen reformirten Gemeinden hervorgebracht, welche ihre Lehrer nun aus der Landeskirche erhielten, aber hinsichtlich des Kultus den reformirten Typus nicht aufgeben mußten. Die württembergische Landeskirche hat ja trotz ihres lutherischen Bekenntnißstandes von Anfang an Reformirtes in sich aufgenommen, und hat ja auch dem Pietismuß friedlich Raum gelassen."

Dazu wird dann noch die Bemerkung gemacht: „Es hat freilich auch nicht an solchen gefehlt, welche sich auf einen strenger lutherischen Standpunkt stellen wollten. Wenn sie nun nach einer neueren Erklärung nichts anderes wollen, als sich um das lutherische Bekenntniß schaaren, so wird ihnen dies niemand verwehren, so lange sie auch anderen nicht verwehren, ihren Weg zu gehen, und so lange sie nicht mit Kirchenmaßregeln gegenüber von den Differenzen in der lutherischen Landeskirche einzuschreiten beanspruchen, was wenigstens eine bekannte Stimme in der Luthardtschen lutherischen Kirchenzeitung im Schilde zu führen scheint."

So steht es in der evangelischen Kirche in Württemberg. Entspräche sie bei einem solchen Stande dem Generalkonzil, so könnte die Lehrbasis desselben keineswegs derart im Korkordienbuch liegen, so daß man dieses von vornherein als in völliger Uebereinstimmung eines und desselben schriftgemäßen Glaubens stehend, annehmen müßte.

Ist es aber wahr, daß das General-Konzil das Konkordienbuch bedingungslos als Lehrbasis annimmt, so kann es nicht wahr sein daß es der württembergischen Kirche entspricht. Ist aber das zweite wahr, so kann das erste es nicht sein.

Uebrigens ist es merkwürdig, wie man von lutherischer Seite aus unser Verhältniß zu den deutschen Landeskirchen auszunützen versteht. Will man uns anklagen, so wird behauptet, daß unsere Synode nichts anderes vertrete als das Kirchenthum der deutschen evangelischen Landeskirchen; will man dagegen die Leute von uns abwendig machen, so stellt man sich flugs auf entgegengesetzten Standpunkt und behauptet, daß es nicht wahr sei, daß unsere Synode den deutschen Landeskirchen entspreche.

Recht haben natürlich diese Polemiker in jedem Fall, da ja ihre Behauptungen für ihre Zwecke gerade recht sind. So geht es bekanntlich den Advokaten immer.

Der Congreß für innere Mission hat vom 14. bis 16. September seine Sitzungen in Breslau gehalten. Der schlesische Generalsuperintendent Dr. Erdmann hielt die Eröffnungspredigt über innere Mission unter Zugrundelegung von Matth. 9, 35—38, in welcher er darauf hinwies, wie die innere Mission, als Jüngerin des Herrn, von ihm zu zeugen und sich zu seiner Nachfolge mahnen zu lassen habe, in Person, Wort und Werk. Bezüglich der Nachfolge gebe es viele Stufen vom Berühren des Saumes seines Kleides bis zum Liegen an seiner Brust. Das Feuer der ersten Liebe sei vielfach niedergebrannt. Muß-Missionare seien dem Herrn ein Gräuel. Nur wer ihm recht nachfolgt, ist auch befähigt ihm voranzugehen und den Weg zu den Herzen zu bereiten. Je mehr Nachfolger im Gefolge Christi, desto mehr Nachfrage an den Weltstraßen: Jesu, lieber Meister, erbarme dich meiner. Der Glaube geht überwärts zu Gott, aber von da abwärts als Liebe zu den Elenden. Je ernster die innere Mission ihr Werk treibe, um so größer werde ihr Arbeitsfeld. Erst am Ende der Tage werde sie ihr Werk gethan haben. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Hofprediger Kögel referirte über das Thema: Die erziehende Bedeutung der Kunst für das Leben des Volkes. In der ersten Specialconferenz wurde das Thema behandelt: Welche Aufgaben stellt die Gegenwart an die christliche Presse? Der Referent, P. Strehle, faßte seinen Vortrag in folgender Art zusammen: „Soll die christliche Presse sich in der Lebensbewegung der Gegenwart als wirksamer Faktor geltend machen, so bedarf sie dringend: 1. eines festeren äußeren Zusammenschlusses als bisher; 2. in mancher Beziehung einer gründlichen Reform; 3. muß sie nachdrücklich ihr gutes Recht geltend machen, daß sie vom christlichen Publikum ganz anders unterstützt werde als bisher geschieht."

Der Redner wies darauf hin, wie man auf diesem Gebiete sich nicht einmal untereinander kenne, es fehlten noch die ersten Schritte zu einer Statistik der evang. Presse. Sodann übte er bezüglich der Form des bereits Gelieferten eine sehr scharfe Kritik. Es sei nicht genügend, der immer mehr in den „Stoff" versinkenden weltlichen Presse auf christlicher Seite nur anderen „Stoff" entgegenzustellen. Es sei auch auf die Forderungen der literarischen Kunst der richtige Werth zu legen. Was in dieser Hinsicht untauglich sei, werde unerbittlich verworfen, mag der Inhalt ein christlicher oder nicht christlicher sein. Die christliche Presse müsse auch dagegen arbeiten, daß es nicht immer tiefer hinabgehe in die Versumpfung der Geschmacklosigkeit.

In dem Referate über das Thema: Das Bedürfniß nach Sonntagserholung und seine Befriedigung wurde darauf hingewiesen, daß der Mensch nicht bloße Ruhe, sondern auch geistigen Verkehr und geistige Beschäftigung brauche. Die bisherige christliche Volksliteratur entspreche auch hier oft ihrem Zwecke nicht. Ueberhaupt wurde nicht sowohl auf die Sonntagsruhe an sich als vielmehr auf den rechten Genuß dieser Ruhe, auf die Sonntagsfreude das Hauptgewicht gelegt. Es sei namentlich durch frische, aber nicht zu lange Predigten dahin zu wirken, daß der Gottesdienst die beste Sonntagsfreude werde.

Das Kaiserswerther Diakonissenhaus, das ja eine der hervorragendsten Anstalten der innern Mission bildet, feiert dieses Jahr das Jubiläum seines 50jährigen Bestehens. Am 13. October 1836 waren die ersten Schwestern in das dürftig eingerichtete Haus eingezogen; seitdem sind 2600 Probeschwestern aufgenommen worden, von denen 1171 zum Diakonissendienst eingesegnet worden und jetzt noch 540 dem Hause angehören. Das 25jährige Dienjubiläum wurde von 73 gefeiert, von denen noch 61 am Leben sind und 51 in der Arbeit stehen. In und bei Kaiserswerth befinden sich 11 Töchteranstalten mit 99 Schwestern, in Deutschland 13 mit 54, außerhalb Deutschlands 11 mit 67 Schwestern. Ferner an selbständigen Arbeitsfeldern: 107 in Rheinland mit 222, 36 in Westphalen mit 96, 16 im übrigen Preußen und Deutschland mit 67 und 8 außerhalb Deutschlands mit 33 Diakonissen. Rechnet man noch die übrigen Diakonissenhäuser mit ein, so ergibt sich ein Bestand von 57 Diakonissen-Mutterhäusern mit 6366 Schwestern auf 1925 Arbeitsfeldern; ganz gewiß ein Grund zu aufrichtiger Freude und herzlichem Danke gegen Gott, dessen Segen auf dieser Arbeit geruht hat.

Der Gustav-Adolf-Verein hat seine 40. Hauptversammlung in Düsseldorf abgehalten. Es war dies seine erste Versammlung in der Rheinprovinz. Die Einnahmen beliefen sich 660,086 Mark ($159.740), 22,306 Mark ($5,398) weniger als im Vorjahre. Die Zahl der Zweigvereine beträgt 1761, die der Frauenvereine 421. Von den Gemeinden, die bisher vom Gustav-Adolf-Verein unterstützt wurden, sind 24 finanziell selbstständig geworden, 70 dagegen wurden neu aufgenommen, so daß die Zahl der auf den Verein angewiesenen Gemeinden 1330 beträgt. Neue Kirchen wurden eingeweiht von 22 Gemeinden; fünf Schulhäuser und ein Pfarrhaus erbaut. In dem Jahresbericht tritt ernste Besorgniß wegen der Zukunft der ganzen evangelischen Kirche, aber insbesondere ihrer Diaspora zu Tage. Ueberall werden bittere Beschwerden über römische Unduldsamkeit und Proselytenmacherei, namentlich in den Mischehen, über Beschimpfung und Verdächtigungen der Evangelischen durch die ultramontane Presse geführt. So namentlich in der Rheinprovinz. In Württemberg sucht der Katholicismus auf jedem Wege einzudringen und in Oesterreich steht die Proselytenmacherei in voller Blüthe. In Böhmen sind nicht nur sechs Lehrer, sondern auch ein evang. Pfarrer zum Katholicismus übergetreten. Rom arbeitet planmäßig und mit dem Bewußtsein eines bestimmten Zieles, während eben auf Seiten der Protestanten vielfach Zerfahrenheit und Planlosigkeit zu finden ist.

Zum Antrag Hammerstein (vgl. Th. Z. Sept. 1886, Seite 287) werden von den meisten evang. Kreissynoden Preußens Beschlüsse gefaßt; die Mehrzahl zustimmend, ein Theil ablehnend oder abändernd. Merkwürdig ist indeß, daß weitaus die meisten zustimmenden Beschlüsse die geradezu stereotyp gewordene allgemeine Formel: ein größeres Maß von Freiheit und Selbstständigkeit, sowie reichere Mittel u. s. w. einfach wiederholen, ein Beweis dafür, daß man sich über die concrete Gestaltung des größeren Maßes von Freiheit noch verhältnißmäßig wenig klar geworden ist.

Die lutherische Konferenz in Cammin hat nun allerdings ihre Forderungen bestimmter formulirt, die u. a. auf folgende Punkte gehen: 1. Aufhebung der staatlichen Genehmigung von Kirchengesetzen durch den Landtag oder das Staatsministerium. 2. Anhörung des Vorstandes der Generalsynode vor Berufung der Professoren der Theologie, sowie vor der Ernennung der Kollegien, durch welche der König das Kirchenregiment ausübt. 3. Gewährung der Geldmittel a. zur Neubildung von Parochien, dem Anwachsen der Bevölkerung entsprechend; b. zur Ausbildung der Geistlichen in Seminarien oder im Vikariatsdienste; c. zur Ablösung der Stolgebühren und d. zur Gewährung eines ausreichenden, gesicherten Einkommens für die Pfarrer und zur Bezahlung der Superintendenten. 4. Die staatliche Anerkennung der evang. kirchlichen Trauung; also Aufhebung der obligatorischen Civilehe. 5. Es ist die Berufung von Bischöfen ins Auge zu fassen; dem bisherigen Generalsuperintendenten ist der entsprechende Theil der jetzt von den Konsistorien kollegialisch verwalteten früheren bischöflichen Jurisdiction zur persönlichen Verwaltung nach Berathung mit dem Konsistorium zurückzugeben und der Vorsitz im Konsistorium anzuvertrauen.

So wird also von den Lutheranern das größere Maß von Freiheit verstanden, von andern dagegen wieder anders und es würde die Annahme des Antrags im preußischen Abgeordnetenhause nur einen Zankapfel unter die Parteien werfen. Allerdings ist es ganz und gar ungerechtfertigt, daß der preußische Staat der katholischen Bevölkerung ebensoviel — ja noch etwas mehr — an Staatszuschüssen für kirchliche Zwecke gewährt als der doppelt so großen protestantischen. Während die oberste evang. Kirchenbehörde alle zwei Jahre für die dringendsten Nothstände kollektirt, wird den römischen Bischöfen in Preußen, die schon nach der Bulle de salute animarum etwa dreimal so hoch besoldet sind als in Frankreich,*) jährlich 183,925 Mark ($44,509) mehr ausbezahlt, als ihnen nach genannter Bulle zukommt.

---

*) Ein preußischer Erzbischof hat nach der Bulle De salute 12,000 Thaler ($ 7712), ein Bischof 8000 Thaler ($ 5808) zu beziehen, während nach dem französischen Konkordat ein Erzbischof 15,000 Frcs. ($2820) und ein Bischof 10,000 Frcs. ($1880) erhält.

Es wäre das also Grund genug Anforderungen an den Staat zu stellen. Die Hauptfrage ist aber die: Wie will man diese Forderungen durchsetzen; und wenn das Centrum sie unterstützt, wird es nicht auch etwas verlangen und wird man ihm das gewähren wollen und können? Und diese Frage wird allen Ernstes gestellt werden müssen, denn aus allen Tonarten wird bereits von den Ultramontanen die Rückkehr der Orden nach Preußen, namentlich aber die der Jesuiten verlangt. Diesem Verlangen gegenüber wird nun in der Ev. Kztg. erklärt: „Wiederbekommen werden sie (d. h. die Ultramontanen) die Jesuiten, wie alle andern vertriebenen Orden, wohl. Gegen die auch von der Breslauer Katholiken-Versammlung erhobene Forderung der Freiheit der katholischen Kirche in allen ihren Lebensäußerungen läßt sich weder vom Standpunkt des Staates noch von dem der evangelischen Kirche ein stichhaltiger Einwand erheben. (Ja wenn die Freiheit der römischen Kirche nicht ihre Alleinherrschaft bedeuten würde. D. R.) Andererseits will es doch ernstlich erwogen sein, ob es nicht Pflicht für die im Glauben und Bekenntniß der evangelischen Kirche stehenden Konservativen ist, jede Mitwirkung dazu zu versagen, daß die katholische Kirche auch noch zu dem Rest dessen, was ihr entzogen war, wieder kommt, e h e der evangelischen Kirche eine Selbstständigkeit gewährt ist, welche es ihr ermöglicht, der völlig frei sich bewegenden katholischen Kirche die Spitze zu bieten." Das ist, wenn irgend etwas, das Angebot einer Verständigung mit dem Centrum. Will das Centrum, wollen die Vorkämpfer der Macht, deren Ziel die Vernichtung der evang. Kirche ist, dieser ein, in der Praxis schließlich sehr bescheidenes, größeres Maß von Freiheit und einen Theil materieller Existenzmittel gewähren, so will man dazu helfen, daß eben diese feindliche Macht volle Freiheit zur Entfaltung ihrer Kraft erlange. Das wird allerdings auf ultramontaner Seite nicht übel vermerkt werden und der bekannte römische Dank dafür wird, wenn und wo Rom erst einmal mächtig genug werden sollte, gewiß nicht ausbleiben.

Der schon erwähnte Katholiken-Congreß hat in Breslau vom 30. August bis 1. September stattgefunden. Es trat dabei vor allem das Bestreben zu Tage, den Kulturkampf, wenn auch in anderer Form, zur stehenden Windthorstschen Einrichtung zu machen, und so wurde denn für diesmal neben der ständigen allgemeinen Forderung der Wiederherstellung des Zustandes vor den Maigesetzen und der weltlichen Herrschaft des Papstes, die besondere aufgestellt, Rückkehr aller Orden, namentlich der Jesuiten. Diese Forderung der Rückkehr der Jesuiten ging durch alle Verhandlungen des Congresses. Immer wieder wurde bemerkt, wie nützlich und nothwendig die Jesuiten seien. Man müsse sagen: „Es geht nicht ohne die Jesuiten." Dabei wußte Windthorst sich und den weiteren Kulturkampf als unentbehrlich darzustellen, indem er vor Ruhe warnte und darauf hinwies, wie man noch lange nicht am Ziele sei. Außerdem bezeigte Rochus von Rochow dem Papste eine Verehrung, die einen doch bedenklich machen könnte. „Wer in Rom ist," sagte er, „fühlt sich im Mittelpunkt der Welt. Er sieht dort die Wunder der Natur, der Kunst und der Gnade. Das größte Wunder aber ist der Papst. Wenn wir knieend vom Papste den Segen empfangen, fühlen wir es, daß nicht ein gewöhnlicher Mensch vor uns steht, sondern der Statthalter Jesu Christi. Vom Papstthum muß die Lösung aller jetzt schwebenden Fragen ausgehen."

Bezeichnend war es auch, daß man sagen müsse: „Nicht nur die Laien, auch die Geistlichen verlangen die Rückkehr aller Orden." Der reguläre Pfarrklerus sowie die Bischöfe, die nicht selbst Jesuiten sind, sehnen sich eben nicht nach der Rückkehr der Jesuiten, die vermöge ihrer verliehenen Privilegien und ihrer ererbten Anmaßung einerseits den Bischöfen nicht gehorchen und andererseits nach eigenem Belieben jederzeit und überall in die regelmäßige Thätigkeit der Priester eingreifen und sie bedeutend beschränken, ja ganz und gar lahm legen können.

Ueber die Heilsarmee ist in den letzten Tagen weniger verlautet. In Zürich hat sie sich gespalten; die L i e u t e n a n t s fanden — so wird berichtet — die Zumuthungen des Stabshauptmanns Schaaff, der nicht bloß einen ordentlichen Lebenswandel, (wie

das näher gemeint ist, wird nicht gesagt. D. R.) und Gebete, sondern auch Arbeit, Krankendienst und Aehnliches verlangte, unbillig und beschwerten sich bei General Booth in London, der den Oberst Clibborn sowie die Marschallin Booth zur Schlichtung der Sache nach Zürich sandte. Da aber ein Ausgleich nicht möglich war, so wurde Hauptmann Schaaff abgesetzt, für welchen sich aber dann die Soldaten erklärten, mit welchen er in Zürich weiter zu arbeiten beabsichtigt.

Ueber die Finanzlage der Heilsarmee wurde dem Liverpooler „Courier“ aus London berichtet: „Die finanzielle Lage der Heilsarmee ist viel ernster, als meistens geglaubt wird. Secessionen haben die Einnahmen geschwächt und der verzweifelte Schritt, den General Booth zur Beschaffung neuer Geldmittel gethan hat, zeigt, wie nahe die Gefahr ist. Es ist ein Ukas erlassen worden, welcher den Mitgliedern der Armeen befiehlt, während einer Woche im September sich des Essens, Trinkens und Rauchens theilweise oder gänzlich zu enthalten und die dadurch ersparten Summen an das Hauptquartier des Generals abzuliefern.“

Eine Nachricht vom Erscheinen unsers Kalenders oder eine Inhaltsangabe desselben ist allerdings in der Theol. Zeitschrift vollständig überflüssig, wohl aber möchte ein gutes Wort für die thätige und energische Verbreitung desselben innerhalb unserer evangelischen Gemeinden und je nach Umständen auch außerhalb derselben ganz am Platze sein. Vermöge seines Inhaltes und seiner Ausstattung empfiehlt sich unser Kalender derart von selbst, daß, wenn er einmal bekannt ist, die Nachfrage ganz von selbst sich einstellt und er sehr oft im Stande ist, dem Friedensboten sowie unserem synodalen Werke im Allgemeinen vorzuarbeiten. Um deßwillen dürfen und sollen wir uns die Verbreitung des Kalenders nach Kräften angelegen sein lassen.

Schulnachrichten.

(Aus der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung.)

Spanien hat eine Schulsteuer eingeführt. Laut Verordnung vom 30. April d. J. werden von jetzt an alle Auslagen für Lehrer, für Schulinspektoren, für Schulbauten, überhaupt alle Unkosten, welche das Schulwesen berühren, vom Staate gezahlt werden. Dem gegenüber wurden auch alle Schulabgaben, welche früher den Gemeinden und Provinzen auferlegt waren, aufgehoben.

In der ersten Hauptversammlung der sechsten Westpreußischen Provinzial-Lehrerversammlung in Graudenz vom 28.—30. Juli d. J. riefen namentlich zwei Referate eine lebhafte Debatte hervor. Im ersten Referat „Die Decimalbruchrechnung in der Volksschule“ will der Referent bei der Behandlung der Decimalbrüche in der Volksschule nur das für das praktische Leben Nothwendige zulassen. Unter den festgestellten fünf Thesen nennen wir hier die folgenden zwei: 1) Die Decimalbruchrechnung gehört dem Pensum der Oberstufe und hier vorzugsweise dem Tafelrechnen an. 2) Der Umfang, in welchem die Decimalbruchrechnung zu üben ist, richtet sich nach der Art der Schule. In einfachen Schulverhältnissen genügt ein Minimum, bestehend in dem Verständniß des Lesens und Schreibens der Decimalzahlen mit und ohne Benennung. Weitergehende Schulen arbeiten außerdem die vier Species mit Decimalen durch.

Aus dem zweiten Referate „Soll der Lehrer sich an den Bestrebungen zur Beseitigung der Eckenschrift und zur Einführung der alleinigen Anwendung der Lateinschrift betheiligen, und in welcher Weise kann dies geschehen?“ wurden folgende zwei Thesen aufgestellt: 1) Die Abschaffung der Eckenschrift und der alleinige Gebrauch der Lateinschrift ist aus mannigfachen, namentlich auch pädagogischen Gründen wünschenswerth. 2) Der Lehrer hat in seinem Theile dahin mitzuwirken, daß dies Ziel allmählich erreicht werde, und zwar dadurch, daß er a) sich ausschließlich in seinen Korrespondenzen der Lateinschrift

bediene; b) mehr Zeit und Fleiß als bisher in der Schule auf die Einübung der Lateinschrift verwende.

Die Unterrichtsverwaltung in **Belgien** hat bisher in 228 Gemeinden die Volksschulen gänzlich abschaffen lassen. Die betreffenden Schulen waren von 320,000 Kindern besucht. 3316 Lehrer und Lehrerinnen mußten sich eine Gehaltsverminderung gefallen lassen, 1200 aber wurden auf Wartegeld gesetzt. Mehrere Schulsäle sind in Schenkwirthschaften verwandelt worden.

Die englische Königin wohnte am 30. Juni d. J. der feierlichen Eröffnung des Frauenseminars ("Royal Holloway college for women") in Egham bei, welches mit der Kostensumme von drei Millionen Gulden zu dem Zwecke der Erlernung fabrikmäßiger Arbeit errichtet wurde. Das Seminargebäude, inmitten des herrlichsten Parks gelegen, enthält ein Museum, eine Gallerie der kostbarsten Gemälde, viele Lesezimmer, Wohnungen, im Ganzen fast 1000 Säle, welche zur entsprechenden Benutzung für 250 Studentinnen bestimmt sind.

Der erste deutsche Gymnasiallehrer wird demnächst nach dem neuen Koloniallande **Kamerun** abgehen. Die Wahl ist dabei auf einen jungen Hannoveraner, Dr. **Salge**, gefallen; derselbe hat sich auf zwei Jahre für seine Stellung in Kamerun verpflichtet. Ferner: Der deutsche Reichskanzler sucht zum Unterrichte der kleinen, schwarzen, deutschen Brüder in Kamerun einen jungen, unverheiratheten Mann von kräftiger Gesundheit. Gehalt 5000 Mark, freie Hin- und Rückfahrt und freie Wohnung.

Die zwanzigste Schleswig-Holsteinische Lehrerversammlung tagte in Pinneberg vom 4.—6. August d. J. Unter den Referaten, die daselbst zur Verhandlung kamen, hatte eines derselben das Thema: „Die Pflege der katechetischen Kunst". Der Referent ging von dem Gedanken aus, daß das Interesse für die katechetische Kunst im Schwinden begriffen sei, und erörterte hiernach das rechte Wesen der Katechese, um nachzuweisen, daß neben der Einprägung des positiven Wissenstoffes dem Prinzip des bildenden Unterrichts gemäß auch die katechetische Verarbeitung des Stoffes zu ihrem Rechte kommen müsse. Eine Erörterung der gegen die Katechese erhobenen Bedenken und besonders des Zillerschen Vorwurfs, daß die Katechese den Zögling auf Wege führe, von denen er das Ziel nicht kenne, und ihn zu Resultaten leite, über deren Erlangung er nicht Rechenschaft zu geben wisse, gab ihm Veranlassung, eine Reform des katechetischen Verfahrens in der zweckmäßigen Verbindung von Analyse und Synthese anzuregen. Zum Schluß beleuchtete er die Anwendung der Katechese auf das Gebiet der Religion, woselbst sie nach ihm rechter Art ist, wenn sie dahin wirkt, die Wahrheiten des Christenthums als Thatsachen und Kräfte zum Bewußtsein zu bringen, die dem frommen Leben zu Grunde liegen und ihm die rechte Richtung geben. Zu dem Ende muß die Katechese die zu vermittelnde Erkenntniß ableiten von den Erfahrungen des religiösen Lebens.

Anmerkung der Redaktion. Hat der Referent mit den genannten Thatsachen und Kräften namentlich **die göttlichen Thatsachen und Kräfte**, wie uns dieselben in der Geschichte Alten und Neuen Testaments vor das Auge des Geistes treten, gemeint, so müssen wir ihm beistimmen. Die vermittelnde Erkenntniß soll vor allem **aus der Geschichte und den Lehren des göttlichen Wortes**, als der allein untrüglichen Quelle religiöser Erkenntniß, abgeleitet und mit Beispielen aus den Erfahrungen des religiösen Lebens beleuchtet werden.

Theologische Zeitschrift.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nord-Amerika.

Jahrgang XIV. | December 1886. | Nro. 12.

Luther als Bibelübersetzer.

Vortrag von Dr. Ed. Riehm.

(Abdruck aus den Studien und Kritiken.)

(Schluß.)

Ich muß darauf verzichten, des weiteren von der Einfachheit und Natürlichkeit, der Kraft und Lebendigkeit, dem Reichthum und der würdevollen Schönheit der Bibelsprache Luthers, von ihrem Wohllaut im Rhythmus und in der Lautfolge, sowie davon zu reden, mit welcher bis ins Kleinste gehenden Sorgfalt Luther in allen diesen Beziehungen sein Werk immer mehr vervollkommnet hat. Wer in andern Schriften Luthers belesen ist, wird namentlich den Takt bewundern, mit welchem er in der Bibelübersetzung die Derbheit, in welcher er sonst nichts Geringes zu leisten pflegt, vermieden, dabei aber doch immer die Dinge beim rechten Namen genannt hat*). — Auch von der Geistesfreiheit und dem gesunden kritischen Sinn Luthers, den er — wie in der Anordnung der neutestamentlichen Schriften — so auch in der Ausscheidung unechter Stellen (man denke an 1 Joh. 5, 7) und im A. T. und in den Apokryphen) zuweilen auch in Berichtigungen von Textfehlern nach eigener Vermuthung bekundet hat, wäre manches zu sagen. Doch soll nur von dem, was Luther vor allem zum Bibelübersetzer der Deutschen und seine Bibel zu einem unersetzlichen Kleinod unseres Volkes gemacht hat, etwas näher gesprochen werden. Bekannt ist sein Wort (E. A. 65, 115), zum Dolmetschen gehöre „ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübt Herz." Zum Meister in der Bibelübersetzung hat ihn vor allem das gemacht, daß er selbst vor andern ein im Worte Gottes lebender, in der Anfechtung geübter und im Kampf bewährter **Held des Glaubens und des Gebetes** war. Er war gewohnt, täglich aus der heiligen Schrift geistliche Nahrung, Trost in seinen Anfechtungen, Rath in zweifelhaften Sachen, Kraft und Muth in seinen Kämpfen zu holen. Fast täglich hat er — wie Melanchthon bezeugt — eine bestimmte Zeit dazu angewendet, einige Psalmen zu recitiren und seine eigenen Bitten und seine Fürbitten für die gesammte christliche Kirche oft unter Seufzen und Weinen eingemischt. So nahm er das Sprich-

---

*) Auch darin ist in späteren Ausgaben im Vergleich mit den früheren immer mehr gebessert. Luk. 23, 35 stand z. B. anfangs „runtzeten die nasen"; Luk. 24, 14. 15. „schwetzten" st. „redeten"; Joh. 1, 15 : 11, 43; 12, 44 u. öfters „schreien" st. „rufen" u. dgl.

wort nicht als ein vor Zeiten geredetes, sondern als ein ewig lebendiges, insonderheit zu ihm und zu seinen Zeitgenossen geredetes Gotteswort in sein Herz auf, und aus seinem Herzen reproducirte er es auch als Uebersetzer so, daß es den Ton und die Farbe des religiösen Lebens trägt. Die tiefen Wirkungen, die es auf sein eigenes inneres Leben geübt, die reichen lebensvollen Beziehungen, in welche es zu seinen eigenen Erlebnissen, Aufgaben, Anliegen und zu den Verhältnissen seiner Zeit für ihn getreten war, spiegeln sich durchweg in seiner Uebersetzung. Wenn er auch — wie bemerkt — zwischen Uebersetzung einer- und Auslegung und Anwendung anderseits wohl zu unterscheiden wußte, so war doch auch bei jener sein Absehen überall darauf gerichtet, die bleibende, praktische Bedeutung und die Anwendung des Schriftworts den Lesern so nahe als möglich zu legen. Daher macht er z. B. öfters aus der Erinnerung an geschichtliche Thaten Gottes Charakteristiken Gottes und setzt deshalb praeterita in praesentia um (z.B. Ps. 33, 9); daher überhaupt die Neigung Luthers, einzelnen Sprüchen eine allgemeinere Fassung, die Gestalt der Sentenz zu geben. Ohne Frage ist der außerordentliche Erfolg, welchen Luthers Bibel sofort bei ihrem Hervortreten gehabt hat, und der Eindruck, den seine Uebersetzung mehr als jede andere noch heute auf jedes empfängliche Gemüth macht, hauptsächlich eben darin begründet, daß sie — selbst eine Frucht des Glaubens und des Gebets — Luthers Zeitgenossen und uns die Aneignung des Schriftworts so wesentlich erleichtert.

Allerdings hat — wie nicht verschwiegen werden soll — dieser hohe Vorzug der Lutherbibel auch eine Kehrseite. Es ist ihr infolge davon auch das Gepräge der Persönlichkeit Luthers und das Gepräge ihrer Entstehungszeit in nicht geringem Maße aufgedrückt.

Um zunächst einzelnes anzuführen, so hat Luther falschen Anwendungen des Schriftwortes, die zu seiner Zeit üblich waren, zu begegnen gesucht, und darum manche Ausdrücke der alten Bibelverdeutschung, die zur Rechtfertigung kirchlicher Mißbräuche und der Ansprüche des Klerus dienten, vermieden. Zum großen Aerger seiner päpstlichen Gegner ersetzt er z. B. im Neuen Testament das aus dem Griechischen *πρεσβύτερος* entstandene, aber mißverständlich gewordene „Priester“ durch „Aeltester“; ferner das regere ecclesiam der Vulgata und das „die Kirche regieren“ der alten deutschen Bibel durch das wortgetreue „die Gemeine weiden“ (Apg. 20, 28); und das Wort „Kirche“, welches er zwar nicht recht deutsch, blind und undeutlich erklärt, aber doch sonst nicht selten in gutem Sinn gebraucht, hat er in der Bibel mit Rücksicht auf die Vorstellung, die das Volk damit zu verbinden pflegte, im Neuen Testament durchweg durch „Gemeine“ ersetzt und im Alten Testament nur von heidnischen Tempeln oder ungesetzlichen Heiligthümern der Israeliten gebraucht. Auch daß er anfangs im Neuen Testament den altkirchlichen Ausdruck „thut Buße“ durch „bessert euch“ ersetzt hatte, gehört hierher. — Weiter hat Luther auch manche handgreiflichen polemischen Beziehungen, die sich ihm aufdrängten, nicht vermieden. Wenn er das Wort „Pfaffen“ für Götzenpriester und Wahrsager gebraucht, wenn eine dem Priester gegebene Ritualvorschrift (3 Mos.21,5)

bei ihm lautet: „Er soll auch keine Platte machen auf seinem Haupt", wenn wir in der Beschreibung der Götzenpriester Bar. 6 (V. 30 f.) lesen: „Und die Priester sitzen in ihren Tempeln mit weiten Chorröcken, scheren den Bart ab und tragen Platten, sitzen da mit bloßen Köpfen, heulen und schreien vor ihren Götzen", so liegt vor Augen, wohin das zielt. Versteckter sind andere polemische Beziehungen, wie z. B. die Beibehaltung des hebräischen Wortes Maüssim, worin Luthers Witz im Zusammenhang mit seiner sehr ernstlich gemeinten Deutung der Charakteristik des Antiochus Epiphanes auf den Papst als den Endechrist eine Anspielung auf die Messe fand.

Wichtiger als solche Einzelnheiten ist der allgemeinere Einfluß, welchen der große reformatorische Geistes- und Glaubenskampf gegen die Irrthümer und Finsternisse des Papstthums auf die Lutherbibel geübt hat. Namentlich beim Lesen der Psalmen, insbesondere der Gebete gegen Feinde und Verfolger, fühlt man sich oft ganz hineinversetzt in diesen großen Kampf und in die zu Gott rufende Seele unsers glaubensmuthigen Heerführers in diesem Kampfe. „Du wirst ja nimmer eins mit dem schädlichen Stuhl, der das Gesetz übel deutet" (Ps. 94, 20), solche und viele ähnliche Psalmworte lassen fast noch mehr sehen, wie unseres großen deutschen Glaubensbelden Herz sich gestellet und gehalten hat in allerlei Sachen, Fahr und Noth, als sie in das Herz der Heiligen des Alten Bundes sehen lassen. Es hängt damit u. a. auch zusammen, daß Luther oft — allein in den Psalmen 11mal — wo im Grundtext von eitlen oder trügerischen Reden gesprochen ist, von falscher Lehre und falschen Lehrern redet, überhaupt gern „lehren" statt „reden" setzt. — Noch mehr macht sich durch die ganze Lutherbibel hindurch die evangelische Grundwahrheit, welche die Reformation wieder ans Licht zu stellen hatte, das sola fide geltend. Zeugnisse gegen das Werthlegen auf die von Menschen ersonnenen äußerlichen gottesdienstlichen Werke, überhaupt gegen die Werkgerechtigkeit und für die Rechtfertigung aus dem Glauben und die Seligkeit aus Gnaden findet Luther nicht bloß da, wo sie wirklich enthalten sind, sondern — wie ihm schon Emser vorwarf — oft auch da, wo im Grundtext „weder des Glaubens noch der Werke gedacht wird". — Daran, um noch dies eine anzuführen, daß „predigen, Prediger, Predigt" häufig gebrauchte Lieblingsausdrücke Luthers sind, giebt sich der Werth kund, den er auf die Predigt als das fürnehmste Stück des Gottesdienstes legte. Schon Emser und Wicel haben das wiederholt getadelt; Luther aber hat sich durch diesen Tadel so wenig irre machen lassen, daß er auch noch das anfängliche „des Herrn Namen anrufen" in 1 Mos. 4, 26 und einer Reihe verwandter Stellen in „predigen von des Herrn Namen" verwandelt hat. Nachmals haben übrigens die Katholiken sich mit dem Ausdruck mehr befreundet; sie haben doch gefunden, daß z. B. Jes. 40, 6 Luthers: „Es spricht eine Stimme: predige, und er sprach: was soll ich predigen?" eine bessere Uebersetzung ist, als Ecks Wiedergabe des Vulgatatextes: „Die Stimme des Sagenden schrie, und ich sprach: „was soll ich schreien?" und so hat das „predige" und „predigen" auch in katholischen Uebersetzungen Aufnahme gefunden.

Soll man nun jenes individuell-persönliche und zeitalterliche Element der Lutherbibel zu beseitigen versuchen? Ich antworte: in einzelnen Fällen ist es gewiß rathsam, da nämlich, wo dasselbe dem Verständniß des Zusammenhanges hinderlich ist und gar zu Fremdartiges in den Text bringt. Im Allgemeinen aber gehören diese Elemente wesentlich zum Charakter der Lutherbibel und sind kein Mangel derselben. Sie dienen oft dazu, die ursprüngliche Kraft und Lebendigkeit des Bibelwortes in der Uebersetzung wiederzugeben. In den Psalmen z. B. bezieht sich manche Klage, manches Gebets- und Glaubenswort wirklich auf einen religiösen Gegensatz, in welchem die Psalmisten zu ihren Feinden stehen; da ist's der praktischen Wirksamkeit des Psalmworts nur förderlich, wenn unserm deutschen Volk, was in der Tragweite des Wortes liegt, die Anwendung auf die noch heute vorhandenen Hauptfeinde der echten Religion und des wahren Christenthums, auf den papistischen Aberglauben und den frivolen Unglauben schon durch die Uebersetzung nahe gelegt wird. So lange es noch Papstthum und Werkgerechtigkeit und anderseits Unglauben und religiöse Gleichgültigkeit zu bekämpfen giebt, bleibt es ein Vorzug der Lutherbibel, daß sie auch indirekte Zeugnisse des göttlichen Wortes dagegen klarer herausstellt und so dem deutschen Volk das Schwert des Geistes zum Kampf gegen seine Hauptfeinde fein zugerichtet in die Hand giebt. Es kommt hinzu, daß jenes individuell-persönliche und zeitalterliche Element aufs innigste zusammenhängt mit jenem Hauptvorzug der Lutherbibel, welcher sie vor allem zur Kirchenbibel gemacht hat, damit daß in ihr das Schriftwort überhaupt im Geist des Glaubens und des Gebetes lebendig reproduzirt ist; und das Maß dessen, worin sie infolge dieser Reproduktion die unvergängliche und nicht veraltende Lebenskraft des göttlichen Wortes mehr, als jede andere Bibelübersetzung, dem Herzen nahe bringt, ist so weit überwiegend, daß sie durch jenes zeitalterliche Element niemals zu der Bedeutung eines bloßen großen Denkmals einer vergangenen kirchlichen Entwickelungsstufe herunterſinken kann. In Luthers Uebersetzung, die — wie Fürst Georg von Anhalt sagt — „aus sonder Gnade und Gabe des heiligen Geistes" oder — wie Marheineke sich ausdrückt — „nicht ohne lebendige Bewegung des nämlichen göttlichen Geistes, der ihre Urschrift durchweht, zustande gekommen ist", hat vielmehr Gottes Gnade unserm deutschen Volke sein Lebenswort für alle Zeiten geschenkt.

Freilich konnte die Lutherbibel in unserer Kirche niemals die Bedeutung gewinnen, welche die Vulgata in der katholischen Kirche hat; von Anfang an ist der Vorwurf der Papisten, daß sie den Lutherischen als der authentische Text gelte, energisch zurückgewiesen und die Pflicht und das Recht auf den Grundtext zurückzugehen, nachdrücklich betont worden. Falschen Ruhmes bedarf sie wahrlich nicht. Ihre unermeßliche segensvolle Bedeutung für das religiöse und kirchliche Leben hat sich von den Tagen an, wo sie zuerst den Hunger des deutschen Volks nach dem Evangelium gestillt, und — wie Cochläus klagt — selbst Schuster und unwissende Weiber zu Vertheidigern der evangelischen Wahrheit gegen Priester und Mönche, ja sogar gegen Magister

und Doktoren der Theologie gemacht hat, durch alle Jahrhunderte hindurch bewährt. Auch neuere Bibelübersetzer haben ihrem von keiner andern Uebersetzung erreichten religiösen Werth thatsächlich Zeugniß gegeben, wie denn z. B. von de Wette bekannt ist, daß er in der Hausandacht nicht seine eigene, sondern Luthers Uebersetzung gebrauchte. Eins mag hier noch besonders hervorgehoben werden. Die Lutherbibel hat auch in hohem Maße die Bedeutung eines Einheitsbandes der protestantischen Kirchen deutscher Zunge und zeitweise auch stammverwandter Völker gewonnen. Wohin Luthers Lehre drang, da fand auch seine Bibel Eingang, und, wo seine Sprache nicht verständlich war, da setzte man sie mehr oder weniger in die eigene Mundart um oder übersetzte sie in die Landessprache. So ist sie schon zu Luthers Lebzeiten nicht nur ins Plattdeutsche, sondern auch ins Dänische, Schwedische, Holländische und Isländische übertragen worden.

Von besonderem Interesse ist ihre wachsende Verbreitung auch in der reformirten Kirche. Nicht nur in der deutsch-reformirten Kirche und in Basel war die Lutherbibel von Anfang an im Gebrauch, sondern auch der Grundstock der Züricher Bibel war nur eine Wiedergabe derselben im Schweizerdialekt mit einzelnen Aenderungen; die prophetischen und poetischen Bücher des Alten Testaments und die Apokryphen waren allerdings selbstständige Arbeiten der Züricher „Prädikanten"; aber auch in der schweizerisch-reformirten Kirche wurde diese Züricher Bibel nur in wenigen, auch sonst von Zürich abhängigen Kantonen die ausschließlich gebrauchte Kirchenbibel; in den meisten wurde daneben, in manchen sogar ausschließlich die Lutherbibel gebraucht; und die öfters wiederholten und — wie man anerkennen muß — sehr sorgfältigen Revisionen der Züricher Bibel hatten nur den Erfolg, daß ihr Gebiet sich mit der Zeit immer mehr verengerte und die unrevidirte Lutherbibel immer mehr Boden gewann, eine Thatsache, welche von allzu eifrigen Betreibern der Bibelrevision die ernsteste Beachtung fordert. Vollends der Versuch, die wortgetreuere Uebersetzung des Herborner Piscator in der Berner Kirche zur offiziellen Bibel zu machen, hatte nur einen sehr vorübergehenden Erfolg; bald war sie wieder gänzlich von der Lutherbibel verdrängt.

Wie die Spaltung zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche die Verbreitung der Lutherbibel in der letzteren nicht hindern konnte, so konnte sich aber auch selbst die katholische Kirche dem Einfluß derselben nicht entziehen. Nicht blos die Protestanten, auch die Katholiken haben Grund, Luthern als Bibelübersetzer dankbar zu sein. Es ist bekannt, daß schon das Neue Testament des „hochgelehrten" Hieronymus Emser, welches Herzog Georg von Sachsen statt des ketzerischen Testaments Luthers in seinem Lande einführte, von den Aenderungen einzelner Stellen nach der Vulgata abgesehen, die Uebersetzung Luthers enthielt. Die Gerechtigkeit erfordert zu bemerken, daß Emser in seiner Beschlußrede kein Hehl aus dieser Benutzung des Lutherschen Testaments macht, wobei er sich freilich wohl hütet, Luthers Namen zu nennen, vielmehr vorsichtig nur von der neuen „Dolmetschung" redet. Luther aber hatte guten Grund zu sagen: „Mir ist

indes genug und bin froh, daß meine Arbeit, wie St. Paulus auch rühmet, muß auch durch meine Feinde gefördert, und des Luthers Buch ohne Luthers Namen, unter seiner Feinde Namen gelesen werden. Wie könnte ich mich besser rächen?" Auch in der Bibelübersetzung Ecks, die allerdings weit mehr eine selbstständige Arbeit ist, aber auch wieder stark in die undeutsche, sklavisch-buchstäbliche Dolmetschung der vorlutherischen deutschen Bibel zurückfällt und sich grundsätzlich ganz an die Vulgata hält, begegnet man trotzdem manchen Abschnitten, in welchen Eck augenfällig den Text Luthers mit geringen Aenderungen wiedergiebt. Die späteren katholischen Bibelübersetzungen aber von Allioli, von Eß, Jäck u. a. haben in einer Menge von Stellen Luthers Uebersetzung aufgenommen, und zwar auch in Abweichung von der Vulgata, auch mit Beseitigung von Beziehungen auf katholisch-kirchliche Einrichtungen, wie z. B. die Erwähnung der Beichte in Ecks Uebersetzung von Psalm 100, 4 und auch in Fällen, in welchen Luthers Uebersetzung von Wicel und Eck aufs schärfste angegriffen worden war. So sind die jetzt gangbaren approbirten katholischen Bibelübersetzungen in ganz beträchtlichem Maße nach Luther verbessert, wobei aber selbstverständlich die Quelle der Verbesserungen stets sorgfältig verschwiegen blieb.

Noch viel offener liegt die Verpflichtung, welche auch unsere katholischen Volksgenossen zur Dankbarkeit gegen Luther als Bibelübersetzer haben, am Tage, wenn wir schließlich auch noch die nationale Bedeutung der Lutherbibel ins Auge fassen. Am meisten ist diese bezüglich der deutschen Sprache erkannt und nachgewiesen worden. Luther ist bekanntlich von unsern größten deutschen Sprachforschern als der eigentliche Schöpfer der neuhochdeutschen Schriftsprache anerkannt worden. Wohl war die deutsche Sprache seit dem Meisterwerke des Ulfilas mehr und mehr fähig geworden, die biblische Wahrheit zum Ausdruck zu bringen. Aber zu Luthers Zeit war sie ganz in Verfall gerathen. Schwerfällige, harte Wortbildungen, gesetzwidrige namentlich durch Häufung der Konsonanten mißtönende Formen, undeutsche Konstruktionen waren eingedrungen; das ganze Satzgefüge war bis zur Unverständlichkeit schwerfällig und ungelenk geworden. Wie konnte es auch anders sein, da die Sprache der Kirche und die der Gebildeten das Lateinische war! Am allermeisten war gerade in der kirchlichen Litteratur die deutsche Sprache durch mechanische Abhängigkeit von der lateinischen und zugleich durch barbarische Unbekanntschaft mit dem Wesen der letzteren verderbt worden. Einsichtige Männer erkannten den Schaden; vor allen Luther selbst. „Nun sehe ich" — sagt er nach Vollendung der Uebersetzung der Bücher Moses —, „daß ich auch noch nicht meine angeborene deutsche Sprache kann. Ich habe auch noch bisher kein Buch noch Brief gelesen, da rechte Art deutscher Sprache innen wäre. Es achtet auch niemand darauf, recht deutsch zu reden." Aehnlich klagt z. B. Joh. Agricola, daß „niemand oder gar wenig Leut sind, die deutsch reden können." — Dazu kam die zu Luthers Zeit sehr stark ausgeprägte Verschiedenheit der Dialekte, vermöge deren der Deutsche schon wenig entfernt wohnende Volksgenossen nicht mehr verstand. Allerdings war schon seit dem 14. Jahr-

hundert durch die Kaiser, besonders durch Karl IV. (1327—1378), Friedrich III. (1440—1493) und Maximilian I. (1493—1519), der Anfang gemacht worden zur Schaffung einer einheitlichen deutschen Reichssprache. Sie war zu Luthers Zeit schon von vielen deutschen Höfen, Reichsstädten, Gerichten und Universitäten angenommen worden, insbesondere auch von der Kanzlei der sächsischen Kurfürsten. Diese gemeine deutsche Sprache, nicht — wie öfters irrthümlich angegeben wird — den meißnischen Dialekt, machte Luther zur Grundlage seiner Bibelsprache, damit ihn beide Ober- und Niederländer verstehen möchten. Aber nur die Grundlage konnte sie sein; für eine deutsche Volksbibel konnte sie nur einen verhältnißmäßig kleinen Vorrath von Wörtern und Wendungen liefern. Den Aufbau hat Luther geschaffen, und das Material dazu hat er theils aus deutschen Büchern — deren bis zum Jahre 1520 schon mindestens 1035 gedruckt waren — sorgsam zusammengesucht, theils dem Volksmund abgelauscht; und dies Material hat er dann mit feinem und sicherem Sprachgefühl gesetzmäßiger, wohllautender und edler gestaltet; und so feind er auch manchen neu aufkommenden Wortbildungen war, so hat er doch auch selbst die deutsche Sprache durch manchen glücklich gebildeten, inhaltsvollen Ausdruck bereichert. Namentlich in der Vereinfachung des Satzbaus hat er gerade als Bibelübersetzer Bahn gebrochen. Auch diese Ausgestaltung der deutschen Sprache hat ihm Mühe und Arbeit genug gemacht. Bekannt sind ja seine Aeußerungen, daß er mit seinen Gehilfen oft vierzehn Tage, drei und vier Wochen nach einem einzigen Wort gesucht und gefragt und es dennoch zuweilen nicht gefunden habe, und seine Klagen darüber, wie sehr sich Propheten, wie Jesaia, dawider gesträubt hätten, in der ungelenken deutschen Zunge zu reden. Es ist ihm auch nicht alles im ersten Wurf gelungen. Auch an seinem Deutsch hat Luther in den späteren Ausgaben mit unermüdlicher Sorgfalt gebessert. Im Neuen Testament hat er z. B. anfangs noch Imperative, wie „gang", „stand" u. dgl. gebraucht, die er nachmals in „gehe", „steh" verbesserte (vgl. Matth. 5, 41; 8, 4; 9, 6; 2, 13. 20; 9, 5. 6 u. v. a.); da kommen noch in der Weise der früheren deutschen Bibel nicht selten Fremdwörter, wie „benedeien", „maledeien", „kasteien" (vgl. z. B. Matth. 5, 44 „benedeyt", die euch maledeyen"; Ps. 38, 1 u. a.), dialektische Wörter und Wortformen, wie „Spreissen" (Matth. 7, 3 ff.), Spugnis (Matth. 14, 26; = Gespenst), „Darbe" (Mark. 12, 44), „Kroppler" oder „Kröpel", „hynnaußzen", „Kindle", „Bundle" (Matth. 13, 30) u. dgl. vor; da lesen wir noch Ausdrucksweisen, wie „die von anfang selbsichtige" (Luk. 1, 2), „eine rufende Stimme" (Luk. 3, 4. Joh. 1, 23), „der eyffer deynes Hauses" (Joh. 2, 17) und Sätze, wie: „Und battet umb den morder euch zu geben" (Apg. 3, 14) u. dgl.

Die Sorgfalt Luthers, in solchen Dingen zu bessern, erstreckte sich auf alles bis herab zur Herstellung einer regelrechten und gleichmäßigen Orthographie. Die ersten Ausgaben des Neuen Testaments haben noch eine sehr regellose und durch große Häufung der Konsonanten verunstaltete Schreibweise, die freilich theilweise auf Rechnung der Setzer und Korrektoren kommen

mag; seit 1530 aber hat sie Luther stetig vereinfacht und gleichmäßiger und regelmäßiger gestaltet. Wie ist es ihm aber auch gelungen, in seiner Bibelübersetzung, in der er weit mehr Sorgfalt auf die deutsche Sprache verwendet hat, als in irgendeiner seiner andern Schriften, die ganze Schönheit und den Reichthum der deutschen Sprache zu mustergültiger Entfaltung zu bringen! Man begreift es, daß sein Zeitgenosse und Verehrer Erasmus Alber ihn „einen rechten deutschen Cicero" nennt und von ihm rühmt, „daß, so lange die Welt gestanden, kein Mensch besser deutsch geredet, noch geschrieben hat, denn er." Wie schöpferisch er auf dem sprachlichen Gebiet verfuhr, davon zeugt laut die Thatsache, daß schon die ersten papistischen Gegner seiner Bibelübersetzung von „Luthers Deutsch" redeten, und wenigstens dieses Deutsch haben sie auch ausdrücklich als „zierlich und süßlautend" anerkannt und demselben das beste Zeugniß damit thatsächlich gegeben, daß sie es sich selbst mehr und mehr aneigneten, so daß Luther schon 1530 schreiben konnte: „Das merkt man wohl, daß sie aus meinem Dolmetschen und Deutsch lernen deutsch reden und schreiben, und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt; danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie viel lieber wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl, denn es thut mir doch sanfte, daß ich auch meine undankbaren Jünger, dazu meine Feinde, habe reden gelehret." Es ist bekannt, daß J. Grimm das Neuhochdeutsche als „den protestantischen Dialekt" bezeichnet, „dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte." Mit der Zeit hat dieser protestantische Dialekt, das Deutsch Luthers in immer weiterem Umfang auch die Gebiete der verschiedenen deutschen Dialekte erobert: zuerst Oberdeutschland, wo die mundartlichen Abwandlungen einzelner Wörter und Wortformen in den ersten Bibelnachdrucken sehr bald entbehrlich wurden; dann Niederdeutschland, für welches im Jahre 1621 die letzte plattdeutsche Bibel gedruckt wurde, schließlich die Schweiz, woselbst im Jahre 1667 auch die Züricher Bibel ins Hochdeutsche umgeschrieben wurde. Gewiß haben zur Ausbildung und immer weiteren Verbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache mancherlei Faktoren zusammengewirkt; aber der wirksamste Faktor, welcher die Einigung aller deutschen Stämme in der Sprache herbeigeführt hat, war anerkanntermaßen die Lutherbibel. Auch auf die weitere Entwicklung der hochdeutschen Schriftsprache, auf ihre Reinigung von den vielen, namentlich im 17. und 18. Jahrhundert eingedrungenen Fremdwörtern und auf ihre Verjüngung in der Periode unsrer deutschen Klassiker hat kein anderes Buch so großen Einfluß geübt, als die Lutherbibel, deren Sprache vielen unserer besten Schriftsteller zum Muster gedient hat; und auch die unseren Tagen angehörigen Verbesserungen in der deutschen Sprache und deutschen Rechtschreibung knüpfen vielfach wieder an Luther an. Vollends auf die Sprache des gemeinen Volks übt die Lutherbibel, wie kein anderes Buch, fort und fort einen veredelnden Einfluß. „Wo die Luthersche Bibel gelesen wurde und gelesen wird" — sagt Radlof —, „überall ist sogar die Sprache des niederen Volkes verständlicher, bestimmter, edler."

Es wäre eine große und lohnende Aufgabe, auch dem mehr materiellen Einfluß nachzugehen, welchen die Lutherbibel auf die deutsche Litteratur, insbesondere auch auf die Poesie und auf die gesammte deutsche Volksbildung geübt hat. Radlof vergleicht ihre Bedeutung für unsere nationale Bildung mit derjenigen, welche die Homerschen Epen für die Griechen gehabt haben. Aber darauf näher einzugehen verbieten die mir gezogenen Schranken. Das ist gewiß: wem unsere nationale Bildung am Herzen liegt, dem muß auch daran liegen, daß die Lutherbibel das gelesenste Volksbuch sei und bleibe. Sie ist ebenso ein unschätzbares nationales Kleinod des deutschen Volkes, wie sie für das religiöse und kirchliche Leben des gesammten deutschen Protestantismus unersetzlich ist; und wenn auch Bugenhagens Sitte, alljährlich ein besonderes festum translationis Bibliorum zu begehen, keine allgemeinere Verbreitung gefunden hat, so haben doch alle Evangelischen deutscher Zunge und mit ihnen auch alle Deutschen Ursache, Gott Lob und Dank zu sagen für die durch den größten Doktor der heiligen Schrift, durch D. Martin Luther verdeutschte Bibel.

Ist das Leben der Mühe werth?

(Ein Vortrag. Aus dem Spanischen übersetzt von P. Wiegmann.)

(Schluß.)

Wie man sieht, glaubt der Pessimismus, daß man um so mehr Mitleid verdient, wenn der Verstand sich reich entwickelt hat: der reich begabte Mensch ist unglücklicher als der gemeine Mann, und der gemeine Mann mit seinen Wünschen, die er nicht befriedigen kann, ist auf seine Weise unglücklicher als das Schwein, welches seine Lust daran findet, sich im Koth herumzuwälzen. Vergeblich würde es sein, hier von der Liebe zu reden, die alle Geschöpfe zum Leben haben, und von den Anstrengungen, die sie machen, dasselbe zu behalten, wenn sie im Begriff stehen, es zu verlieren. Der Holzhacker in der Fabel ruft mit lauter Stimme den Tod, daß er ihn von einem unerträglichen Leben befreie, und als der Tod sich einfindet, beschränkt er sich darauf, ihn zu bitten, daß er ihm helfe, das Bündel Holz auf seine Achseln zu laden.

Daß der Mensch am Leben hängt, ist eine ausgemachte Sache, allein — sagen die Pessimisten — dies beweist noch nicht im Mindesten, daß das Leben erträglich ist, und daß wir keine Thoren sind, weil wir es so lieb haben. In diesem gebieterischen Erhaltungstrieb, der uns beseelt, sollten wir nichts Anderes sehen als einen grausamen Spott der Natur, die da will, daß wir leben, und die, um zu verhindern, daß wir uns baldmöglichst von unserer Todesqual befreien, uns mit leeren Hoffnungen und einer chimärischen Todesfurcht hintergeht. Das Leben ist fürwahr ein Unglück und zwar ein Unglück ohne genügende Entschädigung.

3. Es muß gestattet sein, anzunehmen, daß die Wahrheit, welche sich häufig zwischen den Extremen verbirgt, sich weder beim lächelnden Optimismus der Einen, noch beim übertriebenen Pessimismus der Andern findet, und daß das Leben in Wirklichkeit weder so freudenreich, noch so traurig ist.

Komisch wäre es, wollte man annehmen, daß es ganz präcis aus gleichen Theilen von Gütern und Uebeln, Freuden und Leiden bestände. Dies Aequilibrium ist recht ernsthaft von Dr. Robinet behauptet worden und später von Dr. Azais († 1845) in einem Buch, betitelt: „Ueber die Ausgleichungen in den menschlichen Geschicken" (1808), welches zu Anfang dieses Jahrhunderts viel Aufsehen machte. Nach Dr. Azais sind die Güter und Uebel nicht blos gleichmäßig auf eine allgemeine Weise und unter der ganzen Menschheit vertheilt, sondern auch bei jedem einzelnen Menschen, so daß es keinen einzigen gibt, der mehr oder weniger begünstigt wäre, als die übrigen.

Schon La Bryére drückt sich in seinem berühmten Buch ähnlich aus. „Es werfen Einige die Frage auf, indem sie die verschiedenen Lagen der Menschen, ihre Leiden und ihre Vorzüge mit einander vergleichen, ob man nicht eine gewisse Mischung, eine gewisse Art Ausgleichung von Gutem und Bösem bemerke, die unter den Menschen Gleichheit stifte oder wenigstens mache, daß die Lage des einen nicht erwünschter sei, als die des andern," und mit großer Klugheit fügt der Tugendlehrer hinzu: „Der, welcher mächtig und reich ist und nichts entbehrt, kann diese Frage wohl formuliren, allein die Entscheidung ist Sache des Armen." Nun wohl, der Arme scheint nicht sonderlich geneigt zu sein, die Frage in dem Sinne zu entscheiden, wie es Dr. Azais gewünscht haben würde.

Wir wollen hiermit die Lehren von der absoluten Compensation neben vielen andern Chimären in Frieden ruhen lassen und sagen ganz einfach: Die Güter und Uebel sind im menschlichen Leben gemischt und zwar in einem Verhältniß, das sich unmöglich genau bestimmen läßt; sie variiren sehr und von den verschiedenen Menschen wird ganz verschieden darüber geurtheilt. Einigen ists gegeben, Alles in einem rosenfarbigen Lichte zu sehen, Andere sehen Alles schwarz wie Dinte; aber, kurz gesagt, das Leben ist kein so liebliches Paradies, wie es von den Optimisten besungen wird, noch eine so schauerliche Hölle, wie Schopenhauer und seine Schule es uns malen.

4. Um noch einen Schritt weiter in diesem Studium des Lebens zu machen, müssen wir auch den großartigen Fortschritt der Welt in Betracht ziehen, wie man einen solchen im Alterthum gar nicht kannte. Derselbe ist wirklich heutzutage erstaunlich und scheint es, als habe der Optimismus daran eine Stütze. Selbst Voltaire, der so sehr über den übertriebenen Optimismus Pope's spöttelte, ist Optimist, wenn er in die Zukunft schaut. Das beweisen jene Verse von ihm:

Un jour tout sera bien, voilà notre espérance;
Tout est bien aujourd'hui, voilà l'illusion. *)

Die meisten Schriftsteller des XVIII. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des gegenwärtigen sind derselben Ansicht gewesen und erklären einstimmig, daß das menschliche Leben immer besser und besser wird; wie es auch heute sein mag — es kommt der Tag, da es sich lieblich gestalten wird.

„Einst wird Alles gut gehen, das ist unsere Hoffnung;
Alles geht heute gut, das ist eine Illusion."

Will man diese Theorie von der unbeschränkten Perfectibilität *) des Menschen kennen lernen, wie sie mit allen ihren Consequenzen und mit förmlichem „Glaubensenthusiasmus“ dargelegt ist, so lese man das "Tableau des progrès de l'esprit humain" (1795), verfaßt von Condorcet kurz vor seinem Tode in jenen grausen Schreckenstagen, die jene Lehre aufs empfindlichste Lügen zu strafen schienen. „Die Natur,“ sagt Condorcet aufs bestimmteste, „legt unseren Hoffnungen keinerlei Schranken an.“ Er führt uns ein bezauberndes Bild von bezaubernden Zeitaltern vor: Ueberall wird Friede sein, Gerechtigkeit wird unter den Menschen im Schwange gehen, die Wissenschaften werden sich vervollkommnen und vereinfachen, so daß sie in Jedermanns Bereich sind; infolge besserer Gesetze wird auf Erden Wohlstand herrschen, für alle Völker wird's eine Universalsprache geben und selbst der Tod wird fast besiegt sein, denn das menschliche Leben wird immer länger werden. — Was wir auch immer von der unbeschränkten Perfectibilität halten mögen: sicher ist's, daß, wenn wir unsere Zeit mit den vorigen vergleichen und unser Leben mit dem in andern Jahrhunderten, wir nicht umhin können, zu constatiren, daß in gar vielen Dingen sich ein großer Fortschritt realisirt hat; die Gerechtigkeit wird besser administrirt, Leben und Eigenthum sind sicherer und auch besser geschützt als in den dunkeln Tagen des Mittelalters. —

Taine behauptet, daß es im XI. Jahrhundert unter siebzig Jahren vierzig Hungerjahre gegeben habe. Es ist bekannt, daß zur Zeit Ludwig XIV. der französische Landmann nur die halbe Zeit des Jahres Brod hatte, während er in der andern Hälfte von Kastanien leben mußte. Anno 1739 sagte der Marquis von Argenson, daß, obwohl zur Friedenszeit und in Erwartung einer guten Ernte, die Menschen damals doch vor Hunger wie Fliegen um ihn herum todt zu Boden gestürzt seien und daß Viele Gras aßen. „Der Herzog von Orleans,“ erzählt er, „brachte kürzlich ein Stück von irgend etwas, was man Brod nannte, von dem man aber wirklich nicht wußte, was es war, in die Staatsrathsversammlung, legte es auf den Tisch des Königs und sprach: „Sire, dies ist die Speise Ihrer Unterthanen?“ Im Jahre 1760 — so berichtet wenigstens eine Denkschrift, die dem landwirthschaftlichen Congreß zu Paris präsentirt und am 8. März 1847 von dem Journal des Débats wiedergegeben wurde — gab's nur 17,000,000, die Weizenbrod zu essen hatten, 1843 dagegen schon 20,000,000 und die übrigen Bürger hatten eine Nahrung, die weit besser als in früheren Zeiten war. Die Wohnungen und Kleidungsstücke hatten sich auch weit verbessert, denn der Wohlstand war ein besserer geworden. Die Erfindung der Baumwolle hat viel dazu beigetragen, daß es soweit gekommen ist, daß von 1814—1860 dieselbe Quantität Leinwand von 16 Francs auf 2 sank. Sogar die Luxusartikel und Lustbarkeiten kosten heute weniger Geld. Den Eisenbahnen und vielen andern Errungenschaften der Jetztzeit verdanken wir eine Menge Bequemlichkeiten, die unsern Vätern versagt waren.

*) Perfectibilismus, d. i. Behauptung einer fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

Wir wollen auch auf die verschiedenen Maschinen hinweisen, die dem Menschen bei seiner Arbeit und in der Vermehrung seiner Kräfte helfen. Man will berechnet haben, daß im Jahre 1860 die Industriemaschinen in Groß-Brittanien weit mehr ausrichteten, als die Gesammtkraft des ganzen Menschengeschlechts. Hieraus kann man schließen, wie sich der Reichthum vermehrt und die äußere Lebenslage verbessert hat und zwar Dank den Erfindungen der Maschinen. Da diese zweifelsohne unablässig vermehrt und vervollkommnet werden, so kann man immer noch größere Resultate erwarten.

5. Was in dem vorigen Abschnitt dargelegt ist, sollte den Pessimismus doch zu dem Geständniß treiben, daß, wenn das Leben auch noch nicht für Alle angenehm ist, es wohl mit der Zeit dahin kommen wird vermöge des Fortschritts, der schon so viel verbessert hat und, weit davon entfernt, still zu stehen, seinen Marsch von Tag zu Tag beschleunigt. Allein der Pessimismus hält sich nicht für besiegt und antwortet darauf, wie er meint, ganz schlagend:

Alles das mag wohl wahr sein, allein das gibt uns weder einen höhern Grad von Glück als unsern Vätern, noch werden unsere Kinder einen solchen haben. Der Mensch ist nicht glücklich, je nachdem er besitzt, sondern je nachdem er zufrieden ist mit dem, was er besitzt. Nun sind wir aber so erschaffen, daß, je mehr wir haben, wir auch desto mehr haben wollen, und kaum haben wir das Gewünschte erlangt, so haben wir auch schon neue Projecte, die uns mehr als je plagen. Wenn wir irgend einen Nächsten, etwa einen unsersgleichen, sehen, dessen Stellung höher ist als die unsrige, so bilden wir uns gleich ein, daß er glücklicher als wir ist, und blicken vielleicht mit Neid auf ihn; könnten wir aber in den Grund seiner Seele dringen, so würden wir gar leicht erkennen, daß seine Stellung ihm kein Glück verschafft hat. Der Arme hält den Reichen für glücklich, der Reiche aber weiß aus Erfahrung, wie eitel der Reichthum ist, der, obwohl er ihn vor allerlei Sorgen und Mangel schützt, ihn doch nicht vor der Uebersättigung und dem Ueberdrusse bewahrt. Das, was man von den verschiedenen Stellungen der Einzelwesen sagen kann, läßt sich gleicherweise von den aufeinanderfolgenden Ständen der Civilisation behaupten: es ist ganz sicher, daß die Hilfsquellen sich von Jahrhundert zu Jahrhundert vermehren, allein es kommen auch viel mehr Bedürfnisse dazu. Nach der Lehre der Pessimisten wachsen die Bedürfnisse und vermehren sich mit größerer Rapidität als die Ressourcen; die Unzufriedenheit wird immer lauter, denn je weniger der Mensch von gewissen materiellen Bedürfnissen absorbirt wird, einen desto höheren Flug nimmt sein Verstand und er erkennt um so leichter, daß das Glück fehlt. Es ist eine bekannte Sache, daß Rousseau behauptete, der Mensch sei in Wirklichkeit im wilden Zustand glücklicher, als wenn er civilisirt sei. Hartmann erweitert diese Idee und erklärt, daß wir nicht dem Glücke entgegengehen, sondern noch größeren Leiden, und daß der Terminus der menschlichen Entwicklung nicht Friede und Freude, sondern Lebensüberdruß sein werde.

6. Auch hier muß man vermuthen, daß die Wahrheit sich zwischen den beiden Extremen befinde, nämlich zwischen den Anbetern des Fortschritts

auf der einen Seite und denen, die denselben als Quelle noch größeren Elendes betrachten, auf der andern. Man müßte wirklich die Sache bis ins Unwahrscheinliche übertreiben, um die Behauptung zu wagen und aufrecht zu halten: je besser man situirt ist, desto unglücklicher ist man, — und daß der arme Landmann zur Zeit Ludwigs XIV. viel zufriedener sein mußte, wenn er in seiner elenden Hütte verhungerte, als ein fleißiger Tagelöhner unserer Zeit, der guten Lohn bekommt und eine bequeme Wohnung hat.

Aber deßhalb ist es nicht weniger gewiß, daß die entgegengesetzte Meinung den Einfluß zu sehr übertreibt, den die äußere Lebensstellung auf den Wohlstand des Menschen ausübt; es ist nicht weniger gewiß, daß der Wohlstand nicht immer ein größerer wird in Folge von viel Hilfsmitteln und Bildung, und daß man auf andere Elemente Rücksicht nehmen muß, auf welche der Optimismus nicht in dem Maße Gewicht legt, wie es sein sollte. Das Leben ist in weit größerem Maße reich als arm geworden und trotzdem hat sich gegenwärtig die Zahl der Selbstmorde verdoppelt. In Frankreich z. B. legten im Jahre 1840 von 100,000 Personen 8 Hand an sich selbst und anno 1877 sogar 16 von 100,000, d. i. 6000 Selbstmorde mehr in einem Jahre. In andern Ländern geht's in dieser Beziehung nicht besser. Die Proportion der Selbstmorde nach der Profession ist wie folgt: 12 Landleute, 15 Tagelöhner, 15 Kaufleute und 30 wissenschaftlich Gebildete. Dies könnte dem Anschein nach beweisen, daß die Entwicklung des Verstandes, entfernt davon, uns das Leben lieber zu machen, uns zur Verachtung desselben treibt. So groß der Werth der Bildung und Gelehrsamkeit auch sein mag, so würde es doch Thorheit sein, sich einzubilden, daß sie an und für sich die Quelle des Glücks sein müßte, ohne von gesunder moralischer Herzensbildung und Willensrichtung begleitet zu sein.

Viele halten die Gelehrsamkeit für die größte Wohlthäterin der Menschen und müssen nach ihrem Dafürhalten der Fortschritt der Wissenschaft und die Verbreitung der Aufklärung alle Uebel curiren; „sie bieten Ersatz für die altmodischen religiösen Ideen, die aus dem Herzen des modernen Menschen weichen müssen."

Wir wissen die Wohlthaten der Wissenschaften und der intellectuellen Bildung sehr wohl zu schätzen, um so mehr, da wir darin für die wahre religiöse, d. i. christliche Idee keine Gefahr erblicken, allein wir müssen doch erklären, daß die unbeschränkten Hoffnungen, die Einige hegen, Hirngespinnste sind. Die Gelehrsamkeit an und für sich, als einfache Entwicklung des Verstandes, ist nichts Anderes als ein Werkzeug, das sowohl zum Guten als Bösen dienen kann. Wir räumen ein, daß es nicht möglich ist, daß eine Gesellschaft, die aus Ignoranten und Blödsinnigen besteht, ganz glücklich sein kann; es kann aber auch gar wohl der Fall sein, daß eine Gesellschaft von geschickten und intelligenten Menschen weiter nichts als ein Conciliabulum von . . . Taugenichtsen ist. Es steckt im Menschen ein moralisches Element, welches, wenn krankhaft, eine Leidensquelle für das Einzelwesen oder die Gesellschaft werden kann, und dies moralische Element ist nicht so ganz und gar

von der Entwicklung der Intelligenz abhängig, daß von dem Fortschritt derselben nothwendigerweise die Besserung des Menschen das Resultat sein müßte. Es ist ganz wahrscheinlich, daß, wie groß der Fortschritt auch immer sein mag, es immer noch Trauer im Herzen und Frevel in der Gesellschaft geben wird, und daß, „zu was für einer Stunde des Tages oder der Nacht die Welt auch untergehen mag, man versichert sein darf, daß der Vorhang fallen wird, wenn ein Fuchs einer Gans den Kopf abbeißt oder ein Gottloser irgend einen Gerechten würgt."

Uebrigens abgesehen von diesem moralischen Element, in dessen Verschlechterung der Philosoph Kant das Radicalübel der menschlichen Natur erblickte, wodurch unserem Geschlecht stets Leiden verursacht werden, werden wir immer gewissen Uebeln ausgesetzt sein, die von außen kommen. Laßt uns wirklich einmal den Fall setzen, daß die Wissenschaft die höchste Stufe der Vollkommenheit erlangt habe, daß leibliche Gebrechen verschwunden seien, so wird darum der Tod doch nicht unterdrückt, noch jene grausige und schmerzliche Trennung, welche er zur Folge hat. Der Tod findet sich gerade als nothwendiges Resultat der Lebensfunctionen ein. Je mehr das Herz sich veredelt hat, je zarter und reiner seine Empfindungen sind, um so schmerzlicher wird für dasselbe der Verlust der Freunde sein.

Das Einzige, was angesichts des Todes der Seele des Menschen Frieden verleihen kann, sind die religiösen Hoffnungen. Vergebens mahnt uns der Positivismus, *) ohne Schmerz das nothwendige Ende eines jeden individuellen Daseins zu erwägen; unser Herz wird stets gegen die Macht der Gruft protestiren. Ernst Renan sagte einst, nachdem er die Philosophie Littre's charakterisirt hatte: „Ich bekenne, daß, wenn ich vor berühmten Todten gestanden bin, mir die heroische Resignation immer sehr schwer geschienen hat. Nach einer Idee, die Herr Littre bewunderte, ist der Tod nur eine Function, und zwar die letzte und ruhigste. Nun, ich finde ihn verhaßt, abscheulich, unsinnig, wenn er seine eisigkalte Hand auf die Tugend und das Genie legt."

Laßt uns von dieser Idee das aristokratische Siegel, welches ihr Auctor ihr aufgedrückt, losmachen und erklären, daß der Tod — entsetzlich, sowohl wenn er einer Familie die sittsame, liebevolle Mutter oder einem Kinde die Eltern entreißt, als wenn er von der Welt einen ihrer strahlendsten Sterne verschwinden läßt — immer für die Menschheit eine unversiegbare Leidensquelle sein wird.

7. Die Lehre vom unbeschränkten Fortschritt wird auf's entschiedenste von den Behauptungen der Naturwissenschaften negirt, die doch ihre feste Grundlage sein sollten. Diese Wissenschaften beweisen uns effectiv, „daß in der sichtbaren Welt Alles, was wächst, sich einst auflösen und vergehen muß, daß die Menschheit nicht ewiglich auf Erden fortdauern kann, denn diese unsere Erde wird schließlich ihre Fruchtbarkeit verlieren, wie die Sonne ihre Wärme. Dieses Ende ist eine ausgemachte Sache, mögen auch die Apostel

* Das System, Alles nur von seiner wirklichen und materiell vorhandenen Seite zu nehmen.

des Fortschritts und Glücks sich gleichgiltig dagegen gestellt haben.“ Dessenungeachtet behauptet Fourier *) (französischer Socialist, † 1837), der Erfinder des Phalansteriums, daß der aufsteigenden Periode eine absteigende entspreche, welche im Weltuntergange ende. Dieser Zeitraum des Verfalls ist unvermeidlich, wofern nicht die Erde vergeht, ehe sie wegen einer allmäligen Erkaltung den letzten menschlichen Generationen immer weniger Ressourcen darbeut.

Diese Zukunft ist nicht sehr schmeichelhaft und der Optimismus und die schönen Träume Condorcets sind sehr weit zurückgeblieben.

Die Lehre vom irdischen Fortschritt kann ihre Versprechungen nicht erfüllen und man wagt heute auch nicht recht, von einer kein Ende nehmenden Verbesserung des menschlichen Lebens zu reden. Was aber eine beschränkte Verbesserung betrifft, die nur eine Zeitlang währt, um dann in traurigem Verfall zu enden, eine Verbesserung, von der nur einige Generationen den Vortheil haben, ohne daß irgendwie bewiesen werden könnte, daß sie ihnen auch wirklich wahres Glück bringen müßte, — so wäre das noch lange kein triftiger Grund, uns zu enthusiasmiren, noch erhielte das Leben dadurch einen wahren Werth. Wenn dieses keinen absoluten Zweck hat, so kann der Werth desselben auch nicht absolut sein und läßt sich nur unter dem Gesichtspunkt der persönlichen Sensibilität schätzen: für den, dem es gut geht, ist das Leben etwas Gutes, für den Unglücklichen ist es eine Bürde und zwar eine unnütze. —

Wie so ganz anders wird's, wenn wir die Dinge mit dem religiösen Glauben untersuchen oder besser gesagt: mit dem christlichen Glauben, welcher in Wirklichkeit nichts Anderes ist als der religiöse Glaube in seiner ganzen Kraft, Ausdehnung und Wahrheit. Auf Gott fußend, stellt dieser Glaube einen festen Punkt inmitten dieses immensen Strudels von Veränderlichem hin. Gott ist der Ewige und Allem, was Er heiligt, prägt Er den Stempel der Ewigkeit auf. Nach dem Evangelium ist die Geschichte des Menschen kein Phänomen, das vorübergehen muß, ohne Folgen zurückzulassen, kein Lichtkörper, der hinter sich einen flüchtigen Stern zurückläßt und auf ewig erlischt. Nach dem Evangelio ist das Menschengeschlecht dazu berufen, hier etwas Ewiges vorzubereiten, und der Schöpfer bestimmt es dazu, einst vor Seinem väterlichen Antlitz eine immense selige Familie zu bilden, deren alleiniges Gesetz die Liebe sein wird. JEsus Christus, der HErr, hat ihr den Namen Himmelreich gegeben. Die irdische Geschichte der Menschheit wird ein Ende nehmen, aber das Himmelreich nicht; es wird ein ewiges und definitives Königreich der Gerechtigkeit, Heiligkeit und des wahren Glücks sein.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, hat das Leben einen wirklichen und großen Zweck. Man kann wirken für Etwas, was nimmer vergehen wird. Die Tugend ist kein eitler Wahn, denn Wohlfahrt, Gerechtigkeit und Liebe sind keine vergänglichen Phänomen, sondern dazu da, daß sie über die

---

*) Phalansterium, französisch phalanstère, gemeinschaftlicher Wohnort und Arbeitsanstalt für ein Phalanx, d. i. Gesammtheit von 400 Familien.

Zeit triumphiren und in die Ewigkeiten hinein bleiben. Nicht eine einzige ehrliche Anstrengung, die man wegen dieser großen Dinge macht, wird im Abgrund des Verderbens zu Grunde gehen, denn das Himmelreich ist gleich einem immensen Tempel, dessen unzerbrechbare Mauern jeden Stein, ja das kleinste Sandkorn, das in demselben ist, vor der Zerstörung schützen.

Einen solchen Zweck dem Leben zusprechen ist nichts Anderes, als demselben einen immensen, unbeschränkten Werth verleihen, einen absoluten Werth, in dem Sinne, daß das Leben sich nicht verändert nach den Umständen oder dem größeren oder kleineren Grad von Glück, das dem Einzelnen hinieden zufällt. Alle sind nach dem Evangelio auf gleiche Weise berufen, für das Kommen des Himmelreiches zu wirken. Jeder, der nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachtet, darf versichert sein, daß seine Arbeit nicht umsonst sein, sondern ewige Früchte bringen wird, welcher Art diese Arbeit auch sein mag und unter welchen Umständen er sie auch verrichtet.

Bewundernswerther Gedanke, der das Leben in hohem Grade veredelt! Man gibt wohl vor, daß das Christenthum das Leben verachten lehre, indem es unsern Blick gen Himmel richten heiße; doch daran, daß es uns gen Himmel weist, sollte man erkennen, daß es dem Leben seinen wahren Werth assignirt. Ohne den Himmel verfolgt das Leben keinen wahren Zweck: die besten Aspirationen des Menschen verlieren sich in der Leere und seine besten Bemühungen sind vergeblich; ohne den Himmel ist das Leben nur eine Mischung von Leiden und Freuden, die kein Herz zufriedenstellen kann. Schaut man gen Himmel, so verwandelt sich das Leben in eine Reise, in einen herrlichen Kampf um ein ewiges Königreich. Die Stunde der Ruhe und des Triumphs wird man sicherlich nicht geringschätzen und das Herz des Christen wird sich dem süßen Hauch ungetrübter Freuden öffnen, ohne vom Fieber der Sehnsucht verzehrt zu werden, welches die menschliche Seele auch in ihren besten Stunden naget und plaget, wenn sie keine andere Schätze als die kennt, die der Wind auf seinen Fittichen entführen kann. Ist der Christ durchdrungen von Dank gegen Den, der der HErr der Zeit und der Dinge ist, der die Blumen auf dem Felde gesäet und dem Bach sein sanftes Rauschen gibt, so ist seine Freude rein und edel. Und was die Mühsale der Reise und die in dem heiligen Kriege erhaltenen Wunden betrifft, — was hat die größere oder geringere Anzahl derselben auf sich? Es ist wahr, daß, so tapfer der Streiter auch sein mag, er doch nicht unempfindlich ist, allein die Wunden werden seinen Muth nicht schwächen, denn sein ist der Triumph, ein ewiger, glorreicher.

Dies ist der Optimismus des Evangeliums, der sich nicht scheut, die Dinge anzusehen, wie sie wirklich sind, und zu bekennen, daß das Leiden in dieser Welt gar groß ist. Wir haben die Wahrheit des Evangeliums nicht beweisen wollen; wir haben nur das dargelegt, was das Evangelium uns vom Werth des Lebens lehrt, allein ist das nicht ein gewaltiges Argument zu Gunsten der Wahrheit des Evangelii, daß **es allein** uns das Leben trotz all seiner Unvollkommenheiten und Leiden schätzen lehrt?

Hamburgische Perikopen-Reihe.

Eingesandt von P. A. Berens.

Wie in verschiedenen Kirchen Deutschlands, z. B. in Sachsen, Würtemberg 2c., so ist auch in der evangelisch-lutherischen Kirche Hamburgs seit Jahren neben den altbewährten kirchlichen Perikopen eine neue sorgfältig ausgewählte Textreihe mit besonderer Berücksichtigung des Kirchenjahres eingeführt, um bei dem in Deutschland bis jetzt meist noch zu Recht bestehenden Perikopenzwange dennoch eine größere Freiheit und Abwechselung zu ermöglichen. Unsere Evangelische Synode kennt nun zwar keinen Zwang; wer aber bei der Textwahl für die sonntägliche Predigt sich nicht subjektiver Willkür und Einseitigkeit hingeben will, der wird eben so gern sich in dem einen Jahre der alten herrlichen Perikopen bedienen, wie ihm in einem andern Jahre eine neue und doch bereits erprobte Textfolge willkommen ist. Mit Rücksicht hierauf dürfte die nachfolgende Mittheilung der neuen Hamburgischen Perikopen, in welchen eine Reihe der herrlichsten und tiefsten Abschnitte heiliger Schrift zur Verwendung kommen, manchem Amtsbruder vielleicht erwünscht sein. Möge des Herrn Segen ihren Gebrauch begleiten, wo in Demuth und Treue und mit betendem Herzen zur Erbauung und Belebung der Gemeinde daraus geschöpft wird.

Sonntag.	Evangelien.	Epistel.
1. Advent	Matth. 3, 1—6. Johannis des Täufers Predigt und Erfolg.	Jeremias 31, 31—34. Verheißung des neuen Bundes.
2. „	Matth. 3, 7-12. Johannis der Täufer predigt den Pharisäern.	Eph. 1, 3—6. Vom geistlichen Segen in himmlischen Gütern.
3. „	Matth. 10, 32—42. Vom Bekenntniß und Kreuz.	1 Cor. 3, 11—17. Vom Grund, welcher ist Jesus Christus.
4. „	Lukas 17, 20—24. Wann kommt das Reich Gottes.	1 Tim. 1, 12—17. Vom theuer werthen Wort.
1. Weihnachtstag	Joh. 1, 1—14. Vom Wort, das Fleisch geworden.	Ebräer 1, 1—6. Vom Sohn Gottes als dem Erben über Alles.
2. „	Luk. 19, 10. Des Menschensohns Kommen, Suchen u. Seligm.	1 Joh. 4, 9—11. Von der Liebe Gottes.
Nach Weihnachten	Psalm 90, 1—12. Von des menschlichen Lebens Hinfälligkeit.	Judä V. 17—21. Von den Spöttern der letzten Zeit.
Am Neujahrstage	Ps. 111 (oder freier Text). Danksagung für Gottes Segen.	Ebräer 13, 14. (oder freier Text) Keine bleibende Stadt.
Nach Neujahr	Matth. 16, 1—4. Von Christo werden Zeichen gefordert.	Jakobus 4, 13—17. So der Herr will und wir leben.
Epiphanias	Jesaias 42, 1—8. Der Knecht Jehovahs.	Jes. 55, 3—11. Vom ewigen Bund, Gedanken u. Wege Gottes.
1. nach Epiphanias	Matth. 3, 13—17. Christi Taufe im Jordan.	1 Petri 2, 1—4. Von der vernünftigen lautern Milch.
2. „ „	Mark. 6, 17—29. Herodis Gastmahl; des Täufers Tod.	Epheser 4, 11—16. Von Erbauung des Leibes Christi.
3. „ „	Mark. 1, 14—22. Christi Predigt; Petri Berufung.	Epheser 2, 4—10. Aus Gnaden seid ihr selig geworden.
4. „ „	Joh. 1, 43—51. Philippi und Nathanaels Berufung.	1 Tim. 6, 6—11. Des Gottseligen großer Gewinn.
Mariä Reinigung	Matth. 19, 13-22. Von den Kindlein und vom reichen Jüngling.	Psalm 103, 1—13. Lobe den Herrn, meine Seele.
5. nach Epiphanias	Matth. 10, 16—31. Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe.	2 Cor. 6, 14—18. Vom Joch der Ungläubigen u. Tempel Gottes.
6. „ „	Lukas 9, 57—62. Von Christi Nachfolge.	Ebräer 3, 12—19. Vom verstockten Herzen.
Septuagesimä	Lukas 10, 38—42. Maria und Martha; Eins ist noth.	Röm. 5, 1—5. Frucht der Gerechtigkeit und des Glaubens.
Sexagesimä	Matth. 11, 25—30. Von den Unmündigen und Mühseligen.	2 Petri 1, 2—9. Vom Leben und göttlichen Wandel.
Estomihi	Matth. 16, 21—27. Christus verk. sein Leiden, schilt Petrus.	Ebräer 2, 9—18. Christus, durch Leiden vollkommen gemacht.
Invocavit	Lukas 20, 9—20. Von den bösen Weingärtnern.	1 Cor. 1, 18—25. Das Wort vom Kreuz.
Reminiscere	Lukus 7, 36—50. Christi Salbung.	1 Petri 4, 1—5. Vom Leiden am Fleisch.
Oculi	Lukas 13, 1—9. Gleichniß vom unfruchtbaren Feigenbaum.	1 Petri 1, 13—25. Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig.
Lätare	Joh. 12, 42—50. Vom Glauben, Gericht und Christi Wort.	1 Tim. 6, 12—16. Der gute Kampf des Glaubens.
Judica	Joh. 8, 28-36. Aus Christi Unterred. m. d. Juden üb. s. Person.	Röm. 8, 31—39. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?
Mariä Verkündigung	Matth. 1, 18—23. Christi Geburt.	Jer. 33, 14—18. Dem David ein gerecht Gewächs verheißen.
Palmarum	Joh. 12, 23-33. Stimme vom Himmel: Ich habe ihn verklärt.	Ebr. 12, 1—6. Jesus, der Anfänger u. Vollender des Glaubens.
Gründonnerstag	Lukas 22, 14—23. Vom Abendmahl und Verräther.	1 Cor. 10, 16—22. Vom gesegneten Brod und Kelch.
Charfreitag	Freie Texte — vom Leiden und Sterben Christi.	
1. Ostertag	Matth. 28, 1—10. Christi Auferstehung.	1 Petri 1, 3—9. Vom Glauben und dessen Ende.
2. „	Joh. 20, 11—18. Maria und der Auferstandene.	1 Cor. 15, 12—22. Von Christi und unserer Auferstehung.
Quasimodogeniti	Joh. 11, 25—27. Ich bin die Auferstehung und das Leben.	1 Cor. 15, 50—58. Von der Zeit der letzten Posaune.
Misericordias Domini	Luk. 24, 36—47. Jesu erste Erscheinung im Kreise sr. Jünger.	Röm. 10, 9—17. Vom Bekenntniß und Glauben.
Jubilate	Joh. 21, 1-14. Des Auferstand. Erscheinung am See Tiberias.	2 Cor. 4, 6—11. Von dem Schatz in irdischen Gefäßen.
Cantate	Joh. 21, 15—19. Simon Johanna, hast du mich lieb?	1 Joh. 2, 14—17. Von den Vätern, Jünglingen und Kindern.
Rogate	Joh. 21, 20—25. Petri Frage wegen Johannes.	Jakobus 1, 2—12. Von Anfechtung, Weisheit und Glauben.
Christi Himmelfahrt	Lukas 24, 49—53. Von Christi Himmelfahrt.	Col. 3, 1—4. Vom Trachten nach dem, was droben ist.
Exaudi	Mark. 4, 26—32. Das Reich Gottes, ein Same und Senfkorn.	1 Joh. 5, 9—15. Gottes Zeugniß von seinem Sohne.
1. Pfingsttag	Ap. Gesch. 2, 38—41. Petri Ermahnung u. Frucht sr. Predigt.	Epheser 1, 9—14. Vom Geheimniß des Willens Gottes.
2. „	Ap. Gesch. 2, 42—47. Zustand der ersten christlichen Gemeinden.	Epheser 2, 19—22. Von der Behausung Gottes im Geist.
Trinitatis	Matth. 28, 16—20. Christi Taufbefehl.	1 Cor. 2, 7—14. Von der verborgenen Weisheit Gottes.
1. nach Trinitatis	Ap. G. 4, 1-12. Der Apostel Verfolgung n. d. Lahmen Heilung.	Jakobus 2, 8—13. Vom Halten des Gesetzes.
2. „ „	Ap. Gesch. 4, 13—21. Die Apostel bedroht, gestäupt u. befreit.	Jakobus 2, 14—24. Von dem Glauben und den Werken.
3. „ „	Matth. 19, 3—9. Frage von der Ehescheidung.	Jakobus 4, 1—10. Der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft.
4. „ „	Lukas 4, 16—21. Jesus in der Schule zu Nazareth.	2 Tim. 3, 12—17. Vom Nutzen der heiligen Schrift.
Tag Johannis d. Täufers	Joh. 3, 23—30. Er muß wachsen, ich muß abnehmen.	Ap. Gesch. 19, 1—6. Von der Johannistaufe.
5. nach Trinitatis	Luk. 12, 15—21. Vom reichen Mann, deß Feld wohl getragen.	Gal. 2, 16—21. Von des Gesetzes Werk und vom Glauben.
Mariä Heimsuchung	Zephanja 3, 14—17. Zion, aufgefordert zum Jauchzen.	Psalm 33, 1—12. Herzensfreude an Gottes Wohlthaten.
6. nach Trinitatis	Joh. 4, 5—24. Jesus am Jakobsbrunnen.	1 Thess. 4, 9—12. Von brüderlicher Liebe und Arbeit.
7. „ „	Ap. Gesch. 5, 34—42. Gamaliels Rath.	1 Petri 2, 5—10. Vom köstlichen Eckstein in Zion.
8. „ „	Lukas 17, 7—10. Von unnützen Knechten.	1 Tim. 4, 1—9. Gefahr d. letzten Zeit; Uebung d. Gottseligkeit.
9. „ „	Ap. Gesch. 8, 14—24. Von Simon, dem Zauberer.	2 Tim. 2, 3—13. Der gute Streiter Jesu Christi.
10. „ „	Ap. Gesch. 8, 26—39. Vom Kämmerer aus Mohrenland.	Röm. 1, 16—21. Das Evangelium eine Gottes-Kraft.
11. „ „	Luk. 9, 49—56. Jakobus u. Joh. wollen Feuer vom Himmel.	Röm. 3, 23—31. Gerecht — allein durch den Glauben.
12. „ „	Ap. Gesch. 9, 1—20. Pauli Bekehrung.	Phil. 2, 12—18. Schaffet, daß ihr selig werdet.
13. „ „	Lukas 15, 11—19. Vom verlornen Sohne I.	Phil. 2, 1—4. Von der Einheit des Sinnes in Liebe u. Demuth.
14. „ „	Lukas 15, 20—32. Vom verlornen Sohne II.	Phil. 3, 8—16. Von der Erkenntniß Jesu Christi.
15. „ „	Ap. G. 14, 8—20. Paulus und Barnabas für Götter gehalten.	Röm. 14, 1—12. Von den Schwachen im Glauben.
16. „ „	Ap. Gesch. 16, 16—34. Paulus und Silas zu Philippi.	Röm. 14, 13—23. Niemand gebe ein Aergerniß.
Am Tage Michaelis	Psalm 103, 15—22. Von den Menschen und Engeln.	Ebräer 1, 13 — 2, 8. Vom Dienst der Engel.
17. nach Trinitatis	Ap. Gesch. 17, 16—28. Paulus in Athen.	Röm. 7, 18—25. Vom Wollen und Vollbringen des Guten.
18. „ „	Mark. 10, 35—45. Vom Sitzen zur Rechten und Linken.	Röm. 13, 1—7. Von der Obrigkeit.
19. „ „	Ap. Gesch. 19, 23—40. Groß ist die Diana der Epheser.	Col. 3, 17 — 4, 1. Christliche Haustafel.
20. „ „	Ap. Gesch. 20, 17—38. Pauli Abschied in Milet.	Jak. 3, 13—18. Von der Weisheit, die von oben herab kommt.
21. „ „	Ap. Gesch. 21, 8—14. Pauli Bande geweissagt.	1 Joh 3, 1—3. Welche Liebe uns der Vater erzeiget.
22. „ „	Ap. Gesch. 24, 24—27. Paulus vor Felix.	2 Thess. 3, 6—13. Vom Bruder, der unordentlich wandelt.
23. „ „	Mark. 12, 38—44. Jesus am Gotteskasten.	Phil. 1, 21—30. Ich habe Lust abzuscheiden.
24. „ „	Luk. 20, 27—40. Gespr. Jesu m. d. Sadd. v. Auferst. d. Todten.	2 Tim. 4, 1—8. Vom Werk eines evangelischen Predigers.
25. „ „	Joh. 14, 1—6. Viele Wohnungen in meines Vaters Haus.	2 Cor. 5, 1—10. Vom Abbruch der irdischen Hütte.
26. „ „	Matth. 24, 42—51. Von Christi Zukunft.	Offenb. 21, 1—7. Von dem neuen Himmel und der neuen Erde.
27. „ „	Matth. 5, 8—12. Die letzten Seligpreisungen.	Ebr. 12, 22—25. Ihr seid gekommen zu dem Berge Zion.

Der Unterschied zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe.

Referat von A. Breitenbach.

(Schluß.)

Wie daher das Recht durch das Gesetz vom Staate ausgeht, so hat derselbe auch die Rechtspflege zu seiner Aufgabe. Denn nicht der Einzelne soll sich eigenmächtig Recht verschaffen, das würde zuletzt zur Anarchie führen; sondern die Macht des Ganzen soll es ihm gewähren, weil durch die Rechtsverletzung der Rechtssinn der Gesammtheit verletzt wird. Es ist daher auch nicht blos Sache des Gekränkten, sondern der ganzen sittlichen Gesellschaft daß das Unrecht aufgehoben, der angerechtete Schaden ersetzt, der begangene Frevel gesühnt werde. Denn das Recht ist eine öffentliche Angelegenheit, die darum auch die Oeffentlichkeit verlangt, insofern es nicht im Interesse der guten Sache selbst liegt, jene im Einzelfalle zu beschränken. Selbstverständlich kann sich die Rechtspflege aber nicht auf das Innere, auf die Gesinnung und Ueberzeugung erstrecken, sondern nur auf die nach außen zu Tage tretenden Handlungen und Unterlassungen.

Der Staat straft also, weil gesündigt ist, und damit fernerhin nicht gesündigt werde. Er nimmt deßhalb den Verbrecher in Zucht, vereinsamt ihn gegenüber der Gesellschaft, gewöhnt ihn an geordnete Arbeit, und sucht so das Recht im Willen des Verbrechers, der sich von dem Rechte eben abgewendet hat, wieder herzustellen. Die angedachte, wie auch die vollzogene Strafe ist also in den Händen des Staates das einzige Mittel, um den Rechtssinn zur Herrschaft über die Selbstsucht und die Willkür zu verhelfen. Denn wie das Gute und das wahre Wohl eins sind, so fordert auch das sittliche Gefühl, daß dem Guten Gutes, dem Bösen Böses zu Theil werde. Es fordert, daß derjenige, welcher Unrecht gethan hat, erfahre, daß seine That ein Mißbrauch seiner Freiheit war; und daß ihm durch die Beschränkung seiner Freiheit, also durch die Freiheitsstrafe, sein begangenes Unrecht zu Gemüthe geführt und so das Recht als das allein Mächtige und nur allein Geltende zum Bewußtsein gebracht werde. Darum setzt also das Gesetz eine bestimmte Strafe auf die Uebertretung, und es wäre wohl machtlos und kein Gesetz mehr, wenn die gerecht verhängte Strafe nicht vollzogen würde. Der Staat ruht auf dem Rechte, das heißt mit andern Worten: der Staat kann nur bestehen, wenn er das Recht zur Grundlage hat. Das Recht ist somit die oberste Macht im Staate und muß eben Recht bleiben auch dem Widerspenstigen gegenüber, darum fordert es Strafe für die freventliche Verletzung.

Die juristische Strafe bezweckt mithin die Wiederherstellung des durch das Unrecht verletzten Rechtes. Und in dem hat Curtmann in den von ihm vorhin angeführten Worten Recht. Wenn er aber diesen Begriff darin gleichstellt mit der „Abschreckung" vor ferneren Uebertretungen, so ist das nicht zutreffend. Die juristische Strafe ist durchaus nicht ein Mittel zur Besserung des Sünders. Mag sich immerhin die Besserung in einzelnen Fällen mit

der Strafe verbinden, es ist jedoch nicht das Recht, welches die Besserung fordert. Und ebensowenig hat die eigentliche Strafe die Bedeutung der „Abschreckung," wenngleich sich unwillkürlich etwas „Abschreckendes" mit derselben verbindet, weil sie den ganzen Ernst der Gerechtigkeit offenbart. Die Strafe ist eben lediglich Strafe; d. h. mit andern Worten, sie ist die Aufrechterhaltung des Rechts gegenüber dem Ungehorsam. Es ist mithin in erster Linie immer das verletzte Recht, welches seine Wiederherstellung durch die Strafe fordert; alles andere ist rein nebensächlich und kommt erst in zweiter Linie in Betracht. Und ebenso wenig hat Lübker mit seiner Behauptung Recht, daß die juristische Strafe „ohne Ansehen der Person" richte. Nach altem bekannten Sprichwort können zwei ganz dasselbe thun, und es ist doch nicht dasselbe. Das erkennt auch die juristische Strafgerechtigkeit wohl an und läßt Milderungsgründe gelten.

Das Recht und seine Wiederherstellung setzen indessen die Freiheit und Verantwortlichkeit des Uebertretens voraus. Denn wenn die Strafe sich auch nur an die Handlung als solche hält, und das Recht nur diese und nicht die Gesinnung trifft, so hat doch die Strafe darauf wohl Rücksicht zu nehmen, ob die That überlegt oder unüberlegt, in blinder Leidenschaft oder im Drange der Noth, oder gar vielleicht aus einer bestimmten Absicht und um eines zu erreichenden Zweckes willen geschehen ist, wodurch sie gemildert erscheint. Jedes sittliche Thun, wie auch jedes unsittliche, geht hervor aus der Freiheit des menschlichen Willens. Denn der Mensch ist in seinem Thun und Lassen frei und darum auch für alle seine Handlungen selbst, persönlich verantwortlich und haftbar. Darauf beruht nun die Zurechnungsfähigkeit. Denn die Zurechnung ist das Urtheil, durch welches ausgesagt wird, daß ein bestimmter äußerer Erfolg als That aus dem „Ich" einer bestimmten Person hervorgegangen sei, und zwar mit freier Entschließung des Willens. So unterscheidet die staatliche Handhabung des Rechtes Thaten der Uebereilung und Thaten des Vorbedachts. Sie unterscheidet die sittliche Verirrung von der grundsätzlichen Bosheit und untersucht genau die Art und Weise des Zusammenhangs, in welchem das einzelne Wollen zu der bleibenden Norm des Wollens, d. h. zu dem Charakter steht. Der Grad der Sünde in Bezug auf ihre Schuld und ihre Zurechnung hängt somit von der geistigen Beschaffenheit, besonders von seiner Erkenntniß ab. Dieselbe That ist für den einen schuldvoller als für den andern, weil jener eine höhere Erkenntniß von dem Rechte und dem Unrechte hatte. Der Grad der Zurechnung und damit auch der Grad der Strafe steigt und fällt mit dem Grade der sittlichen Erkenntniß des Menschen. Denn je klarer und bestimmter der Mensch das Recht als solches erkannte, und je mehr er mit Bewußtsein dem Rechte zuwiderhandelte, um so viel stärker und schwerer muß auch die Strafe sein.

Ein nicht ungewöhnlicher Irrthum ist es, daß nur die beabsichtigte, also die bewußte Sünde einem Menschen zugerechnet werde. Das beweist hinlänglich die landläufige Redensart: „Ein Unwissender sündigt nicht!" Allerdings mildert der Mangel an Erkenntniß die Schuld der Sünde und damit

auch ihre Zurechnung. Das beweist uns die Fürbitte des Herrn am Kreuze für seine Feinde: „Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun." Der Herr will damit sagen, sie wissen nicht in welchem Grade, wie entsetzlich sie sündigen. Die Unwissenheit soll hier ausdrücklich zur Milderung der Verschuldung dienen. Könnte sie dieselbe aber vollständig aufheben, so wäre es ja höchst überflüssig gewesen für dieselbe um Vergebung zu beten. Außerdem sagt ja Christus ausdrücklich: „Der Knecht aber, der seines Herrn Willen weiß und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viele Streiche leiden müssen. Der es aber nicht weiß und hat doch gethan, das der Streiche werth ist, wird wenig Streiche leiden." (Luk. 12, 47. 48). Hier wird also ganz fest und bestimmt gesagt, daß auch der, welcher in Unwissenheit sündigt, gestraft werden soll, wenn gleich in geringerem Grade als der, welcher mit Bewußtsein sündigt. Verschiedene Grade der Zurechnung werden also durchweg auch in der hl. Schrift wohl anerkannt. Vergl. Matth. 11, 22. 24.; Luk. 11, 32.; 1 Tim. 13, 16. Sollte die Unwissenheit den Menschen von aller Zurechnung freisprechen, so müßte die Verbindlichkeit des Gesetzes für ihn auf seiner rein zufälligen und wechselnden Erkenntniß desselben beruhen. Das Gesetz ist aber ein Gesetz des menschlichen Wesens, d. h. es ist in seinem Wesen mit begründet, wie das das Gewissen des Menschen bezeugt, gleichviel ob der Mensch in den einzelnen Fällen von ihm weiß oder nicht. Ja, die Unwissenheit selber ist im letzten Grunde nur eine Folge der sittlichen Verirrung des Menschen. Denn in derselben liegt, wenn sie in Verbindung mit dem Charakter angesehen wird, eine Verschuldung für denselben; nämlich die, daß er die Stimme seines Gewissens überhört. So weit kann die Unwissenheit den Grad der Sünde wohl mildern, aber die Sünde selber nicht aufheben.

Hier, bei der Freiheit und der Verantwortlichkeit des Menschen, und der daraus hervorgehenden Zurechnungsfähigkeit, sind wir also bei dem bei weitem wichtigsten Punkte unserer Untersuchung über den Unterschied zwischen der juridischen und der pädagogischen Strafe angelangt, den wir vor allen Dingen fest im Auge behalten müssen. Der Staat hat es nämlich mit erwachsenen Menschen zu thun, deren Wille in gewissem Sinne vollständig ausgebildet ist. Richten wir nun unseren Blick auch auf die zweite hier in Betracht kommende Anstalt, auf die „Schule."

Wie der Staat, so ist auch die Schule eine Gesammtheit von Individuen, die zu einem gemeinsamen Zwecke verbunden sind. Auch diese Idee kann nur der Bestimmung des Menschen entnommen sein; sie kann, gleich wie beim Staate, nur in der Idee der Sittlichkeit gefunden werden. Beim Staate waren es jedoch vorzugsweise erwachsene Menschen, die dort in Betracht kamen, hier dagegen sind es Kinder, die erst erzogen werden sollen. Mit anderen Worten, ihr W i l l e soll erst ausgebildet und in die rechte Bahn geleitet werden. Das geschieht aber durch die Erziehung. Während also bei dem Erwachsenen die Erziehung wenigstens r e l a t i v vollendet ist, ist sie bei dem Kinde noch in unausgesetzter Thätigkeit. Wäre der Mensch geblieben, wie er aus

Gottes Schöpferhand hervorging, so bedürfte er keiner Erziehung. Der Wille des Menschen würde sich dann dem hl. Gotteswillen gemäß entfalten, wie wir das bei dem Jesuskinde sahen. Seit er aber gefallen ist, gilt das göttliche Urtheil: „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf." Gen. 8, 21. Das will sagen, sein Wille ist allezeit statt auf das Gute und Rechte, auf das Böse und Rechtswidrige gerichtet. Und deshalb bedarf der Mensch, resp. das Kind, der Erziehung. Durch dieselbe soll der Wille des Kindes wieder in das rechte Geleise gebracht und gestärkt werden allezeit, das Rechte und das sittlich Gute zu wollen. Das kaum in die Welt getretene Kind lebt noch ganz in der Sinnlichkeit befangen und ist daher unvermögend, dem starken Zuge der sinnlichen Triebe zu widerstehen. So ist es unfrei, weil es der Macht der Sinnlichkeit noch hingegeben ist. Es soll aber frei werden und die Macht der Sinnlichkeit überwinden und beherrschen lernen. Die völlige Hülflosigkeit der geistigen Natur des Menschen, mit welcher er ins Erdendasein tritt, und aus welcher er sich eben erst mit dem Erwachen und Wachsen seines geistigen Lebens erhebt, bedingt also die Erziehung. Denn die Erziehung ist eben nichts anderes als die Einwirkung Mündiger auf Unmündige, damit diese in den Stand gesetzt werden, mit Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit in stetem Fortschritte dem ihnen vorgesteckten Ziele zuzustreben. Oder mit andern Worten: Durch die stetige Einwirkung Mündiger auf Unmündige sollen diese in den Stand gesetzt werden, sich selber erziehen zu können. Die Selbsterziehung ist also das Ergebniß oder das Resultat aller Erziehung, durch Mündige auf Unmündige ausgeübt, und fängt somit da an, wo die Erziehung aufhört.

Alles, was die Natur hervorbringt, hat einen ganz geringen Anfang und ist im Gefolge der stetigen Entwickelung unterworfen. Der mächtige Baum, dessen Gipfel den Wolken zustrebt und dessen weithin sich ausbreitende Aeste dem ermüdeten Wanderer kühlen Schatten und Erquickung bieten, entsteht aus einem unscheinbaren Keime. Auch der Mensch ist nach Gottes Willen diesem allgemeinen Gesetze der allmählichen Entwickelung unterworfen. Denn auch er entsteht aus einem zarten Keime, der im Mutterschoße auf geheimnißvolle Weise sich fortbildet, um, wenn die Zeit erfüllet ist, aus dem Dunkel hervorzutreten und fortan unter dem Einflusse des Lichts und der liebenden Pflege der Eltern zu einem vollkommenen Zustande heranzureifen. Das Kind, wenn es in die Welt eintritt, ist zwar Mensch, aber noch nicht im höheren Sinne des Worts. Es ist erst ein werdender Mensch. Das Werden des Menschen geschieht nun durch die Entwickelung, worunter man alle Veränderungen versteht, welche der Mensch seinem leiblichen Organismus wie seinem Seelenleben nach während seines irdischen Daseins durchläuft. Die Entwickelung ist somit die fortlaufende Veränderung des ganzen Menschen. Jede Veränderung aber ist Bewegung; mithin ist das wahre, eigentliche Wesen der Entwickelung Bewegung.

Wie aber alles in der Natur nach bestimmten Gesetzen entsteht und fortwirkt, so geht auch die Entwickelung des Menschen, sowohl im leiblichen als

im geistigen nach bestimmten Gesetzen vor sich. Dem nur oberflächlichen Blicke scheint es zwar alles Regellosigkeit und Willkür zu sein; denn die Entwickelung tritt unter den verschiedenartigsten Verhältnissen und unter den mannigfaltigsten Formen auf. Sehen wir jedoch etwas tiefer auf den Grund, so bemerken wir unter dieser Hülle scheinbarer regelloser Mannigfaltigkeit Regeln und Gesetze, nach welcher die Entwickelung vor sich geht. Obenan stellen wir das Gesetz der Stetigkeit. Denn an jeder Veränderung, sowohl im leiblichen wie im geistigen Sinn des Menschen, schließt sich eine neue an, so daß die Entwickelung des Menschen in keinem Momente stille steht. Diese Stetigkeit ist in der Aufeinanderfolge und dem Verlaufe der verschiedenen Entwickelungs-Perioden: Kindheit, Jugend und Mannesalter unverkennbar. Aber auch dem innern, dem kausalen Zusammenhange nach ist die Entwickelung des Menschen eine stetige; denn die Natur macht niemals Sprünge. In jeder Entwickelung des Menschen liegt daher schon wieder der Grund zu einer neuen.

Als ein geistiges Wesen ist jedoch der Mensch nicht an die Nothwendigkeit der Entwickelungsgesetze in dem Grade gebunden, wie die Natur, die der Gewalt des blinden Naturtriebes anheim gegeben ist, vielmehr greift er durch freie Selbstbestimmung in seine eigene Entwickelung thätig ein. Alle Entwickelungen des Menschen gehen aber weiter auch in einer gewissen Reihenfolge vor sich. Das ist das Gesetz der Stufenfolge. Denn die einzelnen Theile und Systeme des Körpers wie der Seele entwickeln sich nicht gleichzeitig, sondern nach einander. Ehe z. B. die Kräfte der Seele sich entfalten können, muß zuvor das Organ der Seele, der Körper, sich bis zu einer gewissen Stufe entfaltet und gebildet haben. Und auf ähnliche Weise entwickeln sich auch die Kräfte der Seele nur nach einander. So erfolgen auch alle Entwickelungen des Menschen in bestimmten Verhältnissen zu einander. Das ist das Gesetz der Verhältnißmäßigkeit. Denn die einzelnen Organe und Kräfte des Menschen entwickeln sich eben nur soweit, als ihr Verhältniß zum Ganzen es erfordert.

An die bisher genannten Entwickelungsgesetze schließen sich dann noch andere an, die wir hier jedoch übergehen können, da es hier nur darauf ankam, nachzuweisen, wie die Schule es mit Kindern zu thun hat, deren Wille erst durch die Erziehung bis zu einem gewissen Grade hin ausgebildet werden soll. Diese nach Naturgesetzen vor sich gehende Entwickelung hat der Mensch mit den Thieren gemein. Was ihn aber von diesen unterscheidet, das ist das Selbstbewußtsein und die Freiheit, mit welchen er in seine Entwickelung einzugreifen vermag. Das Selbstbewußtsein äußert sich aber in seinen Willensäußerungen auch beim kleinsten Kinde. Und das sittliche Unvermögen des zum reellen Bewußtsein gekommenen Menschen ist nicht ein Mangel seiner Erkenntniß, sondern eine Schuld seines Willens. Im Willen ist daher der Zugang der Sünde wie des Heils. Daraus aber ergiebt sich, daß der Mittelpunkt aller wahren Erziehung „die Bildung des Willens“ ist. Denn der Wille des geschaffenen Menschengeistes unterscheidet sich von dem urbildlichen Gotteswillen dadurch, daß er nicht wie dieser ein in sich vollendeter und abge-

schlossener, noch ein zum Ziele gelangter ist. Der endliche Menschengeist kann und soll das Gute, als den Zweck seines Lebens erreichen, aber er kann auch, was er eben nicht soll, von diesem Ziele abweichen. Und die Geschichte der ersten Menschen in Eden zeigt uns, daß der Mensch wirklich den verkehrten Weg eingeschlagen hat, daß sein Wille in eine verkehrte Richtung hinein gerathen ist. Auf die Uebereinstimmung des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes ist die menschliche Natur aber angelegt. Da nun der menschliche Wille sich aus freier Selbstbestimmung von dem Willen Gottes abgewendet hat, so gilt es, ihn wieder in Uebereinstimmung mit dem hl. Gotteswillen zu bringen. Das will sagen, der durch die Sünde geknechtete und sittlich unfrei gewordene Menschenwille soll wieder sittlich frei und gut werden. Er soll dahin gelangen, daß er mit Passavant zu reden, sagen kann: „ich will, ich will, ich will Gottes Willen!" Und diese Uebereinstimmung wieder herzustellen, dazu soll eben die Erziehung durch Zucht und Strafe mitwirken. Denn die Zucht, als das dritte Moment der Erziehung, geht vorzugsweise auf den Willen des Zöglings, weil die Selbsterziehung oder Selbstbildung des Zöglings das Ziel aller Erziehung ist. Ist die Erziehung an diesem Punkte angelangt, daß der Zögling im Stande ist, seine Erziehung und Bildung selbstständig und ohne direkte Mitwirkung eines andern weiter zu führen, so hat sie ihr Ende erreicht und ist überflüssig geworden. Die Selbstbildung ist jedoch nur unter der Bedingung der Selbstständigkeit im Denken und Wollen möglich; denn der Mensch kann und soll seine Bestimmung nur durch sich selbst, durch seine eigene freie Thätigkeit und Selbstbestimmung erreichen oder doch erstreben.

Da erhebt sich nun aber die Frage: „Wie wird nun dies Ziel der Selbsterziehung und wahren Selbstbildung durch die Erziehung bei dem Kinde erreicht? Oder mit andern Worten: welche Mittel hat die Erziehung anzuwenden, damit das Kind zu diesem Ziele gelange?" Die Erziehung ist vor allem Erweckung und Belebung der vorhandenen Kraft. So soll denn der dunkle Trieb des Willens im Kinde auch zur Klarheit des bewußten Strebens gebracht werden, oder, wie wir vorhin sagten, der sittlich unfreie Wille soll wiederum frei werden. Das will sagen, der Wille des Kindes soll durch die Erziehung zur Anerkennung des Sittengesetzes und zur Unterwerfung unter dasselbe gebracht werden. „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht," ruft der Apostel Paulus aus. Röm. 7, 18. Dasselbe zeigt sich uns schon beim kleinsten Kinde, und ein aufrichtiger Blick in unser eigenes Herz bestätigt es uns, daß Selbstsucht der Realgrund alles Bösen, aller Sünde ist. Denn der Wille des Kindes in seiner verkehrten Richtung sucht sich schon im frühesten Kindesalter als Eigensinn geltend zu machen, der mit aller Zähigkeit etwas festzuhalten, etwas zu erreichen oder zu verwirklichen bemüht ist; nicht, weil es irgend einen Werth für ihn hat, oder angenehm für ihn ist, oder Unangenehmes abwehrt, sondern weil er das Objekt eben zu seiner Willensthätigkeit gemacht hat. Ein Zwillingsbruder des

Eigensinns ist der **Trotz**, dieses widersetzliche Bestehen auf einer Sache, der sich beharrlich weigert, die vernünftigsten und berechtigtsten Anforderungen anderer zu erfüllen, selbst dann nicht, wenn er sie innerlich als wohl berechtigt anerkennt, blos weil er seinen Kopf darauf gesetzt hat, sie nicht zur Geltung kommen zu lassen, sondern sich im Gegensatz dazu zu behaupten. Wer kennt sie nicht als Erzieher diese beiden schlimmen Feinde aller Erziehung? Wird nun der Eigensinn, dieses Festhalten nicht des sittlichen und vernünftigen Sinnes, sondern des eigenen, von der allgemeinen Vernunft losgelösten Sinnes, nicht in der frühesten Jugend schon gebrochen, so artet er bei immer größerer Steigerung später zum Starrsinn aus. Diese beiden schlimmen Feinde nun zu beseitigen wendet die Erziehung die **Strafe** an, die allemal da eintritt und eintreten muß, wo der Zögling sich durch einfache oder verstärkte Erinnerung nicht bewegen läßt, Gebot und Vorschrift zur Richtschnur seines Verhaltens zu nehmen. Dies Mittel der Zucht hat daher auch von jeher eine wichtige Rolle in der Erziehung der Kinder gespielt. Mag es immerhin wahr sein, wenn man die Behauptung aufgestellt hat, die christliche Schulzucht müsse darauf gerichtet sein, den Stock, die Ruthe oder den S t r ä p p als das Mittel zur körperlichen Strafe entbehren zu können; so kann dies doch immer nur als Ziel gelten. Bei der mangelhaften Vorbildung und der sittlichen Beschaffenheit der Kinder, wie sie oft genug hier zu Lande, besonders in den Großstädten aus den untersten Schichten der Bevölkerung der öffentlichen, manchmal auch unseren Gemeindeschulen überwiesen werden, wird doch der Stock als letztes zwar, aber immerhin als Zucht- und Strafmittel wohl noch geraume Zeit geduldet werden müssen. Denn die tagtägliche Erfahrung zeigt uns nur zu deutlich, daß ohne den Sträpp und seine Anwendung nicht wohl durchzukommen ist, wenn man anders eine gewisse Sorte von Schulbuben nicht ganz will verwildern lassen. Man tadelt freilich jene alte Zeit, wo die strengere Zucht, die in den Familien und Schulen herrschte, und die besonders in körperlichen Strafen sich aussprach, allein der Tadel wird oft zu hart und ungerecht. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß in einzelnen Fällen die Erziehung zu Zuchtmitteln ihre Zuflucht nahm, die ihrer höchst unwürdig waren, ja der Humanität geradezu Hohn sprachen, wie z. B. das Umhängen eines Eselsbildes, das Niederknien der Kinder auf einer scharfen Holzkante, ungekochten Erbsen u. dergl. Aber was die Strenge der Zucht an sich betrifft, so solle man dieselbe nicht so bitter und gehässig tadeln. Es galt eben damals als ein unbestreitbarer pädagogischer Satz, der auch nicht erst eines Nachweises bedürfe, daß die Strafe in der Erziehung nothwendig sei, einerseits, um Uebertretungen von Geboten und Vorschriften zu sichern und andererseits, die Wiederholung derselben wo möglich zu verhüten und so den dem Bösen zugeneigten Zögling zu bessern. Und es ist auch nicht zu leugnen, daß unter der sehr strengen, eisernen Zucht der damaligen Zeit die Kinder sich an Ordnung, Regelmäßigkeit, Fleiß und gute Sitte mehr gewöhnten denn heute. Heut zu Tage ist man der entgegengesetzten Ansicht. Man will den Stock, die Ruthe, den Sträpp gänzlich aus der Schule verbannt wissen, indem man meint,

durch Erregung angenehmer Empfindungen das Kind leichter gewinnen zu können. Der Erfolg entspricht aber keineswegs den gehegten Erwartungen. Man sieht daher auf der einen Seite, weil durch die Erfahrung in bitterer Weise enttäuscht und belehrt, wohl ein, daß man ohne Strafe nicht wohl durchkommen kann, andererseits jedoch kann man aus lauter Humanität sich nicht entschließen, zu dem Prinzipe der Furcht wiederum seine Zuflucht zu nehmen. Man will daher die körperliche Züchtigung als Strafe nicht ganz aufheben, sie jedoch mit der Humanität des Jahrhunderts in Einklang bringen. Die Strafe soll daher wohl wirksam sein, aber dem Lieblinge nicht wehe thun. So erhebt sich denn gleich ein Zetermordio, wenn erregte Lehrer bei ungezogenen Schlingeln den Sträpp vielleicht etwas zu rücksichtslos mit dem Allerwerthesten in Berührung bringen. — Probatum est!

Mag immerhin die Pädagogik der Gegenwart berechtigt sein, die Forderung aufzustellen, die christliche Schulzucht müsse darauf gerichtet sein, den Stock, die Ruthe, den Sträpp, als Mittel der körperlichen Strafe entbehren zu können, so kann dies doch immer nur als zu erstrebendes Ziel gelten. Was aber als Ziel gilt, darf niemals als geltende Norm aufgestellt werden. Die Stockzucht, so hart das Wort für weichliche Ohren auch klingen mag, ist doch der sittlichen Verwilderung und Zuchtlosigkeit gegenüber, wie sie in der Gegenwart in den Häusern durch die Charakterschwäche so vieler Eltern so ungemein um sich greift und aus den Häusern auch ins Leben dringt, wohl bei weitem das kleinste Uebel.

Die Strafzucht der Schule ist nun theils ein nothwendiges Mittel für ihren Zweck, um Stille, Ordnung und rege Aufmerksamkeit bei den Kindern zu erzielen, deren jugendlicher Sinn so sehr zur Flatterhaftigkeit und Zerstreutheit neigt; theils ist sie ein Heilverfahren gegenüber der Thorheit und Verkehrtheit des jugendlichen Herzens. Denn „Thorheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Ruthe der Zucht wird sie ferne von ihm treiben," sagt ja schon der Weise des Alterthums. So dient sie eben der Willensbildung des Kindes, die, wie wir schon vorhin erkannt haben, der Mittelpunkt aller Erziehung ist. Denn es gilt ja, den Willen desselben mit dem hl. Willen Gottes und damit mit der sittlichen Weltordnung in Uebereinstimmung und in Einklang zu bringen.

Man hat zwar die Behauptung aufgestellt, daß die von dem Erzieher verhängte körperliche Strafe die Besserung ebenso wenig bewirken könne, wie die juridische. Das ist jedoch wenigstens in etwa ungenau ausgedrückt. Die juridische Strafe hat, wie wir vorhin dargelegt haben, ihren nächsten Zweck in der Wiederherstellung des durch die Uebertretung verletzten Rechtes. Ob sich die Besserung des Verbrechers damit verbindet, ist der juridischen Strafe als solche an sich ganz gleich. Sie will nur die Thätigkeit und Unantastbarkeit des Gesetzes feststellen, und daher kann bei ihr die Besserung des Missethäters nur nebensächlich, also erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Mit der pädagogischen Strafe oder der Strafe der Schule verhält es sich jedoch wesentlich anders. Zwar ist die Schule auch eine sittliche Gemeinschaft, die

als solche gewisser Gesetze (Schulgesetze) bedarf, damit das Ganze in Ordnung und Regelmäßigkeit fest zusammen gehalten werde. Jede Verletzung derselben zieht, gleich wie im Staate, die Verletzung des Rechts, die Strafe nach sich. Die juridische und die pädagogische Strafe stehen mithin nahe bei einander. So nahe sie indessen zusammenzustehen, ja sich zu berühren scheinen, so findet doch ein erheblicher Unterschied zwischen beiden statt. Dieser besteht nach unserer bisherigen Ausführung darin, daß der Staat es mit erwachsenen Menschen zu thun hat, bei denen der Wille wenigstens relativ vollkommen ausgebildet ist, während er bei den Kindern erst ausgebildet und in die rechte Bahn geleitet werden soll. Allerdings kann die Strafe als solche die Besserung nicht bewirken, wohl aber ist sie ein Mittel dazu, daß dies Zeil erreicht werde. Denn sie will das Kind ernstlicher als es Ermahnung, Warnung und Drohung thun, auf Gebot und Vorschrift hinweisen und seinen Willen von dem sittlich Bösen ab- und dem sittlich Guten zukehren. Das Kind, welches eben noch allzusehr am Sinnlichen hängt, muß durch dies stärkere Reizmittel von dem Bösen zurückgeschreckt und dem sittlich Guten zugewendet werden. Was bei der juridischen Strafe nur so nebenbei und in zweiter Linie in Betracht kommt, die Abschreckung, das tritt bei der pädagogischen Strafe in den Vordergrund. Denn die Abschreckung von der ferneren Verletzung der sittlichen Ordnung ist bei der Strafe der Schule die Hauptsache. Das eigensinnige und trotzige Kind wird bestraft, damit es von seinem Eigensinne und Trotze ablasse.

Man hat weiter geltend gemacht, die Besserung sei nicht das Werk einer kurzen Zeit und vereinzelter Mittel, sondern erfordere eine längere fortgehende Einwirkung. Das ist ja sehr richtig; aber deshalb dauert ja auch der erziehliche Einfluß auf das Kind durch eine ganz bestimmte Reihe von Jahren hindurch fort. Wenn man dann aber an solche Behauptung die Frage geknüpft hat, wie kann denn aber durch Strafe die Besserung hervorgerufen werden, da doch die Strafen einzelne, schnell vorübergehende Akte sind? so verräth das wieder eine ganz oberflächliche Auffassung der Sache der Erziehung. Denn man übersieht, daß die Erziehung ja eben durch Jahre sich fortsetzende Einwirkung auf das Kind zur Bildung des Willens desselben ist. Wir unterscheiden daher auch eine dreifache Willensbildung; nämlich: 1. die unmittelbare Willensbildung. Sie geschieht besonders durch Gewöhnung, Verhütung und Vorbild und findet in Sonderheit ihre Anwendung in den sieben ersten Lebensjahren des Kindes; 2. die Willensbildung nach dem Gesetze der Zucht. Diese kommt vorzugsweise in den Schuljahren des Kindes zur Anwendung und kommt daher für uns besonders in Betracht. Sie geschieht auf Grund der vorhin erwähnten Schulgesetze, die der Schule dienen wie die Gesetze des Staates dem sittlichen Gemeinschaftsleben der Erwachsenen, indem sie das sittliche Band für das Gemeinschaftsleben der Schule bilden.

Die Schulzucht hat demnach vor allem das äußere Verhalten des Schülers in der Schule zu ordnen; doch ist sie hierauf nicht allein beschränkt, son-

dern ihre Aufgabe reicht noch weiter. Sie soll durch Gewöhnung auch das innere Leben des Kindes regeln und so bewirken, daß es auch in seinen Gedanken, in seinem Begehren wie in allen seinen Entschließungen dem Willen Gottes gemäß sich verhalte. Die Schulzucht ist mithin diejenige Thätigkeit der Schule, durch welche die Schüler zur Frömmigkeit und zum sittlichen Gemeingeiste gewöhnt werden sollen, so lange sie nicht im Stande sind, sich mit Einsicht und Selbstthätigkeit dazu zu bestimmen. Sie hat aber in Bezug auf ihre äußere Macht einen bedeutend geringern Spielraum als die Zucht des Hauses und der Familie. Die letztere ist fast nur beschränkt durch das moralische Gesetz, die Schulzucht hat leider aber noch weitere Schranken; denn die Rechte der Familie gehen nur zum Theil auf die Schule über, so daß dieselbe in ihrer Zucht auch durch die Familienrechte oft nur zu sehr beschränkt und gehemmt wird. Daß dies so vielfach von den Lehrern übersehen wird, scheint uns ein Hauptgrund mit zu sein, weshalb dieselben, wie wir schon eingangs bemerkten, so häufig mit den Staatsgesetzen in Konflikt gerathen.

Aus dieser unserer Darlegung ist nun der dritte Punkt, der Unterschied zwischen der pädagogischen und der juridischen Strafe klar geworden, und können wir uns daher kurz darüber fassen. Die Schule hat die Aufgabe, durch Pflege und Zucht dem noch unmündigen Menschen dazu zu verhelfen, daß er mit Freiheit des Willens seine sittliche Bestimmung erstrebe und also in seinem späteren Leben ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werde. Die Schulzucht hat es daher nur mit Unmündigen zu thun, deren Verstand und Wille erst ausgebildet werden soll. Der Staat dagegen befaßt sich nur mit Mündigen, d. h. mit solchen Menschen, deren Wille und Verstand ebenso weit gebildet ist, daß sie mit vollem Bewußtsein und klarer Erkenntniß sich in ihrem Thun und Lassen selbst bestimmen können. Demgemäß gestaltet sich auch die Strafe der beiden Institute. Die Schule straft, um dem Willen des Kindes erst zu der sittlichen Freiheit zu verhelfen, damit er aus freiem Entschluß sich für das sittlich Gute bestimmen lerne. Der Staat dagegen straft den Uebertreter seiner Gesetze, um ihm das Recht als sittliche Macht und somit als etwas Heiliges und Unantastbares hinzustellen, welches er ungeahndet in freier Willkür nicht überschreiten darf.

Kirchliche Rundschau.

Daß mancher kostbare Tropfen Tinte und manches Pfund theurer Druckerschwärze, das in theologischen Streitigkeiten verbraucht wird, auch gespart werden könnte, wird theoretisch wohl allgemein zugegeben, in der Praxis geht es aber meist im alten Geleise weiter. Eine Neuerung in dieser Hinsicht scheinen unsere lutherischen Brüder hier in Amerika anzustreben. Hatten voriges Jahr die Missourier durch einen Separatabdruck ihrer Artikel gegen uns dieselben glaubhaft zu machen gesucht, so verfährt das Lutherische Kirchenblatt in ähnlicher Weise, nur daß sein Artikel etwas mehr abgelagert ist.

Die Theologische Zeitschrift hatte nämlich in der Mainummer von 1883, Seite 107 u. folg. versucht, einige auf unsere evangelische Synode bezügliche dunkle Stellen der „amerikanischen Beleuchtung der amerikanischen Reisebilder" von Dr. Pfleiderer etwas

aufzuhellen. Angesichts der bekannten lutherischen Ueberzeugungstreue in der Verdammung der evangelischen Synode hatte zwar weder der Schreiber des Artikels noch wahrscheinlich auch irgend einer der Leser der Theologischen Zeitschrift darauf gerechnet, daß unsere evangelische Synode bei den Lutheranern Anerkennung finden würde. Wir wollten nur unsern lutherischen Brüdern vom Generalconcil den Dienst thun, die unhaltbaren Begründungen ihres Urtheils über uns nachzuweisen, so daß sie wenigstens veranlaßt würden, nach anderen zu suchen. Denn ihr Urtheil über uns wollen sie ja doch nicht ändern, weder auf Stellen der heiligen Schrift noch auf helle, klare Gründe hin, die von uns vorgebracht werden. Leider ist auch diese Willfährigkeit unsern Widersachern gegenüber vergebens gewesen; sie lassen ihre alten Artikel buchstäblich wieder abdrucken, wobei es ihnen natürlich leicht wird, ihre Hände von allen weitern „Tintengräueln" rein zu halten. Mag der Drucker die Richtigkeit des Gedruckten verantworten.

Wir aber sind in diesem Falle noch viel besser daran. Da nämlich der Artikel über unsere Synode sowie die Entgegnung darauf schon vor mehr als drei Jahren in der Theologischen Zeitschrift am angeführten Orte gedruckt worden ist, so können wir diesmal sowohl Tinte als auch Druckerschwärze sparen.

Das General-Konzil hat vom 21. bis 27. Oktober in Chicago getagt. Nicht vertreten waren die Iowa und Holston Synode. Die letztere, weil sie sich an die „Vereinigte lutherische Synode im Süden anschließen will; Iowa hatte, weil im „Lutheran" starke Angriffe gegen diese Synode erfolgt waren, sich veranlaßt gesehen keinen Delegaten zu senden, indeß waren die beiden Brüder Fritschel anwesend und betheiligten sich auch an der Besprechung der Iowa-Frage. Es wurde beschlossen, daß Iowa auch ferner die bisherige zuwartende Stellung gewährt werden solle.

Der Bericht der Heidenmission wies eine Einnahme von $10,986 und eine Ausgabe von $10,744 auf, der Missionsbote hatte bei einer Einnahme von $2364 einen Gewinn von $1515 aufzuweisen, während der Foreign Missionary eine Einnahme von $612 und eine Ausgabe von $1167 hatte. Die englische innere Mission hat neun Missionsfelder; eine Einnahme von $3553, eine Ausgabe von $2916 und eine Schuld von $1543. Die deutsche innere Mission hatte eine Einnahme von $5934, wozu das „Lutherische Kirchenblatt" $800 beigetragen hatte, und eine Ausgabe von $5927.

Die Agendenangelegenheit wurde weiter berathen und die Beichtformulare der betr. Komite mit geringen Aenderungen angenommen. Da die Berathung dieser Formulare das General-Konzil noch mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird, so wurde beschlossen, daß die Komite sämmtliche Formulare drucken lasse. Statistische Angaben über das Missionswerk der schwedischen Augustanasynode, das Bedeutendste im General-Konzil, finden sich nicht in den Berichten. Die Schweden betreiben ihre Mission ganz selbständig und unabhängig vom General-Konzil und zwar von Maine bis Californien. Ein besonderes Feld dieser Missionsthätigkeit findet sich in Utah, wo man die zum Mormonenthum übergetretenen Schweden wieder für das Christenthum zu gewinnen sucht.

Die Ohiosynode tagte vom 6.—12. Oktober in East Saginaw, Mich. Etwa 150 Pastoren und Delegaten waren anwesend. Wäre die Versammlung vollzählig gewesen, so hätten es etwa 265 sein müssen. Prof. Loy wurde als Präses gewählt.

Die reformirte Kirche in den Vereinigten Staaten gliedert sich in die Generalsynode, sieben Distriktssynoden und 52 Klassen. Die Zahl der Pastoren beträgt 788, die der Gemeinden 1468, die der Gemeindeglieder 176,937. Noch nicht konfirmirte Glieder 108,079. Anzahl der Taufen im letzten Jahre 15,897. An der Feier des heiligen Abendmahles betheiligten sich 140,649 Personen. Für wohlthätige Zwecke wurden $113,954 und für den Unterhalt der Gemeinden $746,122 aufgebracht. Von den sieben Distriktssynoden sind drei deutsch, die übrigen vorwiegend englisch. Drei Seminarien bestehen in der reformirten Kirche, worunter ein deutsches.

Bekannt ist, daß in Belgien die sociale Frage brennender ist als irgend anderswo und die römische Kirche hat dort einen thatsächlichen Beweis der Richtigkeit ihrer Verheißungen auf diesem Gebiet geliefert, indem sie reichlich Gelegenheit hatte, ungehindert zu wirken. Die klösterliche Bevölkerung Belgiens hat seit dem Jahre 1860 etwa doppelt

so stark zugenommen als die Bevölkerung Belgiens überhaupt. Im Jahre 1846 gab es dort 137 Männerklöster mit 2051 Gliedern und 642 Frauenklöster mit 9917, zusammen 779 Klöster mit 11,968 Angehörigen. Im Jahre 1880 bestanden 213 Mönchsklöster mit 4120 und 1346 Nonnenklöster mit 21,242, im Ganzen also 1559 klösterliche Anstalten mit 25,362 Mitgliedern. Seitdem sind diese Zahlen noch gestiegen, so daß gegenwärtig in Belgien sich etwa 30,000 Mönche und Nonnen befinden.

Der Greis im Vatican, der doch nach Windthorst die Welt regiert, hat wieder einmal den päpstlichen Nuntiaturen im Auslande eine Beschwerde über die unerträgliche Lage des heiligen Stuhles zugehen lassen, er droht sogar, was ihm übrigens Niemand mehr glaubt, Italien verlassen zu wollen. Freilich sagt er nicht, daß er selbst durch sein maßlos dreistes Breve vom 13. Juli nicht nur das italienische, sondern alle nicht nach kirchenstaatlichen Prinzipien regierte Völker geradezu herausgefordert hat und in den „antiklerikalen" Demonstrationen der Italiener nur die Früchte einer Saat geerntet hat, die er selbst ausstreute.

Dabei läßt sich der Papst mit tiefer Befriedigung von den holländischen Pilgern anreden als das vom Himmel gekommene lebendige Licht, dem Jesus Christus als dem legitimen Nachfolger des Apostelfürsten das unfehlbare Lehramt übergeben habe. Wem fällt da nicht 2 Theff. 2, 4 ein?

Schulnachrichten.

Lehrer Krusche, der die Gemeindeschule an der evang. Salemsgemeinde in Tonawanda, N. Y., bediente, hat einen Ruf als Lehrer an der evang. Zionsgemeinde in Johnstown, Pa., angenommen und wird daselbst Anfangs December sein Amt antreten. Die dadurch vakant gewordene Schulstelle in Tonawanda ist durch Lehrer Göring wieder besetzt worden.

Die Lehrerstelle an der evang. Zionsgemeinde in Evansville, Ind., ist durch die Resignation Lehrer Schlüers vakant geworden, aber bis jetzt noch nicht definitiv wieder besetzt.

Am Sonntagnachmittag, den 31. Oktober, beging die evang. Salemsgemeinde, in der Nähe von St. Louis, das Fest der Schulweihe. Die noch junge Gemeinde, die Sonntag, den 4. April d. J., ihre neuerbaute Kirche einweihte, ist durch die unermüdliche Thätigkeit ihres Pastors, J. J. Fink, zu der Einsicht und Ueberzeugung gelangt, daß eine deutsche evang. Gemeinde ohne eine deutsche evang. Gemeindeschule keine Zukunft hat. Darum hat sie an der Ostseite ihrer Kirche in Verbindung mit derselben, ein schönes geräumiges Schulhaus erbaut, über dessen Einweihung im Friedensboten berichtet ist, und in welchem nun ihre Kinder nicht nur für ihren irdischen Lebensberuf, sondern vor allem auch für ihre ewige Bestimmung zur Freude der Eltern christlich unterrichtet und erzogen werden. Die oben genannte Thätigkeit hat stets bedeutenden Einfluß auf die Gründung und das Gedeihen der Gemeindeschulen, und ist deßhalb zum Fortbestand und Wachsthum unserer deutschen evang. Gemeinden nicht nur wünschenswerth, sondern unumgänglich nothwendig.

Literarisches.

Kurzgefaßtes Wörterbuch zum griechischen Neuen Testament von Professor F. W. Stellhorn.

Auf dem engen Raum von 153 Octavseiten findet sich der ganze Wortvorrath des griechischen Neuen Testaments verzeichnet, mit Ausnahme einiger Eigennamen, die keiner lexikalischen Erläuterung bedürfen. Außer den Wortbedeutungen ist bei den Worten, die sich im klassischen Griechisch nicht finden, noch das Zeitalter ihres Aufkommens sowie das Vorkommen solcher Worte bei Dichtern, in der Septuaginta, bei Josephus oder den Kirchenvätern durch besondere Zeichen bemerklich gemacht. Gerade dieser geringe Umfang des Buches macht es recht brauchbar als Hilfsmittel dazu zu dienen, daß einem der Text des Neuen Testaments in der Ursprache geläufig und verständlich werde. Dazu ist aber auch das Buch ganz passend. Druck und Papier sind gut und der Preis ($1.25 ungebunden, $1.50 gebunden) ein billiger.